

Orbis Linguarum

Vol. 39

Wissenschaftlicher Beirat
Advisory board
Conseil Scientifique
Rada Naukowa

Leszek Berezowski
(Uniwersytet Wrocławski)

Edward Białek
(Uniwersytet Wrocławski)

Marcin Cieński
(Uniwersytet Wrocławski)

Rolf Fieguth
(Université de Fribourg)

Andrzej Kątny
(Uniwersytet Gdański)

Maria Kłańska
(Uniwersytet Jagielloński)

Danuta Rytel-Schwarz
(Universität Leipzig)

Georg Schuppener
(Universität Leipzig)

Carl Vettors
(Université du Littoral)

Mykola Zymomyra
(Дрогобицький державний педагогічний університет імені Івана Франка)

Institut für Germanische Philologie
der Universität Wrocław

Orbis Linguarum

Vol. 39

Festschrift zum achtzigsten Geburtstag
von Prof. Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig

Herausgegeben von
Edward Białek, Marek Bojarski, Aleksandra Kubicz
und Gerhard M. Oremek

Neisse
Verlag 

Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT

Dresden – Wrocław 2013

Orbis Linguarum 39/2013

Festschrift zum achtzigsten Geburtstag von Prof. Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig

Herausgegeben von Edward Białek, Marek Bojarski, Aleksandra Kubicz
und Gerhard M. Oremek

Gutachter:

Prof. Dr. Irena Jokiel (Uniwersytet Opolski)
Prof. Dr. Cezary Lipiński (Uniwersytet Zielonogórski)
Prof. Dr. Sławomir Piontek (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza, Poznań)
Prof. Dr. I.I. Seryakova (Kyiv National Linguistic University)
Prof. Dr. Elżbieta Skibińska (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Andreas Solbach (Universität Mainz)
Prof. Dr. Janina Wołczuk (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Paweł Zimniak (Uniwersytet Zielonogórski)

Redaktion:

Prof. Dr. Edward Białek / Dr. Justyna Kubocz

Uniwersytet Wrocławski
Instytut Filologii Germańskiej
Plac Nankiera 15
50-140 Wrocław
Tel. (+48) 713752863
e-mail: ebialek@atut.ig.pl
<http://www.ifg.uni.wroc.pl/stacjonarne/orbislinguarum.html>

© Orbis Linguarum 2013

ISSN 1426-7241
ISBN 978-3-86276-110-4
ISBN 978-83-7432-987-3

Neisse Neisse Verlag
Verlag e-mail: mail@neisseverlag.de, www.neisseverlag.de



Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
ul. Kościuszki 51 A, 50-011 Wrocław, Tel. (+48) 71 342 20 56 Tel./Fax (+48) 71 341 32 04
www.atut.ig.pl, oficyna@atut.ig.pl



Fot. Jerzy Katarzyński

Prof. Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig

Professor Norbert Heisig – ein Mensch mit Charisma und Leidenschaft

Hervorragender Wissenschaftler und Arzt, Ehrendoktor und Ehrenszenator der Universität Wrocław, Freund und Mäzen der Alma Mater Wratislaviensis, der er sich verbunden fühlt und für deren akademisches Leben er sich mit Leib und Seele engagiert, Begründer und Präsident der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Universität Wrocław, gebürtiger Breslauer und Wrocławer im Geist – das alles ist Prof. Norbert Heisig.

Seit vielen Jahren setzt sich Professor Heisig unermüdlich für die deutsch-polnische Verständigung ein. 2001 gründete er die Deutsch-Polnische Gesellschaft der Universität Wrocław – mit dem Ziel, einen Beitrag zur wissenschaftlichen Kooperation und zum Zusammenwirken von Deutschen und Polen zu leisten. Heute nach zwölf Jahren der erfolgreichen Zusammenarbeit darf ich sagen, dass dieses Ziel erreicht wurde. „Alles, was wir tun, gilt ausschließlich der Universität Wrocław [...]“, pflegte Professor Heisig mehrmals im Hinblick auf die Mission der von ihm geleiteten Gesellschaft zu sagen. In seiner Tätigkeit geht er aber weit darüber hinaus. Er engagiert sich für die gesamte akademische Gemeinschaft seiner Vaterstadt. Mit Eifer und eiserner Konsequenz wirbt er bei verschiedenen Stiftungen und privaten Sponsoren um Mittel zur Förderung und Unterstützung der Wrocławer Wissenschaft und Kultur und scheut dafür keine Zeit und Mühe. Als Fürsprecher des friedlichen Zusammenlebens in Europa und Kämpfer für die Aufrechterhaltung von grundlegenden Werten wie Frieden, Freundschaft und Aufrichtigkeit ist er von der Universität Wrocław mit dem Herzogin-Hedwig-von-Schlesien-Preis ausgezeichnet worden. Für seine außerordentlichen Verdienste um die Bewahrung der gemeinsamen europäischen Güter und sein langjähriges Wirken für die akademische Gemeinschaft der Stadt Wrocław hat ihn das Rektorenkollegium der Universitäten in Wrocław, Oppeln und Grünberg (KRUWOZ) am 15. November 2013 mit dem Rektorenpreis gewürdigt.

Professor Heisig ist ein edler Mensch mit großem Herzen. In allem, was er tut, ist er äußerst sorgfältig, verantwortungsvoll und zuverlässig. Ich schätze und achte seine Freundlichkeit und Güte sowie sein Engagement und seine Aufopferung für die Anliegen der Wrocławer Akademikergemeinschaft und der Wissenschaft außerordentlich. Er ist ein treuer erprobter Freund unserer Alma Mater, und ich weiß, dass ich mich immer auf ihn verlassen kann.

Abschließend möchte ich unserem lieben Jubilar zu seinem 80. Geburtstag meine herzlichsten Glückswünsche ausdrücken. Nach Goethes Worten hat jedes Jahrzehnt des Menschen sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Aussichten. In

Marek Bojarski

diesem Sinne darf ich ihm Gottes Segen auf all seinen Wegen, beste Gesundheit und alles Gute wünschen und nochmals für die großartige Arbeit für unsere Wrocławer Gemeinschaft danken. Von ganzem Herzen, lieber Jubilar!

Aus dem Polnischen von Marta Kuc

Dem Paten der Universität Wrocław Prof. Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig zum 80. Geburtstag

Der Jubilar, Prof. Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig ist Initiator, Ideengeber und Gründer der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Universität Wrocław. Wie kam es dazu?

Seine Erinnerungen und Erfahrungen seines Lebens prägten ihn und drängten ihn, sich für ein fruchtbares und auf Respekt basierendes Miteinander zu sorgen auf einem Gebiet, wo er lebenslang zu Hause war und sich zu Hause fühlte: in der Wissenschaft und in Breslau.

Es wurde und ist die Herzensangelegenheit von Professor Heisig, in diesem Rahmen die deutsch-polnische Wissenschaft der jungen Generation aktiv zu unterstützen und zu fördern. Es ist ein junges und brennendes Herz, das am Ende seiner Berufskarriere diese lang gehegte Vision zu verwirklichen sucht. Mit einigen überzeugten Verbündeten ruft er 2001 die Deutsch Polnische Gesellschaft ins Leben.

Professor Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig wurde am 24. November 1933 in Breslau geboren. Seit Generationen lebte seine Familie in der Odermetropole. Sein Vater, Rektor der katholischen Schule, lebte offenbar überzeugend vor, was Verantwortung und Sorge tragen für die kommende Generation heißt. So wuchs im Jubilar der für ihn typische Weitblick und das Verantwortungsbewusstsein anderen Menschen und der Jugend gegenüber, wie auch das Geschick und langer Atem in der Umsetzung der Vorhaben.

Die gute akademische Bildung erhielt er unter anderem am renommierten Maria-Magdalena Gymnasium in Breslau. Wen wundert's, dass Professor Heisig die Stadt seiner Kindheit und jungen Jahre in liebevoller Erinnerung behielt?

Durch die Kriegswirren wurde der Lebenslauf verändert.

Im Januar 1945 verließ er mit seiner Familie Breslau beim Vorrücken der Roten Armee und fand einen neuen Wohnsitz in der niedersächsischen Stadt Wolfenbüttel.

Dort setzte Professor Heisig die schulische Ausbildung fort. Er legte an der Großen Schule, einem Alt-Humanistischen Gymnasium, das Abitur ab.

Es folgte ein Medizinstudium und Altphilologie an den Universitäten Freiburg, Tübingen und Hamburg.

1960 promovierte er in dem Fachbereich Humanmedizin an der Universität Hamburg. 1967 folgte die Habilitation im Fach Innere Medizin in Hamburg, wo er als Wissenschaftlicher Assistent, von 1967 bis 1971 als Oberarzt arbeitete und 1971 den Ruf als Professor der Inneren Medizin erhielt.

Professor Heisig spezialisiert sich in mehreren Gebieten der Inneren Medizin wie Gastroenterologie, Diabetologie und Geriatrie.

In der Zeit von 1968 bis 2000 war er Mitglied von staatlichen Prüfungskommissionen des Fachbereiches Medizin der Universität Hamburg. Aus dieser Zeit gingen 39 Promotionsarbeiten hervor, mehr als 240 Beiträge in Lehrbüchern und wissenschaftlichen Zeitschriften hervor samt Forschungsaufenthalten in den USA und Skandinavischen Ländern.

Von 1972 bis zu seiner Emeritierung 2000 übte er ununterbrochen die Funktion des Chefarztes und Ärztlichen Direktors am Akademischen Lehrkrankenhaus der Universität Hamburg im Krankenhaus Reinbek-St. Adolfstift aus.

Der Wissenschaft und seiner Förderung bereits damals verpflichtet, initiiert Professor Heisig die Luise Eylmann Stiftung 1982 in Hamburg. Diese fördert junge Wissenschaftler in Deutschland und seit 2001 an der Universität Wrocław.

Seine Energie und Scharfblick für das zu Tuende findet Professor Heisig auf seinen Erkundungsreisen in Geschichte und Literatur. Er findet so viel Liebens- und Bewahrenswertes, Vergessenes, das hervorgeholt den Blick aufs Wesentliche schärft. Seine Motivation ist, das Schöne und Wertvolle in der Geschichte einer gemeinschaftlichen Europäischen Menschheit zu bewahren und in Erinnerung zu behalten, damit die Gräben, die Elend und Krieg schlugen mit Vertrauen und Freundschaft zu füllen.

So trat er 2000, klug und entschieden Verbündete suchend in der Person des Deutschen Generalkonsuls Dr. Ohr, des Rektors und Akademischen Senats der Universität, die Deutsch-Polnische Universitätsgesellschaft aus der Taufe zu heben. In raschem Tempo ging es erfolgreich weiter, am 12. Mai 2001 mit der Gründung der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Universität Wrocław, die heute nahezu 500 Mitglieder und Ehrenmitglieder zählt, darunter namhafte Söhne der Region wie Professor Fritz Stern und Nobelpreisträger Professor Günter Blobel. Sie ist gegründet mit der edlen Idee des Brückenbaus zwischen Deutschen und Polen und der Förderung junger polnischer Wissenschaftler. Im Rahmen dieses Programms erhielten junge polnische Wissenschaftler Doktoranden und Habilitanden Stipendien aus den Fachbereichen Germanistik, Biochemie, Chemie, Medizin und Musik. Die Gesellschaft nimmt auch aktiv am Alltag der Universität Wrocław teil, in dem sie mit Hilfe von Sponsoren für unterschiedliche Projekte sowie Maßnahmen zum Schutz und Erhaltung von Kulturdenkmälern sorgt, genannt sei exemplarisch das Universitätsmuseum, das Joseph von Eichendorff Denkmal und die Restaurierung der Fresken im Oratorium Marianum.

Breslau ist schließlich als Kulturhauptstadt Europas im Jahre 2016 nominiert und wirbt als wissenschaftlicher Standort im Ausland.

Was wären hehre Ideen ohne sichtbare, fassbare Zeichen. So wirkte Professor Heisig unermüdlich daran, zum 300. Jubiläum der Universität Wrocław das barocke Kaiserportal, durch Krieg und Zeit erheblich beschädigt und teilweise zerstört im alten Glanze erstrahlen zu lassen und die Menschen vor Ort an das edle Erbe der zurückliegenden Generationen erinnernd, es als Vermächtnis erstrahlen zu lassen.

Ein ganz besonderes Projekt ist der Leopoldina-Forschungspreis der jährlich vergeben wird für Arbeiten die sich mit Deutsch-Polnischen Themen befassen. Zu

Förderung der Wissenschaft hat Professor Heisig zwei Stiftungen ins Leben gerufen: die Leopoldina Stiftung und die Professor Norbert und Barbara Heisig Stiftung.

Die Deutsch-Polnische Gesellschaft fördert die Herausgabe der Sammelbände der „Schlesischen Gelehrtenrepublik“ sowie die Herausgabe von Büchern, die zweisprachig erscheinen in polnisch-deutscher Version.

Es fällt schwer, alle Verdienste von Professor Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig aufzuzählen, nur einige Projekte wurden hier kurz skizziert, es gibt noch viele weitere, wie z.B. die Skulptur von Professor Hirszfeld oder die Veranstaltung von Konzerten für krebskranke Kinder.

Die Leitung und die akademische Welt der Universität Wrocław würdigte bei vielerlei Gelegenheiten die außerordentlichen Verdienste von Professor Heisig.

So wurde er im Jahre 2001 mit dem „Goldenen Fechter“ als Förderer der Universität Wrocław ausgezeichnet.

2004 folgte die Verleihung des Schlesischen Herzogin Hedwig-Preises und der Skulptur der Heiligen Hedwig durch den Rektor der Universität Wrocław und Stadtpräsidenten.

2005 wurde Ihm der Titel eines Ehrensensors der Universität Wrocław verliehen.

2008 wurde Professor Heisig Doctor honoris causa der Universität Wrocław.

Professor Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig ist Mitglied in zahlreichen deutschen und ausländischen wissenschaftlichen Gesellschaften,

Es ist uns eine Ehre, Ihn in unseren Reihen anlässlich seines 80. Geburtstages mit Hochachtung und Dankbarkeit unsere Glückwünsche auszusprechen und viele gesunde, erfolgreiche und erfüllte Jahre zu wünschen!

Aleksandra Kubicz
(*Uniwersytet Wrocławski*)

Professor Norbert Heisig – treuer und hochverdienter Freund der Universität Wrocław

Prof. Norbert Heisig ist beinahe schon eine Institution! Er hat sich um die akademische Gemeinschaft der Stadt Wrocław hochverdient gemacht und dadurch seine Präsenz in ihrem Leben fest verankert. In die Annalen der Alma Mater Wratislaviensis wird er als Begründer der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Universität Wrocław sowie als großer Anhänger und Fürsprecher der Universität eingehen, die ihn im Gegenzug in Anerkennung seiner Verdienste mit dem Ehrensator- und Ehrendokortitel gewürdigt hat.

Norbert Heisig wurde am 24. November 1933 in Breslau geboren. Seine Vaterstadt musste er jedoch infolge der Kriegswirren 1945 verlassen. Obwohl in Hamburg ansässig, nahm er im Jahr 2000 erneut die Verbindung zur Stadt seiner Kindheit auf. Bewundernswert sind seine Leidenschaft und sein Engagement in seiner Tätigkeit für die Wrocławer akademische Gemeinschaft und insbesondere für die Universität Wrocław. Woher aber kommt diese Leidenschaft? Worauf lässt sie sich zurückführen? Als er ein Kleinkind war, machte sein Vater mit ihm oft Spaziergänge durch die Stadt, und im Vorbeigehen am Universitätsgebäude pflegte dieser zu ihm zu sagen: „Hier an dieser Universität wirst du studieren und in Zukunft auch arbeiten“, erzählte Prof. Heisig danach gefragt. Der grausame Krieg und das Schicksal haben es jedoch anders gefügt. Die Worte seines Vaters haben sich aber tief in sein Gedächtnis eingepägt. Sie wurden in seiner Erinnerung nach seiner Emeritierung im Jahr 2000 wieder lebendig, als er anfang darüber nachzudenken, sich aktiv am akademischen Leben der Stadt Wrocław zu beteiligen, freundschaftliche Beziehungen mit ihrer Akademikergemeinschaft anzuknüpfen und sie auf dem Weg zur europäischen Integration zu unterstützen. Dann kam ihm der Gedanke, es könnte eine deutsch-polnische Verbindung gegründet werden, die zu einer Brücke zwischen Polen und Deutschland würde, zu einer Brücke der Völkerverständigung und -aussöhnung. Er gab sich viel Mühe, um Kontakt mit deutschen Hochschullehrern aufzunehmen, die in Breslau geboren worden waren oder schlesische Wurzeln hatten und die Idee begrüßen würden. Sie stellten schließlich die Kerngruppe dar, die in der Folgezeit um zahlreiche Mitglieder der deutschen Universitäten und nicht an Hochschulen gebundene Persönlichkeiten erweitert wurde. Diesem Kreis haben sich dann die Akademiker der Wrocławer Universitäten angeschlossen, und so wurde 2001 von Norbert Heisig die Deutsch-Polnische Gesellschaft der Universität Wrocław ins Leben gerufen. Er wurde

zu ihrem Präsidenten gewählt und übt das Amt bis heute aus. In seiner Gründungsrede sagte er: „(...) Wir kommen zu Ihnen, um Ihnen die Hand zur Versöhnung zu reichen, und wollen damit einen Beitrag leisten zur Völkerverständigung, zur Verständigung zwischen Deutschen und Polen – Nachbarn seit langer Zeit (...)“¹

Die von Norbert Heisig gegründete Deutsch-Polnische Gesellschaft der Universität Wrocław umfasst mit ihren Aktivitäten alle im damaligen Rektorenkollegium der Wrocławer Hochschulen organisierten Universitäten. Die Gesellschaft konzentriert sich auf die Förderung von wissenschaftlichen Kooperationen, indem sie bedeutende Forschungsprojekte, Stipendien, Konferenzen und Symposien sowie Buch- und Schriftpublikationen finanziert. Dies ermöglichen die Fördermittel von Stiftungen und privaten Sponsoren, um die Prof. Heisig geschickt und erfolgreich wirbt. Dabei entpuppte er sich als echter Meister. Dank seinen Bemühungen gelang es, großzügige Sponsoren nicht nur für verschiedene wissenschaftliche Projekte, sondern auch für große restauratorische und künstlerisch-konservatorische Arbeiten, in erster Linie an den Objekten der Universität Wrocław, zu gewinnen. Es ist unmöglich, hier alle Leistungen der Gesellschaft zu nennen. Ich erwähne nur die wichtigsten: die vollständige Restaurierung des barocken Kaiserportals der Universität einschließlich des Balkons mit den Skulpturen der Allegorien der vier Tugenden (anlässlich des 300-jährigen Jubiläums der Universität Wrocław/Breslau); die Restaurierung des Universitätsmuseums und des Deutschen Gefallenen-Denkmal, eines den gefallenen Lehrern und Schülern des früheren Matthias-Gymnasiums gewidmeten Obelisks im Garten des Ossolineums, und viele andere. In letzter Zeit konnte dank der eifrigen und beharrlichen Bemühungen von Prof. Norbert Heisig ein neues hervorragendes Großprojekt der Gesellschaft beginnen, nämlich die Rekonstruktion der barocken Deckenmalerei des Oratorium Marianum nach Fresken von Johann Christoph Handke aus dem 18. Jahrhundert. Ausgeführt werden die Arbeiten von Christoph Wetzel, einem prominenten deutschen Künstler, der auch die Gemälde in der Kuppel der Dresdner Frauenkirche wiederhergestellt hat. Prof. Norbert Heisig und seiner Betriebsamkeit ist es zu verdanken, dass zahlreiche Schenkungen über die Deutsch-Polnische Gesellschaft an verschiedene Kultur- und Wissenschaftsinstitutionen übergeben werden konnten. Ich erlaube mir nur einige vorzubringen: eine Marmorbüste von Albert Neisser als Geschenk der Gesellschaft an die Stadt Wrocław (für das Städtische Museum), eine Max Born-Gedenkplakette, an dessen früheren Wohnhaus eingemauert, eine Kopie des graphischen Gesamtwerkes von Leonardo da Vinci (in der Abteilung für Sondersammlungen der Universitätsbibliothek Wrocław „Auf dem Sande“), die kostbare „Silesiaca-Sammlung“ von 245 seltenen alten Landkarten von Schlesien und Stadtansichten von Breslau (als Geschenk für das Nationalinstitut Ossolineum in Wrocław), eine Gedenktafel für Prof. Ludwik Hirszfeld (als Geschenk für die Medizinische Akademie in Wrocław), Mobiliar von zwei Unterrichtsräumen (40 Tische und Stühle) für die Krankenpflegeschule des Krankenhauses der Barromäerinnen in Wrocław und der „Hit“ des Jahres 2012: die originalgetreue Replik

¹ Norbert Heisig: Deutsch-Polnische Gesellschaft der Universität Wrocław (Breslau), ATUT 2006, S. 21.

des früher im Scheitniger Park aufgestellten Joseph von Eichendorff-Denkmal, das vom Bildhauer Stanisław Wysocki wiederhergestellt wurde und nun seinen Platz im Botanischen Garten gefunden hat.

Prof. Norbert Heisig ist außerdem der Erwerb von Sponsorengeldern, mit denen der auf seine Initiative hin gegründete Leopoldina-Forschungspreis finanziert wird, zu verdanken. Mit diesem Wissenschaftspreis wird alljährlich nach einer Ausschreibung ein an der Universität Wrocław entstandenes herausragendes Forschungsprojekt mit einem Betrag von 20.000 Zloty gefördert. Beachtenswert ist überdies die 2010 ins Leben gerufene Professor Norbert und Barbara Heisig-Stiftung, deren Erträge u.a. der Förderung von Wissenschaft und Forschung an der Universität Wrocław zufließen sollen.

Mit seinem Leben widerspricht Prof. Heisig der bekannten Devise, dass keiner unentbehrlich ist. Wer wäre denn wie er bereit, seine gesamte Freizeit der Gesellschaft und ihren groß angelegten Aktivitäten zu opfern? Umso mehr, als die Deutsch-Polnische Gesellschaft der Universität Wrocław in Polen als die größte und am dynamischsten wirkende universitäre Körperschaft dieser Art gilt. Nicht Preise, Ehrungen und Auszeichnungen sind für Norbert Heisig wichtig und ein Ziel an sich, vielmehr sind es noble Absichten und erhabene Ideale, die seinem Handeln vorschweben. Er zeichnet sich durch eiserne Konsequenz aus und ist in seiner Umgebung dafür bekannt, dass er es bevorzugt, alles selbst zu erledigen; die kleinsten Einzelheiten notiert er mit beeindruckender Gewissenhaftigkeit, „damit nichts vergessen wird“, wie er zu sagen pflegt; sogar einige Telefongespräche werden als „Aktennotiz“ dokumentiert. Eigenhändig protokolliert er alle Sitzungen und Treffen der Gesellschaft, verschickt hunderte von Briefen an ihre Mitglieder, deren Zahl sich zurzeit auf über 450 beläuft, organisiert ihre alljährlichen Treffen und beachtet dabei jedes einzelne Detail.

Sein Wirken und seine Leistungen wurden hoch geschätzt und geehrt durch das Rektorenkollegium der Universitäten in Wrocław, Oppeln und Grünberg (KRUWOZ: Kolegium Rektorów Uczelni Wrocławia, Opola i Zielonej Góry), das am 27. Juni 2013 beschlossen hatte, Prof. Norbert Heisig zu seinem 80. Geburtstag „für seine außerordentlichen Verdienste um die Bewahrung der gemeinsamen europäischen Kulturgüter, für die Förderung der wissenschaftlichen Forschungen und in Anerkennung seiner langjährigen Aktivität für die akademische Gemeinschaft der Stadt Wrocław“ mit dem Rektorenpreis auszuzeichnen.

Ich erlaube mir, unserem Jubilar im Namen der gesamten akademischen Gemeinschaft zu gratulieren und viele weitere Lebensjahre in Gesundheit und guter Verfassung zu wünschen. Möge er unserer Gesellschaft so lange vorstehen, wie ihm dies seine Gesundheit erlaubt. Also: Ad multos annos, lieber Jubilar!

Aus dem Polnischen von Marta Kuc

Christoph Wetzel
(Dresden)

Für Professor Norbert Heisig (der die leeren Bild-Augen der Decke des Oratorium Marianum nicht ertragen konnte)

Als ich 2005 die letzten Pinselstriche in der Kuppel der Dresdner Frauenkirche machte, wußte ich: das war die größte Herausforderung meines Lebens, das war ein einmaliger Auftrag in dieser Dimension, in dieser besonderen Unverwechselbarkeit. Und ich wollte wieder zurück zu meinen Bildern im Atelier, den Menschenbildern; lebendiges, atmendes Leben, Schicksale, auf die ich mich einlasse, Augen, die mir vertrauen, denen ich standhalte; – gemalter Dialog. Keine Erfindung eben.

Immerhin, ich hatte noch nie eine Kirche ausgemalt und wollte es bei dieser Einmaligkeit belassen.

Wie heißt es? Sage niemals nie! Schon 2009 kam die Anfrage wegen der Rekonstruktion einer barocken, kriegszerstörten Festsaaldecke im Schloß Hundisburg bei Magdeburg. Alte Fotos ließen die frühere Pracht ahnen. Ja, es kribbelte in den Fingern, aber ich fürchtete die Überkopfarbeit an der Decke. So malte ich auf einer Riesenleinwand, die später an die Decke geklebt wurde.

Zwei Jahre später stehe ich auf einem Gerüst im Herrenhaus Pałac Pakoszków (Schloß Wernersdorf, Piechowice), nun also das erste Mal in Polen, und male wieder mit Ölfarbe auf Leinwand für eine barocke Rekonstruktion. Nun aber wirklich das letzte Mal, denke ich. Ich lerne ein paar polnische Worte, der Architekt fährt mit mir durch das Hirschberger Tal und zeigt mir alte Schlösser und Kirchen – Schlesien heute, und doch voller polnischer Tradition.

März 2013; ich male in Coburg eine herzogliche Familie, Öl auf Leinwand, wohl-gemerkt lebendige Menschen. Der Erwartungsdruck der Auftraggeber ist groß.

Mitten in diese Welt hinein, die nicht mein vertrautes Atelier ist, erreicht mich ein Telefonat von einem gewissen Professor Heisig aus Hamburg. Ein langes Gespräch. Eine Anfrage, nach Breslau zu kommen, in eine Stadt, die ich noch nie gesehen hatte. Es ging um ein Gutachten zu Entwürfen für eine barocke Deckenmalerei, die neu entstehen sollte. Meine Zusage gab ich gern, vielleicht war ein wenig Neugier dabei: das Vertrauen in meine langjährige Erfahrung mit barocker Malerei ehrte mich. Die erste Fahrt nach Wrocław, die Herrenrunde von Professoren und Doktoren – lauter kluge Männer stellten viele Fragen...

Daß aus dem Gutachter ein Plafond-Maler wurde, der nunmehr seit Monaten auf einer selbstkonstruierten Arbeitspritsche unter der Decke des Oratorium Marianum liegt und malt, ist eine eigene Geschichte. Ich kannte meinen Vorgänger aus der Barockzeit

nicht. Wer war Johann Christoph Handke? Ich kannte nur Michelangelo, Tiepolo, Pozzo oder Rottmayr. Wie in der Frauenkirche entdeckte ich auf den alten Fotodokumenten jämmerliche Übermalungen aus dem 20. Jahrhundert. Wieder durfte ich den Vorlagen nicht trauen. Wieder hieß es, barocke Bildersprache neu zu „erfinden“.

Ein Anfang ist gemacht. Die vielen aufgeregten Telefonate zwischen Hamburg und meinem Atelier längst Vergangenheit. Jetzt muß mir ein guter Engel beistehen, denn 220 m² sind eine große Fläche. Und ich male, wie damals in der Frauenkirche, wieder mit alter Ei-Kasein-Tempera und habe meine geliebten Ölfarben in den Urlaub geschickt.

Lieber Herr Professor Heisig, Sie haben es geschafft, daß mein „nie wieder“ wie Butter in der Sonne zerfloß. Ja, nun soll es als Geschenk für die Universität Wrocław etwas Einmaliges werden. Aber auch für Sie, für Ihre langjährige Verbundenheit mit dieser Universität. Und letztlich mehr als ein Auftrag für mich. Denn wer kann schon einen sechsendsechzigjährigen Maler dazu überreden, „Akrobat“ zu werden? Wer würde einen so weiten Weg von Hamburg nach Wrocław auf sich nehmen, um mit beneidenswerter Beredsamkeit und freundlicher Diplomatie hier Türen zu öffnen, Nährboden vorzubereiten für ein einmaliges Werk. Das können eben nur Sie.

Wrocław, den 18. August 2013

„Śląsk jest melodią mojego życia”. Szkic do portretu Norberta Heisiga

Przypadł mi w udziale wielki zaszczyt, a równocześnie przyjemność, przedstawienia sylwetki Profesora Norberta Heisiga. Większość z osób związanych z Uniwersytetem Wrocławskim zna dokonania Profesora, ale pozwolę sobie w skrócie przypomnieć biografię oraz niektóre osiągnięcia naukowe, dydaktyczne i organizacyjne tego wybitnego, uznanego w kraju i za granicą profesora Uniwersytetu w Hamburgu, a także wielkiego przyjaciela Uniwersytetu Wrocławskiego.

Profesor Norbert Heisig urodził się 24 listopada 1933 roku we Wrocławiu. Jego rodzina od pokoleń mieszkała w stolicy Dolnego Śląska. Tu wychowywali kolejne pokolenia Ślązaków, pracowali i angażowali się w życie miasta i Kościoła. Rodzice Norberta Heisiga byli nauczycielami, ojciec Rudolf pełnił także funkcję organisty w kościele św. Krzyża. Głęboko wierzący, aktywnie uczestniczący w życiu parafii, dla swojego syna wybrali słynne gimnazjum św. Marii Magdaleny, wtedy przeniesione już do nowej siedziby przy ulicy Parkowej. Powstała jeszcze w wiekach średnich szkoła miejska od XVII wieku uchodziła za jedną z najlepszych wśród gimnazjów w ówczesnych Niemczech, a jej mury opuściło wielu wybitnych uczonych i artystów. Przykładano w niej dużą wagę do nauczania przedmiotów humanistycznych, których lekcje wywarły wielkie wrażenia na młodym uczniu, szczególnie zajęcia z języków i literatury klasycznej. Przez wiele lat to właśnie one, obok medycyny, były pasją Profesora Norberta Heisiga. Swoje wrocławskie dzieciństwo, wypełnione obowiązkami szkolnymi, służeniem jako ministrant oraz wakacyjnymi wyjazdami do rodziny w Lubomierzu lub w okolice Strzelina, Profesor wielokrotnie wspominał jako bardzo szczęśliwe. W jednym z artykułów pisał „W pierwszej części mojego życia Wrocław i Śląsk był dla mnie punktem odniesienia, ojczyzną, jako uczucie przynależności do miejsca i jako wspomnienia o emocjonalnej głębi. Ukształtował on moją świadomość”. W lutym 1945 roku Norbert Heisig wraz z rodziną opuścił Wrocław, by powrócić do niego po kilku miesiącach. Kontrast między miastem jego dzieciństwa, a tym co z niego zostało po zakończeniu działań wojennych na zawsze wyrył ślad w pamięci profesora. Wspólne, często bardzo trudne doświadczenie życia Niemców i Polaków w powojennym Wrocławiu ukształtowało także przekonanie Norberta Heisiga, że przyszłość Europy budować można jedynie na jej zjednoczeniu, do którego najlepszą drogą jest pojednanie zwaśnionych niegdyś narodów. Ostatecznie rodzina Heisigów opuściła Śląsk w październiku 1945 roku, by osiąść w Wolfenbüttel w Dolnej Saksonii. Mimo, że pierwszy etap edukacji Norberta Heisiga ukierunko-

wany był w stronę nauk humanistycznych, ostatecznie zdecydował się on na studia medyczne, które odbywał we Freiburgu, Tybindze i Hamburgu. W 1960 roku uzyskał tytuł doktora nauk medycznych na Uniwersytecie w Hamburgu. Kilka lat później habilitował się na macierzystej uczelni i objął stanowisko ordynatora w Klinice Uniwersyteckiej w Hamburgu. W 1971 roku uzyskał tytuł profesora medycyny internistycznej na Uniwersytecie w Hamburgu. Wkrótce otrzymał stanowisko ordynatora i dyrektora do spraw medycznych katolickiego szpitala działającego pod patronatem sióstr szarytek w Reinbek. Ten fakt z życia Norberta Heisiga ma niemal znaczenie symboliczne. Mały szpital w Reinbek prowadziły siostry szarytki przybyłe ze Śląska, zaś Norbert Heisig urodził się w szpitalu św. Józefa na wrocławskim Ostrowie Tumskim, gdzie również pracowały siostry tego zgromadzenia. W ciągu 29 lat Profesor doprowadził do przekształcenia lecznicy z małego szpitala w nowoczesny i prężnie działający ośrodek medyczny Uniwersytetu w Hamburgu mogący równocześnie przyjąć kilkuset pacjentów na oddziałach leczących nagłe przypadki. Będąc jeszcze czynnym zawodowo, profesor Heisig specjalizował się w internie, gastroenterologii, diabetologii i geriatrici. Jest autorem wielu książek i podręczników z zakresu medycyny oraz kilkuset artykułów, opublikowanych w podręcznikach i czasopismach naukowych. Przebywał wielokrotnie na zagranicznych stażach naukowych, m.in. w Stanach Zjednoczonych, krajach skandynawskich i we Włoszech. W 2000 roku Profesor przeszedł na emeryturę.

Wolny od problemów zawodowych mógł spełnić swoje marzenie – zebrać dawnych i obecnych mieszkańców Wrocławia w zainicjowanym przez siebie stowarzyszeniu działającym na rzecz Uniwersytetu Wrocławskiego. Norbert Heisig wielokrotnie przytaczał wspomnienie pewnego spaceru z ojcem, gdy ten stojąc pod gmachem wrocławskiej Alma Mater oznajmił synowi, że kiedyś zostanie studentem tej uczelni. To założenie, niemożliwe do zrealizowania w powojennej rzeczywistości, towarzyszyło mu przez wszystkie lata zawodowej kariery, aż w końcu miało się przerodzić w realny plan, z Profesorem w nowej roli. Zakładając w 2001 roku Niemiecko-Polskie Towarzystwo Uniwersytetu Wrocławskiego, choć po części spełnił on wolę swojego ojca i dał wyraz więzi z uczelnią i tak bliskiej mu idei pojednania narodów. Początkowo prywatna inicjatywa dzięki zaangażowaniu Profesora przerodziła się wkrótce w prężnie działające na arenie międzynarodowej Towarzystwo. Wykorzystując swoją pozycję w środowisku akademickim oraz prywatne kontakty udało się Norbertowi Heisigowi przekonać do tej inicjatywy kolejnych rektorów Uniwersytetu, a także naukowców z wielu uczelni. Wśród członków założycieli znaleźli się m.in.: Profesor Günter Blobel, laureat Nagrody Nobla z Uniwersytetu Rockefellera w Nowym Jorku czy Profesor Alfred Gomolka z Uniwersytetu w Greifswaldzie, premier kraju związkowego w stanie spoczynku, a także wkrótce Horst Milde, emerytowany prezydent sejmiku krajowego Dolnej Saksonii. Większość członków Towarzystwa urodziła się we Wrocławiu lub na Śląsku. Dużym osiągnięciem Profesora Heisiga było pozyskanie dla wspierania prac Towarzystwa najhojniejszego sponsora Bertholda Beitza. Zasługi Towarzystwa na rzecz Uniwersytetu Wrocławskiego są nieprzecenione, od lat wspiera działalność naukową i badawczą uczelni, także fundując stypendia i coroczną nagrodę Leopoldina, która przyznawana jest za prace naukowe wnoszące

wkład w europejską kulturę, a przede wszystkim w te jej aspekty, które pomagają nawiązywać i pielęgnować kontakty polsko-niemieckie. Wielką zasługą Towarzystwa jest fakt, iż nie skupia się ono jedynie na wspieraniu stosunkowo hermetycznej działalności naukowej Uniwersytetu, ale też w realny sposób przysługuje się mieszkańcom miasta. Dzięki wsparciu Towarzystwa elementy barokowego gmachu Uniwersytetu Wrocławskiego będącego jednym z symboli stolicy Dolnego Śląska, odzyskują dawny blask. W 2002 roku odnowiony został portal cesarski, obecnie trwają prace nad odtworzeniem fresków sufitowych w Oratorium Marianum. Ważna jest także rola popularyzatorska Towarzystwa, która najlepiej objawia się w inicjatywach mających na celu upamiętnienie ważnych osób związanych z Wrocławiem. Należą do nich m.in.: ufundowanie popiersia Alberta Neissera, pierwszego profesora zwyczajnego dermatologii w Niemczech ustawionego w Galerii Wielkich Wrocławian w Starym Ratuszu oraz odtworzeniu dla Ogrodu Botanicznego zniszczonego w 1945 roku pomnika śląskiego poety Josepha von Eichendorffa, stojącego pierwotnie w Parku Szczytnickim. Profesor założył także w Hamburgu, wspólnie z żoną, również wrocławianką, Fundację Norberta i Barbary Heisig mającą za zadanie wspierać rozwój wiedzy i badań na Uniwersytecie Wrocławskim.

Kolejnym rozdziałem powiązań Profesora z rodzinnym miastem jest jego nieprzeciętna kolekcja wrocławskich sreber, która, można by powiedzieć, narodziła się z miłości do żony Barbary pochodzącej ze znanej śląskiej rodziny Eispert, mającej niegdyś we Wrocławiu fabrykę wyrobów ze srebra. Kolekcja Norberta Heisiga uchodzi za wzorcową i zawiera wrocławskie wyroby złotnicze i srebrne z okresu od XVII do XIX wieku. Życzeniem Profesora jest, aby jako depozyt była ona prezentowana w Starym Ratuszu. Tak, więc to cenne rzemiosło artystyczne wróciłoby do miasta, w którym powstało, jako świadectwo historii sztuki Wrocławia. Można w tym odszukać znaczenie symboliczne: podobnie po latach do swojego rodzinnego miasta powrócił profesor Norbert Heisig. W 1984 roku odwiedził Wrocław wraz z matką, by później bywać tu regularnie. Przez wiele lat, w trakcie których zdobywał kolejne szczeble naukowej kariery z dala od Wrocławia, Śląsk zawsze pozostawał dla niego bardzo ważny, i jak sam mówi: „Śląsk to moje wspomnienia z Breslau, z jego ulicami i placami, z jego średniowiecznym Ratuszem, Dworcem Głównym z wieżyczkami i blankami w stylu Tudorów, wspomnieniem związanym ze słynnym Uniwersytetem i przede wszystkim z ludźmi, którzy dzisiaj tam żyją: jest melodią mojego życia – śląska przeszłość i życie teraźniejsze”.

Die Anfänge des Konsularwesens im habsburgischen Breslau

Die Bundesrepublik Deutschland unterhält im polnischen Breslau ein Generalkonsulat, das vorübergehend eine der größten deutschen Auslandsvertretungen war. Dieses Generalkonsulat besteht erst seit gut zwei Jahrzehnten als Folge der friedlichen deutschen Revolution von 1989 und des Beitritts der DDR zur Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1990. So jung diese diplomatische Vertretung auch ist, so steht sie doch in einer Tradition, die bereits vor über 350 Jahren begann. Schon damals unterhielten Berlin und andere Mächte zur Wahrnehmung ihrer Interessen eigene konsularische Vertreter in Breslau, nur waren die Rahmenbedingungen damals ganz andere, denn alles geschah unter dem weiten Dach des Heiligen Römischen Reiches. Davon soll anschließend erstmals im Zusammenhang berichtet werden. Doch mag es angebracht sein, zunächst noch bei der aktuellen Geschichte des heutigen Generalkonsulats zu verweilen, denn dieses hat eine doppelte Vergangenheit, die inzwischen auch schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurückreicht. Dazu nur wenige Bemerkungen¹.

Gleich im Jahr der Wiedervereinigung 1990 wurde mit Bruno Weber der erste Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland nach Breslau entsandt. Inzwischen sind auf ihn bereits fünf weitere Diplomaten im Amt gefolgt². Für den Neubeginn erhielt die Residenz des Generalkonsulats eine umfassende Überholung, weshalb sich die Einweihung bis zum 24. Juni 1991 verzögerte³. Das Gebäude selbst hat seine eigene Geschichte. Es liegt heute in der ul. Podwale 76, für alte Breslauer aber am Ohlauer Stadtgraben 17/18. Hier hatte der königlich preußische Kommerzienrat Georg Haase (1859-1931), der seinen Wohlstand vor allem als Bierbrauer erworben hatte und überdies auch italienischer Honorarkonsul war⁴, sich 1898 eine Villa erbaut, die alle politischen und kriegerischen Katastrophen Breslaus überstand. Das ist erstaunlich, denn im Dritten Reich war dasselbe Gebäude als Zentrale der Hitlerjugend Schlesiens requiriert worden, und einige der irregeleiteten Jugendlichen ließen 1945

¹ Für freundliche Auskünfte danke ich Herrn Generalkonsul a.D. Dr. Helmut Schöps.

² Seit der Wiedervereinigung waren folgende Generalkonsuln der Bundesrepublik Deutschland in Breslau akkreditiert: Bruno Weber (1990–1996), Dr. Roland Kliesow (1996–1999), Dr. Peter Ohr (1999–2004), Dr. Helmut Schöps (2004–2009), Bernhard Brasack (2009–2011) und Dr. Gottfried Zeitz (seit 2011).

³ Marian Szyrocki: Ein Haus macht Geschichte. Eröffnung des Generalkonsulats der Bundesrepublik Deutschland in Breslau; in: Schlesien, Vierteljahresschrift, Jg. 36, 1991, S. 247f.

⁴ Über Haase vgl. den Artikel Georg Haase von Hans-Henning Zabel; in: Neue Deutsche Biographie 7 (1966), S. 380 f.

eben hier in der „Festung Breslau“ ihr Leben. An sie erinnert heute eine Gedenktafel. Seine gegenwärtige Funktion verdankt dieses Haus aber dem anderen deutschen Staat, der Deutschen Demokratischen Republik. Auch diese hatte bereits im selben Haus drei Jahrzehnte lang ihr Konsulat betrieben. Der Bundesrepublik Deutschland war dieser Amtssitz als Folge der deutschen Einigung 1990 schlichtweg zugefallen und wurde von ihr in gleicher Funktion weitergeführt.

Die politischen Voraussetzungen für eine solche Entwicklung wurden 1950 durch den Görlitzer Vertrag, die Aufhebung des bis dahin formal noch bestehenden Kriegszustandes und den Eintritt der DDR in den Warschauer Pakt 1954 geschaffen. Die so erworbene Souveränität ermöglichte der DDR den Ausbau ihrer diplomatischen Beziehungen. Er wurde durch die Einrichtung von Konsulaten der DDR in einigen größeren Städten ergänzt. Zu diesen gehörte auch das benachbarte polnische Wrocław, das frühere Breslau, wo die DDR die ehemalige Villa Haase erwarb und in ihr 1958 ein Konsulat einrichtete. Unter Konsul Ernst Dutke erhielt dieses Konsulat 1972 die Aufwertung zum Generalkonsulat der DDR⁵. In der Leitung des Konsulats wechselten sich bis zur politischen Wende von 1990 mindestens acht Diplomaten ab⁶. Für eine historische Bilanz, was beide deutschen Konsulate seit 1958 beziehungsweise 1990 in Breslau geleistet haben, ist es noch zu früh. Noch weniger ist beabsichtigt, den Blick auf die vielen weiteren Konsulate zu richten, die von anderen Staaten in Breslau etabliert wurden. Das hat bereits 1996 Romuald Gelles getan, als er die Geschichte aller vierzig Konsulate beschrieb, die vom Ende des Neunzehnten bis zum Ende des Zwanzigsten Jahrhunderts in Breslau bestanden⁷. Vielmehr soll unter Ausklammerung der letzten zweieinhalb Jahrhunderte ein Bogen zu den Anfängen des Konsularwesens in Breslau geschlagen werden, also mitten in das 17. Jahrhundert.

*

Die Geschichte der europäischen Diplomatie ist jünger als man vermuten möchte. Zwar gab es seit der Antike schon die Notwendigkeit und Praxis diplomatischer Beziehungen. Aber die daraus folgenden Verträge und Friedensschlüsse erfolgten meist zwischen zwei streitführenden Parteien. Verglichen damit waren der Dreißigjährige Krieg und seine Beilegung eine diplomatiegeschichtliche Herausforderung ganz anderer Qualität. Nie zuvor hatten so viele große und kleine Staaten und Stände miteinander Krieg geführt und trafen nun bei einem Gesandtenkongreß aufeinander, um Frieden zu schließen. Für solch ein Prozedere gab es noch kaum allgemein anerkannte Spielregeln. Aber der Wunsch und der Zwang, sich einigen zu wollen, machte international anerkannte Regeln unumgänglich. Sie betrafen das diplomatische Zeremoniell, die Skala di-

⁵ Die Anhebung zum Generalkonsulat erfolgte mit Wirkung vom 4. Oktober 1972. Vgl. „Generalkonsulat der DDR in Wrocław eingerichtet“; in: Neues Deutschland vom 5. Oktober 1972.

⁶ Unter den Konsuln und Generalkonsuln der DDR in Breslau sind folgende zu nennen: Herbert Littke (1961–1967), Henry Bringmann (1967–1971), Ernst Dutke (1971–1975), Dr. Jürgen Herrmann (1975–1977), Georg Zink (1978), Franz Franzen (1979–1985), Lothar Orth (1986–1988) und schließlich Udo Kusch (1988–1990).

⁷ Romuald Gelles: *Konsulaty we Wrocławiu wczoraj i dziś*. Wrocław 1996.

plomatischer Rangstufen und Titel, das freie Geleit, die Sicherheit und Neutralität des Verhandlungsortes sowie die Immunität der verhandelnden Diplomaten. Die Jahre des Westfälischen Friedenskongresses von Münster und Osnabrück, die schließlich zur Einigung von 1648 führten, gelten daher als die Inkubationszeit der modernen europäischen Diplomatie. Danach kam es nicht nur zu ersten diplomatiethoretischen Standardwerken⁸, sondern bezeichnenderweise war es ab diesem Termin erst möglich, einen Überblick über das diplomatische Personal in den Ländern Europas zu erlangen⁹.

Zu den Ländern, die unter dem Dreißigjährigen Krieg schwer gelitten hatten, gehörte das Kurfürstentum Brandenburg. Sein junger Herrscher Friedrich Wilhelm (1620–1688), den man später den Großen Kurfürsten nannte, hatte 1640 die Regierung angetreten. Seit in Münster und Osnabrück über die Zukunft Deutschlands beraten wurde, setzte er alle diplomatischen Möglichkeiten ein, um ein Optimum an Gewinn für sein Land zu erreichen. Das von ihm aufgebaute, ständig präsente „stehende“ Heer verlieh seinen Ansprüchen gebührenden Nachdruck. Ebenso hielt er ein Netzwerk von eigenen Diplomaten für erforderlich. Für seine Finanzierung schuf er erstmals in der brandenburgischen Geschichte eine besondere Legationskasse¹⁰. Kurfürst Friedrich Wilhelm wünschte überall dort Informanten, Agenten oder Gesandte zu haben, wo es für seinen Staat von Nutzen war. Dazu zählte er auch die Hauptstadt des Nachbarlandes Schlesien. Die Breslauer Kaufleute betrieben einen florierenden Handel mit Tuch, Leinwand und anderen Gütern, der bis Triest, Cadix und vor allem Hamburg reichte. Die wichtigsten Handelswege verliefen bisher über Sachsen und hatten Städte wie Leipzig reich gemacht. Daher überlegte der Kurfürst, wie er den schlesischen Fernhandel und die damit verbundenen Einkünfte auf brandenburgisches Gebiet umlenken könne. Diesem Zweck diente die Schiffbarmachung der brandenburgischen Flüsse und vor allem das kühne Projekt eines Verbindungskanals zwischen Oder und Spree, um eine durchgehende Wasserstraße bis zur Elbe zu schaffen. Der auf einer Strecke von 27 Kilometern projektierte Friedrich-Wilhelms-Kanal wurde zwischen 1662 und 1668 tatsächlich ausgehoben und sollte danach 200 Jahre lang der wichtigste Schifffahrtsweg zwischen Oder und Elbe sein¹¹. Die nächste Sorge des Kurfürsten war, ob und wie dieses Angebot von den auswärtigen Kaufleuten angenommen werden würde¹². Die Breslauer Kaufmannschaft vor allem mußte von den Vorzügen des neuen Handelsweges überzeugt werden. Mit diesem Auftrag begann die Entsendung brandenburgischer Agenten oder Residenten nach Breslau. Sie sollten dem Kurfürsten regelmäßig aus Breslau berichten und den Kontakt zur Kaufmannschaft und den Behörden halten. Wie noch zu zeigen ist, waren es geachtete und fähige

⁸ Abraham Wicquefort: *L'Ambassadeur oder Staats-Botschafter und dessen hohe fonctions und Staatsverrichtungen*, deutsch von Johann Leonhard Sautern. Frankfurt am Main 1682.

⁹ *Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder seit dem Westfälischen Frieden (1648)*, hrsg. von Ludwig Bittner und Lothar Groß, Bd. 1 (1648–1715), Berlin 1936.

¹⁰ Hans Saring: *Die Kosten der brandenburgischen Gesandtschaften zur Zeit des Großen Kurfürsten*; in: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte*, Bd. 18, 1967, S. 63–82.

¹¹ Hans-Joachim Uhlemann: *Berlin und die Märkische Wasserstraßen*. Hamburg 1994.

¹² Davon berichten zahlreiche Dokumente in dem Werk: *Die schlesische Oderschifffahrt in vorpreußischer Zeit. Urkunden und Aktenstücke*, hrsg. von Konrad Wutke (*Codex diplomaticus Silesiae*, Bd. 17), Breslau 1896.

Persönlichkeiten, die mitunter nicht nur von Brandenburg, sondern auch vom Kaiser durch Titel geehrt wurden, wobei die protestantische Konfession aller Residenten dem nicht entgegenstand. Wenn einige von ihnen als Agenten bezeichnet wurden, so war diese Begriff ganz unverfänglich, er lag hierarchisch unter dem Status eines Residenten, der an seinem Bestimmungsort auf Dauer „residierte“.

Der erste dieser brandenburgischen Residenten in Breslau war Christian Schmeiß von Ehrenpreisberg. Vermutlich war er ein geborener Breslauer, denn diese Herkunft ist für seinen älteren Bruder Johann (1579–1648) verbürgt¹³. Für ihre Breslauer Geburt spricht auch, daß beide mit Töchtern des Breslauer Kaufmanns Peter Riedel (1552–1617) verheiratet waren¹⁴. Gleichwohl lebten die Brüder Schmeiß in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Brandenburg und hatten hier kurfürstliche Dienste angenommen, Johann als Rat und Kanzler und Christian als Amtskammerrat¹⁵. Die Verdienste, für die Kaiser Ferdinand III. beide Brüder im Jahre 1645 in den Reichsadelsstand versetzte und ihnen dabei das Adelsprädikat „von Ehrenpreisberg“ verlieh, lagen also vor der Tätigkeit in Schlesien¹⁶.

Mit welchen Ambitionen Schmeiß 1657 nach Breslau entsandt wurde, läßt sich der Instruktion entnehmen, die für ihn am 2. Juni 1657 in Königsberg ausgefertigt wurde. Sie hatte insofern etwas Geheimdienstliches an sich, da Schmeiß angewiesen wurde, sich zunächst als Privatmann und nicht als brandenburgischer Rat oder Beamter auszugeben¹⁷. Dazu sollte er „mit gebührender Vorsichtigkeit suchen zu penetriren, was bei der Armee in Schlesien passiret und man am österreichischen Hofe dabei vor eine Intention führet“. Seine wöchentlichen Berichte hatte er nicht an den Kurfürsten direkt, sondern an eine Deckadresse in Frankfurt an der Oder zu senden. Das Interesse Brandenburgs an den militärischen Maßnahmen Österreichs läßt sich leicht damit erklären, daß die Lage nach dem Tod Kaiser Ferdinands III. etwas unübersichtlich und ein Nachfolger noch nicht gewählt war. Den größeren Teil der Instruktion nahmen aber doch die Anweisungen zur Förderung des Handels ein. Und hier wird erkennbar, daß Schmeiß für einen langen Aufenthalt als Resident bestimmt war. Ein vom selben Tag datierendes Memorial gab umfassende Erläuterungen. Schmeiß sollte den Breslauer Kaufherren die Vorzüge des Handelsweges über Brandenburg erläutern. Ihnen müsse doch bekannt sein, welche Vorteile der Transport zu Wasser gegenüber den Schäden und Gefahren der Landfuhren bringe. Die früher beklagten Hemmnisse

¹³ Johannes Sinapius: Des Schlesischen Adels anderer Theil oder Fortsetzung Schlesischer Curiositäten, Leipzig 1728, S. 970.

¹⁴ Oskar Pusch: Die Breslauer Rats- und Stadtgeschlechter in der Zeit von 1241 bis 1741, 5 Bde., Dortmund 1986–1991, hier Bd. 3, S. 363.

¹⁵ Wo beide ihre Ämter ausübten, läßt sich vorerst nicht bestimmen, denn sie sind nicht bei Bahl aufgeführt: Peter Bahl: Der Hof des Großen Kurfürsten. Studien zur höheren Amtsträgerschaft Brandenburg-Preußens (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Beiheft 18). Köln 2001.

¹⁶ Frank, Karl Friedrich von: Standeserhebungen und Gnadenakte für das Deutsche Reich und die österreichischen Erblande bis 1806, Bd. 4, Senftenegg 1974, S. 254. Blázquez, Conrad: Der abgestorbene Adel der preußischen Provinz Schlesien und der Oberlausitz, Bd. 3, Nürnberg 1894, S. 310.

¹⁷ Otto Meinardus: Die Stadt Breslau und der Große Kurfürst; in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. 50, 1916, S. 1-27, hier S. 6.

des Wasserweges, sei es der fehlende Ausbau, die Visitationen der Ladung, das Frankfurter Stapelrecht oder die beklagten Zölle ließen sich verringern oder gar ganz abstellen. Dann könnten die Kaufleute ihre Waren viel rascher und kostengünstiger befördern als auf dem Landweg¹⁸.

Anfang Januar 1658 erkundigt sich der Kurfürst ungeduldig bei Schmeiß in Breslau, was denn seine Verhandlungen „wegen der Schifffahrt und des Handels auf Spree, Havel und Elbe bei der Breslauer Kaufmannschaft“ ergeben hätten¹⁹. Die Antwort war wohl zufriedenstellend, denn ein Antwortschreiben lobte: Der Handel mit den Schlesiern lasse sich gut an. Schmeiß möge dem einflußreichen Großkaufmann Riedel im Geheimen eine Bevorzugung versprechen, damit er dafür gewonnen werde²⁰. Es folgten immer wieder Mahnungen und Berichte in gleichen Angelegenheiten²¹. Ein anderer Erfolg, um den der Resident „inständigst urgirt“ hatte, war die Einrichtung der ersten ständigen Postverbindung zwischen Breslau und Berlin im Jahre 1662²². Damit gewann die schlesische Post den Anschluß an das nördliche Postnetz. Bis Juni 1663 halten die kontinuierlichen Berichte des Residenten an²³. Wie sehr der Große Kurfürst die Tätigkeit seines Residenten schätzte, beweist das hohe Jahresgehalt von 500 Reichstalern, das Schmeiß bezog²⁴. Nach 1663 fehlen weitere Nachrichten, vielleicht weil der Resident von Breslau abgezogen wurde.

Besondere Beachtung verdient der zweite kurbrandenburgische Resident Paul Winckler (1630–1686). Dieser hochbegabte Kaufmannssohn geriet als Kind des Dreißigjährigen Krieges in ärmliche Verhältnisse, schaffte es aber, aus eigenem Antrieb und ohne vollen Universitätsabschluß ein anerkannter Jurist und Gelehrter zu werden²⁵. Wenn er zudem einen Platz in der schlesischen Literaturgeschichte einnimmt, so nicht nur deshalb, weil er ein Neffe des Dichters Andreas Gryphius war, vielmehr machte sich Winckler später selbst einen Namen als zeitkritischer Schriftsteller. Der 1630 in Glogau geborene Winckler hatte nach der Schulzeit mehr aus Not denn aus Abenteuerlust ein Vagantenleben auf sich genommen, das ihn durch ganz Deutschland führte. Diese unsichere Existenz nahm eine Wende, als er 1654 von dem österreichischen Adligen Johann Wilhelm von Stubenberg als Hauslehrer für dessen Sohn engagiert wurde²⁶. Das Umfeld dieses gelehrten protestantischen Adelshauses war für Winckler von prä-

¹⁸ Ebenda, S. 12.

¹⁹ Die schlesische Oderschiffahrt, S. 170.

²⁰ Otto Meinardus: Die Stadt Breslau und der Große Kurfürst, S. 12.

²¹ So im Jahre 1659. Die schlesische Oderschiffahrt, S. 163.

²² Eduard Kutsche: Postgeschichte von Schlesien bis zum Jahre 1766. Breslau 1936, S. 64ff.

²³ Repertorium der diplomatischen Vertreter, Bd. 1, S. 32.

²⁴ Hans Saring: Die Kosten der brandenburgischen Gesandtschaften zur Zeit des Großen Kurfürsten; in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, Bd. 18, 1967, S. 63-82, hier S. 73.

²⁵ Eine Würdigung Wincklers unter Angabe seiner Werke und der aktuellen Literatur findet sich bei Kirsten Endres: Paul Winckler (1630–1686); in: Schlesische Lebensbilder, Bd. 11, hrsg. von Joachim Bahlcke. Inzingen 2012, S. 161-174. Sie basiert vor allem auf der 1679 verfaßten Autobiographie Wincklers. Vgl. Paul Winkler's Selbstbiographie, mitgetheilt von Professor Dr. August Kahlert; in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, Bd. 3, 1860, S. 82-146.

²⁶ Martin Bircher: Johann Wilhelm von Stubenberg (1619–1663) und sein Freundeskreis. Studien zur österreichischen Barockliteratur protestantischer Edelleute. Berlin 1968.

gender Erfahrung. Ihm verdankte er Jahre später die Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft, die 1662 gleichzeitig mit seinem berühmten Onkel Andreas Gryphius erfolgte²⁷. Zu diesem Zeitpunkt weilte Winckler schon einige Jahre in seiner schlesischen Heimat. Zunächst fand er dort bei dem Standesherrn Hans Freiherrn von Schönaiach-Carolath 1658 eine feste Anstellung als Rat und Amtssekretär. Im Jahre 1664 verlegte Wickler seinen Wohnsitz nach Breslau, weil sich hier größere berufliche und kulturelle Möglichkeiten boten. Sein Arbeitsfeld als Advokat wurde nun weiter, denn zu den privaten Aufträgen und dem Mandat des Standesherrn von Carolath kamen politische Missionen für verschiedene protestantische Stände. In ihrem Namen führte Winckler mehrfach politische Verhandlungen am Kaiserhof in Wien, die er meist zugunsten seiner Mandanten erledigen konnte. Ein anderer Auftrag an den Hof Friedrich Wilhelms von Brandenburg machte ihn mit dem Kurfürsten bekannt. Letzterer zeigte sich von Wincklers Verhandlungsgeschick so beeindruckt, daß er ihm sofort die Stelle eines brandenburgischen „Agenten“ in Breslau anbot. Zur förmlichen Ernennung kam es erst im Folgejahr 1672. In seiner Autobiographie zitiert Winckler mit erkennbarem Stolz die ihn betreffenden Dekrete. Danach war es das Anliegen des Kurfürsten, ihn „sowohl zu Beförderung der Commerciën, und derer Fortbringung durch unseren neuen Graben²⁸, als auch zu respicirung einer und anderer Unserer Angelegenheiten“ dauerhaft in Breslau einzusetzen²⁹. Über diese Beauftragung unterrichtete der Kurfürst zugleich den Breslauer Rat, und auch dieses Schreiben kann Winckler mitteilen. Der Rat wiederum informierte pflichtschuldigst die kaiserliche Behörde und versicherte, wenn Winckler etwas von politischer Importanz anbringen wolle, so werde man es dem kaiserlichen Oberamte melden³⁰. Mit der Bestellung Wincklers war ein Jahresgehalt von hundert Dukaten verbunden, doch konnte sich Winckler inzwischen erlauben, auf eine Entlohnung zu verzichten, ihm sei das Amt Ehre genug. Tatsächlich hat Winckler nur einmal 100 Reichstaler aus Berlin erhalten, vielleicht als Erstattung von Unkosten³¹. Mehr bedeute ihm, daß ihn der Kurfürst Ende 1678 für seine bisherigen und zukünftigen Dienste mit dem Titel eines kurfürstlich brandenburgischen Rates auszeichnete³². Trotz seines zunehmenden Podagras erfüllte Winckler bis zu seinem Tode 1686 die aufgetragenen Pflichten³³. Er wurde bei St. Elisabeth in Breslau begraben, doch niemand setzte ihm dort ein Epitaph³⁴.

²⁷ Ferdinand Friedensburg: Die Beziehungen Schlesiens zur Fruchtbringenden Gesellschaft; in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. 27, 1893, S. 117-139.

²⁸ Der erwähnte Friedrich-Wilhelms-Kanal war seit 1669 benutzbar, er eröffnete den direkten Weg von der Oder bis zur Elbe.

²⁹ Paul Winckler, Selbstbiographie S. 141.

³⁰ Die schlesische Oderschiffahrt, S. 193f.

³¹ Hans Saring: Die Kosten der brandenburgischen Gesandtschaften, S. 73.

³² Auch dieses Patent steht im Wortlaut bei Paul Winckler, Selbstbiographie, S. 145.

³³ Für die Zeit zwischen 1672 und 1680 liegen aktenmäßige Belege vor. Repertorium der diplomatischen Vertreter, Bd. 1, S. 32. Zuletzt machte der brandenburgische Minister Otto von Schwerin dem erkrankten Residenten am 20. Februar 1685 eine Visite in Breslau. Leopold von Orlich: Lebensskizze des Ministers Otto von Schwerin des Jüngeren; in: Derselbe (Hrsg.): Briefe aus England über die Zeit ... des Ministers Otto von Schwerin des Jüngeren, Berlin 1837, S. I – LXXII, hier S. XXXVIII.

³⁴ Wilhelm Wattenbach: Noch etwas über Paul Winckler; in Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, Bd. 3, 1860, S. 221f.

Ob Wincklers Nachfolger noch vom Großen Kurfürsten oder schon von seinem 1688 zur Regierung gelangten Sohn Friedrich III. berufen wurde, ist ungewiß, aber lange blieb das Breslauer Amt nicht unbesetzt. Bereits 1693 verhandelte der kaiserliche und brandenburgische Rat Gottfried von Schmettau (1652–1703) in Berlin über die Oderschiffahrt der Breslauer Kaufmannschaft³⁵. Vermutlich hatte er schon damals das Mandat als brandenburgischer Resident in Breslau, das bei seinen nächsten Aufträgen ausdrücklich erwähnt wurde³⁶. Schmettau war 1652 im oberschlesischen Neustadt geboren. Seine Familie zählte zum böhmischen Adel³⁷, betrieb aber von Breslau aus ein Frachtgeschäft, das als „die vornembste und grösseste handlung“ bezeichnet wurde und Frachtschiffahrt bis nach Hamburg betrieb³⁸. Fünf Schiffe des Breslauer Handelshauses Schmettau befuhren 1669 als erste den neueröffneten Oder-Spree-Kanal³⁹. Diese handelspolitische Orientierung wußte der Große Kurfürst zu schätzen, wenn er beispielsweise 1678 den Breslauer Kaufmannsältesten Ernst von Schmettau an seine Tafel lud⁴⁰. Als Kurfürst Friedrich III. mit Gottfried von Schmettau einen Breslauer Fernhandelskaufmann zu seinem Residenten bestellte, so war das Interesse an diesem Amt wohl wechselseitig. Auch muß es wirtschaftlich ertragreich gewesen sein, denn Gottfried von Schmettau war zuletzt ebenso in der brandenburgischen Neumark begütert wie in Schlesien. In diese Zeit fiel der Aufstieg Brandenburgs zum Königreich Preußen, weshalb Schmettau, als er 1703 starb, den Titel eines königlich preußischen Residenten führte. Seine vier Söhne widmeten ihm in der Breslauer Elisabethkirche ein wunderschönes Epitaph, das heute im Breslauer Königsschloß-Museum zu sehen ist. Gewidmet ist es, um aus der langen Inschrift zu zitieren, dem „Godefredi a Schmettau, Toparchae in Koenigswalde, Osterwalde, Tschenche, Arensdorf et Tschanisch. Leopoldi I. augustissimi caesaris atque Friderici potentissimi regis Borussiae et electoris Brandenburgici consiliiarii“. Schmettau war, wie es weiter hieß, eine Zierde nicht nur seiner Familie, sondern ganz Schlesiens gewesen. Das Kunstwerk entstand wohl erst Jahre nach Schmettaus Tod, denn es vermerkt bereits den 1717 erlangten Freiherrenstand der Familie.

Zwischen Schmettau und dem nächsten Residenten klafft eine zeitliche Lücke, für die nähere Nachrichten fehlen. Jedenfalls ist anzunehmen, daß Preußen in der Zeit der Altranstädter Verhandlungen nicht ohne einen Breslauer Residenten blieb. Andererseits verhielt sich der kaiserliche Hof inzwischen zurückhaltender. Als mit Christian Ferdinand von Palmencron (1688–1736) „in Ansehung des starken commercii, so zwischen beiden Landen continuirlich betrieben wird“ 1718 ein neuer

³⁵ Die schlesische Oderschiffahrt, S. 219.

³⁶ Ebenda, S. 230 und S. 233f.

³⁷ Der den Angaben nach alte Adel der Familie war 1668 für Böhmen bestätigt worden. Král von Dobrá Voda, Adalbert: Der Adel von Böhmen, Mähren und Schlesien, Prag 1904, S. 230. Zum familiären Umfeld vgl. auch Peter Bahl: Heinrich Schmettau (1629–1704); in: Schlesische Lebensbilder, Bd. 11, hrsg. von Joachim Bahlcke, Insingen 2012, S. 149–160. Ebenso Peter Bahl: Der Hof des Großen Kurfürsten, S. 572–575, doch fehlt der Resident Schmettau in dieser Familienübersicht.

³⁸ Die schlesische Oderschiffahrt, S. 188.

³⁹ Ebenda, S. 187f.

⁴⁰ Otto Meinardus: Die Stadt Breslau und der Große Kurfürst, S. 20f.

Resident und preußischer Hofrat bestellt werden sollte, weigerte sich der kaiserliche Hof, ihn als Residenten anzuerkennen. Erst als Preußen unter Hinweis auf die bisherigen brandenburgisch-preußischen Residenten und die Diplomaten anderer Mächte in Breslau auf seinem Wohnheitsrecht bestand, gab der Wiener Hof nach⁴¹. Palmencron war als Christian Ferdinand Pfeiffer 1688 in Breslau geboren worden. Sein Vater Christian Pfeiffer (1655–1738) war ein vielbeschäftigter Breslauer Advokat über dessen Leben und Tun ein ausführlicher Nachruf Auskunft gibt⁴². Ihm, dem damaligen Stadtgerichtsadvokaten, gelang es 1713, den böhmischen Ritterstand zu erlangen, wozu das Adelsprädikat „von Palmencron“ gehörte. Bald benutzen er und seine Familie nur noch diesen neuen Namen. Der spätere preußische Resident hatte in Halle und Frankfurt an der Oder die Rechte studiert, ehe er in Breslau dem Beruf des Vaters folgte. Die Stelle als preußischer Resident übte er nachweislich von 1718 bis zu seinem Tode 1736 aus⁴³. Es fällt auf, daß König Friedrich Wilhelm I. die Reihe der preußischen Interessenvertreter in Breslau mit Palmencron enden ließ. Fünf Jahre später stellte sich diese Frage nicht mehr, denn unter König Friedrich II. wurden die preußischen Belange in Schlesien direkt wahrgenommen.

*

Die bisherigen Ausführungen galten der brandenburgisch-preußischen Interessenpolitik in Schlesien und ihrer Repräsentanz durch eigene diplomatische Vertreter. Es mag an der Quellenlage liegen, wenn das Tätigkeitsfeld dieser Residenten eher dem eines Handelsattachés glich als dem eines heutigen Konsuls. Es schloß aber weitergehende politische Aufträge nicht aus, wie die erste Instruktion von 1657 gezeigt hatte. Ferner stand die brandenburgische Politik ganz im Kontext einer brandenburgisch-sächsischen Handelsrivalität um die Lenkung der Handelsströme. Das führt zu der naheliegenden Frage, ob denn das Kurfürstentum Sachsen tatenlos zugeesehen habe, wie Brandenburg ihm das Wasser abgrub? Bisher konnte man annehmen, Sachsen habe keine Residenten nach Breslau entsandt, denn das mehrfach zitierte Standardwerk der Diplomatischen Vertreter nennt keine Namen. Dieser Befund muß aufgrund einer aktuellen Studie über das sächsische Gesandtschaftswesen revidiert werden⁴⁴. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhundert war Sachsen oder besser gesagt Sachsen-Polen⁴⁵ in Breslau sehr wohl durch eigene Diplomaten vertreten. Man darf vermuten, daß ein

⁴¹ Darüber die Akte „Bestallung Pallmencrons zum Hofrath und Residenten in Breslau“ in: Acta Borussica I, Behördenorganisation und allgemeine Staatsverwaltung, Bd. 3, Berlin 1901, bearb. von Gustav Schmoller u.a., S. 29f.

⁴² Gelehrte Neuigkeiten Schlesiens Zum Vergnügen allerhand Liebhaber gesammelt Im November 1738 [durch Gottfried Balthasar Scharff], Schweidnitz 1738, S. 435-440.

⁴³ Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder seit dem Westfälischen Frieden, Bd. 2 (1716–1763), hrsg. v. Friedrich Hausmann. Zürich 1950, S. 292.

⁴⁴ Judith Matzke: Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst Sachsens 1694–1763 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 26). Leipzig 2011.

⁴⁵ Zwischen 1697 und 1763 war der sächsische Kurfürst in Personalunion zugleich König von Polen.

Gleiches auch für die zuvor liegenden Jahre gilt, nur sind diese noch nicht wissenschaftlich untersucht.

So lassen sich für das 18. Jahrhundert wenigstens die Namen jener Residenten anführen, welche in Breslau die sächsisch-polnischen Belange vertreten haben. Dem Eindruck nach waren sie Berufsdiplomaten ohne persönlichen Bezug zu Schlesien. Anders als Brandenburg-Preußen hat Sachsen-Polen offenbar nicht auf geborene Schlesier oder in Breslau ansässige Persönlichkeiten zurückgegriffen. Das erschwert die Möglichkeit, zusätzliche Informationen zu ihnen aus anderen Quellen zu gewinnen. Die Reihe der bekanntgewordenen sächsisch-polnischen Residenten beginnt 1707 mit François Driant, der damals den politischen Auftrag hatte, die sächsischen Vorstellungen in die Nachverhandlungen der Altranstädter Konvention einzubringen⁴⁶. Seine Arbeit in Breslau in den Jahren 1707 bis 1711 wurde 1710 durch die Aufwertung seiner Position zum Legationssekretär gewürdigt⁴⁷. Ihm folgte 1713 der Resident Christian Neugebauer, dessen Name an einen schlesischen Hintergrund denken läßt. Neugebauer bezog 1723 ein Gehalt von 350 Talern und hinterließ bei seinem Tod 1730 eine Witwe, die versorgt werden mußte⁴⁸. Ihm folgte unmittelbar von 1730 bis 1749 der Resident und kursächsische Rat Johann David Walter, der im Jahre 1740 mit dem Zusatznamen „von Waldberg“ in den Adelsstand erhoben wurde⁴⁹. In seine Zeit fiel der preußische Einmarsch in Schlesien. Diesem Umstand trug man Rechnung und ernannte Walter 1742 zum Kriegsrat. Im Zweiten Schlesischen Krieg ruhte sein Amt, doch erhielt er 1746 eine Neubestellung für Breslau. Sein Tod im Jahre 1749 mag sich in Breslau zugetragen haben. Sogleich wurde die Breslauer Residentur wieder besetzt, diesmal mit Isaac Daniel Fallou, der von 1750 bis 1752 amtierte, um dann aus gesundheitlichen Gründen Abschied zu nehmen⁵⁰. Der letzte aller sächsischen Residenten in Breslau ist von allen die interessanteste Persönlichkeit: Christian Ludwig von Hagedorn (1712–1780) stammte aus einer altadeligen niedersächsischen Diplomatenfamilie. Er trat 1735 in kursächsische Dienste und übernahm danach an verschiedenen deutschen Stationen die Aufgaben eines sächsischen Legationssekretärs. Seine Berufung als Resident nach Breslau mochte nach außen wie eine Aufwertung dieser diplomatischen Vertretung erscheinen. Jedenfalls sah sich der preußische König Friedrich II. nun veranlaßt, jegliche diplomatische Niederlassung in Breslau zu untersagen. Schlesien war zur preußischen Provinz geworden, in der auswärtige Mächte keine Sonderrolle mehr spielen durften. Hagedorn mußte 1752 abberufen werden und erhielt keine Nachfolger mehr. Der Diplomat Hagedorn sollte aber wenige Jahre später in ein Tätigkeitsfeld ganz anderer Qualität wechseln. Hagedorn war während seiner Diplomatenjahre zu einem passionierten Kenner und Sammler von Kunst ge-

⁴⁶ Über Driant vgl. Norbert Conrads: Die Durchführung der Altranstädter Konvention in Schlesien 1707–1709 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 8). Köln 1971, S. 185.

⁴⁷ Judith Matzke: Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst, S. 329.

⁴⁸ Ebenda, S. 222, 227, 246, 335.

⁴⁹ Ebenda, S. 154, 375. Frank, Karl Friedrich von: Standeserhebungen und Gnadenakte für das Deutsche Reich und die österreichischen Erblande bis 1806, Bd. 5, Senftenegg 1974, S. 183

⁵⁰ Judith Matzke: Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst, S. 332.

worden⁵¹. Seine 1764 erfolgte Berufung zum Direktor der Kunstakademie und der Gemäldegalerie in Dresden mag die Erfüllung seiner Träume bedeutet haben⁵². Was er hier bis zu seinem Tode 1780 leistete und hinzuerwarb, gehört zum Vermächtnis der Dresdner und europäischen Kunstgeschichte.

*

Wenn mit Brandenburg-Preußen und Sachsen-Polen zwei unmittelbare Nachbarmächte mit begreiflichen politischen Interessen vorgestellt wurden, so bleibt abschließend die Überlegung, ob darüber hinaus noch weitere Länder in Breslau vertreten waren. Dafür läßt sich nur noch ein Staat anführen, Schweden, dessen Wünsche und Ansprüche auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückgingen. Damals hatte Schweden weite Teile Schlesiens besetzt und sich zeitweilig Hoffnungen gemacht, dieses Land wenigstens in Teilen behalten zu können⁵³. Auch räumte der Westfälische Friedensvertrag Schweden ein Mitspracherecht in konfessionellen Angelegenheiten Schlesiens ein. Für das nordische Königreich wurde die Frage eigener Gewährleute in Breslau mit dem Augenblick akut, als es 1655 einen neuen Krieg mit Polen begann und es wissen wollte, wie man darauf in Schlesien reagierte. Also wurde Heinrich Coelestin von Sternbach (1613–1679) nach Breslau entsandt, der ab 1655 von hier ein Jahr lang berichtete, um im Anschluß eine ähnliche Mission in Siebenbürgen zu übernehmen. Danach trat er 1658 als Kanzler in die Regierung Pommerns ein⁵⁴. Die schwedischen Emissäre hatten einen zeitlich begrenzten Auftrag, weshalb sie in der Regel nicht Agenten oder Residenten, sondern Kommissare genannt wurden⁵⁵. Sie waren herkunftsmäßig meist Deutsche, doch keine Schlesier, mit Ausnahme des 1657 auf Sternbach folgenden Ernst Gottfried von Artzat, der einem Breslauer Stadtgeschlecht angehörte⁵⁶. In seiner Familie war man traditionell schwedisch eingestellt. Dafür läßt sich das Beispiel eines Verwandten anführen, des Breslauer Ratsherren Georg Friedrich von Artzat (1605–1665). Letzterer hatte schon vor Jahren ein Bekenntnis seiner politischen und konfessionellen Gesinnung abgelegt. Ein Jahr nach dem Tod König Gustav Adolfs 1632 bei Lützen richtete er im privaten Bereich seines Breslauer Patrizierhauses am Ring 47 dem von ihm hochverehrten schwedischen Königs

⁵¹ Claudia Susannah Cremer: Hagedorns Geschmack. Studien zur Kunstkennerchaft in Deutschland im 18. Jahrhundert. Bonn 1989. Rolf Wiecker: Das Schicksal der Hagedornschen Gemäldesammlung. Kopenhagen, München 1993.

⁵² Moritz Stübel: Christian Ludwig von Hagedorn. Ein Diplomat und Sammler des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1912.

⁵³ Norbert Conrads: Die Bedeutung des Westfälischen Friedens von 1648 für die schlesische Geschichte; in: Derselbe: Schlesien in der Frühmoderne. Zur politischen und geistigen Kultur eines habsburgischen Landes. Köln 2009, S. 53-69.

⁵⁴ Heiko Droste: Schwedische Korrespondenz über Polen am Beispiel Heinrich von Schöllens, Kommissar in Breslau von 1664–1666; in: Po obu stronach Bałtyku. Wzajemne relacje między Skandynawią a Europą Środkową, hrsg. v. Jan Harasimowicz u.a., Bd. 1, Wrocław 2006, S. 121-130, hier S. 121.

⁵⁵ Eine Reihe von Namen im Repertorium der diplomatischen Vertreter, Bd. 1, S. 486f.

⁵⁶ Oskar Pusch: Die Breslauer Rats- und Stadtgeschlechter, Bd. 1, S. 39.

Gustav Adolf einen Erinnerungsraum ein, die später so genannte „Schwedenhalle“⁵⁷. Alle Wandflächen waren mit stuckierten Bildnissen geschmückt. Das große zentrale Reiterbild Gustav Adolfs an der Decke war an den Wänden von zwölf Reiterbildnissen römischer Imperatoren umgeben. Ganz unzweifelhaft war es ein Bildprogramm, das den schwedischen König noch nachträglich zum ersehnten Kaiser eines protestantischen Deutschland erklärte⁵⁸. Für das habsburgische Breslau muß diese Apotheose eine ständige Herausforderung gewesen sein.

Das Dilemma zwischen dem Wunsch nach weiteren Informationen und einer zerütteten Finanzlage führte dazu, daß Schweden im Falle des nächsten Kommissars, Heinrich von Schöllens, einen Informanten in Dienst nahm, der sich selbst angeboten hatte. Schöllens hatte bis dahin das ruhelose Leben eines Migranten geführt, zeitweise als Präzeptor bei einem polnischen Adligen, dann aber mit Gelegenheitsdiensten für polnische und schwedische Militärs und Behörden. Darüber hat er selbst berichtet⁵⁹. Ein Grund seines Fluchtverhaltens lag offenbar in seiner religiösen Orientierung als Sozinianer, und diese lebten überall gefährdet. Im toleranten Breslau konnte er freilich seine letzten Lebensjahre ungestört verbringen. Von hier berichtete er von 1644 bis 1666 ausführlich an den schwedischen Hof⁶⁰. Daneben besserte Schöllens sein spärliches Salär durch Informationen an andere Reichsfürsten und vor allem als Lieferant von Zeitungsmeldungen auf⁶¹. Dabei stellte er sich als „schwedischer conseiller des commerces in Breslau“ vor und beklagte, daß seine mit der kaiserlichen Post beförderten Schreiben gelegentlich erbrochen oder gar unterschlagen würden⁶². Unmittelbar nach Schöllens Tod Ende 1666 übernahm sein Sekretär Johann Zimmermann die Berichterstattung bis 1667, immer in der Hoffnung, in schwedische Dienste übernommen zu werden. Als diese Bestätigung ausblieb, stellte Zimmermann seine Korrespondenz aus Breslau ein. Für den verstorbenen Kommissar Schöllens bezeugte der schwedische Hof eine größere Fürsorge, denn er kümmerte sich um die Versorgung der mittellosen Witwe. In späteren Jahren lassen sich wieder schwedische Kommissare in Breslau nennen, bei denen rangmäßig eine Aufwertung der Breslauer Vertretung feststellbar ist. Während Godofred von Schröer (1672) noch als Kommissar delegiert wurde, führte Johann Henrik von Beye (1704-1720) schon den Titel eines Agenten⁶³, und der 1733 nachweisbare schwedische Vertreter von Löwenburg durf-

⁵⁷ Piotr Oszczanowski: „Swedzka Sień“ we Wrocławiu. Czyli „diskretna“ apoteoza Gustawa II Adolfa; in: *Po obu stronach Bałtyku. Wzajemne relacje między Skandynawią a Europą Środkową*, hrsg. v. Jan Harasimowicz u.a., Bd. 1, Wrocław 2006, S. 69-85.

⁵⁸ Zu diesem Thema vgl. Heinz Duchhardt: *Protestantisches Kaisertum und altes Reich: die Diskussion über die Konfession des Kaisers in Politik, Publizistik und Staatsrecht* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 87). Wiesbaden 1977.

⁵⁹ Heiko Droste: *Schwedische Korrespondenz über Polen am Beispiel Heinrich von Schöllens*, hier vor allem das lange, 1662 in Hamburg aufgesetzte Memorial, S. 125-128.

⁶⁰ Nach den Angaben von Heiko Droste liegen umfangreiche Akten dazu im schwedischen Reichsarchiv Stockholm, Abteilung Germanica, vol. 611-617.

⁶¹ Brigitte Kolster: *Ein Breslauer Zeitungskorrespondent des 17. Jahrhunderts*; in: *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau*, Jg. 15, 1970, S. 206-241.

⁶² Ebenda, S. 206-208.

⁶³ *Repertorium der diplomatischen Vertreter*, Bd. 1, S. 486f.

te sich gar als Resident bezeichnen⁶⁴. Die Jahre einer schwedischen Residentur in Breslau waren aber gezählt, denn König Friedrich II. von Preußen, dürfte sie bald nach 1740 ebenso abgeschafft haben wie im Falle Sachsen-Polens.

Dazwischen erlebte die schwedische Diplomatie einen Höhepunkt ihrer politischen Bedeutung in Breslau. Bald nach Aushandlung der Altranstädter Konvention (1707) zugunsten des schlesischen Protestantismus verlegte der schwedische Gesandte in Wien Henning Freiherr von Strahlenheim (1665–1731) seinen Arbeitsplatz nach Breslau. Hier residierte der Gesandte von 1707 bis 1710, denn so lange benötigte die Klärung aller konfessionellen und politischen Fragen⁶⁵. Mit Strahlenheims umsichtiger Hilfe gewann damals der schlesische Protestantismus manche verlorenen Rechte und Kirchen zurück, während gleichzeitig der schwedische König und sein Heer der historischen Katastrophe von Poltawa (1709) entgezogen. Diese Ambivalenz der Ereignisse rückte Breslau für einige Jahre in das helle Licht der europäischen Politik.

⁶⁴ Der Nachweis des Residenten „H. v. Löwenburg“ ist ein Zufallsfund aus einer noch ungedruckten Breslauer Wohnungsrolle. Den Hinweis verdanke ich Peter Bahl in Berlin. Das Original liegt im Archiwum Państwowe we Wrocławiu, Akta Miasta Wrocławia: „Specification der Wohnungsrollen unter denen zwölf bürgerlichen Fahnen bey der Stadt Breßlau von Anno 1733“, alte Sign. Hs 18.

⁶⁵ Norbert Conrads: Der Anteil des schwedischen Gesandten Strahlenheim an der Entschlußbildung und Durchführung der Altranstädter Konvention; in: Derselbe: Schlesien in der Frühen Neuzeit. Zur politischen und geistigen Kultur eines habsburgischen Landes. Köln 2009, S.127-148.

Medizinisches Wissen für Nichtmediziner – Martin Pansa und sein Beitrag zur Pestbekämpfung

Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und
unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt,
der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und
meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe!
Denn er errettet mich vom Strick des Jägers
und von der schädlichen Pestilenz...

(Ps. 91)

Vorbemerkung

Zum Bestand der älteren Gebrauchsliteratur¹ gehört eine Vielzahl monographisch gefasster Werke, deren Produktion und Rezeption im Prozess der seit dem Spätmittelalter voranschreitenden wissensvermittelnden Kommunikation zu verorten ist. Die thematische Bandbreite der Quellen, die durch die Verwendung der Volkssprachen und ferner die Möglichkeit des Buchdrucks dem Laienpublikum, vom „gemeinen“ Mann ist häufig die Rede, ein orientierendes Regel- und Weltwissen bietet, ergibt sich aus dem jeweils historisch konkreten Gegenstands- und Adressatenbezug²; ihr gattungsgeschichtlich weites Feld umfasst a priori Lehrgedichte und „gemeinverständliche“ Traktate („Berichte“, „Regimente“, „Unterrichte“ u.a.), die ausgewählte Elemente von zeitgenössisch akuten Wissensordnungen – hier vor allem aus den Bereichen: Geschichte (z.B. Weltbeschreibungen), Religion (konfessionellen Unterschieden gewidmete Schriften), Natur (z. B. Prognostika), Gesundheit und Medizin (der Komplex der sog. Hausväterliteratur) charakterisieren. Ihre Autoren sind grund-

¹ Auch unter dem Begriff der Sachliteratur und im engeren Sinn der Hausväterliteratur bekannt. Hierzu v.a. William Crossgrove: *Die deutsche Sachliteratur des Mittelalters*, Bern 1994 u. Klaus Reinhardt: *Vom Wissen zum Buch. Fach- und Sachbücher schreiben*, Bern 2008.

² Zum Lesepublikum in der Frühen Neuzeit siehe Rolf Engelsing: *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1600*, Stuttgart 1974; Gunter E. Grimm: *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*, Tübingen 1983; Ludger Grenzmann u. Karl Stackmann (Hg.): *Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformation. Symposium Wolfenbüttel 1981*, Stuttgart 1984; Wolfgang Brückner, Peter Blickle u. Peter Breuer (Hg.): *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Bd. 13), Tl. 2*, Wiesbaden 1985; Michael Giesecke: *Der Buchdruck in den frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1991; Albert Busch u. Oliver Stenschke: *Wissenstransfer und gesellschaftliche Kommunikation. Festschrift für Siquard Wichter zum 60. Geburtstag*, Frankfurt a. M. / Berlin / Bern u.a. 2004 u.v.a.

sätzlich Ärzte, Lehrer und Theologen, die aus Verantwortungsbewusstsein sowie in Kenntnis der mangelhaften Erkenntnisbestände ihr Wissen weitergeben wollen. Die Schriften über den kranken Menschen und seine Krankheiten besitzen in diesem Gesamtkontext quantitativ beträchtliche Ausmaße³. Keine Krankheit aber setzte so viele gelehrte Federn in Bewegung wie die seit dem „großen Sterben“ der Jahre 1347–1349 ihre furchtbaren Feste feiernde Pest. Und bereits eine flüchtige Musterung von Handschriften und Altdrucken zur Pestbekämpfung bestätigt die allgegenwärtige Rede von der einstigen „Pestschriftenflut“: War bis dahin die Vermittlung von aktuellem Fachwissen Gegenstand eines Konkurrenzkampfes der Bildungselite (diese behandelte ihr Wissen als Geheimnis), so hat die Tod bringende Seuche eine neue Gebrauchssituation evoziert und folglich für die rasche Weitergabe von Informationen über Pestursachen, prophylaktische und therapeutische Maßnahmen an ein möglichst breites, d.h. anonymes und allgemeines Publikum gesorgt⁴.

Die methodische Zusammenführung von Gebrauchstext und Medizin im Rahmen des Paradigmas der Laienkommunikation hat auch im Blick auf jene Autoren, v.a. Ärzte, innovativ gewirkt und zur Neubewertung der frühneuzeitlichen Pestschriften geführt⁵. In dieser „Forschungslandschaft“ lässt sich nicht zuletzt der in Schlesien im 17. Jahrhundert tätige Arzt positionieren.

³ Die Erforschung der spätmittelalterlichen Fachschrifttums ist vorrangig den beiden Medizinhistorikern verpflichtet: Gerhard Eis (z. B. *Medizinische Fachprosa des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Amsterdam 1982) und Gundolf Keil: (*Organisationsformen medizinischen Wissens*, in: Norbert R. Wolf (Hg.): *Wissensorganisierende und wissensvermittelnde Literatur im Mittelalter. Perspektiven ihrer Erforschung. Kolloquium 5.-7. Dezember 1985*, Wiesbaden 1987, S. 221-245; Ders. (Hg.): *„ein teutsch puech machen“*. Untersuchungen zur landessprachlichen Vermittlung medizinischen Wissens. *Ortlof-Studien 1* (= *Wissensliteratur im Mittelalter*, Bd. 11), Wiesbaden 1993 u.a.). Vgl. auch Volker Zimmermann: *Rezeption und Rolle der Heilkunde in landessprachlichen handschriftlichen Kompendien des Spätmittelalters* (= *ARS MEDICA. Texte und Untersuchungen zur Quellenkunde der Alten Medizin*, IV. Abt., Bd. 2), Stuttgart 1986. Von den neuesten Publikationen ist zu nennen der Sammelband: Nicolas Pethes und Sandra Richter (Hg.): *Medizinische Schreibweisen. Ausdifferenzierung und Transfer zwischen Medizin und Literatur (1600-1900)* (= *Studien zur Sozialgeschichte der Literatur*, Bd. 117), Tübingen 2008.

⁴ Manuel Braun: *„Wir sehens, das Luther by aller welt berympt ist“ – Popularisierung und Popularität im Kontext von Buchdruck und Religionsstreit*, in: Gereon Blaseio (Hg.): *Popularisierung und Popularität*, Köln 2005, S. 21-42, hier S. 22-24.

⁵ Das Gros der die Pest thematisierenden Textüberlieferungen fällt auch im Hinblick auf die schlesischen Territorien auf das 16. und 17. Jahrhundert; hier konnten die Seuchenzüge insgesamt 25mal nachgewiesen werden. Die Pestjahre: 1474/1475, 1482/1483, 1496/1497, 1507, 1516, 1524, 1542, 1552, 1568, 1570, 1585, 1600/1601, 1630, 1633/34, 1708/9, 1710 und 1714 gingen in die Geschichte der Region als besonders opferreich. Vgl. S. Graetzer: *Die Pestepidemieen Breslaus. Festschrift zum goldenen Doctorjubiläum des Geh. Sanitätsraths Dr. J. Graetzer*, Breslau 1882.

Der Fall Martin Pansas

Als schillerndste Gestalt erscheint unter den im 17. Jahrhundert wirkenden Autoren Martin Pansa⁶, ein thüringisch-schlesischer Arzt, der den Prototyp des medizinisch Gelehrten und praktizierenden Arztes in einer Person verkörpert. Die von ihm verfasste Trilogie das „Consilium antipestiferum“ mag schon auf den ersten Blick verwundern, fällt doch als markante Differenz zu den üblichen Pestschriften der Umfang von insgesamt 194 Seiten ins Gewicht. Die Pest stellt im Oeuvre des an der Popularisierung des medizinischen Fachwissens interessierten Autors allerdings nur einen Teilaspekt seiner breit angelegten ärztlichen Tätigkeiten dar, die von der allgemeinen Gesundheitsführung über die Loimologie bis hin zur Arbeitsmedizin und Pharmazie reichte⁷. Bereits 1606 über die „Theses de generali pestis natura“⁸ an der Universität Basel promoviert, reagierte Pansa auf die 1612–1613⁹ in der Region grassierende Pest mit einem dreibändigen Kompendium¹⁰. Vordringliches Desiderat der lo-

⁶ Martin Pansa (1580–1626) absolvierte die für seine Zeit typischen Ausbildungsstationen: von der Lateinschule über die Artes-Studien an der Universität in Leipzig bis hin zur doppelten Dissertation in Basel in den Fachbereichen Medizin und Philosophie (1606). Zur Person siehe v.a. Christian Teuber: „Medicus Silesiacus“ Martin Pansa (1580-1626). Sozialmediziner und Volksaufklärer Ostdeutschlands. Sein Leben, sein Werk als Beitrag zur spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen „Medizin für den gemeinen Mann“ (= Würzburger medizinische Forschungen, Bd. 50), Pattensen-Hannover 1991; Gundolf Keil: Die Gesundheitskatechismen des Breslauer Stadtarztes Martin Pansa (1580-1625), in: Klaus Garber (Hg.): Kulturgeschichte Schlesiens in der Frühen Neuzeit, Bd. 1, S. 287-319; Historisches Ärztelexikon für Schlesien. Biographisch-bibliographisches Lexikon schlesischer Ärzte und Wundärzte (Chirurgen), bearbeitet von Michael Sachs, Bd. 5 (P-R), Pfaffenhofen/Ilm 2011, S. 7-11.

⁷ Pansas Bedeutung für die Verbreitung medizinischen Wissens wurde mit der monographischen Studie Christian Teubers nur noch ansatzweise gewürdigt.

⁸ Theses De Generali Pestis Natura, Praeservatione Et Curatione, Basel 1606.

⁹ Dieser Pestzug griff auch auf Schlesien über. 1613 starben in Breslau selbst 2357 Personen. Nikolaus Pol: Jahrbücher der Stadt Breslau, hg. von J. G. Büsching, Bd. 1, Breslau 1813gl. Nikolaus Pol: Jahrbücher der Stadt Breslau, hg. von J. G. Büsching, Bd. 1, Breslau 1813l, S. 118f und Graezer, S. 13.

¹⁰ Consilium Antipestiferum Das ist/ Ein getrewer Rath in gefehrlichen und giftigen Sterbensleufften/ oder Pestilentzseuche / Nicht allein mit gemeinen/ sondern auch mit besondern bewehrten Mitteln beydes vor Arme und Reiche gestellt/ und in gewisse Capitel abgetheilet/ Durch Martinum Pansam D. Poliatrum Annaebergensem ..., Leipzig 1614. Consilium Antipestiferum II. Das ist/ Ein getrewer Rath in gefehrlichen vnd giftigen Sterbens=leufften/ oder Pestilentzseuche. Darinnen angezeigt wird/ auff was weise die geschwinde Seuche gemeiniglich per contagium vnd aufklebung fortgepflantzet werde/ was vor andern bewerte Mittel darwieder zuerwehlen vnd zugebrauchen: vnd was vor fürsorge die Obrigkeit zu solchen zeiten trage/ ob den inficirten zu helffen sey: Deßgleichen was man thun oder lassen/ daß die Pest ein ander mal nicht wieder komme. Sampt XX. disputirlichen Fragen/ so die wolgegründte meynung in diesem vnd vorigen Consilio vorgebracht beschützen/ erleutern/ vnd bestetigen. Abermals in gewisse Capitel ordentlich abgetheilet/ menniglich zum besten gestellt/ durch Martinum Pansam D. Politarum Annaebergesem, Leipzig 1614. Consilium Antipestiferum III. Das ist/ Ein getrewer Rath in gefehrlichen vnd giftigen Sterbens=leufften/ oder Pestilentzseuche. Darinnen anfänglich ein gar kurtzer vnd bewerter Proceß in wenig zeilen zubefinden/ wie solche Seuche zuvertreiben/ vnd wie gemeiniglich die jenigen der inficirten sterben/ die solchen Proceß

kalen Gesundheitspflege musste es sein, dem Pansa mit seinem Wissen schnellstmöglich abzuhelpen versuchte. Dass er jeden Band einer anderen Stadt – der Reihe nach waren es Chemnitz, Annaberg und Zeitz – widmete, lässt eklatant seine Hoffnung auf bessere berufliche Perspektiven bzw. Aufstiegsmöglichkeiten deutlich werden. Von 1607 bis 1614 im sächsischen Annaberg als Stadtarzt bestellt, konnte er bei den kräftigen, einfachen Bergleuten, die sich „mit Branntwein und Wiesenbad“¹¹ zu kurieren wussten, seinen Diensten wohl nicht als richtiger Fachmann mit Eifer nachgehen. Der Druck der Pestschrift, der bald vier weitere Traktate folgten, muss an seiner wohl auch finanziellen Situation nicht viel und rasch genug geändert haben, weshalb er im Sommer 1615 nach Schlesien umsiedelte¹². Es mag die von Teuber angestellte Mutmaßung, als ob Pansas Bemühungen auf eine würdige Beschäftigung in Breslau abzielten, völlig legitim sein, doch lang und holprig sollte der Weg in die schlesische Hauptstadt werden. Die erste, nicht belanglose Station bot sich in Liegnitz, einer nur 60 km von der Odermetropole entfernten Stadt, wo Pansa die Anstellung des zweiten Stadtarztes bekam; in dieser Zeit konnte er seine Erfahrungen beim Bekämpfen der Flecktyphusepidemie unter Beweis stellen¹³. 1616 war er bereits in Stropfen tätig, als weitere Stationen folgten bald Trebnitz (1618) und Trachenberg (1619), und erst 1621 Breslau mit der ersehnten Stadtarztstellung. Mit dem fruchtbaren, ab 1618 als Werk eines „*medicus Silesiacus*“ firmierten Schaffen (1619 erschien die zweite Auflage des Pest-Konsiliums) und nicht weniger seiner in der Region wohl bekannt gewordenen heftigen Auseinandersetzung mit dem Wohlauer Fachkollegen Georgius Martinus¹⁴ zog Pansa auf sich die Aufmerksamkeit des Breslauer Rates. Es waren ihm letztlich nur sechs Jahre gegönnt, in den nolens volens sehr gefährdeten Zeiten des tobenden 30jährigen Krieges den Breslauern mit dem ärztlichen Rat gedient zu haben. Den Verlust des im Alter von 46 Jahren wohl an der Pest verstorbenen Mediziners hatte die Stadt 1626 zu beklagen. In diesem Schicksalszug liegt offensichtlich eine gewisse Ironie, bedenkt man nur seine auf ein „langes Leben“ zielenden Gesundheitskatechismen und nicht zuletzt die zentralen, ausgerechnet den „giftigen Sterbensleufften“ gewidmeten Tätigkeitsfelder¹⁵; die wegen der 1625 wütenden Pest abgefasste „Kurze und allgemeine instruction von der giftigen seuche der Pestilentz“ (Breslau 1625) war die letzte Schrift aus dieser Reihe.

Pansas Pestschriften – mit Ausnahme der lateinischen Dissertation – lassen sich die laienorientierten Intentionen des Autors in exemplarischer Weise entnehmen und unter dem Motto der medizinischen Volksaufklärung subsumieren. Das in „*Consilium*

nicht achten: Deßgleichen ob diese Seuche mehr Göttlich vnd vbernatürlich/ als natürlich sey. Wie man die Pestilentzischen Beulen vnd Blattern curiren vnd heilen sol: Vnd endlich was die fürnemsten Errata der Medicorum sein in der Pestilentz Cuhr. Sampt XXXIII disputirlichen Fragen/ von der Pest/ gestellt/ vnd in gewisse Capiel abgetheilet/ Durch Martinum Pansam D. Politarum Annaebergesem, Leipzig 1614.

¹¹ Hierzu Teuber, S. 16 und Keil, Gesundheitskatechismen, S. 306.

¹² Keil ist ebenso der Meinung, dass Pansa mit seiner beruflichen Situation als Arzt nicht genug gebraucht zu werden, sehr unzufrieden war. Keil, Gesundheitskatechismen, S. 306.

¹³ Ebd., S. 305, 306.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Vgl. Keil, Gesundheitskatechismen, S. 306 u. Teuber, S. 183-184.

antipestiferum“ in monographischer Ausführlichkeit dargestellte Gesamtwissen zur Seuchenbekämpfung mag dem Leser auf den ersten Blick viel Wissensmaterial zumuten, was im deutlichen Widerspruch zu der im Titel proponierten kurzen Fassung des Inhalts – „darinnen gründlich / kürzlich und klärlich dargethan und angezeigt wird / was die rechten natürlichen ursachen seyn (...)“ – stünde, doch die Dreiteilungsstruktur zeigt ein erkennbares funktionales Ordnungsschema: dem theoretischen Hauptteil folgen zwei im gleichen Stil aufgebaute stringent praxisorientierte Bücher. Der besondere Reiz dieses Werkes ist interessanterweise nicht nur auf die thematische Breite, sondern noch mehr auf die stilistische Eigenart zurückzuführen, den Themenkomplex durch eine Kombination von Texttypen sachlich und kapitelweise abzufassen. Der erste Teil basiert noch relativ starr auf der traditionellen Regimenform. Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen die ätiologischen und symptomatologischen Kriterien der Seuche, wobei hier noch eine weitere Entwicklungslinie in den Vordergrund tritt: Pansa versäumt es nämlich nicht, die Leser auf ihr eigenes Verantwortungsgefühl zu erinnern, in Gesundheitsfragen aktiv zu bleiben¹⁶. Welche Schäden ein gegen die medizinischen Regeln verstoßendes unvernünftiges Verhalten anrichten könne, präsentiert er an einem gravierenden Beispiel:

Der schendliche verzug vnd hinlessigkeit des Krancken/ als der nicht zu rechter zeit hülffe sucht/ sondern sihet zu/ vnd erwartet mit grossen schaden/ was es ferner vor einen außgang mit jm nemen werde/ schicket erst den Vrin zum Doctor/ vnd erkundiget sich bey ihm seines Leibs zustandt/ da doch solcher/ aus dem Wasser nicht allezeit kan erforschet werden/ wil geschweigen/ daß solche vnbedachtsame Leute mit jhrem Vrin tragen nicht allein die Medicos, sondern auch sich selbstn können vergifften (S. 2)¹⁷.

In dem anschließenden, der Prävention und Therapie gewidmeten Teil wird die Selbstverantwortung des Patienten, wie auch der Obrigkeit, immer wieder gefordert. Trotz der vom Autor angekündigten Kritik an etlichen unbrauchbaren Pestbüchern, „darinnen offt der Methodus und utendi ratio der Krankheit nicht gemäß/ sondern gantz ungeräum“ (Vorrede)¹⁸ wäre, ist für den Gesamteindruck des ersten Buches eine breite kompilatorische Verfahrensweise charakteristisch; insbesondere im Bereich der seit den ersten Pestschriften tradierten Theorie von „theologischen“ und „natürlichen“ Ursachen¹⁹. Darüber hinaus klingen hier die Thesen der Kontagionslehre ebenso stark

¹⁶ Das Thema greift er an verschiedenen Textstellen immer wieder auf.

¹⁷ Eine Parallele zu Cratos Pestschrift (Breslau 1555) liegt an dieser Stelle auf der Hand. Hierzu auch Anm. 20 und 21.

¹⁸ An einer weiteren Stelle warnt Pansa vor den Betrügnern: Die einfalt der armen Krancken: denn es ist ja nirgends kein einiger Jahrmarck/ der einfeltige Leye lest sich von den Landbetriegern berücken/ vnd kaufft von denselben ausgesottene hollunderbeer (ists anders noch so gut) vnd gebackene Birnsuppe mit ein wenig Entzian vnd Pfeffer vermischet guten gerechten Venedischen Theriak. (wenn er beist/ so ist er gut.) Vermeynet demnach in allerley Leibsgebresten vnd sonderlich in Pest e hülffe vnd besserung dadurch zu suchen/ da er doch vmbs Geld/ vnd vmb das Leben selbstn gebracht wird (S. 3).

¹⁹ Auf den Affinitätsgrad zu den ersten deutschsprachigen Pestschriften, etwa dem „Pariser Pestgutachten“, dem „Pest-Brief der Frau von Plauen“, dem „Prager Sendbrief“ und nicht zuletzt zu Jakob Engelins Pesttraktat hat bereits Teuber hingewiesen. Die Benutzung anderer Quellen

an, doch wohl mehr in Übereinstimmung mit dem Traktat²⁰ des Breslauer Arztes Johann Crato von Crafftheim (1519–1585)²¹ als mit den italienischen Pionieren der Theorie. Das für die Ansteckung verantwortliche Giftprinzip weiß Pansa nach Cratos Vorbild zu erläutern:

Gegenwertige Pest belangende / ist dieselbe nichts anders / denn eine gemeine giftige anklebende Kranckheit aus feulung des Geblüts im Menschlichen Körper entstanden / und durch anlebrigkeit und gemeinschaft der Leutte / entweder mit inficierung der Körper / oder dero Kleider unnd anderer sachen / darinnen sich der giftige dampff verbergen kan / fortgepflantzet mit einem schauer oder hitz die Leute gehling anfallende. (S. 9).

Dank diesen Anzeichen lässt Pansa die Pest als eine Hauptkrankheit fungieren, die von anderen endemischen Krankheiten zu unterscheiden ist²². Die Vorstellung, dass Krankheiten ineinander übergehen können („Die Pest (...) verstelltet sich aber und verkleidet sich auff mancherley weise“,)²³ scheint hier ein Indiz für weitere offene, die epidemischen Erkrankungen betreffenden Fragen zu sein. Die Beschäftigung mit der psychosomatischen Theorie der Krankheitsabwehr und ihre Behinderung durch

zu diesem weit und breit diskutierten Thema in den medizinisch-theologischen Kreisen ist an dieser Stelle nicht auszuschließen.

²⁰ Der vollständige Titel des Traktats lautet: Ordnung der preservation, wie man sich wider die erschreckliche seuche der **pestilenz** verwaren, auch rath, wie die erkandt, vnd curiert werden sol (...), Breslau 1555, und der Ausgabe von 1585: Ordnung der *Præservation*: Wie man sich zur zeit der Infection verwarhen/ Auch bericht/ wie die rechte *Pestilentia* erkandt/ vnd curirt werden sol: Mit einer lere/ von dem vorsorg der Geschwieren. Durch *Johannem Cratonem* von Crafftheim. Dreyer Röm: Keiserlicher/ auch zu Hungern vnd Behaim Königlicher Maiestaten u. Leib *Medicum* u. Der Keiserlichen Stadt Breßlau/ im Jar 1553 zu nutz vnd sonderlichen ehren gestellt: Jetzo aber alles mit fleiß auffß neu übersehen vnd corrigiert (...), Breslau 1585.

²¹ Der aus Breslau gebürtige Gelehrte (1519–1585) gehört zu den bedeutendsten europäischen Humanisten, berühmt wurde er als Leibarzt der drei römischen Kaiser (Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II.). Seinen wissenschaftlichen Ruhm verdankt er der anerkennenden Stellung zur Kontagionslehre, die von ihm in Anknüpfung an das Pionierwerk Girolamo Fracastoros (1478–1553) auf die Ätiologie der Pest hin eruiert wurde. Seine *Ordnung oder Præservation zur Zeit der Pest* (Breslau 1555), verfasst aus Anlass der Pestepidemie von 1554, erlebte mehrere Auflagen und wurde das Standardwerk für die späteren schlesischen Pestschriften. Vgl. Gillet, J. J.: Crato von Crafftheim und seine Freunde, Frankfurt a. M. 1860, 2 Tle.; Schimmelpfennig, Adolf: Crato, Johannes Crato von Crafftheim, in: ADB, Bd. 4, Leipzig 1876, S. 567-569; Siegel, Karl A.: Johann Crato von Krafftheim, in: Schlesische Lebensbilder. Schlesier des 16. bis 19. Jahrhunderts, Bd. 4, Breslau 1931, S. 124-133; Eis, Gerhard: Crato von Crafftheim, Johannes, in: NDB, Bd. 3, Berlin 1957, S. 567-569.

²² Sieht man von Pansas Pestschriften ab, zeigen eine hohe Präzision seine der „ungarischen Krankheit“ (= Flecktyphus) und der Schwindsucht gewidmeten Abhandlungen.

²³ „Denn zuweilen lest sich die Pest ansehen/ als nur eine gemeine Hauptkranckheit/ bißweilen in der gestalt einer roten Ruhr: bald in der art eines boßhaften Fiebers/ daß man sonsten februm malignam nent: zu zeiten in gestlt eines hefftigen Seitenstechens/ Englischen schweisses/ vnd pfflegt also die Menschen zu hinterschleichen/ damit sie solches Feindes nicht alsbald mögen jnnen werden“ (S. 9).

widrige Gemütsbewegungen, etwa Melancholie, Traurigkeit, Zorn, Furch gehört auch in diesen Bereich (S. 12)²⁴.

Im diätetisch-therapeutischen Teil (Kap. 6-15) wird gleich zu Beginn der Ausführungen die Kritik an den mangelhaften hygienischen Verhältnissen deutlich (S. 11-12). Neben genaueren Vorschriften zur Wichtigkeit der Luftreinigung und der Säuberung der Häuser zeigt sich ein aufklärender Charakter in der bereits von Crato präsentierten zurückhaltenden Stellung zur Benutzung der öffentlichen Badestuben und häufigen Anwendung humoralpathologischer Praktiken wie Purgation und Aderlass²⁵. Dominierend erscheinen demgegenüber die Indikationsmöglichkeiten mit einer Anzahl spezifisch wirkender Mittel (das sächsische Giftpulver, Giftessig, Gifflattwerge)²⁶, die nicht nur rezepturbuchartig sondern auch in Bezug auf den Armen- und Reichen-Stand ausdifferenziert dargestellt werden (S. 16-21). Dass unter den typischen Stärkungsmitteln für die Reichen nicht nur Theriak, Terra sigillata, Korallen und Smaragden auch Quecksilber empfohlen werden, lässt den Einfluss der paracelsischen Lehre deutlich erkennen²⁷. Die Präferenz der ausführlich behandelten Schwitztherapie (Kap. 12) geht wiederum auf Pansas schweizerischen Mentor Felix Platter (1536–1614) zurück.

Vom theoretischen Teil heben sich die beiden weiteren Bücher (Consilium antipestiferum II, Consilium antipestiferum III) mit einer relevanten Auswahl des Grundlagenwissens²⁸ und insbesondere den Listen von je 20 und 33 „disputirlichen Fragen“ grundsätzlich ab. Mit ihrem Inhalt greift Pansa explizit die benutzerorientierte Perspektive der zuvor traktatmässig abgefassten Pestlehre dar, um den Prinzipien der „gemeinen practic“ punktuell Rechnung zu tragen. Die Neubearbeitung des Gegenstandes resultiert hier per se aus dem bildungsgeschichtlichen Konzept der Quaestiones-Technik²⁹, mit der einerseits in belehrender Form auf die Relevanz aku-

²⁴ Vgl. Christian S. Fingers Dissertation. Über den schädlichen Einfluss von Furch und Schreck bei der Pest (Halle 1722). Ein Beitrag zur Geschichte psychosomatischer Konzepte und zur Psychologie der Seuchenbekämpfung. In deutscher Übersetzung herausgegeben von Huldrych M. Koelbing unter Mitarbeit von Urs Benno Birchler, Aarau / Frankfurt a. M. / Salzburg 1979.

²⁵ Hierin wird kurz geschrieben, für welche Personen diese Behandlungen geeignet sind, zu welcher Jahreszeit diese erfolgen sollen und welche besonderen regeln es dafür gebe (Kap. 7).

²⁶ Auch in Pansas Rezepten sind Wacholderbeeren ein beliebtes Pestantidotum. Vgl. Teuber, S. 51.

²⁷ Teuber, S. 51.

²⁸ Den Fragen stellt Pansa jeweils einen in Kapiteln abgefassten Themenkomplex vor. Im 2. Buch bilden die Schwerpunkte: Erläuterungen zur Kontagiosität, Forderungen nach seuchenhygienischen Maßnahmen, kurative Mittel u.ä.; im 3. Buch sind es: Ursachen der Pest, therapeutische Hinweise in Bezug auf den Geschlechts- und Standesunterschied, Indikationsmöglichkeiten (hier v.a. Bubonenbehandlung, Aderlass, Purgation).

²⁹ Der Frage-Antwort-Struktur begegnet man bereits in früheren Pestdrucken, z.B. in Nikolaus Selnecker' „Christlicher bericht/ Wie sich ein jeder Christ/ inn Sterbensleufften trösten vnnd halten soll. ... Kurtze Kinder Fragstücke von der Pestilentz/ aus dem 91. Psalm Davids/ sampt schönen tröstlichen Gebetlein“ (1545) oder Andreas Musculus' „Gewisse und bewerte Artzney wider die seuche der Pestilentz“ (Frankfurt an der Oder 1565?). Die Tradition der *Quaestiones medicinales* lässt sich dank einem wenn auch nur rudimentär erschlossenen Quellenmaterial bereits auf das Spätmittelalter zurück verfolgen. Auf die wenigen, bis dato ausgewerteten Beispiele, zu denen ein süddeutscher Text „Quaestiones de medicorum statu“ (15. Jh.; auch in der

ter Themenbereiche bzw. Situationen verwiesen, andererseits eine mehrdimensionale kommunikative Kongruenz zwischen Text und dessen Wahrnehmung (auch im Sinne von Verbreitung und Rezeption) evoziert wird³⁰. Mit der argumentativ-instruktiven Frage-Antwort-Struktur lässt man Reaktionsmöglichkeiten zu, sich mit den „disputirlichen Fragen“ auch außerhalb der schriftlich konstituierten Ebene auseinandersetzen und so einen weiteren, mündlich realisierbaren Wissenstransfer leisten zu können. „Durch diese Überführung aus der Schriftlichkeit in die Mündlichkeit“ – so G. Keil – „erreichten volksaufklärerische Schriften auch jene Gruppen und Schichten, die des Lesens gar nicht oder nur in geringem Umfang kundig waren“³¹. Pansas unter den Annaberger Gebirgeln gesammelten, von den medizinischen Regeln weit entfernten Erfahrungen haben ihm offenbar einmal mehr bewusst gemacht, dass die schriftliche Wissensweitergabe eine komplexe Funktionalität doch erst im Prozess der mündlichen Kommunikation zu erreichen vermochte³². Ihr Stellenwert konnte sich seit dem Erscheinen der Flugschriften und Flugblätter mehrfach behaupten, worauf die an der Aufklärung des Volkes interessierten Gelehrten, wie eben Pansa, zu achten hatten. Für die Vermittlung der unentbehrlichen Kenntnisse an das arme und sicherlich noch leseunkundige Publikum will der Arzt die Gebildeten verantwortlich machen und sie zur uneigennütigen Hilfeleistung mobilisieren. Das Argument, das sie sich selbst damit das Leben retten können, weiß er dementsprechend in den Vordergrund zu rücken. Sein Appell lautet wie folgt:

deutschen Bearbeitung als „Zehn Fragen in der Kunst und Lehre der Arznei“ verbreitet) und zwei Wundarzneien (ca. 1503; Sign. HAB, Cod. Guelf. 65.2 Aug 2^o, hier Tl. II) gehören, verweisen: Gundolf Keil: Die frag, ob der arczet schuldig sey oder nit. Eine ortolf-haltige Bearbeitung der >Quaestiones de medicorum statu< aus dem spätmittelalterlichen Schlesien, in: Konrad Kunze, Johannes G. Mayer, Bernhard Schnell (Hg.): Überlieferungsgeschichtliche Editionen und Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters. Kurt Ruh zum 75. Geburtstag, Tübingen 1989, S. 189-209; Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, hg. v. Kurt Ruh u.a., Bd. 7, Berlin / New York 1989, Sp. 931-934 und Der deutsche >Macer<. Vulgatafassung. Mit einem Abdruck des lateinischen Macer Floridus >De viribus herbarum<. Kritisch hg. v. Bernhard Schnell in Zusammenarbeit mit William Crossgrove (= Texte und Textgeschichte 50), Tübingen 2003, S. 202f u. 225. In den genannten Fällen konnte es um die gewohnte Methode des Schulunterrichts gehen, das Wissen der angehenden Ärzte bzw. Wundärzte in Form von Frage und Antwort zu prüfen. Für diesen wichtigen Quellennachweis habe ich Bernhard Schnell (Göttingen) zu danken.

³⁰ Den gegenwärtigen linguistischen Untersuchungen zufolge geht es in der Form der Frage nach wie vor um „wichtige sprachliche Instrumente in allen Prozessen, in denen eine >Lücke< auszufüllen ist. Allen Fragen ist als Grundmerkmal ihrer Bedeutung das semantische Merkmal (Lücke) eingeschrieben“. Hierzu Harald Weinrich: Textgrammatik der deutschen Sprache, Mannheim 1993, S. 878-880. Auf die Belange der Dialoggrammatik in den Hausbüchern des 18. Jahrhunderts hat van Benthem verwiesen (S. 34-37). Weinrich definiert Fragen als „wichtige sprachliche Instrumente in allen Prozessen, in denen eine >Lücke< auszufüllen ist.

³¹ Keil, Gesundheitskatechismen, S. 314.

³² Andrea Becker: Populärmedizinische Vermittlungstexte. Studien zur Geschichte und Gegenwart fachexterner Vermittlungsvarietäten (= Reihe Germanistische Linguistik 225), S. 159-168. Auf die Belange der mündlich und schriftlich konstituierten Kommunikation verweist auch van Benthem, S. 35.

Es solten auch die Reichen den Armen in jhren nöthen vnd dürfftigkeit beyspringen/ mit Artzney/ labsal/ vnd darsteckung etliches Geldes/ jedoch ohne verzinsung vnd andere dergleichen vergeltung/ damit auch die Reichen desto ehe wegen solcher gutthertigkeit in der grossen gefahr erhalten vnnnd bey dem leben bleiben mögen ... (S. 10).

Die Verantwortung der Obrigkeit den Bürgern gegenüber verliert in diesem Kontext keineswegs an Gültigkeit; ihren Aufgaben in den Zeiten der wütenden und nachlassenden Pest wendet sich Pansa im 2. Buch mit zunehmender Aufmerksamkeit (Kap. 2 u 3.) zu.

In der punktuell, auf Brisanz des Themas ausgerichteten Darstellungsweise stehen zwei Besonderheiten hervor: der autoritative, jegliche Art der Polemik entfachende Charakter der Ausführungen; die Autorität der alten Ärzteschule, allen voran des Galens, der „rechten“ Meister, womit die Verfasser des „Pariser Gutachtens“ gemeint sind, und nicht zuletzt der Ruhm des Basler Mediziners Platter stehen Pansa zur Seite. Die andere Besonderheit ist, dass zur Erklärung der Krankheit und der mit ihrem Verlauf verbundenen Probleme zahlreiche alltäglich erfahrbare Vergleiche und Exempel herangezogen werden. Am gravierendsten ist die Darstellung der therapeutischen Behandlungen, welche in Bezug auf die Vorgänge im kranken Körper mit einer unmittelbar-sinnlichen Wahrnehmung im Alltag in Beziehung gesetzt werden: Pansa lässt seine Leser alle Sinne aktivieren, indem er beschreibt, wie man die Pestsymptome an der Körperoberfläche fühlen, sehen, hören und erkennen kann. Als solche werden in erster Linie die Ausbreitung der Blutgefäße, der Herz- und Pulsschlag, die Körpertemperatur und –feuchtigkeit, die Bubonenart etc. genannt.

Sieht man von dem weitem Spektrum der von Pansa thematisierten Seuchenbekämpfung ab, beschäftigt ihn im gleichen Ausmaß die in den Pestzeiten immer wieder diskutierte Frage nach den Grenzen bzw. Einschränkungen hinsichtlich christlicher Fürsorge (Fragen 31-33). Als Arzt erhebt Pansa keinen Zweifel an der Notwendigkeit der Isolation der Pestkranken, er rät sogar der Obrigkeit zur Einrichtung von Lazarethhäusern, doch ebenso nachdrücklich appelliert er an die Gemüter seiner christlichen Mitbrüder, die Pflege der von der Pest infizierten und in ihren Häusern verschlossenen Kranken nicht aufzugeben. Diese stellt er sich wie folgt vor:

Wenn wir aber den sachen fleissiger nachdencken/ wohin solche verschliessung gemeinet/ so befinden wir/ daß es den Krancken so wol als den Nachbarn zum besten gemeint sey. Denn man verschafft jhnen essen vnd trincken/ man thut Wärterin zu jhnen/ man strecket jnen Geld vor/ man fragt nach jnen/ man schreibt jhnen Trostbrifflein vnd schickt jhnen Artzney vnd Labsal zu. Man betet daheim vnd in Christlicher Kirchversammlung vor sie. Solchen gutthätigen Leuten wird es ein mal reichlich belohnet vnd vergolten werden/ Matt. 25.v.34. Es.58.v.10.11. (S. 83).

In allen drei Büchern des „Consilium antipestiferum“ wird deutlich, dass Pansa den thematischen Fokus und die sprachliche Gestaltung des Textes nicht unreflektiert vornimmt, sondern dass er sich mit dem „getrewen Rat“ ganz bewusst um die Anpassung an die intendierten Leser bemüht. Eine eindeutige Adressierung gibt es in der Schrift allerdings nicht, was auf ein breites Publikum schließen lässt. Der Rezipientenkreis wird pauschal durch die Formulierung „Arme und Reiche“ erfasst; den Hinweis gibt der Untertitel (Buch I) und ferner die im Text zerstreuten nach Stand, Kondition und

Geschlecht different entworfenen Stellen. Hier bleibt es dennoch sicher, dass Pansa genauso die gebildeten Städter wie die einfachen Gebirgler und Bauern ansprechen wollte. Im Fall der Letzteren, häufig von einer fehlenden ärztlichen Versorgung betroffen, hoffte er die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf diese Bevölkerungsgruppe zu lenken und somit einer semi-oralen Vermittlung Impuls zu geben. Das Ausmaß der Verbreitung medizinischen Wissens in unteren Schichten muss zu Pansas Zeiten immer noch sehr gering sein, umso deutlicher wird an den unterschiedlichen Rezeptionsmöglichkeiten die Notwendigkeit einer modifizierten, den Kapazitäten des „gemeinen Mannes“ angepassten Textstruktur deutlich. Charakteristisch für den methodischen Ansatz des „Consiliums“ ist nämlich kein einheitliches Schema: Das sonst feste, in einfacher Prosa gehaltene Textbild unterbricht die Frage-Antwort-Struktur, mit der eine relevante Auswahl im Hinblick auf das nötige Verständnis der Pestlehre zum Tragen kommt. Ein konsequentes Festhalten an der „gebrauchten Sprache“ – die lateinischen Vokabeln gehören zur Seltenheit – ist ein weiteres Wesensmerkmal, das das „Consilium atipestiferum“ aus der allgemeinen Flut der popularisierenden medizinischen Pestschriften heraushebt.

Demgegenüber ähnelt seine „Kurze instruktion“ (Breslau 1625) als eine der wenigen Ausnahmen in Pansas inhaltsreichen Schaffen³³ ganz und gar den zeitgenössischen Kurztraktaten. Der in der Oderstadt bereits tätige Arzt muss mit dem Druck in Raum- und Zeitnot geraten sein; der knappe, auf 8 Seiten reduzierte Umfang der Schrift macht den Eindruck, als sei sie angesichts der in der Region bereits grassierenden Pest in großer Eile verfasst und an die Hand der bedrohten Bevölkerung gegeben worden³⁴. Als Vorlage benutzte Pansa das erste Buch des „Consiliums“, aus dem einzelne Passagen (manche sogar wortwörtlich) über die Ursachen und Art der Seuche samt den stichwortartig genannten Mitteln zur Prophylaxe und Therapie zu einer neuen Einheit kompiliert wurden. Die 18-stellige Liste der „dienstlichen“ Pestarzneien mit dem abschließenden Satz „Wie nun diese vnd dergleichen Mittel zugebrauchen / wird ein jeder auff sein aufsuchen berichtet werden“ lässt letztendlich doch den Verdacht schöpfen, Pansas Vorhaben war auf einen kommerziellen Erfolg bedacht³⁵. Sollte dies der Fall sein, bleibt des Mediziners Verdienst – die laienorientierte, medizinische Wissensvermittlung – davon keineswegs beeinträchtigt.

³³ Eine weitere Schrift dieser Art waren die 1623 in Breslau erschienenen „Nothwenigen Erinnerungen von der Gicht/ und derselben rechten Wege und Mittel zu Curiren (...)“ (8 S.). Vollständiger Titel bei Sachs, Bd. 5, S. 7-11, hier S. 10.

³⁴ Der aktuelle Verweis auf Schlesien ist einer einzigen Stelle zu entnehmen: „Demnach nun an etlichen Orten in Schlesien die gifftige Seuche/ welche nicht allein von ungesunder Lufft/ vnd gifftigen stinckenden Nebeln/ sondern auch von jnnerlicher fäulung der feuchten anfahet einzuschleichen (...)“ (Bl. A').

³⁵ Nach Teuber konnte der Text ebenso wie die Gicht-Schrift als „Beipackzettel“ mit den darin behandelten Medikamenten für den Verkauf bestimmt werden. Teuber, S. 73.

Fazit

Die der frühneuzeitlichen Gebrauchsliteratur gewidmeten Forschungsergebnisse und Quellenrecherchen, welche in den letzten Jahren mit auffallender Intensität betrieben werden, sind in einem durchaus interdisziplinären Umfeld verortet. Die bisherigen Publikationen konzentrieren sich jedoch auf die Gebiete West- und Mitteleuropas, so dass es notwendig erscheint, das – mit Ausnahme kleinerer Beiträge – bestehende Forschungsdesiderat über Ostmitteleuropa und somit über zwischen und innerhalb von einzelnen Territorien entwickeltes, d.h. ein dicht regionales und zugleich grenzüberschreitendes wissensvermittelndes Netzwerk zu schließen. Wichtig und notwendig ist es das Augenmerk explizit auf einen bis dahin stiefmütterlich behandelten Rezipientenkreis: die in den mündlichen und schriftlichen Diskurs mit einbezogenen Nichtmediziner zu richten. Die verschiedenen Überlieferungen und der Formenwandel des Quellenmaterials zeigen am Beispiel der Pest, dass sich diese nicht nur als Gegenstand des medizinischen Fachschrifttums sondern auch der thematisch heterogenen Gebrauchsliteratur etablierte. Der Fall „Martin Pansa“ sollte hier als ein Paradebeispiel dienen und veranschaulichen, wie sich ein Objekt des spätmittelalterlichen Fachdiskurses – nämlich die Pest – im Laufe der Zeit den Weg ins Allgemeinwissen ebnete und gleichzeitig den Wunsch nach immer neuen Informationen wach hielt. Dass damit eine relevante kommunikative Verknüpfung zustande gebracht wurde, ist an einer Reihe weiterer Texte schlesischer Provenienz aufzuzeigen.

Abstract

Medical knowledge for non-medicals – Martin Pansa and his contribution to the fight against the plague

Addressed to a wide audience, the functional literature whose production and reception falls in the period of 16th-17th century, covered almost all areas of life, with a particular focus on the basic knowledge on history, religion, nature, health and medicine. However, none of the events activated the representatives of the world of science and dominated the subject of their discourse so much as the plague, which was carrying havoc throughout Europe from 1347 and returning on a regular basis: The communication of the knowledge on the methods of diagnosing and controlling the disease proved to be an indispensable condition in the fight against the plague and concerned all layers of the society. 25 cases of the plague were documented on the territory of Silesia over three centuries (XVI-XVIII), and therefore the contribution of Silesian scholars, mostly doctors and theologians, in the fight against the disease is documented by extensive source literature. Martin Pansa (1580-1626), the doctor who around 1615 came from Saxony to Silesia, belongs to this trend. He went down in history as the author of numerous professional medical works, but above all of treatises dedicated to the plague, including the three volume compendium of „*Consilium Antipestiferum*” (German, Leipzig 1614). A significant feature of the latest is Pansa’s attempt – in the form as well as in the content – not so much to share his knowledge with his colleagues of the same profession, but to communicate the information about the plague to the medically inexperienced circle of lay recipients.

Keywords

functional literature, medical knowledge, plague literature, fight against the plague, knowledge transfer, lay recipients, Silesian history of science, plague in Silesia

Marta Kopij-Weiß

(Uniwersytet Wrocławski – Instytut Filologii Germańskiej)

Der Kult um den Fürsten Józef Poniatowski in den nationalen Mythologisierungen der deutschen und polnischen Romantik

In der Romantik war die Entwicklung oder sogar Schaffung einer neuen Mythologie ein bedeutendes Element der romantischen Weltanschauung. Es ging dabei nicht um die Restitution griechischer Mythen, sondern um die Konstruktion einer modernen Mythologie, also solch einer, die sich nicht mehr an der Vergangenheit orientiert, sondern einen direkten Bezug auf die moderne Kultur und Geschichte nimmt und dazu zukunftsorientiert ist. Im Rahmen dieses Beitrags wird bewusst die ästhetisch-philosophische Dimension der romantischen Mythologie weggelassen und das Augenmerk hauptsächlich auf die nationalen Mythologisierungskonzepte in der deutschen und polnischen Romantik gerichtet, die ein gewisses Präludium zu den Erörterungen über den Kult des Fürsten Józef Poniatowski darstellen.

Der sich im Laufe des „langen“ 19. Jahrhunderts vollziehende Prozess der Nationsbildung in Europa hängt mit der Bewegung der Romantik in vielerlei Hinsicht zusammen. Die beiden Phänomene gehen durchaus miteinander einher und gehören in den langfristigen Prozess des kulturellen und politischen Wandels in Europa der Übergangszeit ein, für die Reinhard Koselleck den Begriff der „Sattelzeit“ (1750–1850) geprägt hat. Das 19. Jahrhundert wird, wiederum nach Koselleck – als „Zeitalter der Nationen“ bezeichnet. Weder Deutsche noch Polen waren damals, also in der Übergangszeit, Staatsnationen wie Franzosen oder Engländer. Sie haben diesen Status entweder noch nicht erreicht oder gerade verloren. Sie entwickelten sich aber, unter anderem im Rahmen ihrer romantischen oder klassisch-romantischen Projekte, zu Kulturnationen. Der um 1818 in der polnischen Kultur einsetzenden Diskussion über das Klassische und Romantische folgte die Debatte über den Charakter der polnischen Nationalliteratur. Der Kampf um die Romantik war zugleich ein Kampf um das nationale Profil der polnischen Literatur. Darüber hinaus, angesichts der militärischen Niederlagen und Defizite im Bildungswesen, fiel gerade der Literatur die Rolle der Organisatorin des nationalen Lebens in Polen zu. Die performative Wirkungskraft des literarischen Mediums sollte das Volk in der Überzeugung von seiner nationalen Einheit bestärken und es zur Kulturnation werden lassen. Die Steuerung der gesellschaftlichen Konstruktion der Nation, die Befestigung des nationalen kollektiven Bewusstseins und der nationalen Zusammengehörigkeit gerieten somit in den „Kompetenzbereich“ der Kultur, und genauer gesagt der Literatur.

In der deutschen Kultur, und genauer gesagt, in der deutschen Kultur der klassisch-romantischen Wende, stellte sich die Situation anders dar. Die deutsche Frühromantik war eine durchaus literarische Romantik. Die politischen Fragen wurden in die romantische Literatur nicht aufgenommen und das Volk wurde nicht zum direkten Kampf gegen Napoleon aufgerufen. Das Instrument der Veränderungen lag vor allem im Bildungskonzept. Der Weg zur nationalen Anteilnahme der deutschen Bevölkerung führte über das Bildungsideal. Diese Umstände änderten sich allmählich nach 1806, als die Diskussion über die Nationsbildung, die Einheit des deutschen Volkes und den Status der Nationalliteratur immer wieder präsenter war und in Schwung kam.¹ Der oft hervorgehobene Universalgeist der deutschen Literatur wurde immer wieder zur Debatte gestellt. Es handelte sich dabei darum, dass die deutsche Nationalliteratur mit dem Charakter der Nation korrespondieren und das Spiegelbild der Nation sein soll. Die Nationalliteratur zu schaffen, war also eine Aufgabe für die Deutschen und eine unentbehrliche Grundlage des nationalen Projekts.² Schon Goethe wies in seinem Aufsatz von 1795 darauf hin, dass im zersplitterten Deutschland eine Nationalliteratur im klassischen Sinne unmöglich sei. Es „fehle hier – im Gegensatz zum antiken Griechenland und virtuell zum nachrevolutionären Frankreich – ein „Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung“.“³ Diesen Zustand versuchten dann die Romantiker zu ändern, indem sie eine neue Mythologie – ein durchaus ästhetisches Projekt, das eine Reaktion auf die Französische Revolution war, – entfalteten.

August Wilhelm Schlegel, einer der wichtigsten deutschen Romantiker, betonte ebenfalls die Frage der deutschen Nationalität in seinen *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur*, die, wie bekannt, sich in vielen Ländern, darunter auch in Polen, großer Popularität erfreuten. Anlässlich der Ausführungen über das deutsche Drama schrieb Schlegel:

Ferner darf und muß im Drama die Nationalität am entschiedensten hervortreten, und die deutsche Nationalität ist bescheiden, sie macht sich nicht vorlaut geltend; mit dem edlen Bestreben, alle fremde Vortrefflichkeit zu kennen und sich anzueignen, ist nicht selten mit Geringschätzung des eigenen Wertes verbunden. Darum hat unsre Bühne in Form und Gehalt oft mehr als billig fremde Einflüsse erfahren. Unsre Aufgabe ist aber nicht, das griechische oder französische, das spanische oder englische Theater bloß leidend zu wiederholen, sondern wir suchen, wie mich dünkt, eine Form, welche das wahrhaft Poetische aller jener Formen, mit Ausschließung des auf herkömmliche Übereinkunft Gegründeten in sich enthalte; im Gehalte aber soll deutsche Nationalität vorwalten.⁴

¹ Dennoch besteht ein großer Unterscheidungsgrad zwischen der politisch gearteten Diskussion im deutschen Kulturraum und der polnischen, politisch engagierten Literatur.

² Vgl. dazu den Beitrag von Walter Schmitz, *Wege zur Nation? Zur Konstruktion der Nationalliteratur aus ihrer Notwendigkeit*, in: Izabela Surynt, Marek Zybur (Hg.), *Narrative des Nationalen. Deutsche und polnische Nationsdiskurse im 19. und 20. Jahrhundert*, Osnabrück 2010.

³ Siehe: Markus Schwering, *Die neue Mythologie*, in: Helmut Schanze (Hg.), *Romantik-Handbuch*, Stuttgart 2003, S. 382.

⁴ August Wilhelm Schlegel, *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Erster Teil*, in: ders., *Kritische Schriften und Briefe*, hrsg. von Edgar Lohner, 2 Bde., Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1966–1967, Bd. 1, S. 34.

Für die Verwirklichung der nationalen Projekte war es von Bedeutung, einen geistigen Kommunikationsraum und ein nationales „Netzwerk“ zu schaffen, die die nationale Zusammengehörigkeit gefördert hätten. Dazu gehören, wie das der Historiker Heinrich August Winkler formulierte, die so genannten „objektiven Größen“ wie Sprache und Kultur⁵, aber auch Herausarbeitung von nationalen Symbolen, Institutionen, Eigenschaften, von nationalen Ritualen und Mythen. Die Mythologisierung von bestimmten Ereignissen und historischen Persönlichkeiten sowie der Glaube an eine besondere Mission der eigenen Nation wurden zum äußerst wichtigen Element der Gestaltung einer patriotischen und nationalen Haltung.

Und so beispielsweise entwickelte sich die Gründung des Lützowschen Freikorps von 1813 rasch zum Mythos. Politisch und militärisch blieb das Freikorps zwar erfolglos, aber es hatte eine enorme mediale, propagandistische Wirkung. Das Freikorps wurde zu einer Ikone und zur Keimzelle der wachsenden Nationalbewegung. Zu dessen Mythologisierung trugen nicht zuletzt seine prominenten Mitglieder bei, wie der 1813 gefallene Dichter Theodor Körner, der Turner Friedrich Friesen, der „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn oder der Spätromantiker Joseph von Eichendorff. Für viele junge Intellektuelle, wie Körner oder Eichendorff, war das Freikorps nicht nur ein individuelles, sondern auch ein kollektives Erlebnis, das eine wichtige Bedeutung für die deutsche, preußische oder schlesische Erinnerungskultur hatte. Ein anderes Beispiel der Erinnerungskultur und der nationalen Mythologisierung ist die Aufstellung der Denkmäler von nationalen Helden wie vom Marschall „Vorwärts“ also von Gebhard Leberecht Blücher.

Die Bedeutung und die symbolische wie auch rituelle Kraft von Mythen kann man besonders gut am Beispiel der polnischen Romantik veranschaulichen. In der Situation der politischen Löschung und Abhängigkeit hat sie eine neue heroische Mythologie und einen neuen Idealtypus geschaffen.⁶ Diese Mythologie sollte „einen unmittelbaren kulturellen Zusammenhalt jenseits der Institutionen garantieren, was sich für eine Nation ohne Staat als besonders wichtig erwies. Es ging hier um „einen Zusammenhalt, der stärker war als der legale Diskurs – dieser wurde (sowieso) verworfen“.⁷

Eine sehr wichtige Rolle spielte in diesem Kontext die Figur des Helden, des Nationalhelden, der einen neuen Idealtypus und vor allem das romantische Paradigma, in diesem Falle das polnische romantische Paradigma verkörperte. Der romantische Held soll eine charismatische Figur sein; er ist ein Typ des Kämpfers, der kollektive Vorstellungen über das Nationale zum Ausdruck bringt und ein Symbol der Freiheitsbestrebungen ist. In der polnischen romantischen kollektiven Phantasie verkörperten diesen Idealtypus solche Persönlichkeiten wie Napoleon oder Tadeusz Kościuszko,

⁵ Heinrich August Winkler, *Der lange Weg nach Westen, Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik*, München 2002, Bd. 1, S. 66.

⁶ Vgl. Michał Masłowski, *Der polnische romantische Held*, in: Alfred Gall, Andreas Lawaty, Thomas Grob, German Ritz (Hg.), *Romantik und Geschichte. Polnisches Paradigma, europäischer Kontext, deutsch-polnische Perspektive*, Wiesbaden 2007, S. 184.

⁷ Ebd.

aber auch die „heroische Figur jüngeren Datums“, Józef Poniatowski.⁸ Poniatowski wurde in der Tat zur Kultfigur stilisiert und als Teil der Erinnerungskultur angesehen. Den Kult um die Person von Józef Poniatowski, dessen Verdienste zum Mythos und zur Legende emporgehoben wurden, illustriert plausibel eine Passage aus militärischen Memoiren von Józef Grabowski, einem Bekannten Adam Mickiewiczs. So beschrieb Grabowski, der 1812 in den napoleonischen Truppen kämpfte, seine Begegnung mit dem Fürsten Poniatowski:

Der Fürst begrüßte mich mit einer freundlichen Vorbeugung und fragte, wo sich der Kaiser befinde. Ich wies ihm den Weg. Er stieg vom Pferd ab und begab sich zum Kaiser, der sich im oberen Stock des Hauses befand. Ich blieb im Flur. Nach einer Weile kam der Fürst herunter und wollte eine Pfeife rauchen, die ihm ein Offizierbursche hingeboten hatte. Nachdem ich das gesehen hatte, ging ich in die Küche des Wirtes rein, fing ich mit der Zunge nach einem Stückchen Kohle und legte dem Fürsten in die Pfeife (auf den Tabak). Der Fürst bedankte sich bei mir mit den Worten: „Ich danke Dir, lebe wohl! Und danach stieg er sich aufs Pferd und begab sich durch das Gedränge nach Leipzig. (...) Diesen unseren Helden habe ich nie wieder gesehen, aber bis heute freut es mich, dass ich ihm Feuer für seine letzte Pfeife, die er rauchte, gegeben hatte.“⁹

Diese Beschreibung kommt aus dem Jahre 1813, also – nach der polnischen Periodisierung – aus der vorromantischen Zeit. Diese Geschichte sollte Adam Mickiewicz während seines Aufenthaltes in Łukowo im Jahre 1831 gehört haben. In den Zeiten des Warschauer Herzogtums in den Jahren 1806-1816 entstanden zahlreiche, eifrige, dichterische Zeugnisse, die die Vaterlandsliebe und das patriotische Engagement besangen. Diese patriotische Dichtung wird insgesamt nicht hochgeschätzt und gehört somit auch nicht zum Kanon. Sie ist aber Zeugnis der damaligen Zeit. Als Beispiel möchte ich das 1809 herausgegebene Gedichtbändchen von Hiacynt Jablonski *Pieśni dla żołnierzy Wojsk Polskich* nennen, das eine Ode an Jozef Poniatowski eröffnet. Auch wird der polnische Nationalheld Józef Poniatowski in der deutschen Dichtung thematisiert und erscheint dabei als Inbegriff des Freiheitskämpfers und der Vaterlandsliebe. Seinen Ruhm besingen u.a. Ernst Otlepp im Gedicht „*Poniatowski*“, Friedrich Wilhelm Rogge *Polens Zukunft* und Julius Mosen *Polonia*. Diese Gedichte gehören zu der sogenannten deutschen Polenlyrik, die nach dem polnischen Novemberaufstand als Ausdruck des Enthusiasmus und der Solidarität mit Polen entstanden ist. Die deutsche Polenlyrik ist vor allem von den schwäbischen Romantikern vertreten sowie auch von den Autoren, die von den Beschlüssen des Wiener Kongresses enttäuscht waren. Poniatowski wurde auf jeden Fall für den romantischen Nationalhelden gehalten und als solch einer dargestellt. Seine Darstellungsweise in der deutschen Dichtung fügt sich in bestimmte, für die damalige Zeit typische Darstellungsstrategien ein. Es handelt sich um die Glorifizierung und Heroisierung des Kampfgeistes der Polen um ihre Unabhängigkeit und das politische Dasein. Hinzu kommt noch die Etablierung des Bildes des edlen Polens, der

⁸ Ebd., S. 185.

⁹ Zit. nach: Jarosław Marek Rymkiewicz, Dorota Siwicka, Alina Witkowska, Marta Zielińska (Hg.), *Mickiewicz. Encyklopedia*, Warszawa 2001, S. 173 [Übersetzung des Zitats: Marta Kopij-Weiß].

eifrig um die Freiheit nicht nur des polnischen Volkes, sondern auch anderer Völker kämpft. Von diesem kämpferisch-märtyrerischen Geist getragen ist er vom tieferen Sinn seines Märtyrertums überzeugt. Dieses Bild hat in der deutschen Wahrnehmung tatsächlich Wurzeln geschlagen und existiert – sozusagen – gleichrangig neben einer negativen Polen-Darstellung, die überwiegend durch das Stereotyp der „polnischen Wirtschaft“ geprägt ist. Die direkte Verbindung der Polen mit Freiheitsbestrebungen hat im Nachhinein das Bild der polnischen Romantik in der Außenrezeption geprägt und zugleich reduziert. Und „wie lange – diese Frage formulierte vor ein paar Jahren der Germanist Tadeusz Namowicz – diese noch von dem Mythos des heldenhaften Polens bestimmt sein wird, der um die Freiheit der Menschheit kämpft, ist gegenwärtig schwer einzuschätzen.“¹⁰

Der Prozess der Mythologisierung von Helden wurde im Nachhinein durch die Errichtung von Denkmälern gestärkt, was für einen bedeutenden patriotischen Akt gehalten wurde. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts kommt es, wie bekannt, zur starken Entwicklung des Patriotismus, der sich zum Nationalismus fortentwickelt. Sowohl im deutschen als auch polnischen Raum kommt es mit der Zeit zum bemerkenswerten Übergang von einem älteren, (überstaatlichen) Begriff des Patriotismus zu einem einheitlich gedachten Begriff der Nation. Es handelt sich dabei um eine eindeutige Herauskristallisierung des Attributs „deutsch“ oder „polnisch“. Das deutsche „nation building“ fällt auf die Zeit um 1800 und profiliert sich in Opposition gegen den französischen Feind und die deutschen Fürsten, die ein Hindernis auf dem Wege zur Entstehung einer deutschen Nation sind.¹¹ In Polen haben wir es auch mit dem Wandel vom Patriotismus zum Nationalismus zu tun. Eine wichtige zeitliche Zäsur markiert hier der Novemberaufstand von 1830/31. Bis zum Novemberaufstand entwickelte sich die polnische Kultur nach dem deutschen, romantisch-klassischen Kulturmodell. Es bildete sich eine gebildete und national bewusste Schicht, die patriotisch engagiert war. Aber nach dem Novemberaufstand erfolgt die Emotionalisierung der nationalen Konzepte. Die Frage der nationalen Freiheit und Abhängigkeit gewinnt nun die absolute Oberhand und führt zur Entstehung und mentalen Verwurzelung der Idee des romantischen, nationalen Patriotismus, der inhaltlich eine Verbindung des Nationalen und Katholischen darstellt und mit Leid, Opferbereitschaft und Märtyrertum nicht zu verwechseln ist.

In der Situation der politischen Abhängigkeit und der kulturellen Repressionen nach dem Novemberaufstand nahm die Bedeutung eines charismatischen, kämpferischen Helden noch gravierend zu. Die Erinnerungsorte in Form von Denkmälern und nationalen Helden hatten aber auch schon vor 1830 eine enorme symbolische Bedeutung. An dieser Stelle sei es erneut an den Fürsten Józef Poniatowski erinnert, und genauer formuliert an die Initiative, ein Denkmal für ihn zu errichten. Die Idee selbst entstand bereits ein Jahr nach dem Tode des Fürsten im September 1814. Das ganze Unternehmen wurde als eine familiäre, und nicht eine nationale Angelegenheit

¹⁰ Tadeusz Namowicz, *Romantik*, in: Andreas Lawaty, Hubert Orłowski (Hg.), *Deutsche und Polen. Geschichte. Kultur. Politik*, München 2003, S. 312.

¹¹ Vgl. die Ausführungen zu diesem Thema bei Walter Schmitz, *Wege zur Nation? Zur Konstruktion der Nationalliteratur aus ihrer Notwendigkeit*, S. 28.

dargestellt. Und somit wurde die Errichtung des Denkmals vom Zar genehmigt. Bertel Thorvaldsen, der dänische Bildhauer, einer der bedeutendsten Bildhauer im damaligen Europa, bekam den Auftrag für das Denkmal. Die Arbeiten wurden – nach einigen Unterbrechungen und Schwierigkeiten unterschiedlichster Art, die sich unter anderem auf die Darstellungsweise des Fürsten bezogen – 1828 vollendet. 1830 wurde das Denkmal in Warschau präsentiert und rief sofort zahlreiche Auseinandersetzungen hervor, und zwar in dem Ausmaß, dass die ganze Angelegenheit um das Denkmal und die Person von Józef Poniatowski in die Diskussion über das Klassische und Romantische miteinbezogen wurde, die eigentlich um die Zeit mit dem Sieg des romantischen Lagers endete. Die Romantiker, bis auf Maurycy Mochnacki, kritisierten das Denkmal und die römisch-harmonische, also nicht romantisch-revolutionäre Art der Darstellung des Fürsten. Seine Unzufriedenheit mit dieser Darstellung oder sogar Empörung darüber äußerte auch Adam Mickiewicz.

In dieser Debatte handelte es sich auch um die Einstellung der napoleonischen Ära gegenüber, die für die Romantiker nach wie vor der Gegenstand des Kultes blieb, und für die Klassiker mit Enttäuschungen verbunden war. Die antik-römische, überhistorische und universelle Darstellung des Fürsten war für die Klassiker vollkommen plausibel. Für die Romantiker war es eine feige Kompromisslösung, mittels der nicht der spektakuläre Heldentod zum Vorschein kommt, sondern der antike Topos und die beherrschte Art eines Weisen-Kämpfers, was eher mit klassizistischen Vorstellungen und Idealen korrespondiert, als mit den romantischen. Die Romantiker lehnten generell die römische Kunst als die nachahmende ab.

Nun, abgesehen von der romantisch-klassischen Debatte, gab es noch viele Wendungen in der Geschichte des Denkmals, so dass es erst 1922 wieder in Warschau stand und dann im Krieg zerstört wurde. In der romantischen Zeit löste die Aufrichtung des Denkmals auf jeden Fall viele Emotionen hervor, weil es mit bestimmten Vorstellungen über das Nationale und dessen Symbolisierung verbunden war.

Schlüsselwörter

Romantik, Mythologie, Kult, „nation-building“

Abstract

The cult of Józef Poniatowski in the national mythologies in the german and polish romanticism

The mythology was an important part of the german and polish romanticism. In both cultures was the development of the mythology-concepts different. The concepts became a part of the national projects. Historical events or personalities reached for the rank of mythology. The legend of the Freicorps von Lützow is a good example in the german culture. But in the polish romanticism played this part the cult of the duke Józef Poniatowski.

Keywords

romanticism, mythology, cult, nation-building

Deutsch-polnische Nachbarschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts aus imagologischer und xenologischer Perspektive

1. Einleitung

Der vorliegende Artikel bezieht sich auf die im Rahmen einer Dissertation im Jahr 2011 an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań durchgeführten imagologischen und xenologischen Untersuchungen. In der Doktorarbeit wurde die These aufgestellt, dass die ausgewählten essayistischen Texte unter imagologischen Aspekten betrachtet andere Bilder als xenologisch festgestellte Fremdbilder hervorbringen, d.h. die von Autoren wie: Matthias Kneip, Steffen Möller, Adam Soboczyński, Andrzej Stasiuk und Krzysztof Wojciechowski beschriebenen imagologischen Betrachtungen der jeweils anderen Kultur wurden mit den xenologischen Forschungsergebnissen ausgewählter Wissenschaftler und Meinungsforschungsinstitute verglichen. Bei den Literaturrecherchen fällt auf, dass das Motiv der Fahrt in eine fremde Kultur und die Zusammenstellung der damit verbundenen zahlreichen Eindrücke als sehr populär gilt. Die hier vorgeschlagene Analyse der essayistischen Texte rückt auch im Rahmen der meinungsbildenden Rolle der überall präsenten Medien ins Blickfeld der Erwägungen. In diesem Sinne verdienen die Massenmedien als Vermittler des kulturellen Wissens Berücksichtigung. Im Rahmen der durchgeführten Analyse wurde die Textinterpretation der ausgewählten essayistischen Texte als Untersuchungsmethode vorgeschlagen. Die Verfasserin hat sich dabei auf die imagologischen Betrachtungen konzentriert, die von allen fünf Essayisten berücksichtigt wurden. In Bezug auf die unterzogene Analyse wurden manche bisher existierende Stereotype, Selbst- und Fremdbilder verifiziert und die zwischen den Selbst- und den Fremdbildern bestehenden Interdependenzen von allen Seiten betrachtet.

An dieser Stelle sollten zwei wichtige für diesen Artikel Begriffe geklärt werden: Imagologie und Xenologie.

2. Zur Imagologie/zur interkulturellen Hermeneutik

Nach der Durchsicht der einschlägigen Publikationen zur Imagologie und Xenologie soll zunächst der Frage nachgegangen werden, welche gravierenden Differenzen bzw. Zusammenhänge zwischen den beiden Begriffen existieren. Wie bereits erwähnt, beschäftigt sich Imagologie bzw. interkulturelle Hermeneutik mit den in den

Texten dargestellten Bildern anderer Länder, d.h. mit dem Versuch, die gegenseitigen Einflüsse des Fremden und des Eigenen festzustellen; mit der Bemühung, die Selbstanalyse durch Fremdanalyse (und umgekehrt) durchzuführen. Grob gesehen untersucht die Xenologie auch die oben erwähnten Aspekte – der Unterschied besteht darin, dass während sich Imagologie nur auf bestimmte Texte (also Textanalyse bzw. Textinterpretation) bezieht, beschäftigt sich Xenologie mit den Erscheinungsformen des Fremden und des Eigenen im Alltag – also in der „überwiegend konkreten erfahrbaren und gestaltbaren, daher weitergehend vertrauten Nahzone menschlicher Lebenswirklichkeit“ (Albrecht 2001: 284 nach Thurn 1980: 172) – d.h. die Forschungsergebnisse zahlreicher Wissenschaftler oder Meinungsforschungsinstitute können bei einer xenologischen Forschung betrachtet werden. Als Ausgangspunkt der Analyse der theoretischen Grundlagen der Imagologie bzw. der interkulturellen Hermeneutik bietet sich die Frage nach der Herkunft dieser Wissenschaft an. Dieser Aspekt wird von Klin (1991) geklärt, der einen engen Zusammenhang zwischen der Imagologie und den existierenden Stereotypen berücksichtigt (vgl. Klin 1991:143).

Wie bereits erwähnt – um feststellen zu können, welche imagologischen und xenologischen Betrachtungen in den essayistischen Texten in Erwägung gezogen werden – soll zuerst nicht nur der Begriff der Imagologie, sondern auch der Begriff der Xenologie und die mit diesen zwei Wissenschaften verbundenen Aspekte wie Bilder, Stereotype und Vorurteile geklärt werden: „Die Untersuchungen der ethnischen Stereotype in der Literatur haben ihren Ursprung in den unterschiedlichen Traditionen. Eine der Traditionen betrifft die von Walter Lippmann gegründete amerikanische Schule. Die Stereotype werden hier als öffentliche Meinungen im Hinblick auf Soziologie und Sozialpsychologie berücksichtigt“ (ebd.). In Bezug darauf berücksichtigt Klin die Entstehung der sog. komparatistischen Imagologie. Es besteht laut Klin ein Zusammenhang zwischen der Entstehung der komparatistischen Imagologie und der französischen Tradition, die als *Image* bezeichnet wird. Die erwähnte Tradition hängt eng mit den nationalen Stereotypen zusammen (vgl. ebd.). Klin weist auch auf die Modifikation der komparatistischen Imagologie, die u.a. von dem belgischen Vertreter der Komparatistik, Hugo Dyserinck und seinem Schuler Manfred Fischer vorgenommen wurde (vgl. ebd.). Fischer (1987) weist darauf hin, dass *Imagologie* bzw. *interkulturelle Hermeneutik* als Forschungsgebiet der vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft berücksichtigt wird: Komparatistik „beschäftigt sich in ihrer historisch-vergleichenden *Abteilung* (d.h. zu guten Teilen im Rahmen der Beziehungsforschung) mit solchen literarischen bzw. Literatur-Phänomenen, die in mindestens in zwei Sprachgebieten als kontaktologisch oder typologisch erklärbar Prozesse und Beziehungen identifizierbar sind“ (Fischer 1987: 55). Andererseits berücksichtigt Fischer Imagologie im Hinblick auf Komparatistik „als eines ihrer genuinen Forschungsanliegen, da es die Literatur-Komparatistik im Sinne ihrer Selbstdefinition immer mit sprachlichen und/oder nationalen Grenzüberschreitungen zu tun hat und folglich in der Mehrzahl der Fälle, ob sie will oder nicht, auch mit dem Problem der Alterität konfrontiert wird“ (ebd.). Auch Mehnert (1997) bezeichnet Imagologie als „eine Disziplin der vergleichenden Literaturwissenschaft, die Texte aus verschiedenen Einzelliteraturen bezüglich der in ihnen erhaltenen imagotypen

Elemente/Systeme vergleicht“ (Mehnert 1997: 42). Eine große Rolle spielt an dieser Stelle nicht nur die Forschung der Struktur dieser imagotypen Elemente oder Systeme, sondern „die inner- und außerliterarische Funktion imagotyper Elemente/Systeme gehört ebenso wie ihre Genesis zum Untersuchungsbereich der Imagologie“ (ebd.). Unter *Imagologie* versteht Fischer (1987) „(...) die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit nationenbezogenen Images, insofern diesen für das Verständnis literarischer Texte und Prozesse eine Bedeutung zukommen kann“ (Fischer 1987: 56). Es werden von Fischer (1987) unterschiedliche Forschungsaufgaben der Imagologie berücksichtigt, wie z.B.: Forschung nationalbezogener Hetero- und Auto-Images nicht nur in den literarischen Texten, sondern auch in allen Bereichen der Literaturwissenschaft und Literaturkritik, Klärung der Herkunft des Images (vgl. Fischer 1987: 56) und „die Berücksichtigung jener modifikationsauslösenden Funktionen, die den Images im Rahmen des internationalen Literaturaustauschs und -Verständnisses zufallen können“ (Fischer 1987: 56). Eine ähnliche Definition der *Imagologie* findet man auch bei Logvinov (2003): „Unter Imagologie versteht man die Forschungsrichtung innerhalb eines Komplexes von Gesellschaftswissenschaften, deren Forschungsgegenstand das Bild vom Anderskulturellen (bzw. Fremden) ist. Dieses Bild entsteht in der interkulturellen Kommunikation in Form von Stereotypen, Klischees oder Vorurteilen in Lingua- und Ethnokulturen“ (Logvinov 2003: 204). Darauf hinweisend kann man feststellen, dass Imagologie sich auf die Beantwortung der Frage konzentriert, „wie diese Stereotype, die verschiedene ethnische und soziale Gruppen voneinander entwerfen, zustande kommen, wie sie ihre identitätsstiftende Funktion ausüben und wie sie das Zusammenleben der Völker und Nationen bzw. die Völkerverständigung (oder Nicht-Verständigung) beeinflussen“ (ebd.).

Die wichtigsten Aspekte imagologischer Forschung lassen sich nach Fischer (1987) folgendermaßen zusammenfassen: die in der Literatur A und Literatur B entstandenen Bilder werden miteinander verglichen (vgl. Fischer 1987: 55): „Jedesmal wenn eine Literatur A (die natürlich auch Elemente der angenommenen Literaturen B, C, D, E ... enthält) mit einer Literatur B in Beziehung tritt, können nationenbezogene Images das Wie und Warum der diversen Prozesse mitbestimmen, ob es nun um Probleme der literarischen (Be-)Wertung oder etwa des „Literaturaußenhandels“ geht (Fischer 1987: 55). Nach Dyserinck (1988) beschäftigt sich Imagologie mit dem „Zustandekommen von nationalem Selbstverständnis“ (Dyserinck 1988: 26). Klin (1991) beruft sich auf das von Fischer erwähnte wissenschaftliche Interesse am Phänomen der Modifizierbarkeit der existierenden Betrachtungen mithilfe imagologischer Erörterung (vgl. Klin 1991:145). Als wissenschaftstheoretischer Beitrag zu diesem Aspekt sind die folgenden Überlegungen gemeint: „Stereotype, die literarische Bilder darstellen, werden immer von den Autoren modifiziert“ (ebd.). Ein literarisches Werk kann also nur durch eine genaue Analyse des Inhalts untersucht werden (vgl. ebd.). Erwähnenswert bleibt die Tatsache, dass Imagologie immer öfter als interkulturelle Hermeneutik bezeichnet wird. Im Hinblick auf Gadamer (1990) Hermeneutik kann die interkulturelle Hermeneutik laut Köchler (1978) als eine Art Basis eines „Dialoges der Zivilisationen“ angesehen werden und einen bedeutsamen Einfluss auf die internationalen Beziehungen ausüben d.h. der Verbesserung

der zwischenkulturellen Verständigung dienen (vgl. Köchler 1978: 40f). In Bezug auf Schleiermachers Textinterpretation hat Dilthey Hermeneutik als eine Methode der Geisteswissenschaften vorgeschlagen. Die methodische Grundformel wurde von Dilthey (1966) folgendermaßen formuliert: „Die Hermeneutik ist somit Kunstlehre, und zwar die Kunstlehre der Nachkonstruktion“ (Dilthey 1966: 707). Der Begriff der Imagologie bzw. der interkulturellen Hermeneutik ist also – wie bereits erwähnt – mit der Textinterpretation und mit dem Begriff des Verstehens eng verbunden.

3. Zur Klärung des Begriffs der Xenologie

Im Rahmen dieses Abschnitts wird ein Versuch unternommen, die xenologische Perspektive zu behandeln. Als die erste zur Thematik der *Xenologie* erschienene Veröffentlichung wird das Werk von Duala-M’bedy (1977) unter dem Titel *Xenologie – die Wissenschaft vom Fremden und die Verdrängung der Humanität in der Anthropologie* in Betracht gezogen: „Mit dem Begriff der Xenologie entwickelte Duala-M’bedy Ende der 70er Jahre einen wegweisenden erkenntnistheoretischen Ansatz und forderte damit erstmalig einen Paradigmenwechsel in der wissenschaftlichen Diskussion über Fremdheit ein“ (Bremshey/Hoffmann/May/Ortu 2004: 5f). Die Autoren berücksichtigen auch den engen, zwischen der Fremdheit und dem Selbstverständnis bestehenden Zusammenhang (ebd.): „Fremdheit [stellt] eine alle Kulturen der Welt verbindende Grunderfahrung dar und wird nicht mehr nur einseitig aus dem Selbstverständnis des abendländisch-europäischen Kulturkreises abgeleitet“ (ebd.). Dreißig Jahre nach der Erscheinung von Duala-M’bedys Publikation wird Xenologie als allgemein geschätztes Forschungsgebiet angesehen (ebd.): „Wenn sich (...) später die Etablierung der Xenologie als anerkanntes Forschungsgebiet abzeichnet, wie ihre Implementierung als Fachkomponente sozial- und kulturwissenschaftlichen Instituten belegt, dann liegt der Hauptgrund in der inzwischen erkannten *Notwendigkeit einer kulturwissenschaftlichen Xenologie* (Alois Wierlacher)“ (ebd.). Bremshey, Hoffmann, May und Ortu (2004) vertreten den Standpunkt, dass „mit der Xenologie (...) die Kategorie des Fremden neu definiert werden [muss]“ (ebd., 6), d.h. die Wissenschaftler weisen hier auf Begegnungen von Kulturen hin, die „einander als Pole gegenüberstehen und sich in einem System der Interpolarität durch die Menschheitsgeschichte hindurch organisieren“ (ebd., 6). Duala-M’bedy (1977) versteht unter dem Begriff der *Xenologie* „den allgemeinen Symbolisierungsprozess der Fremdheitsstrukturen und deren erkenntnistheoretische Fragen“ (Duala-M’bedy 1977: 19). Schröter vertritt die Ansicht, dass Xenologie „ein friedliches Mit- oder Nebeneinander von Differenzen ermöglicht“ (Schröter 2004: 20).

Jede Beschäftigung mit dem Thema Xenologie setzt zunächst die Beantwortung der Fragen im Bereich des Forschungsgegenstands voraus. Die kulturwissenschaftliche Xenologie ist „auf eine universalistische Wissens- und Erkenntnisdimension angewiesen (...) setzt die Leistung der Kritik immer schon voraus“ (Wierlacher 2001: 45 nach Vossenkuhl 1990: 101-113; Horstmann 2001: 371-409) und untersucht die Interdependenzen bzw. Zusammenhänge zwischen dem Eigenen und dem

Fremden: „Diese beruht auf der Abstandnahme zum Eigenen, der Herauslösung aus den eigenkulturellen Selbstverständnissen, aus deren Orientierungs-, Handlungs- und Auslegungsschemata sozialer Interaktion“ (Albrecht 2001: 285). Wierlacher (2001) vertritt den Standpunkt, dass sowohl die Konflikte innerhalb einer Kultur, als auch die zwischen verschiedenen Ländern bestehenden Missverständnisse als „Ausgangs- und Fluchtpunkt“ (Wierlacher 2001: 47) der Xenologie aus kulturwissenschaftlicher Perspektive berücksichtigt werden (vgl. Wierlacher 2001: 47). Laut Wierlacher gehört die Einschätzung und Erscheinungsformen der Interdependenz zwischen dem Eigenen und dem Fremden zu den wichtigsten Aufgaben der kulturwissenschaftlichen Xenologie (vgl. Wierlacher 2001: 47): es geht darum, „differente Kulturen als Regel-, Hypothesen und Geltungssysteme in Forschungsgesprächen zu thematisieren, ohne diese Kulturen gleich zu unterwerfen oder ihrer selbst zu entfremden, auch wenn wir fremdkulturelle Rede- und Schreibweisen oder andere kulturelle Alteritäten im Sinne verwaltungsrechtlicher Praxis nostrifizieren“ (Wierlacher 2001: 47 nach Stagl 1981: 283).

4. Zur deutsch-polnischen Nachbarschaft aus der Perspektive der Imagologie und Xenologie.

Auf die in der Dissertation aufgestellte These zurückzukommend, werden im vorliegenden Kapitel die in den ausgewählten essayistischen Texten dargestellten imagologischen Betrachtungen mit den xenologischen Bildern zusammengestellt.

An erster Stelle wird das Bild des Mutes als der unter dem Einfluss der Habitusformen zu berücksichtigende Aspekt aus imagologischer und xenologischer Perspektive einer Analyse unterzogen. In Bezug auf die Untersuchung der ausgewählten essayistischen Texte lässt sich feststellen, dass Mut auf unterschiedliche Art und Weise in Erwägung gezogen wird. Mit Rücksicht auf das oben Gesagte können hier die folgenden bildstiftenden Schlussfolgerungen gezogen werden: das polnische Phänomen des Mutes hat seine Herkunft im Kommunismus (vgl. Möller 2008: 235 oder Soboczynski 2008: 150f). Das gerade Erwähnte wird auch in manchen xenologischen Publikationen zum Thema Kommunismus analysiert¹. Laut der in den essayistischen Texten dargestellten imagologischen Betrachtungen verdient auch der Aspekt der skeptischen und ignoranten Reaktion der polnischen Gesellschaft auf die in den Massenmedien präsentierten Bedrohungen Betrachtung (vgl. Möller 2008: 235-237). Ein anderes Beispiel des Mutes als Bild wird von Soboczynski (2008) gezeigt: Im Hinblick auf ein Versprechen eines besseren Lebens fassen die Polen Mut, sich an eine fremde Kultur völlig anzupassen (Soboczynski 2008 27f). Ein ähnliches Bild erscheint auch bei Stasiuk. Seiner Meinung nach soll jede Fahrt in das westliche Nachbarland – wegen der zwischen Deutschland und Polen bestehenden verschiedenen zwischenkulturellen Unterschiede – mit viel Mut verbunden sein (Stasiuk 2008: 24f). Kneip konnotiert den polnischen Mut mit der ständigen Bereitschaft der Polinnen, ihre Weiblichkeit – auch in einem Minirock während eines eiskalten Winters – zu präsentieren (vgl. Kneip 2006: 36).

¹ Vgl. u.a.: Mynarek (2005: 34), Żurek (2005: 305), Schmidt-Hartmann (1994: 19).

Hierbei sollte betont werden, dass Wojciechowski den Mut Polens mit Ehrlichkeit in den Konversationen assoziiert (vgl. Wojciechowski 2002: 37). Möller bezieht den Standpunkt, dass im Gegenteil zu Polen die deutsche Gesellschaft auf die in den Massenmedien vermittelten Bedrohungen mit großer Angst reagiert (vgl. Möller 235-237). Kneip weist darauf hin, dass die deutschen Frauen nicht so mutig wie ihre polnischen Nachbarinnen sind, wenn die Präsentation ihrer Weiblichkeit berücksichtigt wird (Kneip 2006: 36). Die Deutschen sind laut Stasiuk dazu fähig, sich gegenseitig die Operationsnarben in einem Restaurant zu zeigen (vgl. Stasiuk 2008: 24). Mit Rücksicht auf die deutsche Übersetzerin macht Wojciechowski auf das Fremdbild des Mutes aufmerksam – den Mut, der deutschen Gesellschaft die polnische schöngeistige Literatur während der Literaturlesungen zu vermitteln (vgl. Wojciechowski 2002: 66). Aus xenologischer Sichtweise wird Mut überwiegend mit Patriotismus assoziiert.² Garsztecki (2010) macht jedoch darauf aufmerksam, dass das Phänomen des Mutes sowohl in der deutschen, als auch in der polnischen Kultur auf eine andere Art und Weise betrachtet wird (vgl. Garsztecki 2010: 2): „Patriotismus hatte in Deutschland im Gegensatz zur Einschätzung in Polen lange Zeit ein schlechtes Image“ (ebd.). Garsztecki begründet seine Meinung folgend: „Nach dem Nationalsozialismus wurde der Patriotismus gleich mit in die nationalistische Ecke gestellt und in postnationalen Zeiten entsorgt. Solidarität unter den Menschen sollte aus Erfordernissen der Rationalität im Rahmen der Weltgesellschaft entstehen“ (ebd.). An dieser Stelle stellt sich die Frage, was unter dem Patriotismus in Polen verstanden wird. Im Jahr 2008 wurde von CBOS eine Umfrage zu dem oben erwähnten Aspekt durchgeführt³. Die Frage „Wie interpretieren Sie Patriotismus?“ wurde auf eine unterschiedliche Art und Weise beantwortet: 23% der Befragten – Vaterlandsliebe und das Vaterland als höchste Wert; 15% – Gefühl der Bindung, der Verbundenheit mit dem Vaterland; 13% – für das Wohl des Landes handeln; 11% – Verteidigung des Landes im Kriegsfall; 7% – Kultivierung der Tradition, historisches Bewusstsein; 5% – Stolz auf das eigene Land; 5% – sich für sein Land aufopfern (Quelle: CBOS 2008).

Laut Möller (2008), Stasiuk (2008) und Kneip (2006) werden Polen wesentlich romantischer und emotionaler als Deutschen taxiert: die Gefühlswelt bezieht sich nicht nur auf die Liebesbeziehungen, sondern auch auf die Vielfalt der emotionalen Reaktionen im Alltag.

Aus xenologischer Sichtweise kann ein ähnliches Polenbild zur Kenntnis genommen werden – Lempp vertritt die Ansicht, dass die Geschichte Polens eine relevante Rolle bei der Erziehung der Polen zu Romantikern gespielt hat (vgl. Lempp 1993: 7). Auch Dąbrowska (1999)⁴, Kerski (2007)⁵ oder Blusz (2008)⁶ vertreten die Meinung, dass die Vertreter der polnischen Kultur als emotional ins Blickfeld der Erwägungen

² Dazu siehe u.a.: Garsztecki (2010: 2-6), Theiss (2007: 59), Kosellek (2000: 314), Szczypiorski (1996: 364).

³ Zu der Quelle der Forschung siehe: CBOS BS 167/2008: Die Bedeutung des Patriotismus. Warszawa 11/2008.

⁴ Dazu siehe: Dąbrowska (1999: 134).

⁵ Dazu siehe: Kerski (2007: 412).

⁶ Dazu siehe: Blusz (2008: 45).

rücken. Zu anderen Ergebnissen kommt Wojciechowski (2002) – seiner Ansicht nach wird ausgerechnet in Deutschland mehr Aufmerksamkeit der Gefühlswelt sowohl in den alltäglichen Situationen, als auch in den Massenmedien geschenkt. Andererseits ist Soboczynski fest davon überzeugt, dass mithilfe von positiven Gefühlen die Bilder des Fremden modifiziert werden können (vgl. Soboczynski 2008:71-76).

Nach der Analyse des Bildes der Absurdität ist festzustellen, dass im Hinblick auf die ausgewählten essayistischen Texte in der polnischen Wirklichkeit mehr absurde Situationen als im deutschen Alltag zu beobachten sind (vgl. Möller 2008: 296-300; Soboczynski 2008: 196). Stasiuk weist auf die negative Seite der polnischen Absurdität hin – sie ist eng mit den Willen verbunden, in Deutschland ohne die Deutschen zu leben (vgl. Stasiuk 2008: 27). Kneip beruft sich auf einen anderen Aspekt der in Polen herrschenden absurden Realität – auf die zahlreichen Verspätungsanzeigen der Züge (vgl. Kneip 2006: 48). Soboczynski vertritt den Standpunkt, dass in Deutschland keine Absurdität zu beobachten ist – an dieser Stelle wird aber die Rede von Ironie sein (Soboczynski 2008: 195f). Im Gegensatz dazu analysiert Wojciechowski die deutsche Absurdität im Zusammenhang mit seiner ehemaligen deutschen Ehefrau und ihrer Familie (vgl. Wojciechowski 2002: 54f). Bei der Untersuchung der xenologischen Perspektive zum Phänomen der Absurdität können folgende Schlussfolgerungen gezogen werden: im Gegensatz zu den Deutschen wird den Polen starke Absurdität zugeschrieben⁷. Der Aspekt der Absurdität mit Rücksicht auf das alltägliche Leben in Deutschland ist in den zahlreichen Veröffentlichungen schwer zu finden.

Der andere untersuchte Aspekt betrifft das Bild des Religionsbekenntnisses sowohl in Deutschland, als auch in Polen. Nach der genauen Forschung kann es nicht einstimmig festgestellt werden, welche Nation als religiöser beurteilt werden kann. Stasiuk⁸ und Wojciechowski⁹ beziehen den Standpunkt, dass die Deutschen gläubiger als Polen sind. Die von den beiden Essayisten aufgestellte These findet ihre Widerspiegelung in den alltäglichen Situationen wie das Gebet bei Tisch oder christliche Begrüßung im Flugzeug einer deutschen Luftfahrtgesellschaft. Aus xenologischer Perspektive kann jedoch festgestellt werden, dass Polen religiöser als Deutschen sind¹⁰. Die Argumentation von Stasiuk und Wojciechowski gilt nicht als überzeugend für Kneip (2006)¹¹, Möller (2008)¹² und Soboczynski (2008)¹³, die die polnische Gesellschaft mit tiefem, historisch begründetem Glauben assoziieren. In diesem Punkt werden die Unterschiede zwischen den imagologischen Betrachtungen und den xenologischen Bildern zu berücksichtigen – der Kommunikations- und Medienwissenschaftler Mende weist darauf hin, dass die die polnische Religiosität betreffenden Statistiken in keinem Zusammenhang mit dem „wirklichen“ Glauben stehen (vgl. Mende 2008: 3):

⁷ Dazu siehe u.a.: Scholze (2003: 106) oder Kijowska (2007: 148).

⁸ Vgl. Stasiuk (2008: 91f).

⁹ Vgl. Wojciechowski (2002: 14f).

¹⁰ Vgl. Golonka (2009: 121), Temme (2009: 32), Griese (2008: 58), Mechtenberg (1994: 116), Tazbir (1994: 103).

¹¹ Vgl. Kneip (2006: 63).

¹² Vgl. Möller (2008: 301).

¹³ Vgl. Soboczynski (2008: 153).

„Immerhin 95% der polnischen Jugendlichen bekennen sich zum Glauben, wenn auch nur die Hälfte von ihnen ihn auch wirklich praktiziert. Und hier liegt der Knackpunkt: Bekenntnis und Praxis liegen in dieser konstruierten Gruppe oft weit auseinander“ (ebd.)¹⁴. Im Zusammenhang zu der von Mende (2008) präsentierten Untersuchung liefert die von CBOS im Juni 2010 durchgeführte Forschung zum Thema „*Was ist wichtig, was kann man und was darf man nicht – Normen und Werte im Leben der Polen*“¹⁵ ähnliche Informationen zum Thema Glauben oder Kirche als Institution, usw. Der Unterschied besteht darin, dass in der Analyse von CBOS zwei Arten der Religiosität ins Blickfeld der Erwägungen rücken: die Beachtung der kirchlichen Unterweisungen und die Gläubigkeit „auf eigene Art“ (CBOS 2010). Auf die Frage „Was trifft Sie am meisten zu?“ haben die Vertreter der polnischen Kultur die folgenden Antworten gegeben: 56,7% – ich bin gläubig und beachte die Unterweisungen der Kirche; 39,6% – ich bin auf meine eigene Art gläubig; 1,3% – ich kann nicht sagen, ob ich gläubig bin oder nicht; 0,7% – ich bin nicht gläubig und interessiere mich für diese Dinge nicht; 0,4% – ich bin nicht gläubig, weil die Lehren der Kirche falsch sind; 0,5% – anderes; 0,8% – schwer zu sagen (Quelle: CBOS 2010).

Aus der Analyse ergibt sich, dass die Einstellung Polens zum Glauben auf unterschiedliche Weise aus imagologischer Perspektive und aus xenologischer Sichtweise dargestellt wird: Während Kneip (2006)¹⁶, Möller (2008)¹⁷ und Soboczynski (2008)¹⁸ die ganze polnische Gesellschaft mit dem tiefen, historisch begründeten katholischen Glauben assoziieren, weisen die von CBOS im Jahr 2010 durchgeführten Untersuchungen darauf hin, dass nur 56,7% der polnischen Gesellschaft der kirchlichen Lehre anhängt¹⁹. Auch die im Jahr 2010 von der Kardinal Stefan Wyszyński Universität in Warschau analysierten Daten²⁰ machen darauf aufmerksam, dass 12% der Polen sich für tiefgläubig und 54% sich für gläubig halten. Laut CBOS Untersuchung²¹ glauben ungefähr 40% der Polen auf ihre individuelle Art. Kaluza (2010) erklärt die Ablehnung der Kirche als Institution in Bezug auf die folgenden Argumente: „Unter Polens Katholiken trifft die Kirche mit bestimmten Grundsatzpositionen auf viel Ablehnung. Das betrifft ihre Einmischung in die Politik (etwa durch Wahlempfehlungen), ihre Lager-Mentalität gegen die »moderne« Welt, ihre als »patriotisch« verklärte Rhetorik, aber auch die passive Haltung des Episkopats gegenüber extremen katholischen

¹⁴ Zur Quelle der präsentierten Daten: Umfrage unter Jugendlichen (2001), zitiert nach: Jonda, Bernadette: Polnische Jugendliche an der Schwelle zum Erwachsensein: Familie, Unabhängigkeit, Liebe und Sex. In: Jahrbuch Polen 2008 Jugend. Hrsg. vom Deutschen Polen-Institut, Wiesbaden 2008.

¹⁵ CBOS BS 99/2010: Was ist wichtig, was kann man und was darf man nicht – Normen und Werte im Leben der Polen. Warszawa 07/2010.

¹⁶ Vgl. Kneip (2006: 63).

¹⁷ Vgl. Möller (2008: 301).

¹⁸ Vgl. Soboczynski (2008: 153).

¹⁹ CBOS BS 99/2010: Was ist wichtig, was kann man und was darf man nicht – Normen und Werte im Leben der Polen. Warszawa 07/2010.

²⁰ Quelle: Kardinal Stefan Wyszyński Universität, Warszawa 2010.

²¹ CBOS BS 99/2010: Was ist wichtig, was kann man und was darf man nicht – Normen und Werte im Leben der Polen. Warszawa 07/2010.

Gruppen und der Mangel an echten Persönlichkeiten unter den Bischöfen. (...) Eine Debatte über die Immobilien der Kirche und die Rückgabepaxis des Staates ist bereits in vollem Gange“ (Kaluzna 2010: 2).

Kneip (2007)²², Möller (2008)²³, Soboczyński (2008)²⁴ und Stasiuk (2008)²⁵ weisen auf eine wichtige Tatsache hin – auf die unterschiedliche Betrachtung des Papstes aus deutscher und aus polnischer Perspektive: Johannes Paul II. wird in Polen als der „Geliebte“ (vgl. Kneip 2007: 64f) oder „Vertraute“ (vgl. Soboczyński 2008: 109f), und Benedikt XVI. als der „Respektierte“ (vgl. Kneip 2007: 64f) von allen Seiten betrachtet. Aus xenologischer Perspektive wird die Einstellung zum Papst in Polen auf eine ähnliche Art und Weise betrachtet²⁶. Mende vertritt die Ansicht, dass – unter Berücksichtigung der Untersuchungen der jungen polnischen Generation – der polnische Papst geliebt und respektiert wird (vgl. Mende 2008: 3): „Deutlich sichtbar wurde das Bedürfnis junger Menschen nach geistlicher Gemeinschaft im Frühjahr 2005, als der polnische Papst im Sterben lag und im medialen Diskurs die *Pokolenie JP2* (...) ins Leben gerufen wurde – eine Gruppe, (...) die sich an eine Zeit ohne polnischen Papst nicht mehr erinnern konnten“ (ebd.).

Der andere Aspekt der in der Dissertation durchgeführten Analyse der ausgewählten Texte betrifft die unterschiedlichen dynamischen Umwandlungen im postkommunistischen Polen. In den von den Essayisten präsentierten Bildern werden die polnischen Städte als immer moderner zur Kenntnis genommen²⁷. Verglichen mit dem oben Erwähnten lässt sich Folgendes beobachten: In diesem Punkt gleicht die imagologische Betrachtungsweise der Schriftsteller dem xenologischen Bild: „Die polnischen Städte erleben derzeit eine Phase tief greifender Veränderungen: Ihre Berufs- und Gesellschaftsstrukturen wandeln sich, das Dienstleistungsgewerbe spielt eine immer größere Rolle, unübersehbar sind eine sich verstärkende soziale und räumliche Polarisierung ebenso wie Prozesse der Suburbanisierung und der Bildung von Residenz-Siedlungen innerhalb der Metropolen“ (Jałowicki 2007: 2). Auch die Hauptstadt Polens ist aus xenologischer Perspektive moderner geworden (ebd.): „Warschau als Polens Metropole des 21. Jahrhunderts stellt alle anderen polnischen Großstädte in Hinblick auf die Konzentration von Macht, Kapital und Prestige in den Schatten und kann mit anderen Metropolen Europas mithalten“ (ebd.). Das „kommunistische“ Bild der Hauptstadt ist nach Jałowicki in Vergessenheit geraten (ebd.): „Die Veränderung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse nach 1989 brachte für die polnische Hauptstadt einen deutlichen Wandel in den Berufs- und Gesellschaftsstrukturen als Folge der zunehmenden Stärkung des Dienstleistungssektors (...)“ (ebd.).

²² Vgl. Kneip (2007: 64f).

²³ Vgl. Möller (2008: 301).

²⁴ Vgl. Soboczyński (2008: 109f).

²⁵ Vgl. Stasiuk (2008: 91f).

²⁶ Dazu siehe u.a.: Mynarek (2003: 34), Hiller (2007: 142), Mende (2008: 3), Temme (2009: 32).

²⁷ Vgl. Möller (2008: 343), Kneip (2006: 95), Soboczyński (2008: 64), Stasiuk (2008: 43).

Einen ähnlichen Standpunkt beziehen auch u.a. Chwalba (2009)²⁸ und Bartl (2011)²⁹. Das Streben nach dem Westen ist auch in Menges Ansatz zu berücksichtigen: „Geografische Begriffe sind Zeitbegriffe – der Osten ist Präteritum, der Westen ist Futur, das Präsens ein Dazwischen. Viele Ortschaften um die Metropolen herum sind *wiochy* (Kuhdörfer), in denen noch Relikte des *homo sovieticus* zu finden sind“ (Mende 2008: 3). In diesem Punkt kann man sich auf Möllers Fremdbild berufen, das die polnische Vorliebe für Amerika beschreibt – im Gegensatz zu den Deutschen sind die Polen den Vereinigten Staaten gegenüber sehr positiv eingestellt (vgl. Möller 2008: 54). Erwähnenswert bleibt hier die xenologische Perspektive – in zahlreichen Veröffentlichungen wird der Aspekt der Amerikanisierung der deutschen Gesellschaft einer ausführlichen Analyse unterzogen: Hilger (2004) lenkt seine Aufmerksamkeit auf die Amerikanisierung deutscher Unternehmen (vgl. Hilger 2004: 16), Jung (2006) weist auf die Amerikanisierung aus linguistischer Sicht hin – zahlreiche sprachliche Ausdrücke aus dem Englischen existieren längst in der deutschen Sprache (Jung 2006: 251). In diesem Zusammenhang verdient auch die Amerikanisierung des deutschen Schrifttums Beachtung (vgl. von Hein 2008: 54). Möller weist darauf hin, dass die wichtigsten Arbeitsstellen in Polen – im Gegensatz zu Deutschland – zu der jungen Generation gehören (vgl. Möller 2008: 142). Auch in den xenologischen Bildern wird dieser Aspekt einer Analyse unterzogen: es „bildet sich eine *Metropolschicht* aus jungen, gut ausgebildeten Trägern des Kompetenzkapitals‘: Managern, Finanzfachleuten, Unternehmensberatern, Juristen, Journalisten“ (Jałowicki 2007: 2). Die zahlreichen Erwartungen und Wünsche der jungen Polen beziehen sich auch auf Konsumgüter und Konsumgewohnheiten (vgl. Möller 2008: 143). Die bereits beschriebene imagologische Beobachtung erscheint als Spiegelbild des xenologischen Bildes – nach Jałowicki werden die Stadtbilder den Erwartungen der jungen polnischen Generation angepasst (vgl. Jałowicki 2007: 2): „Ihren Trends, Gewohnheiten und ihrem Lebensstil folgen private wie öffentliche Stadt-Räume: geschützte Shopping-Malls, Apartmenthäuser und sog. *gated communities* als Inseln des Wohlstands im weiten Mosaik von Durchschnitt und Hässlichkeit“ (ebd.). Ähnliche xenologische Bilder sind auch bei Gaber (2007)³⁰, Haupt und Torp (2009)³¹, Warchoł-Schlottmann (2009)³² zu beobachten. Die von Jałowicki beschriebenen, die Urlaubsziele der Polen betreffenden Untersuchungen (vom Jahr 2005 und 2006) gleichen der imagologischen Betrachtung von Möller (vgl. Möller 2008: 142): „Über drei Viertel der untersuchten Population verreist im Urlaub, wobei annähernd die Hälfte der Befragten angab, den Urlaub in ausländischen Ferienorten zu verbringen und verschiedene Länder zu bereisen. Jeder zweite Befragte fährt zweimal pro Jahr in Urlaub und jeder fünfte dreimal pro Jahr. In der Metropolschicht bilden sich neue, vom Westen übernommene Urlaubsmuster heraus. Bis vor kurzem, so konnte man in der polnischen Ausgabe der Zeitschrift *Newsweek* lesen, waren bei den jungen wohlhabenden Großstädtern

²⁸ Dazu siehe: Chwalba (2009: 103).

²⁹ Dazu siehe: Bartl (2011: 35).

³⁰ Dazu siehe: Gaber (2007: 143).

³¹ Dazu siehe: Haupt/Torp (2009: 9).

³² Dazu siehe: Warchoł-Schlottmann (2009: 411).

Reisen auf tropische Inseln angesagt“ (Jałowiecki 2007: 5)³³. In Deutschland ist eine differente Situation zu beobachten – die besten Positionen werden mit der älteren Generation konnotiert (vgl. Möller 2008: 143). Im Vergleich zum jungen polnischen Kapitalismus galt Deutschland jahrelang als Konsumgesellschaft (vgl. Haupt/Torp 2009: 10): „Die Multidimensionalität des Konsums ist der Ausgangspunkt dafür, die deutsche Gesellschaft unter dieser zentralen Perspektive als Konsumgesellschaft zu beschreiben, und zwar über die ganze Dauer eines in dieser Hinsicht ‘langen‘ 20. Jahrhunderts (...)“ (ebd.)³⁴.

An dieser Stelle verdient der Aspekt der Nachahmung des kapitalistischen Westens Beachtung (vgl. Kneip 2006: 31-33; Soboczynski 2008: 64). Soboczynski verbindet den Verlust der eigenen Identität und der Moral mit dem ständigen Kopieren der westlichen Nachbarn (vgl. Soboczynski 2008: 60-64). Der herrschende Kult des Materialismus und der Markenartikel spiegelt sich in den zahlreichen Lebensbereichen wider (ebd., 62f). Aus diesem Grund wird die neue Wirklichkeit Polens von Soboczynski als Illusion beschrieben (ebd., 64). An dieser Stelle lassen sich keine Parallelen zwischen den imagologischen Betrachtungen und den xenologischen Bildern herstellen (vgl. Mende 2008: 3). Menge bezieht den Standpunkt, dass es noch zu früh ist, um den Verlust der eigenen Identität und der polnischen Moral abzuschätzen (ebd.): „Nicht selten hört man bei Beschwerden über mangelhafte Zustände, dass »es so was in Europa nicht gäbe«, obwohl Polen längst geografischer und politischer Teildavon ist. (...) Gradmesser ist meist der Westen Europas, zu ihm will man gehören. Er symbolisiert die Normalität, nach der man sich sehnt (...). Polen ist immer noch auf dem Weg nach Westen (...)“ (ebd.). Im Zusammenhang mit dem oben Erwähnten weist Kneip auf die zwei in Polen nebeneinander existierenden Welten hin – die sog. kommunistischen Gewohnheiten und das postkommunistische Polen (vgl. Kneip 2006: 31). Das Neue und das Alte existieren nebeneinander in vielen Aspekten des alltäglichen Lebens – sie werden sowohl mit den Gebäuden, als auch mit den Kleidungsstücken assoziiert (ebd.). Stasiuk bezieht den Standpunkt, dass manche Bereiche der polnischen Konsumgesellschaft in den anderen Kulturen anerkannt werden sollten, wie z.B. der verkaufsoffene Sonntag (vgl. Stasiuk 2008: 43). Auch aus xenologischer Perspektive wird die Änderung der bisherigen Mentalität und Verhaltensweise in Erwägung gezogen – es wird jedoch nicht eindeutig darauf hingewiesen, dass das neue Polenbild mit dem Verlust der eigenen Identität und dem Verstoß gegen die herrschende Moral assoziiert wird (vgl. Jałowiecki 2007: 2): „Die Hauptkennzeichen dieses Lebensstils sind das Streben nach Karriere, der Workaholismus, lockere Sexualbeziehungen, das Verschieben der Familiengründung und vor allem des Kinderkriegens auf einen späteren Zeitpunkt, der Konsum von Luxusgütern, verhältnismäßig breite internationale Kontakte, eine beträchtliche lokale Entwurzelung und eine eindeutige kosmopolitische Identifikation“ (ebd.). Mit Rücksicht auf den zunehmenden Wohlstand in der polnischen Gesellschaft verdient auch die wachsende Zufriedenheit der Polen

³³ Die Quelle der Forschung: *Przegląd Statystyczny Warszawa 2005 und 2006*.

³⁴ Einen ähnlichen Standpunkt beziehen auch: König (2000: 108), Hilger (2004: 16), Ritter (2000: 83), Gaber (2007: 143). Die oben erwähnten Autoren betrachten die Nachkriegszeit als Anfang der Konsumgesellschaft in Deutschland.

mit ihrem Leben Betrachtung (vgl. Zagórski 2009: 2)³⁵. Wojciechowski vertritt den Standpunkt, dass die polnische Mentalität unter Berücksichtigung der Umwandlung in eine Konsumgesellschaft konstant bleibt (Wojciechowski 2002: 60). Im Hinblick auf die in der Dissertation analysierten essayistischen Veröffentlichungen konzentrieren sich die imagologischen Betrachtungen nur auf den zunehmenden Wohlstand in der polnischen Gesellschaft – solche Bilder sind z.B.: bei Gaber (2007)³⁶, Haupt und Torp (2009)³⁷, Warchoł-Schlottmann (2009)³⁸ zu beobachten.

Aus xenologischer Perspektive wird auch ein wichtiger Aspekt betont, der ein anderes Licht auf das postkommunistische Polen wirft – die Armut (vgl. Tarkowska 2008: 2-5). Tarkowskas Meinung nach soll Armut in Polen als „dauerhafter Zustand“³⁹ (ebd., 3) reflektiert werden (ebd.). Die Ursachen der Armut in Polen sind nach Tarkowska folgend: „Im Jahr 2005 lag die extreme Armut in den Städten bei 8,2 %. Auf dem Land war sie über zweimal so hoch und lag bei 18,7 %. 12,5 % der Stadtbewohner lebten in mäßiger Armut, während es auf dem Land 27 % waren. Die Armut, die einerseits durch die Auflösung der Staatsgüter (*Państwowe Gospodarstwo Rolne – PGR*) und die damit einhergehende Arbeitslosigkeit verursacht wurde, und andererseits durch die geringe Produktivität der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe, die vorwiegend für den eigenen Bedarf produzieren, ist eines der wichtigsten sozialen (und wirtschaftlichen) Probleme der ländlichen Gebiete“ (Tarkowska 2008: 3). Mit Rücksicht auf die von GUS durchgeführte Forschung⁴⁰ kommt die Wissenschaftlerin zu den folgenden Schlussfolgerungen: „Die Untersuchungen, die in Polen durchgeführt wurden, insbesondere diejenigen qualitativer Art, zeigten schon in den ersten Jahren der Transformation, dass die polnische Armut – entgegen manchen Behauptungen – nicht immer *oberflächlich und vorübergehend*, sondern tiefgreifend und mit einer vielschichtigen Deprivation verbunden ist und dabei lang andauernd, hartnäckig, ja sogar chronisch ist“ (ebd.). Tarkowska begründet ihre Meinung auf folgende Art und Weise: „Manchen Analysen zufolge leben 10% der Bevölkerung in dauerhafter Armut. Einige Untersuchungen zeigen eine zunehmende Leichtigkeit, der Armut zu entkommen. Dies betrifft in erster Linie die mäßige und kurzfristige Armut“ (ebd.).

Die von Busch und Bechtel (vgl. Bechtel 2003: 65; vgl. Busch 2005: 67) beschriebene Unmöglichkeit des Fremdverstehens kann laut Kneips Erfahrung mit der Zeit modifiziert werden (vgl. Kneip 2006: 22). Im Hinblick auf das Fremdverstehen durch Selbstanalyse kommen die ausgewählten Essayisten zu verschiedenartigen, bildstif-

³⁵ Zagórski beruft sich auf die folgende Forschung: CBOS, BS/23/2008 – Regionale und gesellschaftliche Differenzierungen der psychischen Verfassung und der Zufriedenheit mit dem Leben. Bericht zu den Untersuchungen: »Existenzbedingungen der polnischen Gesellschaft: Probleme und Strategien«, Warszawa 02/2008.

³⁶ Dazu siehe: Gaber (2007: 143).

³⁷ Dazu siehe: Haupt/Torp (2009: 9).

³⁸ Dazu siehe: Warchoł-Schlottmann (2009: 411).

³⁹ Die Quelle der präsentierten Untersuchung: Die Lebensbedingungen der Bevölkerung in Polen in den Jahren 2004–2005, Warszawa, GUS (Główny Urząd Statystyczny/Statistisches Hauptamt), 2007, S. 71.

⁴⁰ Die Quelle der Forschung: Die Lebensbedingungen der Bevölkerung in Polen in den Jahren 2004–2005, Warszawa, GUS (Główny Urząd Statystyczny, Statistisches Hauptamt), 2007, S. 71.

tenden Schlussfolgerungen. Das erste Fremdbild betrifft die Stellungnahme zu den Geheimnissen. Möller lenkt seine Aufmerksamkeit darauf, dass die Deutschen im Alltag viel weniger geheimnisvoll als ihre östlichen Nachbarn sind (vgl. Möller 2008: 76). Die von den Deutschen als „Bagatellen“ (ebd.) bezeichneten Aspekte werden in Polen als Geheimnisse behandelt (ebd.). Möller kommt zu dem Schluss, dass man es in dem Fall mit zwei unterschiedlichen Bildern der Gesellschaft zu tun hat: die deutsche Gesellschaft neigt zum Kollektivismus und die polnische zum Individualismus (ebd., 155). Erst auf der Grundlage des Vergleichs der deutschen und der polnischen Herzlichkeit kann laut Möller die folgende Schlussfolgerung gezogen werden: die Deutschen sind in den verschiedenartigen Alltagssituationen viel herzlicher und hilfsbereiter als die Polen (ebd., 139). Das Phänomen der sog. polnischen „Wechselblütigkeit“ (ebd., 138) weist darauf hin, dass die polnische Gesellschaft sich als kalte Finnen den Fremden gegenüber verhält und im Privatleben herzlich wie Italiener zu sein scheint (ebd.). Stasiuk bezieht den Standpunkt, dass die größten Unterschiede zwischen den zwei Nachbarländern in der Form bestehen d.h., dass die polnische Improvisation und der deutsche Perfektionismus eng mit der entsprechenden Einstellung zur Form verbunden sind (vgl. Stasiuk 2008: 70). Der erwähnte Perfektionismus wird aber in manchen Situationen nicht beobachtet (ebd.). Wojciechowski berücksichtigt auch die deutsche Vorliebe für Form und mangelnde Spontanität (vgl. Wojciechowski 2002: 25). In Bezug auf den in der polnischen Vergangenheit herrschenden Kommunismus erklärt Soboczynski sein Verständnis und seine Vorliebe für die fremde Kultur. Laut Stasiuks Beobachtungen des Eigenen und des Fremden kann festgestellt werden, dass die Polen von den Vertretern der deutschen Gesellschaft nicht auf positive Art und Weise betrachtet werden (vgl. Stasiuk 2008: 72). Durch den Vergleich der leeren Geschäfte in der Heimat mit dem deutschen Wohlstand hat der junge Soboczynski das Fremde sofort verstanden, toleriert und akzeptiert (vgl. Soboczynski 2008: 27). Die ausgewählten Autoren vertreten auch die Ansicht, dass eine fremde Kultur ohne Sprachkenntnisse nicht richtig verstanden werden kann⁴¹.

In der Doktorarbeit wurde auch der Einfluss der Fremdbilder auf das Selbstverstehen einer Analyse unterzogen. Demnach können die folgenden Schlussfolgerungen gezogen werden: der Aspekt der Freiheit sieht nach Möller in den beiden Nachbarländern unterschiedlich aus – der Essayist macht darauf aufmerksam, dass in Deutschland viel weniger Freiheit als in Polen zu beobachten ist (vgl. Möller 2008: 99) – womit „Freiheit im Kopf“ (ebd., 99f) konnotiert wird, also „die Abwesenheit des deutschen Dogmatismus“ (ebd.). Eine ähnliche Meinung vertritt auch Soboczynski, z.B. bei der Einstellung zum gesunden Essen (vgl. Soboczynski 2008: 194). Die andere Schlussfolgerung von Soboczynski bezieht sich auf die Beobachtung, dass die polnische und die deutsche Gesellschaft als Gegensätze berücksichtigt werden sollten: die Polen sind Patrioten ohne große Ansprüche an den Staat, die Deutschen dagegen werden eher als unpatriotisch angesehen mit vielen Forderungen sozialer Art (ebd.). Nach der Analyse der Verhaltensweise der auf dem Gebiet der ehemaligen DDR wohnenden Deutschen macht Stasiuk darauf aufmerksam, dass zwischen ihnen und Polen manche Ähnlichkeiten bestehen, wie z.B.

⁴¹ Vgl. Möller (2008: 16f), Soboczynski (2008: 23), Kneip (2006: 11-13).

in Bezug auf unterschiedliche Hemmungen (vgl. Stasiuk 2008: 49). Wojciechowski weist darauf hin, dass Deutschen und Polen gegen unterschiedliche Gegner in diversen alltäglichen Situationen kämpfen: die deutsche Gesellschaft betrachtet den Kampf als „Lebensgrundsatz“, wohingegen die Vertreter der polnischen Kultur den Kampf immer unter dem Aspekt „mit großen und entfernten Feinden – wie Eindringlingen, Freunden, Gesellschaftssystemen oder der Staatsgewalt“ (Wojciechowski 2002: 33) sehen (ebd.). Wojciechowski kommt außerdem zu dem Schluss, dass Schwäche in Polen in allen Lebensbereichen nicht als Sünde betrachtet wird (ebd., 33f). Bei der Beobachtung der polnischen Gesprächigkeit in den Zügen lenkt Kneip seine Aufmerksamkeit auf die Beobachtung, dass die Deutschen relativ schweigsam während einer Bahnfahrt im Vergleich zu den Polen sind (vgl. Kneip 2006: 50). In polnischen Zügen kann laut Kneip das „ungeschminkte Polen“ von allen Seiten betrachtet werden (ebd., 49) – die Menschen erzählen gerne nicht nur über ihre Heimat und Kultur, sondern auch über die Angelegenheiten ihres Privatlebens (ebd.). An dieser Stelle verdient auch die Tatsache Berücksichtigung, dass Kneip dem polnischen Dichter, Tadeusz Różewicz, das *richtige* Lesen und die Interpretation des Gelesenen verdankt (ebd., 56).

Den in den ausgewählten essayistischen Texten dargestellten Selbst- und Fremdbildern wird aus xenologischer Perspektive zurzeit keine große Aufmerksamkeit geschenkt – in den Massenmedien werden die deutsch-polnischen Verhältnisse im Hinblick auf die Zugehörigkeit der beiden Länder zu der EU einer ausführlichen Analyse unterzogen.

Wie bereits angedeutet, können die in den ausgewählten essayistischen Texten erwähnten Selbst- und Fremdbilder zur Modifikation neigen. Die Essayisten geben dafür verschiedenartige Beispiele. Wegen ihres Fremdbildes vom Wohlstand in Deutschland ist die Familie Soboczynski umgezogen – das „Wirtschaftswunderland“ (Soboczynski 2008: 48) hatte ihnen jedoch nur eine einzige Arbeitsstelle anzubieten – Putzen (ebd., 44). In diesem Sinne sah sich auch Wojciechowski durch seinen Aufenthalt bei einer deutschen Gastfamilie dazu veranlasst, sein Fremdbild zu ändern (vgl. Wojciechowski 2002: 13). Ein weiteres Beispiel der Modifizierbarkeit des Fremdbildes betrifft Möllers Beobachtung, dass die polnische Seele das „deutsche Element“ (vgl. Möller 2008: 68) beinhaltet. Möller erwähnt auch die Existenz der sog. „slawischen Seele“ (ebd., 69), die als Modifikation seines Selbstbildes ins Blickfeld der Erwägungen rückt (ebd.). Wegen seiner zahlreichen Kontakte zu den Vertretern der deutschen Gesellschaft analysiert auch Stasiuk seine Fremdbilder auf eine andere Art und Weise – die bisher als fremd beschriebenen deutschen Städte sind ihm heimisch geworden – vor allem Berlin und Hamburg (vgl. Stasiuk 2008: 86). Die unterschiedlichen Reisen nach Deutschland übten einen relativ großen Einfluss auf sein Selbstbild aus – an dieser Stelle erwähnt der Verfasser seine Fahrt nach Russland und die damit verbundene Sehnsucht nach Deutschland oder die mentale Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis (ebd., 64). Kneips Modifizierung des Fremdbildes wird mit der Schnelligkeit der Entwicklung des kapitalistischen Polens assoziiert (vgl. Kneip 2006: 59f). Bei der Untersuchung von Kneips Selbstbild kann man bedeutsame inneren Veränderungen beobachten – der Verfasser fühlt sich in Polen „heimisch“ (ebd., 171). Resümierend lässt sich feststellen, dass die hier analysierten Aspekte die Möglichkeit der Modifizierbarkeit der

Selbst- und der Fremdbilder bestätigen. Dieser Aspekt wird auch aus xenologischer Sichtweise am Beispiel des Aufsatzes von Dąbrowska (1999)⁴², Zawadzka (2004)⁴³, Ruchniewicz (2008)⁴⁴ und Schondelmayer (2008)⁴⁵ in Betracht gezogen.

In der Dissertation wurden auch die verschiedenartigen Stereotype unter Berücksichtigung der deutsch-polnischen Nachbarschaft einer ausführlichen Analyse unterzogen, wie z.B.: einerseits das Stereotyp der Polen als Diebe, Kriminelle und Alkoholsüchtige; andererseits das Bild der ordnungsliebenden Deutschen, die immer noch mit den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs in Verbindung gebracht werden. Aus xenologischer Betrachtungsweise kann man zu einem ähnlichen Schluss kommen: „(...) Das stereotype Deutschenbild [enthielt] in polnischen Augen neben stark negativen Komponenten durchaus auch positive oder neutrale (...). Sie waren assoziiert mit Schlagwörtern wie Ordnung, Sparsamkeit, Rechtsstaatlichkeit, gutorganisierte und leistungsfähige staatliche Strukturen sowie ein hohes Kulturniveau im Alltagsleben und darüber hinaus“ (Ruchniewicz 2008: 4)⁴⁶. Laut Ruchniewicz wird in Polen zurzeit nicht viel Aufmerksamkeit dem Stereotyp eines Deutschen geschenkt (ebd., 6): „Vielmehr irritiert und verärgert [die Polen] das negative Stereotyp des Polen (...) Dass »der Pole« von den Deutschen als Dieb gesehen wird (...), als Schmutzfink und Faulpelz, steht nicht nur im krassen Widerspruch zur Selbsteinschätzung der Polen, sondern auch zu den harten Fakten“ (ebd.)⁴⁷.

Die ausgewählten Verfasser versuchen, die Herkunft der zwischen Polen und Deutschland bestehenden Stereotype in Erwägung zu ziehen und die Möglichkeit ihrer Modifizierbarkeit einer ausführlichen Analyse zu unterziehen. In ihren Veröffentlichungen zeigen sie Gründe dafür auf, warum manche stereotype Vorstellungen modifiziert werden sollten. Betrachtung verdient an dieser Stelle das Bild von Stasiuk, der den Deutschen einen anderen Aspekt der polnischen Gesellschaft präsentiert – einer Gesellschaft mit Vorliebe für schöngeistige Literatur, die in keinem Zusammenhang mit dem Bild von polnischen Bauarbeitern, Landarbeitern oder Autodieben steht (vgl. Stasiuk 2008: 74). Erwähnenswert bleibt hier die Beobachtung von Soboczynski, der auf das Bild der Polin als Putzfrau aufmerksam macht. Nach Soboczynski sollte dieses Stereotyp langsam in Vergessenheit geraten, weil die Vertreter der polnischen Gesellschaft inzwischen ebenfalls im Wohlstand leben (vgl. Soboczynski 2008: 50). Wojciechowski lenkt seine Aufmerksamkeit auf die tiefe Verankerung des mit dem Zweiten Weltkrieg konnotierten Bildes der bösen Deutschen (vgl. Wojciechowski 2002: 8). Der Essayist bezieht den Standpunkt, dass dieses Stereotyp als schwer modifizierbar betrachtet wird, weil viele Polen die westlichen Nachbarn immer noch mit dem Zweiten Weltkrieg verbinden (ebd., 8f). Dieser Aspekt wurde im Jahr 2005 und

⁴² Dazu siehe: Dąbrowska (1999: 42).

⁴³ Dazu siehe: Zawadzka (2004: 335f).

⁴⁴ Dazu siehe: Ruchniewicz (2008: 1).

⁴⁵ Dazu siehe: Schondelmayer (2008: 258).

⁴⁶ Der Wissenschaftler beruft sich auf die folgende Quelle: CBOS BS/72/2008: Die polnisch-deutschen Beziehungen in der öffentlichen Meinung, Warszawa 05/2008.

⁴⁷ Ebd.

2006 von ISP untersucht⁴⁸. Die Frage „Welchen Einfluss hat der Zweite Weltkrieg auf die deutsch-polnischen Beziehungen?“ wurde auf die folgende Art und Weise beantwortet: 34% der Polen⁴⁹ und 36% der Deutschen⁵⁰ vertreten die Ansicht, dass der Zweite Weltkrieg immer noch starken Einfluss auf die nachbarschaftlichen Verhältnisse ausübt. Im Vergleich dazu behaupten 51% der Vertreter der polnischen⁵¹ und 42% der deutschen Kultur⁵², dass die mit den Zweiten Weltkrieg verbundenen Ereignisse nur auf eine geringe Art und Weise die heutigen interkulturellen Kontakte beider Länder beeinflussen. In diesem Punkt sind also wesentliche Unterschiede zwischen den imagologischen Betrachtungen und den xenologischen Bildern zu berücksichtigen.

In Bezug auf die zwischen den Mitgliedern der Europäischen Union herrschenden Beziehungen und die Bewahrung eigener Identität kommt Möller zu dem Schluss, dass die zwischen den Ländern bestehenden Stereotype nicht verändert werden können (vgl. Möller 2008: 208): „Damit das eintrifft, müsste eine neue Menschheit geboren werden“ (ebd.). Im Gegensatz zu Möller (ebd.) und Wojciechowski (vgl. Wojciechowski 2002: 8f) sind die Koordinatoren der deutsch-polnischen Elite-Studie vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Eberwein und Reiter, fest von der Möglichkeit der Modifizierbarkeit der existierenden Stereotype im Hinblick auf die sog. „europäische Identität“ überzeugt (vgl. <http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/73910/>, Stand: 04.04.2011): „Die deutsch-polnischen Beziehungen sind geprägt von einem hohen Maß politisch-rationaler Übereinstimmungen, aber gleichzeitig leben die wechselseitigen stereotypen Bilder weiter“ (ebd.). In Bezug auf die sog. Eliteangehörigen verweisen die Wissenschaftler auf die Verifizierung der zwischen den beiden Ländern bestehenden vorurteilshaften Vorstellungen“ (ebd.). Dies wird wie folgt erklärt: „Sowohl in Deutschland als auch in Polen haben die meisten Eliteangehörigen eine *europäische Identität*. Daher bin ich guter Hoffnung, dass Deutsche und Polen im *Umweg* über ihre – auf beiden Seiten übrigens unbestrittene – gemeinsame Qualität als Europäer enger zueinanderfinden werden“ (ebd.). Eine ähnliche Ansicht ist auch bei Ruchniewicz (2008) zu beobachten – der Wissenschaftler weist darauf hin, dass die die beiden Nachbarländer betreffenden Stereotype zwar immer noch existieren, aber nur als „verblasene“ (Ruchniewicz 2008: 1) oder „ungefährliche“ (ebd.) Bilder, die im Laufe der Zeit modifiziert werden (ebd.): es kann festgestellt werden, „dass mit der Ausweitung der gegenseitigen Kontakte in den 1990er Jahren das Stereotyp des feindlichen und gefährlichen Deutschen nun allenfalls ein verblassendes in einer Reihe von Vorstellungen über die westlichen Nachbarn in Polen ist“ (ebd.). Zur Veränderungen neigen auch die gegenseitigen Bilder im Hinblick auf die vergangenen, geschichtlichen Ereignisse (ebd.): „Ebenso wandelt sich auch das historisch negative Polen-Bild der Deutschen zum Besseren, was eine Folge jünger konkreter Nachbarschaftserfahrungen und des Beitritts Polens in die Europäische Union sein kann“ (ebd.). Ruchniewicz vertritt den Standpunkt, dass die unterschied-

⁴⁸ Dazu siehe: ISP (Instytut Spraw Publicznych) 2005 und 2006.

⁴⁹ Dazu siehe: ISP (Instytut Spraw Publicznych) 2005.

⁵⁰ Dazu siehe: ISP (Instytut Spraw Publicznych) 2006.

⁵¹ Dazu siehe: ISP (Instytut Spraw Publicznych) 2005.

⁵² Dazu siehe: ISP (Instytut Spraw Publicznych) 2006.

lichen stereotypen Vorstellungen noch lange existieren werden (ebd.): „Dennoch werden die Stereotype weiterleben, auch wenn sie »ungefährlichere«, beispielsweise humoristische Formen annehmen. Dabei definieren sie doch vor allem uns selbst – unseren Wissensstand, unsere Ansichten und Erwartungen und schließlich auch unsere Vorurteile und Phobien“ (ebd.).

Erwähnenswert bleiben im Hinblick auf die Möglichkeit der Modifizierung der zwischen Deutschland und Polen bestehenden Stereotype die Ergebnisse der ISP-Untersuchungen vom Jahr 2008⁵³: 64% der Polen und 46% der Deutschen beurteilt die gegenwärtigen Beziehungen beider Länder als „eher gut“⁵⁴. Die im Jahr 2008 durchgeführte Forschung von CBOS erläutert, welche Aspekte zurzeit die deutsch-polnischen Beziehungen am stärksten belasten⁵⁵: 40% – das vormals deutsche Eigentum in West- und Nordpolen; 26% – die deutsch-russische Zusammenarbeit beim Bau der Ostseepipeline, die das Gebiet Polens und der baltischen Staaten umgeht; 17% – die Bemühungen Deutschlands, an die Aussiedlung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Gebieten des heutigen West- und Ostpolens zu erinnern; 17% – schwer zu sagen (CBOS 2008).

5. Schlussfolgerungen

Auf die in diesem Aufsatz aufgestellte These zurückzukommend, können die folgenden Schlussfolgerungen gezogen werden: es lässt sich nicht eindeutig darauf hinweisen, dass die ausgewählten essayistischen Texte unter imagologischen Aspekten betrachtet andere Bilder als xenologisch festgestellte Fremdbilder hervorbringen: einige Bilder werden sowohl aus imagologischer, als auch aus xenologischer Perspektive auf unterschiedliche Art und Weise betrachtet. Andererseits sollte an dieser Stelle auch die Beobachtung berücksichtigt werden, dass zwischen diesen Bildern zahlreiche Zusammenhänge bestehen.

Erwähnenswert bleibt an dieser Stelle die Forschung von ISP vom Jahr 2010, die auf positive Zukunftsperspektiven der gegenseitigen Beziehungen hinweist: 75% der polnischen Bevölkerung betrachtet die deutsch-polnischen Verhältnisse als „gut“ oder „sehr gut“⁵⁶. 73% der Befragten Polen vertritt die Ansicht, dass im Hinblick auf die nahe Nachbarschaft und künftige Zusammenarbeit die mit dem Zweiten Weltkrieg verbundene Vergangenheit in Vergessenheit geraten sollte⁵⁷. Im Zusammenhang mit dem oben Erwähnten sagen 60% der Polen, dass sie einen deutschen Schwiegersohn akzeptieren würden und 84% der Deutschen ist fest davon überzeugt, dass sie die östlichen Nachbarn als ihre Mitarbeiter gerne sehen würden⁵⁸.

⁵³ Dazu siehe: ISP (Instytut Spraw Publicznych) 2008.

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Dazu siehe: CBOS BS/72/2008: Die polnisch-deutschen Beziehungen in der öffentlichen Meinung, Warszawa 05/2008.

⁵⁶ Dazu siehe: ISP (Instytut Spraw Publicznych) 2010.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ebd.

Literatur

- Albrecht, C. (2001). Fremdheit und Freiheit oder: Die Schule der Frauen. Xenologische Perspektiven der Flüchtlingsforschung. In: Wierlacher, A. (2001). (Hrsg.). *Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeheitsforschung*. München: Indicium Verlag: 283-296.
- Bartl, W. (2011). Personalpolitik in schrumpfenden Kommunen. Ostdeutschland, Westdeutschland und Polen im Vergleich. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bechtel, M. (2003). Interkulturelles Lernen beim Sprachenlernen im Tandem. Eine diskursanalytische Untersuchung. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Blusz, P. (2008). Wirtschaftskommunikation zwischen Polen und Deutschen. Ratgeber für die Praxis: Norderstedt: Books On Demand GmbH.
- Bremshey, C., Hoffmann, H., May, Y., Ortu, M. (2004). (Hrsg.). Den Fremden gibt es nicht. Xenologie und Erkenntnis. Münster: Lit Verlag.
- Busch, D. (2005). Interkulturelle Mediation. Eine theoretische Grundlegung triadischer Konfliktbearbeitung in interkulturell bedingten Kontexten. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Chwalba, A. (2009). Kurze Geschichte der Dritten Republik Polen 1989 bis 2005. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Dąbrowska, J. (1999). Stereotype und ihr sprachlicher Ausdruck im Polenbild der deutschen Presse. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Dilthey, W. (1966). Leben Schleiermachers. Zweiter Band Schleiermachers System als Philosophie und Theologie. Berlin: Walter de Gruyter & Co.
- Duala-M'bedy, L.-J.B. (1977). Xenologie – die Wissenschaft vom Fremden und die Verdrängung der Humanität in der Anthropologie. Freiburg/München: Verlag Karl Alber.
- Dyserinck, H. (1988). Komparatistische Imagologie. Zur politischen Tragweite einer europäischen Wissenschaft von der Literatur. In: Dyserinck, H./Syndram, K.U. (1988). (Hrsg.). *Europa und das nationale Selbstverständnis. Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. Und 20. Jahrhunderts*. Bonn: Bouvier: 13-37.
- Fischer, M.S. (1987). Literarische Imagologie am Scheideweg. Die Erforschung des „Bildes vom anderen Land“ in der Literatur-Komparatistik. In: Blaicher, G. (1987). (Hrsg.). *Erstarrtes Denken. Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur*. Tübingen: Gunter Narr Verlag: 55-71.
- Gaber, R. (2007). Politische Gemeinschaft in Deutschland und Polen. Zum Einfluss der Geschichte auf die politische Kultur. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gadamer, H.-G. (1990). Wahrheit und Methode. Band 1, 6. Auflage, Tübingen: Mohr/Siebeck Verlag.
- Golonka, J. (2009). Werbung und Werte. Mittel ihrer Versprachlichung im Deutschen und im Polnischen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Griese, H.M. (2008). Jugend und Religion in der Postmoderne. Überlegungen zu einem gesellschaftlichen Verhältnis. In: Becker, U., Bolscho, D., Lehmann, C. (2008). (Hrsg.). *Religion und Bildung im kulturellen Kontext. Analysen und Perspektiven für*

- transdisziplinäres Begegnungslernen. Harry Noormann zum 60. Geburtstag.* Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH: 51-62.
- Haupt, H.-G., Torp, C. (2009). Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990. Ein Handbuch. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Hilger, S. (2004). „Amerikanisierung“ deutscher Unternehmen. Wettbewerbsstrategien und Unternehmenspolitik bei Henkel, Siemens und Daimler-Benz (1945/49–1975). Wiesbaden: Franz Steiner Verlag.
- Hiller, G.G. (2007). Interkulturelle Kommunikation zwischen Deutschen und Polen an der Europa-Universität Viadrina. Eine empirische Analyse von Critical Incidents. Frankfurt am Main: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Jung, M. (2006). ‚Amerikanisierung‘ in Deutschland aus linguistischer Sicht. In: Linke, A., Tanner, J. (2006). (Hrsg.). Attraktion und Abwehr. Die Amerikanisierung der Alltagskultur in Europa. Köln: Böhlau Verlag GmbH & Cie: 251-266.
- Kerski, B. (2007). Polen. In: Schmidt, S., Hellmann, G., Wolf, R. (2007). (Hrsg.). Handbuch zu deutschen Außenpolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kijowska, M. (2007). „Polen, das heißt nirgendwo“. Ein Streifzug durch Polens literarische Landschaften. München: Verlag C.H. Beck oHG.
- Klin, E. (1991). Stereotypy etniczne w literaturze. In: Wojciech Wrzesiński (1991). (Hrsg.). *Wokół stereotypów Polaków i Niemców. Über die Stereotype der Polen und der Deutschen.* Wrocław: Acta Universitatis Wratislaviensis 1136 S. 143-151.
- Kneip, M. (2006). Grundsteine im Gepäck. Begegnungen mit Polen. Paderborn: House of the Poets.
- Kneip, M. (2007). Polenreise. Orte, die ein Land erzählen. Paderborn: House of the Poets.
- Köchler, H. (1978). Kulturphilosophische Aspekte internationaler Kooperation. In: Zeitschrift für Kultur-Austausch, Bd. 28: 40-3.
- Kosellek, G. (2000). Reformen, Revolutionen und Reisen. Deutsche Polenliteratur. Studien der Forschungsstelle der Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Band 30. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Lempp, A. (1993). Über das Wirken und das Überwinden gegenseitiger Stereotype im deutsch-polnischen Verhältnis. In: TRANSODRA 4/5, Winter 1993/94, S. 7-14.
- Logvinov, M.I. (2003). Studia imagologica: zwei methodologische Ansätze zur komparatistischen Imagologie. In: Germanistisches Jahrbuch GUS „Das Wort“: 203-220.
- Mechtenberg, T. (1994). Religion im deutschen Polenbild. In: Kobylińska, E., Lawaty, A. (1994). (Hrsg.). Religion und Kirche in der modernen Gesellschaft. Polnische und deutsche Erfahrungen. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag: 115-120.
- Mehnert, E. (1997). (Hrsg.). Bilderwelten – Weltbilder. Vademekum der Imagologie. Chemnitz.
- Möller, S. (2008). Viva Polonia. Als deutscher Gastarbeiter in Polen. Frankfurt am Main: Scherz.
- Mynarek, H. (2005). Der polnische Papst. Bilanz eines Pontifikats. Freiburg: AHRIMAN-Verlag GmbH.
- Ritter, G.A. (2000). Über Deutschland. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte. München: Beck.

- Schmidt-Hartmann, E. (1994). *Kommunismus und Osteuropa. Konzepte, Perspektiven und Interpretationen im Wandel*. München: Veröffentlichungen des Collegium Carolinum.
- Scholze, D. (2003). Zur Präsenz von Tadeusz Różewicz im deutschsprachigen und seiner Absenz im sorbischsprachigen Theater. In: Lawaty, A., Zybura, M. (2003). (Hrsg.). *Tadeusz Różewicz und die Deutschen*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag: 103-114.
- Schondelmayer, S. (2008). *Stereotypisierung am Arbeitsplatz. Zur Handlungsrelevanz von Selbst- und Fremdbildern in der deutsch-polnischen Interaktion*. Münster: Waxmann Verlag GmbH.
- Schröter, K. (2004). *Xenologie. Zur Theorie des Fremden bei Munasu Duala-M'body*. In: Bremshey, C., Hoffmann, H., May, Y., Ortu, M. (2004). (Hrsg.). *Den Fremden gibt es nicht. Xenologie und Erkenntnis*. Münster: Lit Verlag: 18-29.
- Soboczynski, A. (2008). *Polski Tango. Eine Reise durch Deutschland und Polen*. Berlin: Aufbau Verlagsgruppe GmbH.
- Stasiuk, A. (2008). *Dojczland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stagl, J. (1981). Die Beschreibung des Fremden in der Wissenschaft. In: Duerr, H.P. (1981). (Hrsg.). *Der Wissenschaftler und das Irrationale, Band 1. Beiträge aus Ethnologie und Anthropologie*. Frankfurt am Main: Syndikat: 273-295.
- Szczypiorski, A. (1996). *Europa ist unterwegs. Essays und Reden*. Zürich: Diogenes-Verlag.
- Tazbir, J. (1994). Religion im polnischen Deutschlandbild. In: Kobylińska, E., Lawaty, A. (1994). (Hrsg.). *Religion und Kirche in der modernen Gesellschaft. Polnische und deutsche Erfahrungen*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag: 103-114.
- Temme, C. (2009). *Zwischen beruflicher Unabhängigkeit und familiärer Verantwortung. Lebensplanung von jungen Frauen in Deutschland und Polen – eine vergleichende empirische Untersuchung*. Hamburg: Druck Diplomica Verlag GmbH.
- Theiss, W.T. (2007). Die junge Generation der Polen in der Zeit der Totalitarismus, Stalinismus und Krieg. In: Ruchniewicz, K., Zinnecker, J. (2007). (Hrsg.). *Zwischen Zwangsarbeit, Holocaust und Vertreibung. Polnische, jüdische und deutsche Kindheiten im besetzten Polen*. Weinheim/ München: Juventa Verlag.
- Thurn, H.P. (1980). *Der Mensch im Alltag. Grundrisse einer Anthropologie des Alltagslebens*. Stuttgart: Enke.
- Von Hein, J. (2008). *Die Rezeption US-amerikanischen Gesellschaftsrechts in Deutschland*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wachoł-Schlottmann, M. (2009). *Polnische Sprache nach der Wende 1989*. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag GmbH.
- Wierlacher, A. (2001). (Hrsg.). *Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeitsforschung*. München: Indicium Verlag.
- Wojciechowski, K. (2002). *Meine lieben Deutschen*. Bad Münstereifel: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/ Bonn.
- Zawadzka, E. (2004). *Selbst- und Fremdbilder – nur ein fremdsprachendidaktisches Problem?*. In: Badstübner-Kizik, C., Rozalowska-Żądło, R., Uniszewska, A. (2004). (Hrsg.). *Sprachen lehren, Sprachen lernen. Nauczanie i uczenie się języków obcych*. Gdańsk: Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego
- Żurek, R. (2005). *Zwischen Nationalismus und Versöhnung. Die Kirchen und die deutsch-polnischen Beziehungen 1945-1956*. Köln: Böhlau Verlag GmbH & Cie.

Internetquellen

www.cbos.pl

Garsztecki, S. (2010). Patriotismus in Polen – polnische Identität zwischen Moderne und nationale Traditionen. In: Polen-Analysen 74, verfügbar unter: <http://www.laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen74.pdf>, Stand: 03.04.2011.

www.isp.org.pl

Jałowiecki, B. (2007). Metropole Warschau. In: Polen-Analysen 13, verfügbar unter: <http://www.laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen13.pdf>, Stand: 04.04.2011.

Kaluza, A. (2010). Die katholische Kirche in der Defensive – auch in Polen. In: Polen-Analysen 79, verfügbar unter: <http://www.laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen79.pdf>, Stand: 02.04.2011.

Mende, R. (2008). Kultur und Lebensgefühl junger Polen im 21. Jahrhundert zwischen JP2, Nic, Nike und HWDP. In: Polen-Analysen 27, verfügbar unter: <http://www.laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen27.pdf>, Stand: 04.04.2011.

Ruchniewicz, K. (2008). Stehlen die Polen immer noch die deutschen Autos? Zur Aktualität der deutsch-polnischen Stereotype. In: Polen-Analysen 40, verfügbar unter: <http://www.laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen40.pdf>, Stand 04.04.2011.

Tarkowska, E. (2008). Armut in Polen. In: Polen-Analysen 28, verfügbar unter: <http://www.laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen28.pdf>, Stand: 04.04.2011.
<http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/73910/>, Stand: 04.04.2011.

Zagórski, K. (2009). Regionale und gesellschaftliche Differenzierungen der Zufriedenheit mit dem Leben und der psychischen Verfassung. In: Polen-Analysen 44, verfügbar unter: <http://www.laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen44.pdf>, Stand: 26.03.2011.

Schlüsselwörter

deutsch-polnische Nachbarschaft, Imagologie, Xenologie

Abstract

According to the historical events and various studies illustrating the relationship between Poland and Germany the german-polish neighborhood cannot be classified as an uncomplicated one. The presented article offers an investigation into german-polish relations at the beginning of the 21st century. The author focuses on imagological perspective and compares it with the xenological point of view. Firstly, the two important for this article definitions are examined: imagology and xenology. Secondly, within the framework of the research the chosen aspects of essayistic texts written by Matthias Kneip, Steffen Möller, Adam Soboczynski, Andrzej Stasiuk and Krzysztof Wojciechowski are analyzed. The above-mentioned analysis refers to such facets as courage, absurdity, religion, feelings/emotions and industrial development in the post-communist Poland. Moreover, the investigation results are compared with the well-known examinations of the famous opinion research institutes. Finally the paper highlights an imagological and xenological comparison. Taking into consideration both approaches the author of the paper concludes that the imagological and xenological perspective are not always equivalent. In fact quite the reverse can be considered as true – both perspectives often significantly differ from each other.

Keywords

german-polish neighborhood, imagology, xenology

In einer „verkehrten“ Welt. *Der Himmel war unten* von Hugo Hartung als literarisches Bild einer Frau in der Festung Breslau

Das literarische Bild der Frauen in der Festung Breslau ist ein durchaus interessantes Thema, umso mehr, weil die Frauen zum größten Teil aus Breslau zwangsevakuert wurden, was schon auf die ausweglose Situation der Deutschen, die sich für einen ver zweifelten Verteidigungskampf vorbereiten sollten und ferner auf den Zusammenbruch des Dritten Reiches hinweisen konnte.

Man brachte damals die Frauen in einen Zustand der inneren Zerrissenheit, denn einerseits plädierte die Nazipropaganda bis 1944 für ein Bild der Frau, die sich auf die Rückkehr ihres geliebten Mannes an Ort und Stelle vorbereitet, ihm ein warmes, gemütliches Zuhause organisiert und im sicheren Reichsschutzkeller Breslau, in Mütterschulen Kochkurse besucht, Tausende von Ratschlägen zum Thema Kindererziehung, Krankenpflege, Haushaltsführen bekommt¹ und unbesorgt an der vom Richard-Wagner-Verband Deutscher Frauen organisierten *Feierstunde bei Richard Wagner* teilnimmt² (an die Art und Weise, Familienangehörige von der Front in Breslau mit viel Wärme zu empfangen erinnert sich der Erzähler des Romans *Der Himmel war unten*, indem er betont: „Aber dies war eben zu einer Zeit, als man auf Urlaub noch nach Hause konnte und Mutter sonntags Klöße machte“ (Hartung, *Der Himmel*, 1951: 327). Andererseits verbreitete dieselbe Propaganda im Januar 1945 auf Befehl Hances den Aufruf, das bis zu diesem Moment heile Breslau schleunigst zu verlassen, um den Männern an der Front die Sicherheit zu geben, dass ihre Familien fern von der zur Festung erklärten Stadt ihren Unterschlupf woanders gefunden hatten (Peikert, *Festung*, 1996: 26ff.).

So wussten viele von den Breslauerinnen nicht, wie sie sich eigentlich verhalten sollten, als der Befehl kam, Breslau zu verlassen. Ihre Entscheidung musste erst verarbeitet werden und da dieses einige Zeit in Anspruch nehmen konnte, hat die Propaganda nach Drohmethoden gegriffen, indem man den Frauen kundgab, dass

¹ Diese Informationen erteilt man im Artikel. *Tüchtige Hausfrau geworden, wenn „er“ zurückkommt. Kriegsbräute werden geschult. Eine zweite Mütterschule in Breslau*. In: Schlesische Tageszeitung, 2. 2. 1940, o. S., Akta Miasta Wrocławia, Wyciąg wycinków prasowych dawnego Archiwum Miejskiego we Wrocławiu, Sig. 298, Archiwum Miejskie, Wrocław.

² Vgl. *Feierstunde bei Richard Wagner*. In: Schlesische Zeitung, 3. 3. 1941, o. S., Akta Miasta Wrocławia... Die *Feierstunde bei Richard Wagner* war eine der Veranstaltungen, die vom Richard-Wagner-Verband Deutscher Frauen organisiert wurden, um mit Vorträgen und klassischer Musik die Breslauer zu unterhalten.

man ihnen im Falle mangelnder Bereitschaft, sich den Anordnungen des Regimes zu fügen, die Lebensmittelmarken entzieht, oder unter Frauen eine Vorstellung verbreitet hatte (wie Peikert berichtet, besuchten Ortsgruppenleiter jedes Haus, um es zu verkünden), sie seien in Gefahr, von den einmarschierenden Russen vergewaltigt zu werden (Peikert, Festung, 1996: 28). Auf diese Weise wurde das Verhalten der Frauen und die gegen Ende des Krieges betriebene Politik des Staates den Frauen gegenüber zum Gradmesser des im Dritten Reich immer größer werdenden Gefühls der Ausweglosigkeit und der allgemein auftretenden Verwirrung.

Angst und Verzweiflung trieben zwar viele Frauen aus der Stadt, aber es beruhigte auf keinen Fall die Männer an der Front, wie die Propaganda es haben wollte. Die Gefahr auf der Flucht das Leben zu verlieren war nämlich angesichts der Umstände genau so groß, wie die Bedrohung des Lebensverlustes in der Festung. Da Breslau wegen der Meinung der früher Einreisenden, Breslau sei Luftschutzkeller Deutschlands, überbevölkert war, mangelte es bald an Zügen, die die verängstigten Leute, oft mit Kindern im Säuglingsalter mitnehmen konnten. Nun gingen viele zu Fuß. Der Weg war nicht nur wegen des feindlichen Beschusses gefährlich. Der kalte Winter verursachte den Tod vieler Flüchtlinge. Mehrere von ihnen haben sich auch verlaufen, sind dann verzweifelt nach Breslau zurückgekehrt und blieben dort bis zur Kapitulation (Peikert, Festung, 1996: 25ff.). Hugo Hartung, ein deutscher Dramaturg und Schriftsteller, der während des zweiten Weltkrieges in der Festung Breslau verweilte und sogar bei der hiesigen Luftwaffe tätig war, führt in seinen Roman episodische Gestalten ein, die verschiedene Schicksale der im belagerten Breslau gebliebenen Frauen exemplifizieren. Unter den Figuren gibt es neben der Ärztin Dornhoff, die später besprochen wird, Frau Michalke. Sie tauscht wahrscheinlich vor Lust, im Luxus die letzten Tage zu verbringen, ihre Wohnung mit festem Keller, gegen die Wohnung eines wohlhabenden Bewohners der Stadt, der in der Festung sicherer wohnen wollte, aus, gewährt einem kranken Soldaten, der ein Deserteur ist, Unterschlupf im Kokshaufen³ und wird wie viele andere Frauen im belagerten Breslau verpflichtet, ebenso wie ihr zum Volkssturm nicht geeigneter, kranker Mann schanzen zu gehen (Vgl. Hartung, Der Himmel, 1951: 168). Diese mit einer Heldin verbundenen Tatsachen deuten im Werk auf das Ungewöhnliche der Lage der Deutschen in der letzten Phase des Krieges hin, in der ein solide gebauter Keller mehr wert ist als eine Luxuswohnung und man infolge der Erkenntnis, dass weiterer Kampf sinnlos sei, dem Deserteur anstatt ihn zu verdammen letztlich auch Unterschlupf gewährt.

Es existieren viele Belege in Form von Zeitungsabschnitten, Erinnerungen u.a. die, die schwierige Lage der fliehenden und daheimgebliebenen Frauen in der Festung schildern. Das Bild der Breslauerin auf der Flucht wird von fast allen Schriftstellern, die das Thema der Festung Breslau literarisch verarbeiten, aufgegriffen. Es ist das Hauptmotiv, in dem die Frau als Hauptfigur erscheint. Oft wird dabei in den lite-

³ Übrigens war der Kokshaufen im Keller das populärste Versteck für Deserteure, die im Volksmund „Tote auf Urlaub“ genannt wurden. Man berichtet, dass täglich dreißig Deserteure aus solchen Verstecken von der Streife herausgeholt wurden. (vgl. Artikel *Breslau 1945. IV Wenn die Oder so rot wie Blut! Der Iwan sickert durch die Keller ein*, Nr. 43/22. 10. 1952. Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse, Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S. 326).

rarischen Texten die Flucht im Gegensatz zur früheren Domestizierung in Breslau geschildert. Auf das Bild einer noch mit Anzeichen der Geborgenheit ausgestatteten Umwelt folgt das Bild des völligen Untergangs und des Verlustes dieser heilen Welt. Bereits einer der Anfangsabschnitte des Romans *Der Himmel war unten* führt in die Handlung die Gestalt der oben genannten Ärztin ein, deren Lebenslauf auf den Zusammenbruch der ehemals stabilen Welt hindeutet. Anfangs behandelt sie wie immer ihre Patienten, führt mit ihren Bekannten Gespräche, aus denen hervorgeht, dass Breslau, so wie es schon im Ersten Weltkrieg der Fall gewesen ist, weiterhin vom Kriege verschont wird (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 12ff.). Im Laufe des Romans (Vgl. *Die Katzenkiste*, in: Hartung, *Der Himmel*, 1951: 164) wird die Lebensweise der Ärztin in der Hauptstadt Schlesiens zu Friedenszeiten in Form von Erinnerungen der Protagonistin kundgegeben. Elisabeth Dornhoff, eine hervorragend ausgebildete Medizinerin, lebte einst in Breslau im besten Viertel der Stadt, besaß eine Luxuswohnung, ein eigenes Röntgenlaboratorium und eine modern ausgestattete Praxis, zeigte Vorliebe für Luxusautos mit glänzender Karosserie und war damit eine Befürworterin der Modernisierung und des Großstadtlebens. Um 1944 besitzt sie nur noch ein verbeultes Fahrrad, das ihr später auch noch gestohlen wird. Die Erinnerungen wechseln mit dem Anblick einer noch mehr veränderten Wirklichkeit ab, in der Dornhoff ihre Patienten, unter gewaltigen Stadttrümmern nur noch zu Fuß erreichen kann und schließlich, wie alle übrigebliebenen Stadtbewohner, in die Keller der Stadt hinuntersteigt. Sie ist ein *flâneur*, der in einer unter Beschuss stehenden Stadt zu leben, Geschosse zu unterscheiden und die Todesgefahr vorauszuahnen lernt. Aufgrund eigener Profession macht sie Hausbesuche und blickt dabei in die Privatsphäre der Stadtbewohner ein, beschaut sich die Wohnungen, die einst als Königsreich der Frauen fungierten und erblickt dort Leichen neben Kranken liegen, dazu noch alte Frauen, die sich krampfhaft an die Hoffnung klammern: „Führer wird das schon noch schaffen“ (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 166). Schließlich glauben alte Frauen sogar an die Menschlichkeit des Feindes, als der Russe immer näher kommt und sie vor Altersschwäche nicht mehr fähig sind, selbst in ein anderes Stadtviertel zu fliehen (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 177).

Ein deutlicher Wandel der Haltung macht sich im Laufe des Romans bei der Darstellung der aufeinanderfolgenden Etappen der Stadtverteidigung deutlich. Eine alkoholisierte Greisin räumt ihren Hausflur wie zu Friedenszeiten auf. Diesmal ist es aber der nach dem Angriff abbröckelnde Wandputz, den sie zusammenkehrt.⁴ Mit einem Grinsen empfängt sie die deutschen Soldaten und fragt ironisch, ohne – wie früher – auf eine bejahende Antwort zu hoffen, ob sie es heute noch schaffen werden, den Iwan aus Breslau zu vertreiben (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 192). Die vorbeifuchende Granate, die ihre Arbeit zerstört, symbolisiert das brutale Eindringen des Krieges in das vertraut Häusliche, stellt den durch den Prozess des Aufräumens von

⁴ In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 18. März 1945 berichtet man im Artikel *In der Festung Breslau* vom „normalen Leben“ in der Festung Breslau. Es beruhte u.a. auf dem Schneeschippen vor den Hauseingängen und der Säuberung der Straßen nach feindlichen Angriffen. In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.), *Breslauer Apokalypse...*, S. 543).

der Frau immer aufs Neue belebten, früher im Dritten Reich so oft propagierten Sinn der Frauenexistenz in Frage.

Bereits die aufeinanderfolgenden Kapitel des Buches deuten auf das nahende Unglück Breslaus hin. Interessanterweise werden dort neben Vertreterinnen der alten Generation, die in ihrer Verwirrung noch an Hitler glauben wollen, viele Frauenfiguren zu ahnenden Übermittlerinnen der Botschaft vom kommenden Untergang. Mit ihrer Einführung macht man den Leser auf eine Desorientierung unter den Deutschen, vor allen Dingen im Anfangsstadium der Belagerung, aufmerksam. In einer der Anfangsepisoden erscheint Regina Schirmer (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 19), die dem Musiker Rönning erklärt, dass die Flüchtlinge in dem bisher als Luftschutzkeller des Dritten Reiches gesehenen Breslau nicht nur aus dem, laut Propaganda vom Krieg einzig gefährdeten Osten, aber auch aus dem Westen kommen und nach Unterschlupf suchen. Andererseits vernimmt die neunjährige Gräti ausgerechnet bei den Frauengesprächen das Wort „Flucht“ aus dem angeblich sicheren Breslau, was wohl mit den bisherigen, allgemein verbreiteten Informationen über den Verlauf des Krieges nicht übereinstimmt.

Chaos und Desinformation verbreiten sich (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 44).

Noch versuchen die Frauen für eine kurze Zeit die für die Familie geschützte Häuslichkeit ihrer Wohnungen zu bewahren. Sie genießen zu Weihnachten 1944 für kurze Weilen das Familiäre des Festes. Doch sie sind zugleich Mütter, Frauen und Bräute, die am Gnadenbild der Madonna in einer der Domkapellen, um Schutz betend ihre Kerzen anzünden (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 52) und schließlich der Heiligen Hedwig von Trebnitz ihr Schicksal anvertrauen (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 326).⁵

Die Frau bleibt dem beurlaubten Mann weiterhin ergeben, sie versucht ihm einen Halt zu geben. Zum Beispiel Lisa, die einige Minuten mit ihrem Mann in einer Weinstube verbringen will, um ihn aufzumuntern (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 53). Doch plötzlich wird der Mann vom Urlaub abgerufen und die Idylle bricht zusammen. Um das Dramatische zu steigern, schildert der Erzähler das Schicksal der aus Glaz nach Breslau fliehenden Schlesierinnen, die auf der Flucht ihre Kinder verlieren:

Eine Frau schreit. Als der Glatzer Zug auf der Station hielt ist sie mit ihrem jüngsten Kind ausgestiegen, weil es drinnen unmöglich war, zum Abort zu gelangen. Aber eben hier, wo es sonst regelmäßig längeren Aufenthalt gibt, kann man den Zug heute rasch abfertigen; und als er langsam anrückt, rennt die Frau mit dem Kind hinterher, schwingt sich aufs Trittbrett, das kleine heraufzerrend, rutscht auf dem vereisten Holz ab und rollt über den Buben hinweg, gefahrlos in einen Berg weichen Schnees. Und doch schreit sie, als hätte sie oder das Kind schweren Schaden gelitten. Ihre vier anderen Kinder fahren weiter in dem Wagen, dessen rotes Schlußlicht der wehende Schnee schnell verlöscht (Hartung, *Der Himmel*, 1951: 57f.).

⁵ Im Krieg hat sich unter den Schlesiern besonders der Sankt Hedwig-Kult entwickelt. In seinen Tagebuchaufzeichnungen über die Festung Breslau äußert Paul Peikert den Wunsch: „Möge Sankt Hedwig [...] unsere Pfarrgemeinde und unsere Stadt beschützen“ (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 32).

Der Hauptheldin Lisa Rönning werden alle Eigenschaften der für ihre Kinder sorgenden Mütter zugeschrieben. Tapfer, die Kinder an der Hand ist sie ein Teil der sich auf dem Bahnhofsvorplatz drängenden Menschenmenge. Doch hier findet sie keinen Unterschlupf. Erst das Verlassen des Geländes und die hilfsbereite alte Dame ermöglicht der Mutter, den entsprechenden Zug weit vom Bahnhof entfernt zu finden, in ihn einzusteigen und im Güterwagen, der Särge transportiert, nach Dresden zu fliehen (Hartung, *Der Himmel*, 1951: 58). Erneut bekommt man den Eindruck eines totalen Durcheinanders, wobei das unbarmherzige Treiben der in ihrer Existenz bedrohten Diktatur es noch schafft, das Private des Einzelnen zu zerstören.

Wie gesagt, machen sich diese, die es nicht schafften, mit dem Zug Breslau zu verlassen, zu Fuß auf den Weg. Hartung zeigt ein erschreckendes Bild der Situation. Im Gespräch Rönning mit Soyka wird das Problem der Flucht zu Fuß erst angedeutet. Die beiden Kriegskammeraden machen sich darüber Gedanken, wie Frauen mit Kindern und Krampfadern den langen Marsch durchstehen werden. Weiter beschreibt der Erzähler unmittelbar eine Fluchtkolonnie von warm angezogenen Frauen mit Wägelchen, oft mit frierenden Säuglingen auf dem Arm (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 74f.). Noch kann man aber auf die Hilfe der Soldaten zählen. Noch besteht die Möglichkeit, jemanden aus der Stadt per Flugzeug nach Dresden zu transportieren. So hilft der Soldat Rönning einer Wöchnerin und ihrem Kind in ein Flugzeug einzusteigen (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 103). Die Informationen decken sich mit Berichten aus der Festung, die heute zugänglich sind. Es ist zum Beispiel der Fall einer 16jährigen Breslauer Schülerin, Ricarda Kreuzer bekannt, der es gelingt, in einem Schulflugzeug, das sonst Feldpost aus der Festung ausfliegt, nach Görlitz zu fliehen (Vgl. *Die wunderbare Rettung der Ricarda Kreuzer. Eine 16jährige Breslauer Berufsschülerin fliegt im einmotorigen Schulflugzeug von Breslau nach Görlitz aus*. In: Gleiss, Breslauer, 1987: 1001).

Eine ergreifende Szene des Abschieds von Männern, die zur Verteidigung der Festung bestimmt waren, schildert der wohl mit solchen Bildern vertraute Hartung, indem er Frauen beschreibt, die vor der Flucht im Horst von ihren Männern Abschied nehmen. Es offenbart sich ein Stück armseliger Privatheit. Gedämpfte Gefühle, Zeichen der Verbundenheit, die Fürsorge der Männer, die ihren Frauen auch manchmal noch den Rodelschlitten zurechtmachen (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 100), sind traurige Bilder der sich liebenden Familien, die sich ungewollt trennen müssen.

Dass im belagerten Breslau ein Durcheinander herrschte, schildert Hartung am Beispiel der in den Horst gebrachten, bald aber wieder nach Dresden abtransportierten Mädchen dar, die als Helferinnen dienen sollten (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 97). Mit ihren Lacklederköfferchen erinnern die Figuren noch an die der Mode nacheifernde Lebensweise in einer Metropole von früher, obwohl selbst der Begriff „Helferin“ auf den in der „Schlesischen Tageszeitung“ vom 22. 12. 1944 vermerkten Posten der Fliiegerhelferin hindeutet, die bei der Luftwaffe ausgebildet als Flugzeugtechniker, Motorenschlosser, Klempner, Fallschirmwart oder auch bei der Pflege der Glaskuppeln der Flugzeuge angestellt werden konnte.⁶ Ein wenig breiter behandelt das Thema

⁶ Vgl. *Frauen werden Fliiegerhelferinnen. Eine neue Ausbildung bei der Luftwaffe*. In: Schlesische Tageszeitung, 22.12.1944, Akta Miasta Wroclawia...., Sig. 110. Frauen werden bei der Luftwaffe in erster Linie zum Bodenpersonal ausgebildet.

Hornig. Er schreibt, dass am 16. April Frauen im Alter von 16 bis 35 aufgerufen wurden, sich freiwillig zur Wehrmacht zu melden und dort Männer in den Schreibstuben und im Versorgungsdienst zu ersetzen (Vgl. Hornig, 1975, p. 178. In: Gleiss, Breslauer, 1987: 731).

Ein steigendes Durcheinander als Anzeichen des nahenden Untergangs des Dritten Reiches wurde in dem Roman Hartungs mit den ungewöhnlichen Erfahrungen der Helden verknüpft. Selbst der Titel des Romans, der das Himmlische und Glückliche in die Keller versetzt, deutet auf die Geschichte des belagerten Breslau und auf die von der Luft kommenden Bombenangriffe der Roten Armee hin, die das Himmlische des Himmels um Breslau in Frage stellen.

Bereits der Titel des Buches *Der Himmel war unten* von Hartung deutet ferner auf die Tatsache hin, dass sich das alltägliche Leben der Breslauer während der Belagerung der Stadt in den Kellern abgespielt hat. Dort richtete man Krankenhäuser und Wirtshäuser ein, in denen auch manchmal Frauen, die in der Hauptstadt Schlesiens geblieben sind, gerne verweilten (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 144). In der Gestalt der rotblonden Frau mit verwuscheltem Haar versinnbildlicht der Autor einen Botschaftler, der den kämpfenden Breslauern die Nachricht bringt, dass es in Dresden, wohin die meisten Flüchtlinge aus der Festung gebracht worden sind, zu einem schweren Luftangriff kam (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 145). Eine vergnügte Taubstumme, die dem Illusionisten Rösch mit Bewunderung zusieht, löst in dem durch den Krieg abgehärteten Mann menschliche Gefühle aus. Die Gestalt des Mädchens, welches das nahende Grollen der feindlichen Flugzeuge nicht vernehmen kann, dafür aber die Wärme des sich gegen sie drückenden beschützenden Körpers eines Mannes spürt, zeigt auf eine dezente Weise, das Treiben vieler Mädchen, die angesichts des nahenden Todes dem reinen sexuellen Vergnügen als Bunkerliebchen⁷ nachgegangen sind. In den Kellern der Stadt Breslau werden Ehebrüche begangen, in der Überzeugung, dass man im letzten Augenblick des Lebens noch etwas Liebe genießen soll (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 220). Selbst das Kommando der Stadt gibt sich sexuellen Orgien hin (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 417) und Kampfheldinnen werden entjungfert. (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 420f.).

Auch die durch die Propaganda als Drohmittel benutzte Mahnung, denjenigen Frauen, die aus Breslau nicht fliehen werden, Lebensmittelkarten zu verweigern, scheint in der damaligen Wirklichkeit an Bedeutung zu verlieren. Die von ihren Inhabern verlassenen Geschäfte sind nämlich voll von Lebensmitteln und anderen Waren. Die Kaufleute, die geblieben sind, verteilen ihre Ware ohne Marken. So gibt sich eine vorbildliche Hausfrau in der Festung Breslau ihren Kochkünsten hin, was Hartung in seinem Roman vermerkt (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 176). Sie macht reichliche Vorräte in den Kellern ihrer Wohnung und unterliegt auch manchmal der Versuchung, sie auf den Weg ins Ungewisse mitnehmen zu wollen (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 178). Doch mit der Zeit werden auch die Vorräte in den Kellern alle, weil der ständige Beschuss des Feindes das Hinaufgehen unmöglich

⁷ Der Begriff „Bunkerliebchen“ kommt aus der Quelle: *Im Gefängnis Kletschkauer Straße inhaftiert: „Frauen, die brünstig nach Lebensgenuss gieren – widerlichstes Geschmeiss der Festung“*, Q. Langer 1948, S. 207-208. In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg): *Breslauer Apokalypse...*, S. 828.

macht (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 180f.). Der Wein fließt dafür reichlich, man trinkt und vergnügt sich in Breslau, wobei die zu Helferinnen ausgebildeten, früher in Frauenwerken wirkenden Frauen immer noch von den Parolen der Propaganda nicht weglassen können und an die Wunderwaffe Hitlers glauben.

Hartung schildert vorwiegend Greisinnen, die in der Festung geblieben sind. Am Beispiel einer Alten, die in Überzeugung alles zu nehmen, was man bekommt, in dem bombardierten Breslau viele Paare von Schuhen kauft, wird die Verwirrung einer Hausfrau gezeigt, die ihr geordnetes, umsichtiges Leben von früher nicht aufgeben will (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 330). Übrigens deckt sich an dieser Stelle die Handlung mit den in einem der Tagebücher genannten Tatsachen. Ein unbekannter Autor schreibt dort, dass es in einem Geschäft nahe des Weissenburger Platzes tatsächlich Damenschuhe frei gab. (Vgl. *Aus dem eigenen Buch eines Verfassers, Mittwoch 21 Februar*. In: Gleiss (Hrsg.), *Breslauer*, 1987: 599). Die Tatsache des „Kaufens“ kann ebenfalls mit zahlreichen Artikeln belegt werden, da man noch im März 1945 berichtet, dass die Frauen auf den Straßen Breslaus wie früher einkaufen gingen (Vgl. *Die Breslauer leiden greulich*. In: „Svenska Dagbladet“, Montag, den 19. März 1945 Original: Bibl. d. Inst.f. Weltwirtsch d. Univ. Kiel. In: Gleiss (Hrsg.), *Breslauer*, 1987: 543).

Das Zusammenprallen der Kriegswirklichkeit und der Gewohnheiten vom früheren Leben in der sicheren Metropole der ersten Kriegsjahre exemplifizierten die von Hartung entworfenen Einzelbilder. Zum Beispiel das Bild bejahrter Frauengestalten, die sich vom Gedanken leiten lassen, aus dem schon Vorhandenen nützliche Dinge zu schaffen und sich im Roman orientierungslos mit Hüten vor Granatensplittern zu schützen versuchen (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 330). Oder das Bild mancher Frauen, die trotz starker Bombenangriffe das Häusliche in den Kellern bewahren wollen, wie z. B. Frau Reischke, die für die Soldaten echten Bohnenkaffee kocht und Kuchen verteilt (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 342f.).

Es gibt aber auch Akte der Verzweiflung. Als im Roman *Der Himmel war unten* der Klosterkeller unter anderem zum Sanitätsraum wird, schildert der Erzähler das hartnäckige Verlangen mancher Leute nach purem Vergnügen. Die Menschen geben sich mit Wohlwollen dem Walzertanz hin. Unter den Männern sind zwar nur noch drei nicht recht reizende Frauen anwesend. Sie sind aber für die Soldaten Erinnerungssäulen des Friedens (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 309).

Mit jedem Tag wird den Frauen die aussichtslose Lage der Festung bewusster, was der Erzähler im Roman direkt hervorhebt (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 221). In die Handlung werden Nonnenfiguren eines Klosters eingeführt, in dessen Keller ein Lazarett eingerichtet wurde. Wiederum trägt auch hier das Häusliche Kriegswunden. Eine Klosterschwester ironisiert über die Russen, die den Nonnen eine Granate in die Kochtöpfe haben schmeißen wollen (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 223). Angeblich geht es um die Marienschwestern, die Hartung im Sinn hatte und deren Mutterhaus tatsächlich abbrannte, so dass die Schwestern schließlich in die Keller des Krankenhauses kamen (Vgl. Schweter 1981, S. 702-703. In: Gleiss (Hrsg.), *Breslauer*, 1987: 145).

Unter den vielen Operationen, die dann Dornhoff durchführen musste, fühlt sich die Heldin des Romans veraltet, genauso wie männliche Volkssturmmänner. Doch gelten noch in Bezug auf sie als Ärztin frühere Verhaltensregeln, die Achtung

und Eleganz der Dame gegenüber. Sie bringen Dr. Kormann dazu, der obdachlosen Intellektuellen eine würdige Bleibe in eigener Wohnung vorzuschlagen (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 226).

Während Dornhoff als Ärztin arbeitet, sind Frau Wirzloff und selbst die aus dem Westen einst in Breslau nach einem Unterschlupf suchende Frau Schirmer beim Schanzen eines Rollfelds tätig. Hartung beschreibt die Härte der eher für Männer geeigneten Betätigung, die in außerliterarischen Wirklichkeit bei der Kaiserbrücke zu beobachten war. Ein Hauch des lokalen Patriotismus macht sich deutlich, als der Erzähler andeutet, dass die Schlesierinnen mit Schadenfreude den Bemühungen der zarten Rheinländerin bei der Enttrümmerung zusehen. Schließlich betont der Verfasser am Beispiel von Frau Wirzloff, durch ihre ausgewogene Hilfsbereitschaft der fremden Frau gegenüber, über den Lokalpatriotismus hinweg, den Gemeinschaftssinn der deutschen Frauen im Kriege (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 231). Die bei der Enttrümmerung der Kirchen tätigen Frauen, die mit diesen Gebäuden öfters durch ihre eigene Taufe innigst verbunden sind, versinnbildlichen die Sehnsucht nach dem Alten. Tod und Trauer um die in der Festung sterbenden Kinder und noch nicht aufgeblühten Mädchen werden den mit Mutterschaftsinstinkten ausgestatteten Frauen zuteil (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 237). Obwohl sich für manche das Leben in die Keller verschiebt, verlassen einige Frauen sowohl Breslau als auch ihre Wohnungen nicht. Im Text Hartungs ist es Frau Kuschke, die mit ihren Filzschuhen das Häuslich-Gemütliche von früher versinnbildlicht (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 253).

Ausgebildete Krankenschwestern in unterirdischen Festungslazaretten bekommen Unterstützung von angelernten Helferinnen. Doch vernichten Sprengbomben auch diese unterirdischen Verstecke. Da schildert man Körperfetzen und bunte Kleidungsfragmente von Frauen, die sich nicht genügend vor dem Treiben des Kampfes schützen konnten (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 351). Bunte Kleidungsstücke, die der Erzähler andeutet, kann man in gewisser Hinsicht auch mit Berichten der „Schlesischen Tageszeitung“ assoziieren, in der man u.a. erwähnt, dass die Mädchen, die im Helfedienst tätig waren, manchmal gerne die langen Hosen und Winterjoppen ablegten, um in Frühlingskleidchen zu schlüpfen und – der Gefahr ungeachtet – die Jahreszeit Ende März zu genießen („Schlesische Tageszeitung. Frontzeitung der Festung Breslau, Amtliches Blatt der NSDAP und sämtlicher Behörden“, 16. Jg., Nr. 81, Festung Breslau, Montag, den 26. März 1945. In: Gleiss (Hrsg.), *Breslauer*, 1987: 829). In dieser Hinsicht wird das Tragische der Stadt Breslau noch deutlicher hervorgehoben.

Feste Bande verbinden die Leute in der Festung. Frauen binden sich an Männer und Männer an Frauen obwohl sie mit jemandem anderen verheiratet sind. Wie Rönig und Regina Schirmer in *Der Himmel war unten* hängen sie aneinander in den Gräueln des aussichtslosen Kampfes. Doch hält angesichts des Todes die Frau doch zu ihrem verschollenen Ehemann, Gerd, und wiederholt in Ohnmacht fallend seinen Namen (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 363). Rönig dagegen freut sich über das Lebenszeichen von seiner Frau, die nach Dresden floh (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 392). Nach dem Tod ihres Chefarztes, wandert die müde Ärztin zu Fuß und ohne Papiere in der Stadt herum. Bekommt von einer Familie etwas zu Essen. Der Kampf um die Festung scheint dem Ende zuzugehen. Die Frauen in Zimpel hängen weiße Fahnen aus, was

mit Verhaftung seitens der SS bestraft wird. Die Breslauerinnen drohen auch nach Carlowitz zu gehen und den Festungsstab anzuzünden. Sie bespucken die eigenen Soldaten, überzeugt von der Sinnlosigkeit eines weiteren Kampfes (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 408). Doch zeigen die Frauen neben ihrer Entschlossenheit, dem aussichtslosen Treiben des zugrundegehenden Regimes ein Ende zu setzen, zugleich ihre Hilfsbereitschaft und Einfühlungsvermögen gegenüber Privatpersonen aus ihrer nächsten Umgebung. Im Roman *Der Himmel war unten* schenkt eine Kaufmannsfrau einem unbekanntem Mann Haushaltskerzen zur Beleuchtung des Kellers, in dem sein krankes Kind liegt (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 408).

Den Roman schließt die Gesprächszene zwischen Rönning und Dr. Dornhoff ab. Die Figuren geben sich als allwissend. Traurig ist die Feststellung der Ärztin, kein Serum gegen künftige Verbrechen in der Politik finden zu können. Doch spürt die Frau eine tiefe Freude, in einzelnen Menschen die Größe der Menschlichkeit zu erblicken (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 443). Es folgt ihr und Schirmers Abschied von den in die russische Gefangenschaft gehenden Soldaten (Vgl. Hartung, *Der Himmel*, 1951: 448).

Das Werk Hartungs *Der Himmel war unten* verarbeitet u.a. ziemlich genau das Problem der Frau in der Festung Breslau. Es gibt neben diesem Roman noch andere, die es tun. Zu nennen wäre z. B. schon das Werk Steinbergs *Als die Uhren stehen blieben* (Steinberg, *Als die Uhren*, 1976), das mit Hilfe zweier gegensätzlicher Frauengestalten wie Jutta Münch und Maria Elsässer Schicksale der Breslauerinnen im Kriege versinnbildlicht. Immer wieder wird dabei das Thema Flucht versus Geschehnisse im belagerten Breslau aufgegriffen. Das narrative Bild vieler Frauenschicksale gibt mittelbar neben der Auskunft über die Geschichte, die Atmosphäre der letzten Monate vor der Kapitulation des Dritten Reiches wieder. Es wird anhand einzelner Szenen das Scheitern einer Ideologie geschildert und der Triumph des Menschlichen hervorgehoben. Die Frauen leben in einer „verkehrten“, ihnen sonst unbekanntem Welt, das Häusliche, das dem Stereotyp der Frau aus Heimatromanen sonst so wichtig war, scheint zerstört zu sein. Obwohl verunstaltet und fragmentarisch, schafft aber das Frühere durchzuschimmern. Es wird als Folge der Bemühungen der Frau geschildert, die um jeden Preis, der großen Politik zum Trotz, ihre Bedeutung als Mutter und Beschützerin der Nächstenliebe nicht aufgeben möchte.

Literatur

- Hartung, Hugo: *Der Himmel war unten*, München 1951.
Hornig, 1975, S. 178. In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse, Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S. 731.
Peikert, Paul: „Festung Breslau“ in den Berichten eines Pfarrers 22. Januar bis 6. Mai 1945, hrsg.v. Karol Jonca und Alfred Konieczny, Wrocław 1996.
o. V.: *Aus dem eigenen Buch eines Verfassers, Mittwoch 21 Februar*. In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse, Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S. 599.

- o. V.: *Breslau 1945. IV Wenn die Oder so rot wie Blut! Der Iwan sickert durch die Keller ein Nr. 43/22. 10. 1952.* In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse, Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S. 326.
 - o. V.: *Die Breslauer leiden greulich.* In: Svenska Dagbladet, Montag den 19. März 1945. Original:Bibl. d. Inst.f. Weltwirtsch d. Univ. Kiel. In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse, Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S. 543.
 - o. V.: *Die wunderbare Rettung der Ricarda Kreuzer. Eine 16jährige Breslauer Berufsschülerin fliegt im einmotorigen Schulflugzeug von Breslau nach Görlitz aus.* In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse, Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S.1001.
 - o. V.: *Feierstunde bei Richard Wagner.* In: Schlesische Zeitung, 3. 3. 1941, o. S., Akta Miasta Wrocławia. Wyciąg wycinków prasowych dawnego Archiwum Miejskiego we Wrocławiu, Sig. 298, Archiwum Miejskie, Wrocław.
 - o. V.: *Frauen werden Fliegerhelferinnen. Eine neue Ausbildung bei der Luftwaffe.* In: Schlesische Tageszeitung, 22.12.1944. In: Akta Miasta Wrocławia Wyciąg wycinków prasowych dawnego Archiwum Miejskiego we Wrocławiu, Sig. 110, Archiwum Miejskie, Wrocław.
 - o. V. :. *Im Gefängnis Kletschkauer Straße inhaftiert: „Frauen, die brünstig nach Lebensgenuss gieren – widerlichstes Geschmeiss der Festung“* Q. Langer 1948, S. 207-208. In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse, Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S. 828.
 - o. V.: *In der Festung Breslau.* In: Deutsche Allgemeine Zeitung, 18. 3. 1945, o. S. In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S.543.
 - o. V. : *Tüchtige Hausfrau geworden, wenn „er“ zurückkommt. Kriegsbräute werden geschult. Eine zweite Mütterschule in Breslau.* In: Schlesische Tageszeitung, 2. 2. 1940, o. S., Akta Miasta Wrocławia, Wyciąg wycinków prasowych dawnego Archiwum Miejskiego we Wrocławiu, Sig. 298, Archiwum Miejskie, Wrocław.
- Steinberg, Werner: *Als die Uhren stehenblieben*, Halle 1976.
- „Schlesische Tageszeitung. Frontzeitung der Festung Breslau, Amtliches Blatt der NSDAP und sämtlicher Behörden“, 16. Jahrgang, Nr. 81, Festung Breslau, Montag, den 26. März 1945. In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse, Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S. 829.
- Schweter 1981, S. 702-703. In: Horst G. W. Gleiss (Hrsg.): *Breslauer Apokalypse, Dokumentarchronik*, Wedel/Holstein 1987, S. 145.

Schlüsselwörter

Frauen, Flucht, Breslau, der Zweite Weltkrieg, Festung

Abstract

Hugo Hartung *Der Himmel war unten.*

The literary picture of a woman in the Festung Breslau

After 1944 Breslau was told to be a fortress many women had to leave Breslau due to forced relocations. Nevertheless some of them stayed at the city. The sad story of the disoriented mothers daughters and sisters is presented in the article. The author tries to compare the narrative picture of the women in the siege Breslau in the novel of Hartung “Der Himmel war unten” with the historic sources, to give a starting point for the research of other novels.

Keywords

women, escape, Breslau, World War II, fortress

**„Beim Sterben sind wir so hilflos
und nackt wie neugeborne Kinder.“
Ästhetik, Todesvorstellungen und Melancholie
in Georg Büchners *Dantons Tod*,
Leonce und Lena und *Lenz*¹**

Einleitung

Das Werk Georg Büchners sorgt für anhaltende Debatten in der Literaturwissenschaft. Immer wieder gehen Irritationen von seinem Werk aus.² Dies liegt zum Teil daran, dass der Autor mit seinen hinterlassenen Werken einen differenzierten ästhetischen und moralischen Bedeutungsraum hinterlassen hat. Zum Anderen blieben seine Werke bis auf das Drama *Dantons Tod*, das zensuriert erschien, unvollendet. Das Lustspiel *Leonce und Lena*, die Novelle *Lenz* und das Drama *Woyzeck* sind demgemäß literarische Torsos. Zudem ist der Nachlass des Dichters fragmentarisch erhalten; viele Briefe und Dokumente gelten als verschollen. Dies lädt zu philologischen Spekulationen und Kontroversen ein. Diese philologischen Querelen führten 1999 zum Austritt des Büchner-Exegeten Dr. Henri Poschmann aus der Georg Büchner Gesellschaft e.V. mit Sitz in Marburg.³ Anlass waren u.a. die heftigen Auseinandersetzungen in der Einschätzung von *Woyzeck*, aber auch Spannungen um das staatlich geförderte Editionsprojekt der historisch-kritischen Georg Büchner-Ausgabe des Gesamtwerkes. So bleibt die größte Herausforderung für die Büchner-Forschung die editorische Gestaltung von *Woyzeck*, wobei nicht einmal die Reihenfolge der einzelnen Szenen sicher festzustellen ist. Selbst bei dem Prosastück *Lenz* gehen die Meinungen in der Forschung weit auseinander: Wann entstand die Novelle und trifft diese Gattungsbestimmung auf das Prosastück zu? Stammt der Titel von Büchner selbst oder war es nur vorläufiger Arbeitstitel? Hat seine Verlobte Minna Jaeglé die diversen *Lenz*-Notizen zu einem einheitlichen Textgebilde geordnet und dem Herausgeber Karl Gutzkow überlassen? Welche Quellen hat Büchner benutzt?⁴

¹ Dieser Aufsatz entstand mithilfe einer großzügigen Förderung der Wenner-Gren Foundation.

² Zitiert wird im Folgenden mit der Sigle „SW“ plus Banden- und Seitenzahl nach Georg Büchner, *Sämtliche Werke mit einem Vorwort von Ernst Johann*, Frankfurt am Main u.a. 1965.

³ Siehe hierzu Roland Ott, „Büchner-Ausgaben“, in: Roland Borgards, Harald Neumeyer (Hrsg.), *Büchner-Handbuch: Leben, Werk, Wirkung*, Stuttgart 2009, 306-317. Hier S. 315.

⁴ Ebd.

Im Folgenden soll weniger auf editorisch-philologische Fragen eingegangen werden, als vielmehr auf die Darstellung bestimmter Denkfiguren, die das Werk Büchners prägen. In allen Werken Büchners durchläuft der Protagonist einen Entwicklungsgang, der unter dem Vorzeichen von Melancholie und Krankheit steht.⁵ Eine wichtige Rolle spielt in sämtlichen Werken des Dichters die „Trägheit des Herzens“, wobei Büchner auf einen religionswissenschaftlichen Diskurs bzw. auf eine theologische Metaphorik bewusst rekurriert. Dass Büchner aus der Melancholie-Tradition in seinen Werken bestimmte Denkfiguren aufgreift, wird bei einer näheren Betrachtung seiner Texte ebenfalls klar; man denke nur an Ausdrücke wie „Schwermut“, die „entsetzliche Langeweile“ oder, wie es in einem Brief an die Braut heißt, „das dumpfe Brüten“.⁶ Wer sich mit Büchners Briefen nach Metaphern, die auf Melancholie besetzt sind sucht, dem fällt auf, dass sich das politische Unbehagen an der Rückständigkeit des zersplitterten Deutschlands und das private Unglück häufig überschneiden. Allen Misserfolgen zum Trotz, gibt es allerdings in den Werken Büchners eine Hoffnung, aus der der Mensch schöpfen kann, in *Lenz* z.B. die Kunst, die einen kurzen Hoffnungsschimmer im Leben des unglücklichen Protagonisten bildet. Untersucht wird im Rahmen des vorliegenden Beitrags wie Büchner Melancholie, Taedium Vitae und Tod in seinen Werken *Dantons Tod*, *Leonce und Lena* und *Lenz* schildert. Des Weiteren wird der Zusammenhang zwischen der psychologischen Konstitution des Protagonisten und den Landschaftsbeschreibungen in der Novelle *Lenz* untersucht. Abschließend werden die Kunstgespräche in *Lenz* unter die Lupe genommen.

Dantons Tod

Büchners historisches vieraktiges Drama *Dantons Tod* entstand im Oktober 1834 bis Mitte Februar 1835 und wurde portionsweise in *Phönix. Frühlingszeitung für Deutschland* vom 26.3 bis 7.4 1835 veröffentlicht. Die Buchausgabe erschien bei J.D. Sauerländer, Frankfurt am Main 1835 mit dem Untertitel Eduard Dullers *Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft*. Die Uraufführung des Dramas fand erst am 5.1. 1902 durch die Freie Volksbühne in Berlin statt.⁷ Die Handlung kreist um die Auseinandersetzung der politischen Fraktionen in einem kritischen Moment der französischen Revolution. Verdichtet umspannt das Geschehen zeitlich eine Woche Ende März bis Anfang April 1794. Die Protagonisten stehen einander als Repräsentanten ideologisch antagonistischer Gruppen gegenüber: *Indulgent* gegen *Sansculottes*. Girondisten gegen Jakobiner. Grund der Auseinandersetzungen ist der weitere Verlauf der

⁵ Vgl. Sabine Kubik, *Krankheit und Medizin im literarischen Werk Georg Büchners*, Stuttgart 1991, S. 28.

⁶ Brief an die Braut im März 1834. Vgl. SW, S. 269f. Zitat S. 270. Zur Provenienz des Melancholie-Diskurses im Werk Büchners, siehe Harald Schmidt, *Melancholie und Landschaft: die psychotische und ästhetische Struktur der Naturschilderungen in Georg Büchners „Lenz“*, [Zugl. Diss. Univ. Gießen] Opladen 1994, S. 52-66.

⁷ Zur Genese des Dramas und zu Büchners Quellen, siehe Gerhard P. Knapp, *Georg Büchner*, 3. vollständig überarbeitete Auflage, Stuttgart 2000, S. 88-93.

Revolution; hier steht die Frage, ob die unerbittliche *terreur* fortgesetzt werden oder durch eine versöhnliche Politik ersetzt werden soll im Mittelpunkt.⁸ Die Konzipierung der Dialoge in Büchners handlungsarmen Drama dienen v.a. der *éloquence révolutionnaire*: Durch Gegensätze werden die verschiedenen Positionen veranschaulicht. Vorliegende Interpretation wird nicht von dem politischen Stoff handeln oder die umstrittene Frage aufgreifen, welche Position Büchner vertritt.⁹ Vielmehr soll der zentrale Gedanke des Todes behandelt werden, den Danton früh kundgibt.

Gleich zu Beginn des Dramas wird der Todesgedanke aufgegriffen, als sich Danton über den Tod äußert, zu dessen Ruhe er sich sehnt. Er liebt Julie „wie das Grab“, zu deren dunklen Mutterschoß unter der Erde er sich sehnt. Im Rahmen eines Seinsumkehrs versetzt er sich in die Rolle eines Toten. Der menschliche Tod wird als eine umgekehrte Geburt beschrieben, indem der Tote wieder Eins mit dem Mutterschoß wird. Mittels einer expressiven Körpermetaphorik wird der Tod beschrieben, der anthropomorphisierend wie ein Mensch beschrieben wird:

DANTON. Nein, höre! Die Leute sagen, im Grab sei Ruhe, und Grab und Ruhe sei eins. Wenn das ist, lieg ich in deinem Schoß schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Totenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg.¹⁰

Danton erweist sich bei näherer Betrachtung als *ein homo melancholicus*, dessen charakterliche Disposition schnell von äußeren Faktoren wechselt. In der Antike wurde Melancholie v.a. als eine negativ behaftete Geisteskrankheit betrachtet, die über das klassische Symptom des depressiven Gemütes hinausging und auch Psychosen und psychiatrische Krankheiten umfasste. Die weitere Diskussion soll v.a. um die kulturhistorische Konzeption der Melancholie und deren Thematisierung bei Büchner kreisen. In kulturhistorischer Perspektive ergeben sich drei Formen der Melancholie, einerseits die medizingeschichtliche Konzeption der Antike, wonach es sich um den schwarzen Körpersaft „schwarze Galle“ handelt, die die Melancholie verursacht; in der Renaissance entwickelte sich die Vorstellung von den vier Temperamenten der Anthropologie und späterhin aus dem medikalisierten Diskurs bereits entlassen, wurde Melancholie als eine Art wehmütiger Abschiedsstimmung oder Weltschmerz betrachtet.¹¹ Eckhart Goebel bemerkt u.a. Folgendes über die Verwandlungen des Begriffs vom 18. Jahrhundert bis zur Moderne:

⁸ Siehe hierzu Ernest W. B. Hess-Lüttich, „Büchner-Rezeption in Sprachwissenschaft und Dialogforschung“, in: Dieter Sevin (Hrsg.), *Georg Büchner: Neue Perspektiven zur internationalen Rezeption*, Berlin 2007, S. 243-258. Hier S. 244f.

⁹ Vgl. Ebd.

¹⁰ SW, S. 10.

¹¹ Siehe zu diesem Problemkomplex u.a. Siehe Hellmut Flashor, *Melancholie und Melancholiker in den medizinischen Theorien der Antike*, Berlin 1966, Johann Glatzel, *Don Juan oder: Vom Umgang mit der Melancholie. Psychopathologische Anmerkungen zu belletristischen Texten*, Würzburg 1995, Stanley W. Jackson, *Melancholia and Depression: From Hippocratic Times to Modern Times*, New Haven, London 1986. Andrea Sieber (Hrsg.), *Melancholie – zwischen Attitüde und Diskurs: Konzepte in Mittelalter und früher Neuzeit*, Göttingen 2009, Julia Kristeva, *Schwarze Sonne: Depression und Melancholie*, Frankfurt am Main 2007.

Der Komplex Melancholie löst sich seit dem 18. Jahrhundert von seinen historischen Wurzeln ab und wird zur frei modifizierbaren Größe der Selbstreflexion, in der das ästhetische Subjekt seiner Welterfahrung, aber auch seiner individuellen Ohnmacht bewußt wird. [...] Es entstehen so viele je eigene Melancholien, wie es Künstler und Künstlerinnen (Menschen überhaupt) gibt, denen die überlieferten Motive und deren Derivate als Bildspender zur Artikulation Selbstreflexion, sozialer Misere, psychischer Erkrankung, ‚historischer Verzweiflung‘, metaphorischen Elends bzw. Glaubensverlusts, des Lebenskels, der Herzträgheit und der Langeweile dienen.¹²

In der Literatur des 19. Jahrhunderts wird Langeweile zur *maladie du siècle*.¹³ Für die literarischen Gestalten Büchners dürfte in kulturhistorischer Hinsicht von einer Verbindung mehrerer Spezifika ausgegangen werden, wobei eine Kombination von wehmütiger Abschiedsstimmung, Weltschmerz und Langeweile zu überwiegen scheint. Diese Begriffe dürften auch für Leonce (vgl. unten) zutreffen. Für den Künstler Lenz dagegen (siehe unten) dürfte eine psychische Erkrankung und/oder Herzträgheit und Lebenskel eher zutreffen. Danton wird demnach als typischer Melancholiker stilisiert, der an *Tedium Vita*, an Lebenskel bzw. Lebensüberdruß leidet. Dies äußert sich spezifisch in der melancholischen Reflexion über das tägliche Ein bzw. Ausziehen. Wie es schon Millionen Menschen vor ihm gemacht haben, zieht sich der Held an und geht schlafen. Dieses mechanische Verhalten veranlasst ihn, den Sinn des Ganzen zu hinterfragen.

DANTON. (er kleidet sich an). Aber die Zeit verliert uns.

Das ist sehr langweilig, immer das Hemd zuerst und dann die Hosen drüber zu ziehen und des Abends in Bett und morgens wieder heraus zu kriechen und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen; da ist gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden[.]¹⁴

Der Protagonist fühlt sich hingezogen zur Idee des Auslöschens des menschlichen Gedächtnisses durch den Tod. Mit seiner Brille kokettiert Danton aus der Ferne mit dem Tod, der ihm das Auslöschens der menschlichen Erinnerung verspricht:

DANTON. Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtnis verlieren mache. Der Tod soll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und alles verlieren mache. [...] Der Ort soll sicher sein, ja für mein Gedächtnis, aber nicht für mich; mir gibt das Grab mehr Sicherheit, es schafft mir wenigstens Vergessen. Es tötet mein Gedächtnis. [...] Ich kokettiere mit dem Tod; es ist ganz angenehm, so aus der Ferne mit dem Lorgnon mit ihm zu liebäugeln.¹⁵

¹² Eckhart Goebel, „Schwermut/Melancholie“. In: *Ästhetische Grundbegriffe*. Hrsg. v. Karlheinz Barck [u.a.]. Bd. 5, Stuttgart, Weimar 2003, S. 446-486. Zitat S. 477. Vgl. das Kapitel über Melancholie als Lebensform in Hermann Hesses *Steppenwolf* in; Andreas Solbach, *Hermann Hesse: Die poetologische Dimension seines Erzählens*, Heidelberg 2012, S. 203-236. Hier S. 207.

¹³ Peter Mosler, *Georg Büchners „Leonce und Lena“*. *Langeweile als gesellschaftliche Bewußtseinsform*, Bonn 1974, S. 26.

¹⁴ SW, S. 35.

¹⁵ Ebd., S. 45.

Dantons Kritik an der Gedächtniskunst (*ars memoriae*), die als Mnemonik bezeichnet wird, und für die innerhalb der Gedächtniskunst verwendeten Gedächtnistechniken, die Mnemotechniken, veranlasst ihn, mit dem Tod zu frondieren. Vor allem wurde Mnemosyne für die Poeten zum Vorbild, die aus dem Brunnen des Wassers der Erinnerung schöpfen könnten.¹⁶ Das Umgekehrte ist aber für Danton der Fall: Sein Ziel ist das Aufgehen in den Tod und in die Vergessenheit. Seine Sehnsucht nach dem Abgründigen, Dunklen und Schlafenden bis hin zum Grab und Krypta ist typisch für die Göttin des Vergessens, der Tabula rasa, Lethe, deren Vergessens-Metapher das Verfließen und Verflüssigung ist.¹⁷

Memento mori ist die düstere Botschaft Dantons: Der Mensch kleidet sich jeden Tag in einem Todeshemd, er kratzt 50 Jahre lang an dem Sargdeckel herum. Der Mensch ist der Vergänglichkeit und dem Tod ausgeliefert, die Welt erscheint als Grab, in dem es fault. Die Passage knüpft an das Thema des anonymen mittelalterlichen Antiphontextes *in media vita in morte sumus*, „mitten im Leben sind wir schon tot“, an.¹⁸ Mitten im Leben sind wir dem Tod ausgeliefert, der uns jede Zeit nehmen kann. Die Lebendigen sind der lachende Mund des Todes, aber der Tod weint auch in unserem Inneren.

Mit der gnoseogenen Schönheit des Todes versucht sich der Protagonist zu trösten: Mehrmals im Text wird das Bild vom gekreuzigten Heiland evoziert. Der Tod erscheint ästhetisiert als Kunstwerk, was nacherstrebenswert ist, wobei das menschliche Leben als „organisiertes Fäulnis“ bezeichnet wird:

DANTON. Im Nichts. Versenke dich in was Ruhigers als das Nichts, und wenn die höchste Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheist. [...] Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault.

[...] Wir sind alle lebendig begraben und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigesetzt, unter dem Himmel, in unsern Häusern, in unsern Röcken und Hemden. – Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. – Da ist keine Hoffnung im Tod; er ist nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organisierte Fäulnis, das ist der ganze Unterschied! ¹⁹

Der Tod, so Danton, öffnet die Geburt nach, ist eine Art umgekehrte Geburt. Beim Sterben ist der Mensch so hilflos und nackt wie bei der Geburt. Der Mensch bekommt dem Tod in die Wiege gelegt, der Tod ist ein Samenkorn, der langsam im Körper wächst und reift. Die metaphysische Grenze zwischen Leben und Tod ist schwebend, das Leben ist ein Weg zum Tod, *cursus ad mortem*. *Memento mori* ist seine düstere Botschaft; er riecht bereits den Gestank seines verwesenden Körpers im Grab:

¹⁶ Hesiod, *Theogonie* § 75ff., 915ff.

¹⁷ Vgl. Günter Butzer, „Gedächtnismetaphorik“, in: Astrid Erll, Ansgar Nünning (Hrsg.), *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft*, S. 23.

¹⁸ Zu diesem seit dem Mittelalter gängigen Vergänglichkeitsthema, siehe Pennington, M., *Memento-mori: eine Kulturgeschichte des Todes*, Stuttgart 2001, S. 55ff.

¹⁹ SW, S. 70.

DANTON. [...] Es ist mir, als röch ich schon. Mein lieber Leib, ich will mir die Nase zuhalten und mir einbilden, du seiest ein Frauenzimmer, was vom Tanzen schwitzt und stinkt, und dir Artigkeiten sagen. [...] Ach, das hilft nichts! Jawohl, es ist so elend, sterben zu müssen. Der Tod öffnet die Geburt; beim Sterben sind wir so hilflos und nackt wie neugeborene Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grab so gut wimmern wie in der Wiege.²⁰

Dantons Tod erscheint in Anlehnung an den Opfertod Christi, der mehrmals erwähnt wird, als „eine passive, eine bequeme, ja eine lustvolle Entscheidung“.²¹ Die *Imitatio Christi* geht immerhin so weit, dass sich Danton für bereit erklärt, er möchte lieber „guillotiniert werden als guillotiniert werden lassen“. Das alte Thema Büchners, das Thema von Sterben und Töten für die Freiheit, gewinnt hier eine geschichtlich-religiöse Dimension.

Leonce und Lena

Der Melancholiediskurs in *Leonce und Lena* (1836) hat bisher einige Beachtung in der Büchner-Forschung gefunden.²² Das ursprünglich für eine vom Cotta Verlag ausgedruckte Lustspiel kann in Anlehnung an Sabine Kubik als eine „Chronik einer Erkrankung“ bezeichnet werden.²³ Alle Dichtungen Büchners gehen von einem Stück dokumentarisch überlieferter Wirklichkeit aus, aber nicht *Leonce und Lena*. Das Lustspiel, das von Leonce, Prinz vom Reiche Popo handelt, wurde lange als banales Unterhaltungsstück romantischer Provenienz abgetan. So schreibt Hans Mayer im Hinblick auf *Leonce und Lena* als ein „Werk gelegentlicher Laune, eines zeitweiligen Konformismus, der aus Karrieregründen einen Preis erringen möchte“.²⁴ Mittlerweile hat das Werk eine Rehabilitierung in der Büchner-Forschung gefunden. Ein wichtiges inhaltliches Merkmal in *Leonce und Lena* ist, dass der Protagonist im Gegensatz zu den anderen Krankheitsdarstellungen Büchners nicht zugrundegeht, sondern vielmehr einen Heilungsprozess durchfährt, die zu einer gelungenen Genesung führt. Sein Unbehagen an den politischen Verhältnissen in Deutschland und eine tiefe Depression verschmelzen in einem Brief an die Eltern vom Anfang April 1834 zu einer Einheit. Darin bekundet auch Büchner seine Kritik an der Knechtschaft Deutschlands und an der degenerierten Aristokratie, wofür Leonce letztendlich ein Exponent ist:

²⁰ Ebd., S. 76.

²¹ Siehe Gerhard Jancke, *Georg Büchner: Genese und Aktualität seines Werkes. Einführung in das Gesamtwerk*, Kronberg/Ts. 1975, Zitat S. 168.

²² Siehe Heinz Fischer, *Acedia und Landschaft in den Dramen Georg Büchners*, [Inaugural-Dissertation, Univ. München], Zürich 1958, Peter Mosler, *Georg Büchners ‚Leonce und Lena. Langezeit als gesellschaftliche Bewußtseinsform*, Bonn 1974. Sabine Kubik, *Krankheit und Medizin im literarischen Werk Georg Büchners*, S. 28-45: vgl. Siehe auch Helmut Müller-Sievers, *Desorientierung: Anatomie und Dichtung bei Georg Büchner*, Göttingen 2003, 126-133.

²³ Ebd., S. 28.

²⁴ Hans Mayer, *Georg Büchner und seine Zeit*, Wiesbaden 1946, S. 303.

Ich war [in Giessen] im Äußeren ruhig, doch war ich in tiefe Schwermut verfallen; dabei engten mich die politischen Verhältnisse ein, ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu Gefallen. Ich kam nach Gießen in die widrigsten Verhältnisse, Kummer und Widerwillen machten mich krank.²⁵

Büchner travestiert in *Leonce und Lena* die politische Restaurationszeit in Europa und den höfischen Lebensstil in einer Gegenwart, die zeitlos ist.²⁶ Der Prinz Leonce ist ein Melancholiker. Bei einem monologisierten Dialog mit seinem Hofmeister wird gleich am Anfang des Stückes klar, dass Leonce nichts zu tun hat. Sein *Taedium* besteht darin, dass er keine sinnvolle Arbeit hat. Sein Satz „Ich habe alle Hände voll zu tun“ entpuppt sich als eine Lüge, da er lauter sinnlosen Beschäftigungen nachgeht: Mit spucken, Sand werfen, mit sich selbst wetten, den Zug der Wolken zu beobachten verbringt er seine Tage und versucht, die Zeit totzuschlagen. Seine rhetorische Frage „Bin ich ein Müßiggänger“ ist von daher gleich zu Beginn beantwortet. Seine egozentrischen Spielereien gipfeln mit der Frage, ob die Frage der Anzahl der Sandkörner auf seinem Handrücken denselben Stellenwert haben, wie die Frage „Glauben Sie an Gott?“²⁷ Dieser Müßiggang wird aber keineswegs als erstrebenswerter Zustand eingeschätzt. Im Gegenteil spricht Leonce von der furchtbaren Leere und Sinnlosigkeit, die ihn zuweilen packt: „Es krassiert ein entsetzlicher Müßiggang.“²⁸ Damit ist die Schwäche und Trägheit angesprochen, worunter Leonce leidet und womit nichts anderes gemeint ist als die *acedia*, die eine Zeitlang als Synonym für Melancholie benutzt wurde. Mit der ersten Erwähnung des Ausdrucks „Melancholie“ charakterisiert Leonce sich selbst, was wiederum von dem Hofmeister bestätigt wird. Im Sinne der im 19. Jahrhundert ausgebreiteten Theorie der „Volkscharaktere“ kann Leonce als typischer Vertreter des melancholischen Temperaments bezeichnet werden. Auffällig ist des Weiteren die Monotonie der Natur, womit Leonce seine Gemütslage verknüpft: Die Wolken ziehen von Westen nach Osten, was ihn verstimmt:

LEONCE. Dass die Wolken schon seit drei Wochen von Westen nach Osten ziehen. Es macht mich ganz melancholisch.

HOFMEISTER. Eine sehr gegründete Melancholie.²⁹

²⁵ SW, S. 273.

²⁶ Vgl. Peter Mosler, *Georg Büchners „Leonce und Lena“*. *Langeweile als gesellschaftliche Bewußtseinsform*, S. 66.

²⁷ Siehe SW, S. 89f.

²⁸ Ebd., S. 90.

²⁹ SW, S. 90. Die Metapher des *theatrum mundi* wird von Büchner an einer Stelle aufgegriffen, wobei das menschliche Leben mit einem Theater in Verbindung gesetzt wird. Der Pygmalion-Mythos wird auch aufgegriffen, um die Nichtigkeit und Eitelkeit des menschlichen Lebens zu beschreiben: „Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse: die erbärmliche Wirklichkeit! – Sie vergessen ihren Herrgott über seinen schlechten Kopisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend, um und in ihnen, sich jeden Augenblick neu gebiert, hören und sehen sie nichts. Sie gehen ins Theater, lesen Gedichte und Romane, schneiden den Fratzen darin die Gesichter nach und sagen zu Gottes Geschöpfen: wie gewöhnlich! – Die Griechen wußten, was

Der vom römischen Philosophen Seneca geprägte Begriff *Tedium Vitae* wird in *Leonce und Lena* mehrmals aufgegriffen. Der Lebensekel des Helden richtet sich, wie schon angedeutet, vor allem gegen die menschlichen bürgerlichen Konventionen, die ihn anekeln. Langeweile, *Tedium* ist für Leonce der Grund, warum die Menschen studieren, arbeiten und Familien gründen.³⁰ Im Grunde genommen sind wir alle Müßiggänger, ist seine Botschaft. Seine langen Auslegungen, die viel Wert auf eine logisch-argumentative Beweisführung liegt, als eine Annäherung an den *logos* bezeichnet werden können:

LEONCE [...] – Müßiggang ist aller Laster Anfang. – Was die Leute nicht alles aus Langeweile treiben! Sie studieren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheiraten und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich aus Langeweile, und – und das ist der Humor davon alles mit den wichtigsten Gesichtern, ohne zu merken, warum, und meinen Gott weiß was dazu. Alle diese Helden, diese Genies, diese Dummköpfe, diese Heiligen, diese Sünder, diese Familienväter sind im Grunde nichts als raffinierte Müßiggänger.³¹

LEONCE [...] Mein Leben gähnt mich an wie ein großer weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll, aber ich bringe keinen Buchstaben heraus. Mein Kopf ist ein leerer Tanzsaal, einige verwelkte Rosen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geborstene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und sehen mit todmüden Augen einander an.³²

Leonces Leben, so der Protagonist, gähnt ihn an wie ein „großer weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll, aber ich bringe keinen Buchstaben heraus.“ Die hier entworfene Denkfigur vergleicht die Welt (und das menschliche Leben) mit einem Buch. Im Denken Paracelsus erfüllen Buchvergleiche eine wichtige Funktion. Die geschriebenen Bücher der Menschen, *codices scribentium*, vergleicht er mit dem Buch, das „Gott selbst gegeben, geschrieben, diktiert und gesetzt hat“ Das Buch des Arztes sind die Kranken. Die Natur betrachtet Paracelsus als eine Summe von Büchern, die vollkommen sind, denn „Gott hat sie selbst geschrieben, gemacht, eingebunden und an die Ketten seiner Bücherei gehängt.“ Eigentlich ist die ganze Natur ein Buch, oder eine Bücherei, „in der die Blätter mit den Füßen umgekehrt werden“.³³ Seit der Renaissance ist die Buchmetapher Gemeingut der Dichtung geworden, so auch bei Francis Quarles, der wie Büchner das Buch mit dem menschlichen Körper vergleicht, wobei jedes lebendiges Wesen eine Seite im Buch Gottes darstellt.³⁴ Die Rede von

sie sagten, wenn sie erzählten, Pygmalions Statue sei wohl lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.“ (SW, S. 42.)

³⁰ Vgl. Peter Mosler, *Georg Büchners „Leonce und Lena“ . Langeweile als gesellschaftliche Bewußtseinsform*, S. 41: „Die Verwandlung der Langeweile in Arbeit zeitigt die Verwandlung der Arbeit in Langeweile – die Herrschaft der Entstellung durch Langeweile zeichnet das gesamte Leben.“

³¹ SW, S. 90.

³² SW, S. 98.

³³ Über das Buch als Symbol, siehe Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, 6. Auflage, Bern 1967, S. 306-329. Hier S. 325.

³⁴ Ebd., S. 327.

der Natur als ein Buch, das alle Bücher überragt, ging während der Aufklärung in die Dichtungstheorie ein. Die englische Vorrromantik bediente sich häufig der Metapher der Natur als ein Buch, z.B. Robert Wood und Edward Young. Von Wood wurde Homer als Originalgenie stilisiert, u.a. liest man bei ihm nach, das Homer „das große Buch der Natur“ studiert habe. Wood hat Goethe stark beeinflusst als dieser an seinem Roman *Die Leiden des jungen Werther* schrieb.³⁵ Goethes Gedicht *Sendschreiben* fängt nicht umsonst mit dem Satz: „Sieh, so ist Natur ein Buch lebendig“ an. Von der Ästhetik des Sturms und Drang und der englischen Vorrromantik beeinflusst, gelang die Buchmetapher in die romantische Literaturtheorie Jacob Grimms. Dessen Vorrede zur Abhandlung über den altdeutschen Meistergesang aus dem Jahr 1810 hat folgenden Wortlaut: „Man kann die Naturpoesie das Leben in der reinen Handlung selbst nennen, ein lebendiges Buch wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatt mag anfangen zu lesen und zu verstehen, immer aber noch ausliest noch durchversteht.“³⁶

LEONCE (*indes träumend vor sich hin*). O, eine sterbende Liebe ist schöner als eine werdende. Ich bin ein Römer; bei dem köstlichen Mahle spielen zum Dessert die goldenen Dische in ihren Todesfarben. Wie ihr das Rot von den Wangen stirbt, wie still das Auge ausglüht, wie leis das Wogen ihrer Glieder steigt und fällt! Adio, adio, meine Liebe, ich will deine Leiche lieben.³⁷

Ist es denn wahr, die Welt sei ein gekreuzigter Heiland, die Sonne seine Dornenkrone, und die Sterne die Nägel und Speere in seinen Füßen und Lenden?³⁸

Die poetische Welt, die in Leonce und Lena exponiert wird, ist eine Welt von geheimnisvollen Verbindungen zwischen den Toten und den Lebendigen. Das Oszillieren zwischen Leben und Tod äußert sich darin, dass Leonce sich als Römer vorstellt, der bei einem köstlichen Mahl zum Dessert goldene Speisen essen will, die mit Todesfarben gemalt worden sind. Der Tod wird zum ästhetischen Objekt erhoben: Laut Leonce sind die Speisen in „Todesfarben“ gemalt worden. Wie bei den Romantikern Novalis und Hölderlin stehen die literarischen Figuren bei Büchner dem Tode und dem Todesreich nahe; sie leben in einer engen Verbindung mit Thanatos. Die Dichtung erscheint bei Büchner als eine Todesbeschwörung, der Dichter als eine Mittlerfigur zwischen dem Todesreich und der Menschenwelt. In der Dichtung Hölderlins erscheint der Dichter als Orpheus, der die größte Aufgabe der Dichtung erfüllt: „Toten-Opfer, Toten-Beschwörung [...] die Versöhnung derer, die im Hades, in der ‚wilden Welt der Toten‘ wohnen“.³⁹ Im vierten Gesang der *Odyssee* (IV : 219f) ist von einem geopfer-ten Schaf die Rede, dessen Blutgerüche die Seelen der Toten anlockt. Odysseus hat Wein, Honigmilch und Wasser in einer Grube geschüttet. (XI: 26-37) Das Getränk im Todesreich wird hier und da in der römischen Literatur genannt. Die Seelen der

³⁵ Ebd., S. 328.

³⁶ Siehe Jacob Grimm, *Über den altdeutschen Meistergesang*, Göttingen 1811, S. 6.

³⁷ Ebd., S. 96.

³⁸ Ebd., S. 104.

³⁹ Siehe Walter Rehm, *Orpheus. Der Dichter und die Toten. Selbstdeutung und Totenkult bei Novalis – Hölderlin – Rilke*, Düsseldorf 1950, S. 99-148, 159, S. 292-310.

Toten trinken laut Vergil aus dem Gewässer Lethes und vergessen dabei das irdische Leben bevor sie wieder erneut geboren werden: „animae, quibus altera fato/ corpora debentur, Lethaei ad fluminis undam/ securos latices et longa oblivia potant“ (*Aeneis* VI: 713-715). Eros und Thanatos sind für Leonce zwei Seiten derselben Medaille. Er will Lena lieben, als wäre sie eine Leiche. Für ihn ist sterbende Liebe schöner als werdende Liebe. Eros und Thanatos verschmelzen zu Eins und werden zu einem dunklen Todestrieb vermischt.

Lena vergleicht den Schlaf mit dem Tod und der Mond wie ein schlafendes Kind, dessen Locken ihm im Schlaf heruntergefallen sind. Der Mond ist wie ein roter Engel, der auf dunklen Kissen ruht und die Sterne wie Kerzen um sich im Weltall hat. Diese und ähnliche Symbolik romantischer Provenienz – man denke nur an Hölderlins Gedicht *Die Nacht* – werden in *Leonce und Lena* entworfen:

LENA (spricht vor sich hin). Die Grasmücke hat im Traum gezwitschert. – Die Nacht schläft tiefer, ihre Wange wird bleicher und ihr Atem stiller. Der Mond ist wie ein schlafendes Kind, die goldnen Locken sind ihm im Schlaf über das liebe Gesicht heruntergefallen. – Oh, sein Schlaf ist Tod. Wie der tote Engel auf seinem dunklen Kissen ruht und die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen! Armes Kind! Es ist traurig, tot und so allein.⁴⁰

Leonce will der Todesengel von Lena sein, er vergleicht sie ästhetisierend mit einer „schönen Leiche“, die auf dem schwarzen Bahrtuch der Nacht ruht. Die Natur hasst das Leben und verliebt sich in den Tod;

LENA. Der Tod ist der seligste Traum.

LEONCE. So laß mich dein Todesengel sein! Laß meine Lippen sich gleich seinen Schwingen auf deine Augen senken (Er küßt sie.) Schöne Leiche, du ruhst so lieblich auf dem schwarzen Bahrtuch der Nacht, daß die Natur das Leben haßt und sich in den Tod verliebt.⁴¹

Lenz

Wie in vielen von Büchners Werken zeichnet sich *Lenz* durch ein akribisches Quellenstudium des Autors auf.⁴² Durch persönliche Beziehungen näherte sich der Autor dem Stoff an. Büchner, selbst seit der Veröffentlichung der revolutionären Flugschrift *Der Hessische Landbote* 1835 ins Exil nach Straßburg gegangen, lernte dort die Brüder August und Adolph Stoeber kennen. Von ihnen erhielt er bisher unveröffentlichte Materialien über die Geschichte von Lenz und Oberlin, u.a. einen unveröffentlichten Bericht des Pfarrers über Lenz Zeit im Steintal. Die Hauptquelle der Novelle bildete Johann Friedrich Oberlins Bericht über den Dichter Jakob Michael

⁴⁰ SW, S. 112.

⁴¹ Ebd.

⁴² Zur Entstehungsgeschichte von *Lenz*, siehe Michael Will, „Autopsie und „reproduktive Phantasie“: Quellenstudien zu Georg Büchners Erzählung „Lenz“, Würzburg 2000, S. 34-59.

Reinhold Lenz, der ihn in seiner Pfarrerei Waldersbach vom 20. Januar bis zu, 8. Februar 1778 im elsässischen Steintal (frz. Ban-de-la-Roche) unerwartet besuchte.⁴³ Der Vater der Brüder, Daniel Ehrenfried Stoeber veröffentlichte 1831 eine umfangreiche Oberlin-Biographie und August Stoeber hatte im *Morgenblatt für gebildete Stände* einen langen Essay über Lenz veröffentlicht.⁴⁴ Über seine Funde berichtet Büchner in einem Brief an die Familie aus Straßburg im Oktober 1835:

Ich habe mir allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethes, einen unglücklichen Poeten namens Lenz, verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der deutschen Revue erscheinen zu lassen.⁴⁵

Doch das älteste erhaltene Dokument, in dem Lenz explizit erwähnt wird, ist ein Brief von Gutzkow an Büchner vom 12. Mai 1835. Darin ist von der „Novelle Lenz“ zum ersten Mal die Rede, was sowohl die Gattungsfrage als auch den umstrittenen Titel zu erklären scheint. Zudem steht fest, dass *Lenz* in Straßburg konzipiert wurde: „Ihre Novelle Lenz soll jedenfalls, weil Straßburg dazu anregt, den gestrandeten Poeten zum Vorwurf haben? Ich freue mich, wenn Sie es schaffen. Einen Verleger geb’ ich Ihnen sogleich.“⁴⁶ Mit großer Wahrscheinlichkeit ist dieser Brief eine Antwort auf einen verschollenen Brief Büchners.

Ähnlich wie in Goethes Roman *Die Leiden des jungen Werthers* (1774) korrespondieren die Naturbeschreibungen in *Lenz* mit der seelischen Konstitution des Protagonisten: Die Wahrnehmung der Natur wird zum Chiffre für den chaotischen Seelenzustand des Protagonisten. Zu Beginn als *locus amoenus* beschrieben, „beängstigt“ ihn die Landschaft zunehmend: „sie war so eng, daß er an alles zu stoßen fürchtete.“⁴⁷

Die heterodiegetische Erzählinstanz der Novelle ermöglicht Büchner, zwischen Innen- und Außenperspektive zu wechseln: „Die Äste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump.“ Noch deutlicher wird die Kontrastierung von Innen- und Außenperspektive in folgender Passage: „Anfangs drängte es ihn in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlorenen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm alles so klein, so nahe, so naß, er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, [...]“

In *Lenz* spielt der Tod eines jungen Mädchens eine große Rolle. Lenz, der sich bereits innerlich „sterbend“ fühlt, erinnert sich vor dem Ausbruch seiner Geisteskrankheit an frühere Krankheitssymptome. Verzweifelt versucht sich der Protagonist gegen diese

⁴³ Zu Büchners Quellen, siehe Ebd., S. 60-69.

⁴⁴ Vgl. Hans Mayer, *Georg Büchner und seine Zeit*, S. 255ff.

⁴⁵ SW, S. 296.

⁴⁶ Vgl. SW, S. 328f.

⁴⁷ Ebd., S. 180. Über den Zusammenhang zwischen Landschaftsbeschreibung und Melancholie in *Lenz*, siehe Harald Schmidt, *Melancholie und Landschaft: die psychotische und ästhetische Struktur der Naturschilderungen in Georg Büchners „Lenz“*, S. 162-193.

dunklen Gedanken zu wehren, was ihm nicht gelingt. Im Gegenteil gerät er in einen gefährlichen Zustand der inneren Leere, die ihn überwältigt: „Und jetzt so tot! Er verzweifelte an sich selbst; dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte alles in sich auf – aber tot! tot!“⁴⁸ Es ist die Nachricht von dem Tod eines jungen Mädchens im Nachbarort im elsässischen Fouday, welche erste recht die Geisteskrankheit des Protagonisten auslöst.

Am 3. Hornung hörte er, ein Kind in Fouday sei gestorben das Frederike hieß; er faßte es auf wie eine fixe Idee. Er zog sich in sein Zimmer und fastete einen Tag. Am 4. trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin; er hatte sich das Gesicht mit Asche beschmiert und forderte einen alten Sack. [...] Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgültig ihrem Geschäfte nach; man wies ihm eine Kammer: das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztisch. Lenz schauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halbgeöffneten Augen sah. Das Kind kam ihm so verlassen vor, und er sich so allein und einsam. Er warf sich über die Leiche nieder. Der Tod erschreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an: diese Züge, dieses stille Gesicht sollte verwesen – er warf sich nieder; er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm tue und das Kind beleben möge...; dann sank er ganz in sich und wühlte all seinen Willen auf einen Punkt. So saß er lange starr. Dann erhob er sich und faßte die Hände des Kindes und sprach laut und fest: „Stehe auf und wandle!“ Aber die Hände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Leiche blieb kalt.⁴⁹

Im Rahmen eines absoluten Augenblicks blickt Lenz in den Tod hinein, in die erloschenen Augen des kleinen Mädchens. Der Tod erschreckt ihn, er kann nicht begreifen, dass das Kind gestorben ist, seine Kälte überträgt sich auf sein Gemüt, das zunehmend finsterer wird. Vergeblich versucht er durch Beten das Kind wieder zu beleben, er spricht in Anlehnung an das biblische Vorbild, Markus 5, V. 39-41 die Leiche an: „Stehe auf und wandle!“ Das Mädchen rührt sich nicht: Seine Leiche bleibt kalt.

Eine der dramatischsten Passagen in Lenz bietet dann die Flucht des Protagonisten vor dem Haus des verstorbenen Mädchens. Der Besuch hat seine latente Geisteskrankheit ausgelöst. Wegen seines Misserfolgs, das gestorbene Kind ins Leben zu wecken, verlässt Lenz „halb wahnsinnig“ das Haus und begibt sich ins Gebirge. Er lästert über Gott, was Büchners eigene atheistische Gesinnung scheinbar zu reproduzieren scheint. Die Naturbeschreibung des verzweifelten Kranken wird blasphemisch, da er im Rahmen eines inneren Monologs anfängt, den Schöpfer „ins Gesicht zu speien“. Doch die Annahme, Büchner wolle seinen eigenen Atheismus *avant la lettre* verkünden, wie es etwa Friedrich Sengle im umfangreichen Büchner-Kapitel seines Buches über die Biedermeierzeit tut, ist problematisch: „*Von der Zensur her gesehen [...] benützt der Dichter die Rolle des wahnsinnigen Lenz, um dem Zweifel an Gott so kräftig Ausdruck zu verleihen, wie dies auf dem direkten Weg damals kein Schriftsteller durfte, ohne ins Gefängnis zu kommen.*“⁵⁰ Doch es geht Büchner

⁴⁸ SW, S. 176.

⁴⁹ SW, S. 176f.

⁵⁰ Zitiert nach Gerhard Schaub, *Georg Büchner: Lenz, Erläuterungen und Dokumente*, Stuttgart 1987, S. 77. (Hervorhebungen im Original).

vornehmlich um seine Figur, und wenngleich er sich vor moralischen Urteilen hütet, scheint er in Lenz' religiöser Besessenheit eine Ursache für dessen Melancholie zu vermuten. Es gibt mehrere Passagen, in denen Büchner Hinweise darauf gibt, etwa, wenn er ein damals verbreitetes pietistisches Kirchenlied aufnimmt: „Laß in mir die heil'gen Schmerzen, / Tiefe Bronnen ganz aufbrechen; / Leiden sei all mein Gewinnst, / Leiden sei mein Gottesdienst.“⁵¹

Die hektischen Bewegungen der Natur, Wolken die rasend schnell über den Mond ziehen, der Wind der wie „ein Titanenlied“ weht, korrespondieren mit dem aufgela denen Zustand von Lenz:

Da stürzte er halb wahnsinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus in's Gebirg. Wolken zogen rasch über den Mond; bald Alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumph-Gesang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbei reißen und zwischen seinen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer in's Gesicht speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen, und der Himmel war ein dummes blaues Aug, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig.⁵²

Am Ende der Novelle, als Lenz dumpf und gleichgültig nach Straßburg gefahren wird, deutet Büchner diskret durch den pathetischen Sprachduktus die innere Leere des Protagonisten an. Anteilnahmslos starrt Lenz in die Landschaft, die er so sehr liebte, aber der er jetzt mit Gleichgültigkeit gegenübersteht. Dies ist ein Anzeichen seiner Krankheit, deren Finsternis auf die Landschaftsbeschreibung übertragen wird:

Sie entfernten sich allmählich vom Gebirg, das nun wie eine tiefblaue Kristallwelle sich in das Abendroth hob, und auf deren warmer Flut die roten Strahlen des Abends spielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein schimmerndes bläuliches Gespinst. Es wurde finster, je mehr sie sich Straßburg näherten: hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie, die Erde war wie ein goldner Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Mondes liefen. Lenz starrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angst in ihm, je mehr die Gegenstände sich in der Finsternis verloren.⁵³

Lenz bäumt sich noch einmal auf und will sich Gewalt antun, dann „fühlte er keine Angst mehr, kein Verlangen; sein Dasein war ihm eine notwendige Last. – So lebte er hin...“⁵⁴

⁵¹ SW, S. 166.

⁵² SW, S. 177.

⁵³ SW, S. 190.

⁵⁴ Ebd.

Die bisher zitierten Beispiele bezogen sich auf die Einschübe der heterodiegetischen Erzählinstanz der Lenzschen Naturwahrnehmung. Zwei Passagen sind indes noch erwähnenswert, die Büchner seinem Protagonisten weitgehend unabhängig von den Quellen in den Mund legt. Manche Literaturwissenschaftler erkannten hierin Abweichungen von der bisherigen reinen Beschreibung der Seelenzustände Lenz' hin zu eigennützigem Mitteilungen Büchners eigenen ästhetischen und religiösen Ansichten. Gemeint sind damit die Diskussion über die „wahre“ Ästhetik in Literatur und bildender Kunst mit Christoph Kaufmann sowie die bereits erwähnte Atheismus-Szene nach dem missglückten Wiederbelebungsversuch des gestorbenen Kindes in Fouday. Bei dem Gespräch mit Kaufmann berichtet Lenz, wie er den Tag zuvor im Tal zwei Mädchen gesehen habe. Diese Figuren werden wie ein Gemälde von Lenz wahrgenommen, der sie wie ein Tableau beschreibt:

Wie ich gestern neben am Tal hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen: die eine band ihr Haar auf, die andre half ihr; und das goldne Haar hing herab, und ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht, und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Medusenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie so hinabstiegen, zwischen den Felsen, war es wieder ein andres Bild.⁵⁵

Hier greift Büchner bewusst an die ästhetische Tradition der „lebendigen Bilder“ an: Lenz Wahrnehmungen können als ästhetisierende Beschreibungen von Kunstwerken, als Ekphrasen, aufgefasst werden. Unter anderem werden die Mädchen mit Gemälden der altdeutschen Schule verglichen und vom Erzähler als Kunstwerk projiziert; die Grenze zwischen empirischer Außenwelt und Kunstwerk werden aufgehoben bzw. verwischt. Büchner bedient sich dabei der *Tableaux vivants*, d.h. die statischen Darstellungen von Gemälden oder plastischen Werken, die von Schauspielern inszeniert werden; oder besser, das ikonische Projizieren der Frauengruppe erinnert an die Tradition der Bewegungsbilder der „Attitudes.“⁵⁶ Dass der Medusenmythos hier aufgegriffen wird, ist kein Zufall. Er zählt neben dem Pygmalion-Mythos zum „geläufigen Repertoire der Bildenden Künste.“⁵⁷

Zugleich kann dieses Kunstgespräch als eine implizite Kritik an den theoretischen Postulaten Lessings gelesen werden, v.a. gegen dessen Bezeichnung der Malerei als eine „statische“ Kunstform, die der Literatur künstlerisch unterlegen ist. Im Gegensatz zu Lessing, der auf den Unterschied zwischen Literatur und Malerei hinweist, werden die Grenzen zwischen Malerei und Literatur bei Büchner aufgehoben bzw. verwischt.

⁵⁵ SW, S. 169.

⁵⁶ Zum Genre der „lebenden“ Bilder, vgl. Kirsten Gram Holmström, *Monodrama, Attitudes, Tableaux vivants. Studies on some trends of theatrical fashion 1770-1815* [Diss.], Uppsala 1967, S. 211-239. Siehe insbesondere S. 214ff.

⁵⁷ Vgl. hierzu auch das Kapitel zur Funktion der lebenden Bilder und des Medusa-Mythos in Jürgen Schwann, *Georg Büchners implizite Ästhetik Rekonstruktion und Situierung im ästhetischen Diskurs*, Tübingen 1997, S. 95-172. Zitat S. 167.

In seiner Schrift *Laokoon. Oder über die Grenzen zwischen Malerei und Poesie* (1766) postuliert Lessing eine prinzipielle Grenzlinie zwischen Malerei und Dichtung, basierend auf dem unterschiedlichen Zeichencharakter der Kunstarten und ihrer Relation zu Raum und Zeit. Sein *Laokoon* ist eine polemische Antwort auf Winckelmanns *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst* (1755), die als Gründungsdokument der deutschen „Klassik“ gelten. Winckelmann beschreibt akribisch bis in die einzelnen Lebensbereiche die Vorbildlichkeit der naturnahen griechischen Antike; „die Nachahmung der Alten“ gilt für ihn ihrerseits als nachahmungswert. Eine paradigmatische Funktion kommt der Laokoon-Statue zu: Hier spiegelt sich laut Winckelmann das wahre griechische Wesen, nämlich „eine edle Einfalt und stille Größe“. ⁵⁸ Lessing benutzt Winckelmanns Laokoon-Beispiel, um auf den diametralen Unterschied zwischen Wort- bzw. Bildkunst hinzuweisen. Die Bildkunst ist für Lessing eine statische Kunstform. Den Raum, den prägnanten Augenblick und die „natürlichen“ oder motivierten Zeichen hält er für die wichtigsten Eigenschaften der Bildkunst. In der Dichtkunst sieht er eine zeitliche Kunstform, die einem arbiträren Zeichensystem unterliegt: „Es bleibt dabei: die Zeitfolge ist das Gebiete des Dichters, so wie der Raum das Gebiete des Malers.“ ⁵⁹ Damit waren den Grenzen zwischen Bild- und Dichtkunst zunächst einmal ihre Grenzen aufgezeigt.

Bei einem fingierten „Kunstgespräch“ zwischen Lenz und Kaufmann wird über Ästhetik geredet, v.a. Literatur und bildende Kunst. Der Dialog kreist um die „idealistische Periode“ der Kunst, die Lenz ablehnt. Der Idealismus, so Lenz, sei „die schmähhlichste Verachtung der menschlichen Natur.“ ⁶⁰ Wenn Lenz noch dazu seine real existierenden Dramen *Der Hofmeister* und *Die Soldaten* anführt, lassen sich unterschwellig Parallelen zur Ästhetik Büchners feststellen, der Shakespeare und Goethe bevorzugte und Schiller für einen schwachen Dichter hielt (vgl. unten). Über Kaufmann erfahren wir, dass er ein Anhänger der sogenannten „idealistischen Periode“ der Literatur ist. Büchner lässt Lenz mit Leidenschaft dagegen argumentieren. Mit der rhetorischen Zielsetzung, den Leser zu reizen, zur *indignatio* zu bringen, argumentiert Lenz radikal, dass man bis auf die Werke William Shakespeares ⁶¹, die Volkslieder und manche Sachen von Goethe die gesamte Literatur „ins Feuer werfen“ könne.

Die idealistische Periode fing damals an; Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sage, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon, doch seien sie immer noch erträglicher als die,

⁵⁸ Siehe diese Diskussion bei Peter Brandes, „Marmor in Bewegung – Goethes Medialisierung des Bildbetrachters“, in: Bodo Lecke (Hrsg.), *Mediengeschichte, Intermedialität und Literaturdidaktik*, Frankfurt am Main 2008, S. 189-205.

⁵⁹ Gotthold Ephraim Lessing, *Laokoon: Oder über die Grenzen zwischen der Malerei und Poesie* (1766), Stuttgart 2001, S. 129.

⁶⁰ SW, S. 168f. Über diesen ästhetischen Diskurs, siehe Jürgen Schwann, *Georg Büchners implizite Ästhetik*: S. 189-192.

⁶¹ Über Büchner und Shakespeare, siehe u.a. Elin Andersen, „Büchner, Die Liebe und Shakespeare“, in: Klaus Bohnen, Ernst-Ullrich Pinckert (Hrsg.), *Georg Büchner im interkulturellen Dialog: Vorträge des Kolloquiums vom 30.9. – 1.10. 1987 in der Universität Aalborg*, München 1988, S. 153-175.

welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres klecksen, unser einziges Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in allem Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Das Gefühl, daß, was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen. Übrigens begegne es uns nur selten: in Shakespeare finden wir es, und in den Volksliedern tönt es einem ganz, in Goethe manchmal entgegen; alles übrige kann man ins Feuer werfen.⁶²

Während sich die Forderung nach Gleichberechtigung von Schönem und Hässlichen in der Kunst sowohl bei Goethe als auch bei Büchner findet, vertritt Büchner in einem Brief an seine Eltern darüber hinaus ein nahezu gleichlautendes Literaturverständnis wie oben zitiert: „Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen, wie sie ist, sondern wie sie sein solle, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll. Was noch die sogenannten Idealdichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast alle Marionetten mit himmelblauen Nasen und affektiertem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben[.] Mit einem Wort, ich halte viel von Goethe oder Shakespeare, aber sehr wenig auf Schiller.“⁶³ Kurz nach diesem Gespräch geht Lenz auf seine bevorzugten Maler ein. Die holländischen Maler seien ihm lieber als die italienischen da sie die einzigen fasslichen seien. Diese Apologie der niederländischen Malerei, die uns u.a. auch bei Diderot, Goethe und Hegel begegnet, reproduziert einen zeitgenössischen Rechtfertigungsdiskurs dieser Malweise und wird häufig mit einer theoretischen Begründung einer realistischen Schreibweise begleitet. Zwei Gemälde holländischer Renaissancemeister werden dabei im Rahmen einer längeren Ekphrasis beschrieben.⁶⁴ Gemeinsam haben diese Ekphrasen, dass sie narrativ erweitert werden und somit durch zusätzliche Bedeutungsdimensionen angereicht werden. Die erste Ekphrasis stellt Christus und seine Jünger von Emmaus dar und bezieht sich auf das Ölgemälde *Christus in Emmaus* des niederländischen Malers Carel von Savoy (um 1621–25). Büchner hat das Gemälde nachweislich in Darmstadt zusammen mit seinem französischen Freund Alexis Muston gesehen, wo es seit 1810 in der Gemäldesammlung des Großherzoglichen Museums hing.⁶⁵ Das düstere Sujet korrespondiert mit der Verfinsterung des Seelenzustands des Protagonisten. Das Gemälde zeichnet sich nicht nur durch eine düstere Motivwahl aus, sondern auch die Farbskala ist bräunlich-abendlich. Die Abendstimmung verweist auf das Ende der

⁶² SW, S. 168.

⁶³ Dies in einem Brief an die Familie vom 28. Juli 1835. In: SW, S. 290–292. Zitat S. 291.

⁶⁴ Als literaturwissenschaftlicher Terminus bedeutet Ekphrasis im engeren Sinn eine verbale Beschreibung eines Kunstwerks, z.B. ein Gedicht, das ein Gemälde deutet. Zur Ekphrasis, siehe u.a. Mario Klarer, *Ekphrasis. Bildbeschreibung als Repräsentationstheorie bei Spenser, Sidney, Lyly und Shakespeare*, Tübingen 2001, S. 6ff., S. 17. Vgl. Irina Rajewsky, *Intermedialität*, Tübingen und Basel 2002, S. 196.

⁶⁵ Die Provenienz der zweiten Gemäldebeschreibung ist unsicher. Laut Karl Viëtor könnte sich die Ekphrasis auf ein real existierendes Gemälde des Holländers Nicolaes Maes (1634–93) beziehen. Über diesen kunstgeschichtlichen Diskurs, siehe Gerhard Schaub, *Georg Büchner: Lenz, Erläuterungen und Dokumente*, S. 32–34.

Novelle, als sich Lenz in der abendlichen Dämmerung trüben Herzens nach Straßburg fahren lässt.

Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raffaelische Madonna finden würde. [...] Der Dichter und Bildende ist mir der liebste, der mir die Natur am wirklichsten gibt, so daß ich über seinem Gebild fühle; alles übrige stört mich. Die holländischen Maler sind mir lieber als die italienischen, sie sind auch die einzigen faßlichen. Ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten wie das Neue Testament: das eine ist, ich weiß nicht von wem, Christus und die Jünger von Emmaus. [...] Es ist ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger roter Streifen am Horizont, halbfenster auf der Straße; da kommt ein Unbekannter zu ihnen, sie sprechen, er bricht das Brot; da erkennen sie ihn, in einfach-menschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, und es tritt sie etwas Unbegreifliches an; aber ist kein gespensterisches Grauen, es ist, wie wenn einem ein geliebter Toter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte: so ist das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend. Dann eine anderes: eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand gestreut, so heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt, und sie verrichtet die Andacht zu Haus; das Fenster ist offen, sie sitzt darnach hingewandt, und es ist, als schwebten zu dem Fenster über die weite ebne Landschaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallet der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau liest den Text nach.⁶⁶

Es wäre allerdings eine falsche Schlussfolgerung zu behaupten, dass Büchner in den kunstkritischen Passagen nur seine privaten Einsichten literarisch verarbeitet, und somit die Figur mit dem Autor gleichzustellen, wie es beispielsweise Wilhelm Schulz schon 1851 machte.⁶⁷ Nichtsdestotrotz vertreten Büchner und Lenz ähnliche Ansichten, ob- schon Lenz nicht im gleichen Maße wie Büchner fähig ist, den gesellschaftskritischen Worten entsprechende Taten folgen zu lassen. Das Ästhetik-Gespräch erfüllt aber noch eine weitere Funktion: Es gelingt Büchner hier erneut, Lenz' Schizophrenie plastisch darzustellen. Er lässt Lenz seine Theorien zwar enthusiastisch, aber auch sachlich und rhetorisch-argumentativ durchdacht vertreten. Es kommt dagegen zum unmittelbaren Bruch in Lenz' Psyche, als Kaufmann ihn im Auftrag des Vaters auffordert, zu ihm nach Hause zu kommen und sein Leben nicht zu verschleudern: „Lenz fuhr ihn an: Hier weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? [...] [I]ch würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bißchen Ruhe, jetzt wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verstehe das nicht, mit den zwei Worten ist die Welt verhunzt. [...] Es ist mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben.“⁶⁸ Die Erzählung muss also auch, allein weil sie den Dichter Lenz zum Thema hat, als seine politische Rehabilitation und zugleich auch als politische und ästhetische Positionierung Büchners interpretiert werden. In der Schutzzone des literarischen Gesprächs kann Lenz sich geborgen fühlen, danach treten seine Angstgefühle

⁶⁶ Ebd., S. 169f.

⁶⁷ Vgl. Jan-Christoph Hauschild, *Georg Büchner. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Hamburg 1992, S. 90.

⁶⁸ SW, S. 171.

wieder offen zu Tage. Für Büchner galt es, diesen Konflikt darzustellen; die Ästhetik-Diskussion schien ihm das geeignete Medium dafür zu sein.

Wie Leonce überfällt Lenz zunehmend die „Melancholie“⁶⁹. Sein plötzlicher atheistischer Absturz ist nicht zuletzt ein Ausdruck der melancholischen Stimmungsschwankungen, die seinen labilen seelischen Zustand auszeichnet. Beim Gespräch mit dem Pfarrer Oberlin lüftet er seine Langeweile: „Ja, Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o, so langweilig! Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll; ich habe schon allerlei Figuren an die Wand gezeichnet.‘ [...] ‚Alles ist Müßiggang. Denn die meisten beten aus Langeweile, die andern verlieben sich aus Langeweile, die dritten sind tugendhaft, die vierten lasterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig!‘“⁷⁰

Abschließende Bemerkungen

Martin Walser ist auf die atheistischen Aspekte der Novelle *Lenz* in seiner Büchner-Preis-Rede *Woran Gott stirbt* (1981) eingegangen. Walser schreibt in seiner Rede u.a., dass Büchner explizit „nicht gesagt [hat]: Gott ist tot; er teilt uns mit, woran Gott stirbt. Jeder Gott. Er stirbt daran, daß er nicht hilft.“⁷¹ Dies veranlasst Walser zu der Annahme, „daß die Heftigkeit, mit der Büchner Leere auszudrücken vermag, offenbar aus seinem Atheismus stammt.“⁷² Es geht ihm aber in erster Linie um den Protagonisten: „Die Novelle erzählt den Kampf des Erschütterten gegen die Erschütterung. Er bräuchte Gott. Alles andere ist probiert. Und je weniger sonst noch in Frage kommt, desto heftiger greift er nach diesem Gott. [...] Die Natur wird zur grimassierenden Kulisse, der gestolperte Titan reagiert mit Nerven und diagnostiziert sich aus dem kältesten Wortschatz der Welt den kältesten Befund auf den Hals: Atheismus.“⁷³ Wenn auch die atheistische Passage mit dem toten Mädchen zu Spekulationen über Büchners atheistische Weltanschauung einlädt, die der Autor uns durch die Blume mitteilt – Lenz bereut am nächsten Tag seine blasphemischen Äußerungen. Er lässt sich wieder von Oberlins religiösem Zuspruch trösten und liest die Bibel. Dies hat Walser zu Recht veranlasst, von einer „christlich operierenden Geschichte“ zu schreiben.⁷⁴ Einen metaphysischen Trost bietet allerdings in einem noch größeren Maß die Kunst für den unglücklichen Protagonisten. Im Rahmen eines kurzen Hoffnungsschimmers unterhält sich Lenz begeistert über die bildende Kunst und die Literatur mit Kaufmann. Dabei spielt das Genre der *tableaux vivants* eine bedeutende Rolle, da Lenz begeistert eine Mädchengruppe ästhetisierend mit einem Kunstwerk vergleicht. Dies ist wiederum eine Apologie für die bildende Kunst zu verstehen, die als eine implizite Kritik an dem

⁶⁹ SW, S. 188.

⁷⁰ Ebd., S. 179.

⁷¹ Vgl. Martin Walser, „Woran Gott stirbt“. In: Gerhard Schaub, *Georg Büchner: Lenz: Erläuterungen und Dokumente*, S. 139-141. Zitat S. 141.

⁷² Ebd., S. 139.

⁷³ Ebd., S. 140.

⁷⁴ Ebd.

zu Büchners Zeit sehr verbreiteten, von Lessing postulierten Kriterium der Bildkunst als „statisch“ aufgefasst werden könnte.

Memento mori und Melancholie geht wie ein roter Faden durch das Werk Büchners. Eine wichtige Denkfigur antiker und vorromantischer Provenienz, die in *Leonce und Lena* aufgegriffen wird, ist der Vergleich des Menschenlebens und der Welt mit einem Buch. Die Buchmetapher wird benutzt um Leonces Langeweile zu verdeutlichen; er vergleicht sein Leben mit einem weißen Bogen Papier, den er vollschreiben soll, aber er bringt keinen Buchstaben heraus. Leonce und Lena leben in einer geheimnisvollen Verbindung zwischen den Toten und den Lebendigen. Das Oszillieren zwischen Leben und Tod äußert sich darin, dass Leonce sich als Römer vorstellt, der bei einem köstlichen Mahl zum Dessert goldene Speisen essen will, die mit Todesfarben gemalt worden sind. Diese Denkfigur, das Essen mit den Toten, ist antiker Herkunft; schon im vierten Gesang der *Odysee* (IV:219f) ist von einem geopfertem Schaf die Rede, dessen Blutgerüche die Seelen der Toten anlockt. In *Dantons Tod* schließlich erscheint das Leben als ein Weg zum Tod, *cursus ad mortem*. Dort erscheint das menschliche Gedächtnis (*Memoria*) als das, was ausgelöscht werden soll. Der Tod ist der dunkle Mutterschoß, zu dem Danton in einer Art Seinsumkehr zurückkehren will.

Schlüsselwörter

Melancholie, Todesvorstellungen, Ästhetik, Kunstdiskurs, Landschaftsbeschreibungen

Abstract

The article concerns itself with the theme of death, melancholy and aesthetics in the works of Georg Büchner. It argues that Büchner in all his major works and in various forms depicts the theme of melancholy. In the play *Dantons Tod*, the protagonist criticizes the ancient *ars memoriae*-tradition; he wants to suppress memory which he considers to be the source of his melancholy. His ultimate goal is to accomplish *tabula rasa*, to forget everything he has experienced. A distinct theme is the evocation of the death of Jesus Christ – *imitatio christi* – which Danton clearly identifies himself with. The ultimate feeling of decay peaks in Dantons statement, that he can actually scent the smell of his own corpse in his grave.

In *Leonce und Lena*, the protagonist compares his life with an empty sheet in a book. This is an old metaphor which found many literary supporters, especially 18th century Germany. Here, melancholy is depicted as *taedium vitae*. This is by no means a desirable way of living. Leonce melancholy seems to be the result of the decadent life-style of the degenerated European aristocracy.

In his famous novel *Lenz*, Büchner describes the inner mind of the protagonist. Lenz gets to see a dead child, which triggers the outburst of his mental illness. In this novel, art is of great importance, especially the tradition of vivid images; *tableaux vivants*. Thus in one passage, the narrator compares two women with a work of art. Moreover, the description of the landscape in the novel seems to reflect the inner mind of the protagonist. Art emerges as a counterpoint to the destructiveness of Lenz mental illness.

Keywords

Melancholy, death-themes, aesthetics, art-discourse, scenery depictions

Sexualitäts- und Körperdiskurs in der neuesten deutschsprachigen Literatur

Seit Mitte der 1980er Jahre zeichnet sich in den von unterschiedlichen politischen Zielsetzungen und wissenschaftlichen Theorieansätzen geprägten Gender Studien ein regelrechter Körperboom ab. Dabei gehört es zu bleibenden Herausforderungen, neben der Vielfalt des Körpers auch seine Zugehörigkeit zum historisch, sprachlich und visuell konstruierten Symbolischen zu reflektieren sowie seine Abhängigkeit von physiologischen Phänomenen wie Lust, Schmerz und Sterblichkeit zu diskutieren. Der Körper wird sowohl in seiner individuellen als auch in seiner kollektiven Dimension untersucht, denn auf beiden Ebenen materialisieren sich die Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit.¹ Die historisch variablen Körperkonzeptionen prägen nämlich nicht nur die geschlechtsspezifische Selbstwahrnehmung, sondern beeinflussen religiöse, sexuelle und politische Weltbilder und dienen der Herausbildung kollektiver Geschlechtsidentitäten. Michel Foucault zufolge ist es das Zusammenwirken von Macht und Wissen, durch das der Körper auf historisch je spezifische Weise sowohl produziert als auch diszipliniert bzw. reguliert wird.² Daraus folgt, dass Selbst- und Fremdwahrnehmung von Körper und Geschlecht nicht biologisch konstant, sondern sozial und kulturell wandelbar sind. Dasselbe gilt für den Charakter der menschlichen Sexualität, der nicht rein biologisch beschrieben werden kann, denn es sind die ideologischen, moralischen, medizinischen und juristisch bedeutenden Faktoren, die dessen Ausprägungen beeinflussen.

Am Beispiel der ausgewählten Texte von Julia Franck, Elisabeth Reichart und Marlene Streeruwitz soll im Folgenden gezeigt werden, dass Sexualität gesellschaftlichen Normen unterworfen ist, die die Arten der sexuellen Handlungen, die in Frage kommenden SexualpartnerInnen, die Dauer bzw. das Wegbleiben von sexuellen Kontakten beeinflussen, definieren oder eingrenzen. Dabei wird gerade der weibliche Körper bevorzugt für symbolische Darbietungen eingesetzt, die mit biologischen, psychoanalytischen und sozialkonstruktivistischen Kategorien argumentieren. Die von den genannten Autorinnen konstruierte weibliche Sexualität ist in einem kulturellen Kontext verankert, der Sexualität in gebilligte, erlaubte und tabuisierte Muster

¹ Vgl. Krüger-Führhoff, Irmela Marei: Körper. In: *Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Hg. von Christina von Braun/ Inge Stephan. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2005, S. 66-80, hier S. 66.

² Vgl. dazu: Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve Verlag 1978.

einteilen lässt, so dass sexuelle Identitäten stark variieren. Diese Identitäten werden in Kategorien eingeordnet und sozial nach den Mustern eines vergeschlechtlichten Sexualstatus zugerichtet, dem sie sich aber, mehr oder weniger erfolgreich, zu entziehen versuchen. In den zur Analyse ausgewählten Texten *Bäuchlings* (2000) von Julia Franck, *Fotze* (1993) von Elisabeth Reichart und *morire in levitate* (2004) von Marlene Streeruwitz lassen sich drei Ausprägungen des weiblichen Sexualverhaltens unterscheiden: 1) Homosexualität 2) Autosexualität und 3) sexuelle Verweigerung. Die entworfenen sexuellen Identitäten und Orientierungen umfassen dabei sowohl tatsächliche als auch gewünschte Neigungen und Phantasien und sind Reaktionen nicht nur auf psychische Konstrukte, sondern auch auf die soziale und kulturelle Zensur und auf den Druck der Familie oder Freunde.

I. Homosexualität

Der vergeschlechtlichte sexuelle Status umfasst jeweils eine Vielfalt von Gefühlen und Erfahrungen. Das Bindeglied zwischen der Erfahrung des physischen Sex und den sozialen Vorschriften für sexuelle Gefühle, Phantasien und Handlungen sind die individuellen Körper, Wünsche und Muster des Sexualverhaltens, die zu vergeschlechtlichten sexuellen Identitäten verschmelzen. Diese Identitäten werden – wie vielfältig und individualisiert sie auch sein mögen – in die Sexualpolitik eingebunden, die die Grenzen zwischen Norm und Abweichung markiert. Mit ihrer Erzählung *Bäuchlings* liefert Julia Franck ein Beispiel für den Ausbruch aus den konventionellen Geschlechter-Normen und dem vergeschlechtlichten Verhalten. *Bäuchlings* ist eine erotisch gefärbte Geschichte, in der die lesbische Beziehung zwischen der namenlosen Ich-Erzählerin und ihrer Schwester Luise in den Mittelpunkt rückt. Mit ihren Protagonistinnen entwirft Julia Franck Geschlechtsidentitäten, die gesellschaftlich instituierte und aufrechterhaltene Normen der Intelligibilität eindeutig durchbrechen. Intelligible Geschlechtsidentitäten sind laut Judith Butler solche, die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), der Geschlechtsidentität (gender), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und bestehen lassen.³ Mit ihrem Hang zur homosexuellen Liebe stehen Francks Protagonistinnen demzufolge für Diskontinuität und Inkohärenz, die von jenen Gesetzen gebannt und zugleich produziert werden, die die Form und Bedeutung der Sexualität bestimmen. Die Erzählung beginnt an einem Morgen, an dem die weibliche Erzählinstanz ihre bäuchlings auf dem Sofa liegende Schwester bewundert, die den Rausch ihres Geburtstages auszuschlafen versucht:

Luise schmatzt im Schlaf, ganz leise, fast unhörbar. Ich streiche über den Saum des Chifons, der rau ihren Hals umschließt, rieche sie, ihren vertrauten Geruch, der mich an frischgeschnittenes Gras erinnert, ziehe die rotblonde Locke aus der Falte, die sich am Hals gebildet hat, und suche die glatte Haut ihrer Wangen ab – ob sich schon im ent-

³ Vgl. Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M: Suhrkamp 1991, S. 38.

spannten Zustand eine Spur ihrer Grübchen entdecken lässt? –, ihre Haut ist von blassen Sommersprossen übersät. Ich liebe Luise. Und noch etwas: Sie ist meine Schwester.⁴

Die Vielzahl von olfaktorischen, taktilen und visuellen Eindrücken mit ihrer Versinnlichung der Erfahrung von bewundertem Begehrensobjekt und der damit einhergehenden Erweiterung des Erlebens um eine sprachferne Dimension ist in *Bäuchlings* Bestandteil der Figurenkonzeption und der Persönlichkeitsentwicklung der Protagonistinnen. Es lässt sich kaum übersehen, dass die Bewunderung der Ich-Erzählerin für ihre Schwester Luise Eindrücke vermittelt, die von körperlichen Empfindungen über Gefühle, gedankliche Verarbeitung bis zu Bedeutungszuweisungen und Bewertungen reichen und ihre Rückbindung an die körperliche Materialität nicht verleugnen können. Mit der homosexuellen und zugleich inzestuösen Fixierung des Begehrens schafft Julia Franck Identitäten, in denen sich die Geschlechtsidentität nicht vom anatomischen Geschlecht herleitet, und in denen Praktiken des Begehrens weder aus dem Geschlecht noch aus der Geschlechtsidentität folgen. Folgen bezeichnet in diesem Kontext eine politisch notwendige Konsequenz, instituiert durch jene kulturellen Gesetze, die das Konstrukt der Sexualität beeinflussen.⁵ Francks weibliche Figuren verletzen in zweierlei Hinsicht die Normen der kulturellen Intelligibilität. Zum einen erteilen sie eine Absage an den herrschenden (Identitäts-)Diskurs, der die „selbstverständliche“ Kontinuität zwischen Sex, Gender und Begehren im Sinne der heterosexuellen Norm funktionalisiert und als substanziellen Zusammenhang behaupten lässt. Das anatomische Geschlecht der weiblichen Erzählinstanz in *Bäuchlings* begehrt nicht einen Mann, sondern eine Frau. Der Versuch, einen Mann zu verführen, wird zwar unternommen, ist aber ein Fiasko, denn die Ich-Erzählerin kann dabei nur Luisens rotblonde Locken riechen, deren Duft sich mit dem der eigenen schwarzen Haare vermischt. Zum anderen wird die Abweichung von der standardisierten Folie zusätzlich durch den Schwester-Schwester-Inzest intensiviert, der in der kulturellen Matrix als verboten gilt. Mit Judith Butler könnte man sagen, dass Francks Protagonistinnen innerhalb des Gebiets der kulturellen Intelligibilität als Entwicklungsstörungen oder logische Unmöglichkeiten erscheinen. Ihr Bestehen bietet allerdings die kritische Möglichkeit, die Schranken und regulierenden Zielsetzungen dieses Gebiets aufzuweisen und dadurch gerade innerhalb der Matrix der Intelligibilität rivalisierende, subversive Matrixen der Geschlechter-Unordnung zu eröffnen.⁶ Mit dem Bekenntnis „ich liebe Luise“ und der darauffolgenden provokativ wirkenden Ergänzung „und noch etwas: Sie ist meine Schwester“ verlässt die Ich-Erzählerin das eigentümliche Bündnis zwischen dem System der Zwangsheterosexualität und jenen diskursiven Kategorien, die die Identitätskonzepte des Sexus begründen. Insofern ist ihre Perspektive die einer doppelten Radikalität. In einer Gesellschaft, die es nicht nachlässt, die „normale“ Heterosexualität zu erzwingen, hat sie die Option gewählt, ihre sexuelle Identität

⁴ Franck, Julia: *Bäuchlings*. In: Dies.: *Bauchlandung. Geschichten zum Anfassen*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2007, S. 7ff.

⁵ Vgl. Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. 1991, S. 39.

⁶ Vgl. ebd.

selbst zu bestimmen und sich die Nischen zu suchen, in denen sie unabhängig von gesellschaftlichen Zwängen leben kann.⁷

II. Autosexualität

Der Widerstand gegen gesellschaftlich instituierte Sexualpraxis kommt auch in Elisabeth Reicharts Erzählung *Fotze* zur Geltung. Die Fixiertheit der weiblichen Erzählinstanz auf ihren Genitalbereich macht sich bereits im Titel bemerkbar und wird im Laufe der Lektüre in einer erotischen Intensität und Detailliertheit dargestellt, die normalerweise in der pornografischen Literatur anzutreffen ist:

[...] DAS IST MEINE FOTZE, habe ich mir immer wieder gesagt, und es nicht bei den Worten belassen. Der Name erinnerte mich an seinen Mund, wie er sich in meine Fotze grub, an seine Hände, die sie streichelten. Ich habe seine Hände durch meine ersetzt und seinen Speichel durch meinen, ich steckte meine Finger in den Mund, zog meine Fotze auseinander und streichelte sie, während die Bunkermauer wuchs und mich zwang, das Wort aufzuschreiben, grau angemaltes Packpapier als Tapete, Fotze, so überdimensional, dass ich die Wand entlangehen muss, um das Wort lesen zu können.⁸

Sexuelles Erleben der Hauptfigur ist ebenso provokativ wie destruktiv. Destruktiv nicht nur, weil eine Frau mit einer Textform spielt, die traditionellerweise von Männern für Männer gemacht wird, sondern weil der Text der weiblichen Sexualität Wahrheiten abspricht, die in sozialen und sexuellen Mythen immer wieder verbreitet werden. Sexuelle Praktiken der namenlosen Ich-Erzählerin sind nämlich nicht an symbiotische Verschmelzungserlebnisse mit dem andersgeschlechtlichen Partner gekoppelt, denn dies gehört der Vergangenheit an und funktioniert lediglich in der Erinnerung an „seinen Mund“ und „seine Hände“. Ihre sexuellen Aktivitäten sind hinsichtlich Triebobjekt und Triebziel nicht besonders variabel. Der Bezug auf ein männliches Du wurde durch einen Bezug auf sich selbst ersetzt. Der Wechsel zeigt sich auch in der Verwendung von Possessivpronomina, wenn auf der Gegenwartsebene von „meinem Speichel“ und „meinen Fingern“ die Rede ist. Hochgefühle und Glückszustände kommen nicht von außen, sondern resultieren aus der Selbststimulierung des eigenen Körpers. Die sexuellen Empfindungen des weiblichen Ich sind ausschließlich genitale Lustempfindungen, die bereits in der Kindheit mit dem Vater und den Geschwistern praktiziert worden sind. Die Vagina wird dabei zum zentralen Körperelement und das bewusst inszenierte Spiel mit ihr zur Reaktion auf die andrängenden physiologischen Impulse, zur Entspannungsmethode nach dem Beklemmungsgefühl und zur Kompensation unerfüllter Wünsche. In dem Vulgären ist jedoch auch ein militanter Abwehrmechanismus versteckt, mit dem Wut und Ärger über den Verlust des Wiener Liebhabers bewältigt werden. Die Trennung von dem ersten Geliebten gilt als tabuisierter und bedrohlicher Inhalt, der anfänglich durch zahlreiche Beziehungen

⁷ Siehe mehr dazu: Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag 1995.

⁸ Reichart, Elisabeth: *Fotze*. Salzburg: Otto Müller 1993, S. 34f.

mit Männern verdrängt wird. Immer wenn Reicharts weibliche Erzählinstanz ein Bedürfnis nach „intensivem Ficken mit Orgasmen“ verspürt, dann folgt sie ihm auch, aber auf verkehrte Art und Weise, weil sie jedes Mal etwas herausfindet, was sie die Lust mit aktuellen Partnern als unzulänglich erleben lässt. Der Verlust des geliebten Mannes verwandelt ihre Existenz in eine zwanghafte Autoerotik, die jedoch keinen Befreiungsakt darstellt: „Im Hintergrund geistert nämlich die unglückliche Liebe herum, die der Protagonistin die ganze Kraft raubt, bis sie schließlich Selbstmord begeht“.⁹ Die offensive Körperlichkeit beinhaltet demzufolge nicht nur ein Provokations- und Irritationspotenzial, sondern stellt eine gebrochene weibliche Figur dar, die den traumatischen Erfahrungen emotional und körperlich nicht standhalten kann. Ihre übertriebene, grenzüberschreitende Beschäftigung mit eigenem Körper ist kein Ergebnis von Neugier oder wissenschaftlichem Erkenntnisstreben, sondern sie lässt sich bestimmten Belastungs- und Konfliktsituationen zuordnen. Selbstbefriedigende Praktiken hängen in diesem Fall mit Verstörungen (Irritationen) infolge ungünstiger äußerer Umstände und Entwicklungen in der sozialen Nahwelt, mit Kommunikationsstörungen, depressiven Verstimmungen und negativer Selbsteinschätzung zusammen. Die Autosexualität übernimmt demnach die Funktion einer konstruierten Abgrenzung zur Vermeidung von Verletzlichkeit, Schwäche, Hilflosigkeit und Depression.

III. Sexuelle Verweigerung

Marlene Streeruwitz postiert ihre weiblichen Figuren – vor allem Geraldine und die Mutter ihres Ehemannes Gerhard – in der männlich codierten Gesellschaft, um über konventionelle Geschlechtsnormen und weibliche Sexualität zu reflektieren. Es lässt sich kaum übersehen, dass bei den auf die Bühne gesetzten Ehepaaren nicht die gleiche Aktivität und Direktheit im Drängen auf totale Liebesvereinigung herrscht. Vom gesellschaftlichen Kodex männlich-weiblicher Annäherung wird erwartet, dass es auch eine sexuelle Übereinstimmung geben sollte, wobei Gerhards Eltern exemplarisch das Gegenteil präsentieren:

Der sexstüchtige Vater. Die asthmatische Mutter. Die Frau, die ins Keuchen kam, wenn es der Mann gerade irgendwo mit einer anderen trieb. Die mit dem Keuchen weit über die Grenzen hinauskam. Weiter als mit Sex. Und der Vater dafür bei ihr geblieben war. Weil sie ihm diese Atemlosigkeit geschenkt hatte.¹⁰

Mit Äußerungen über einen kranken Körper, der die natürlichen Funktionen nicht mehr oder nur teilweise erfüllen kann, wirft Streeruwitz zugleich die Frage nach der Materialität des weiblichen Körpers auf. Die Beschreibung der körperlichen Dysfunktion erlangt im Verlauf der Narration solche Priorität, dass der Zustand des

⁹ Chołuj, Bożena: Sexualität und Sinnlichkeit in literarischen Weiblichkeitskonstruktionen in der Prosa von Margit Hahn und Elisabeth Reichart. In: Die Architektur der Weiblichkeit. Identitätskonstruktionen in der zeitgenössischen Literatur von österreichischen Autorinnen. Hg. von Joanna Drynda. Poznań: Wydawnictwo Rys 2007, S. 139-154, hier S. 142.

¹⁰ Streeruwitz, Marlene: *morire in levitate*. Novelle. Frankfurt/M.: Fischer 2004, S. 17.

Körpers in den Zusammenhang mit der sexuellen Attraktivität von Frauen gebracht wird und dabei identitätskonstruierend wie auch identitätsaufbrechend wirken kann. Die Atemlosigkeit von Gerhards Mutter trägt einerseits dazu bei, dass ihr Körper nicht mehr zum begehrten Objekt wird, weil sie sexuellen Erwartungen ihres Mannes nicht mehr gerecht werden kann, andererseits aber ist es ihrem kranken Körper zu verdanken, dass die Ehe weiter besteht – allerdings nur pflichtbedingt und in einer Konfliktvariante, weil sich die betrogene Frau in einer Dreieckbeziehung zu rechtfinden muss. Insofern scheint in diesem Fall die Position von Jürgen Straub gerechtfertigt zu sein, wenn er behauptet, dass Krankheiten eine besonders massive Gefährdung verkörpern, die weibliche Identität und Sexualität nicht nur vorübergehend, sondern dauerhaft bedroht und womöglich radikal zerstört.¹¹ Anders als bei Gerhards Mutter bildet Geraldines kranker Körper den Auftakt zu einer Beziehung, wenn notiert wird:

Er [Gerhard – A.Sz.] war Arzt geworden, um seine Mutter zu retten. Und dann hatte er sie [Geraldine – A.Sz.] gefunden. Die Diagnose und die Verkörperung. Fertig. Er hatte sie schon fertig krank gefunden. Sie hatten in ihrer Beziehung nichts mehr machen müssen. Dazu. Dass sie krank wurden. Die Krankheiten zum Ausbruch bringen. Mit dem Gerhard. Das war Lieben. Das war bedingungslose Liebe. Das war die Liebe, in die Diagnose eingeschlossen war. Mehr Liebe gab es nicht.¹²

Streeruwitz Narration über Funktionsstörungen des weiblichen Körpers werden demzufolge in einen *gender*-spezifischen sowie sozialen und kulturellen Kontext gestellt, denn Krankheiten sollen nicht nur biogenetisch, sondern auch unter der Perspektive der kulturellen Konstruktion betrachtet werden.¹³ Es ist gerade der weibliche Körper, der mit Sexualität und Reproduktion assoziiert wird und Frauen zum Objekt männlicher Begierde macht. Geraldines Körper funktioniert nicht intakt. Essstörungen, Herzinfarkte und schließlich Unfruchtbarkeit resultieren aus streng patriarchalischen Strukturen, in denen sie aufgewachsen ist. Es ist also eine spezifische Kultur der Unterdrückung, die Krankheiten konstruiert. In ihrer Folge entstehen Leere und Orientierungslosigkeit in einem physikalischen, leiblichen, sozialen, moralischen und zeitlichen Raum. Geraldines körperliche Dysfunktion trägt dazu bei, dass in ihre Ehe mit Gerhard Verschwiegenheit und Vermeiden von Sex eingeschlossen sind:

Wahrscheinlich konnte man das nicht Sex nennen. Was sie so. Es war mehr so eine Übereinstimmung im Vermeiden gewesen. Im Schonen. [...] Gerhards Liebe. Die war selbstlos gewesen. Das sicher. Und Sex wäre eine Belästigung gewesen. Da waren diese kleinen Rituale. Die waren richtiger gewesen. Eleganter. Das Gegenteil [von Sex – A.Sz.] eben.

¹¹ Vgl. Straub, Jürgen: Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In: Identitäten. Hg. von Alleida Assmann/ Heidrun Friese. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999, S. 73-104, hier S. 95.

¹² Streeruwitz, morire in levitate. 2004, S. 17ff.

¹³ Vgl. Gygas, Franziska: Erzählen von Krankheit als Autobiographie und Theorie. In: Narration und Geschlecht. Texte-Medien-Episteme. Hg. von Sigrid Nieberle/ Elisabeth Strowick. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2006, S. 409-422, hier 415.

Gerhards Liebe war so selbstlos, dass er in seine Abteilung im Krankenhaus gegangen und dort zusammengebrochen ist. Geraldine hat ihn nicht mehr einmal sehen müssen. Die Umstände seines vermeintlichen Todes bleiben unklar bis auf die Andeutung, dass er das alles hätte inszenieren können und jetzt irgendwo mit einer der Krankenschwestern glücklich vor sich hin lebte. Denkt man an Geraldine und Gerhards Mutter, so ist festzustellen, dass Streeruwitz die Technik der Korrespondenz und Kontrastbezüge gewählt hat, um sich an die Geschlechterproblematik heranzutasten. Die Autorin setzt auf die Bühne zwei Figuren desselben Geschlechts, zwischen denen ein dichtes Netz von Korrespondenz- und Kontrastrelationen besteht. Gemeinsam sind den beiden Protagonistinnen Funktionsstörungen des Körpers, psychische Krisen und schwerwiegende Probleme in der Ehe. Die Unterschiede scheinen ziemlich paradox zu sein. Die eine wird von ihrem Mann nicht begehrt, weil sie krank ist und sexuelle Bedürfnisse ihres Partners nicht oder nur teilweise befriedigen kann. Die andere dagegen wird begehrt, weil oder obwohl ihr Körper krank ist, nimmt es aber nicht in Anspruch. Dass Geraldine fleischliche Begierden als Belästigung betrachtet – als ob sie sich ganz im Sinne Judith Butlers von der Fessel der Leiblichkeit und Triebhaftigkeit des Körpers befreien wollte –, unterstreicht wohl das Bedürfnis, ihr Selbstbestimmungsrecht zu verteidigen, besonders dann, wenn es sich auf ihren Körper bezieht.

IV. Fazit

Julia Franck, Elisabeth Reichart und Marlene Streeruwitz liefern mit ihren Protagonistinnen drei unterschiedliche Ausprägungen der weiblichen Sexualität, die sich jedoch auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen: In allen Texten vollzieht sich der Prozess der Emanzipation vom heterosexuellen Imperativ. Francks Protagonistin findet sexuelle Befriedigung in der lesbischen inzestuösen Beziehung zu ihrer älteren Schwester Luise, Streeruwitz weibliche Figur Geraldine meidet sexuelle Kontakte mit ihrem Mann wegen körperlicher Dysfunktionen und Reicharts Ich-Erzählerin lässt sich sexuell auf sich selbst ein. Die von den Autorinnen entworfenen Sexualität und Körperlichkeit setzen demnach einen provokativen Kontrapunkt zu dem Status der so genannten empirischen Frau, d.h. einer Frau, die einen weiblichen Körper, eine weibliche Geschlechtsidentität und eine weibliche, also auf Männer bezogene Sexualität hat, die mit Fortpflanzung verbunden ist.¹⁴ In der kulturellen Matrix, die Form und Bedeutung der Sexualität hervorbringt und reguliert, wird den von Franck, Reichart und Streeruwitz auf die Bühne gesetzten Protagonistinnen kein Subjektstatus zugesprochen. Alle bewegen sich im Bereich des Verworfenen, denn das Unintelligible als konstitutiv verworfenes Außen bezeichnet genau jene „nicht lebbar“ und „bewohnbar“ Zonen des sozialen Lebens, die dennoch dicht bevölkert sind von denjenigen, die nicht den Status des Subjekts genießen, deren Existenz jedoch benötigt wird, um den Bereich des Subjekts einzugrenzen.¹⁵ Julia Franck, Elisabeth Reichart und Marlene Streeruwitz

¹⁴ Vgl. Butler, *Körper vom Gewicht*. 1995, S. 22.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 23.

betreiben eine manifeste Körper- und Sexualpolitik, die das Inzesttabu und das vorgängige Tabu gegen Homosexualität und Sex-Verweigerung als generative Momente der Geschlechtsidentität betrachtet, d.h. als Verbote, die die sexuelle Identität gemäß den kulturell intelligiblen Rastern einer idealisierten Zwangsheterosexualität hervorbringen.¹⁶ Die sexuelle Welt, in der die Protagonistinnen zu Hause sind, ist eine Welt, in der die Körperlüste nicht unmittelbar auf den Sexus als ihre erste Ursache und letzte Bedeutung verweisen. Es handelt sich hier um Lüste, die offenbar die ihnen auferlegte Regulierung überschreiten und den emanzipatorischen Diskurs im Sinne Foucaults in Erscheinung treten lassen. Franck, Reichart und Streeruwitz rufen nämlich mit ihren weiblichen Figuren die Trope der vordiskursiven, libidinösen Mannigfaltigkeit auf, die im Grunde eine Sexualität voraussetzt, die nur darauf wartet, von den Fesseln des Sexus befreit zu werden. Andererseits aber lassen die Autorinnen auch den antiemanzipatorischen Tonfall zu, indem sie implizit auf Regulierungsstrategien verweisen, die die Unintelligibilität ihrer Protagonistinnen fördern. In allen drei Fällen sind die Ausprägungen der weiblichen Sexualität durch den Rückgriff auf die männliche Komponente zu erklären. In *Bäuchlings* wird die inzestuöse homosexuelle Neigung der Ich-Erzählerin vordergründig durch die Abneigung gegen männliche Figuren genährt, die im Grunde keine Hemmungen haben, sowohl die eine als auch die andere Schwester zu verführen. Inzestuöse Beziehungen werden auch von Elisabeth Reichart in *Fotze* thematisiert und als Quelle sexueller Unintelligibilität vermutet, die im erwachsenen Leben zusätzlich durch den Verlust des Wiener Liebhabers gefördert wird, mit dem die Ich-Erzählerin eine besondere Vereinigung gespürt haben sollte. Die Novelle *morire in levitate* von Marlene Streeruwitz bietet ebenfalls die Gelegenheit, weibliche (A)Sexualität als Produkt familiärer Machtverhältnisse zu begreifen. Geraldine ist als Kind weitgehend in das Erziehungs- und Wertesystem der Nazizeit integriert worden. Der überzogene Machtanspruch ihres nazibegeisterten Großvaters hindert sie daran, sich von Vorurteilen und Wertvorstellungen einer männlich dominierten Gesellschaft zu lösen und ihre eigene Identität zu finden. Den gangbaren Boden unter den Füßen verliert sie letztendlich mit dem Tod ihrer Mutter. Seitdem ist sie nicht mehr imstande, sich Orientierungen im sozialen und moralischen Raum zu verschaffen, zumal ihre Mitmenschen – der Großvater und der Vater, „dem der Tod seiner Frau gut getan hat“¹⁷ – versagen, auf eine solche Krise kreativ zu reagieren. Man könnte meinen, dass Francks, Reicharts und Streeruwitz Protagonistinnen ungezwungen jene Lüste genießen können, die frei von dem regulierenden Druck der Kategorie Sexus sind. Diese Lesart erweist sich jedoch als radikale Fehllektüre, die verkennt, dass diese Lüste in das zwar unangesprochene, aber durchgängig wirksame Gesetz eingelassen sind und gerade durch das Gesetz erzeugt werden, dem sie sich angeblich widersetzen.

¹⁶ Vgl. Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. 1991, S. 199.

¹⁷ Streeruwitz, *morire in levitate*. 2004, S. 20.

Abstract

**A review of publications from the last tens of years
allows to state that sexuality in female literature
is one of leitmotivs, life and death alike.**

Without the fear of censors' or prohibitive interferences, contemporary female writers do not conceal their female characters' sexual life, portraying it as permissive, vulgar, physiological or pornographic.

The aim of this article is to present the phenomenology of female carnality with selected works by Julia Franck, Elisabeth Reichart and Marlene Streeruwitz. In this case, concepts such as: sex, lust, pleasure and satisfaction, which break the barrier of silence with reference to female carnality experience, receive special meaning.

Keywords

sexuality, body, lust, pleasure, satisfaction

Roman und Romanheld in der Konzeption von Friedrich Vischer und Michail Bachtin

In der *Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen* (1846–1857) von Friedrich Theodor Vischer nimmt dessen Auffassung des Romans und Romanhelden eine wichtige Stelle ein. In diesem Sinn ist Vischer der Nachfolger von Friedrich Wilhelm Hegel, der den Roman als die moderne bürgerliche Epopöe definiert, wobei „eine der gewöhnlichsten und für den Roman passendsten Kollisionen ist deshalb der Konflikt zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse [...]“¹. Die Evolution des Helden im Bildungsroman hat Hegel als Verwandlung des Subjekts in einen Philister definiert.

Hegel hatte gelehrt, die Geschichte als dialektische Entfaltung der Weltvernunft zu verstehen. Dieser Glaube an die immanente Sinnordnung des Wirklichen brach sich an den Ereignissen der Zeit. Die Tragödie des deutschen liberalen Bürgertums schloss den Zusammenbruch der idealistischen Philosophie mit ein. Vischer entdeckte, dass er sich auf dem falschen Weg befand und sich in Hegels System verfangen hatte. Jetzt hatte die Ästhetik, wie Vischer 1874 in Stuttgart schreibt, ihre Stellung zu den induktiven Wissenschaften zu überdenken, „zur Physik, zur Physiologie, d.h. vor Allem zu der Lehre von den Sinnenfunktionen, und zur Psychologie“. Vischers Ziel ist die Versöhnung von Sein und Schein, von Absolutem und Wirklichem, ein immer wieder schwerer werdendes Unterfangen².

In seiner Ästhetik wollte Vischer die objektiven Gesetze der Kunst als Offenbarung der objektiven Harmonie des Weltganzen darlegen. Es ging ihm um die Normen der Kunst und des Schönen als Erscheinungsnormen des Ideellen, die sich im Einzelkunstwerk zwar immer nur als Spiegelungen sehen und begreifen lassen. Das Kunstwerk birgt das metaphysisch Unendliche und Allgemeine in der durch die Form vervollkommenen Anschaubarkeit des Wirklichen. Es ist die Sprache des Ideellen in dem klärenden Abbild unserer konkreten Wirklichkeit. Das Schöne ist höhere Vermittlung der Idee in der begrenzten Erscheinung³.

„Die Grundlage des modernen Epos, des Romans, ist die erfahrungsmäßig erkannte Wirklichkeit, also die schlechthin nicht mehr mythische, die wunderlose Welt“⁴.

¹ *Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Ästhetik*. Bd. 2. Berlin 1985. S. 452.

² *Otto Borst: Vischers Leben und Werk*. In: *Friedrich Theodor Vischer: Auch Einer*. Eine Reisebekenntenschaft. F/M: Insel Verlag 1987, S. 608.

³ Ebenda, S. 607.

⁴ *Friedrich Theodor Vischer: Ästhetik*. Bd.6. 2. Auflage. München: 1923. S. 176.

Die epische Kunst habe allgemein die Aufgabe, Totalität darzustellen, „ein ganzes Weltbild: ein Nationalleben, ein Zeitalter in der Gesamtheit seiner Zustände, [...] einen Spiegel des Menschenlebens überhaupt, also eine *Totalität*“⁵. Der Roman ist für Vischer die paradigmatische literarische Darstellungsform der „modernen Zeit“ mit ihrer „prosaischen Weltordnung“. Kunst ist für ihn, in der Nachfolge Hegels, die Darstellung der sinnlich erscheinenden Idee. Anders als das alte Epos hat aber der Roman eine Welt darzustellen, in der eine „prosaische Einrichtung der Dinge“ herrscht. Die moderne Wirklichkeit ist unpoetisch, ja kunstfeindlich, weil sie abstrakt, entfremdet und langweilig geworden ist.

Das Wirklichkeitsbild als ein chaotisches Gewirr aus permanent missglückenden Figurenhandlungen, unterscheidet Vischer in der Ästhetik von Hegel. Dieses Wirklichkeitsbild konstatiert den Gegensatz zwischen den subjektiven „Idealen und dem unendlichen Rechte des Herzens“ einerseits und der „bestehenden Ordnung und Prosa der Wirklichkeit“ andererseits. Dieser Gegensatz wird zugunsten der prosaischen Ordnung entschieden, die sich in die „feste sichere Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft und des Staats“ einfügen müsse. Nicht die gegebenen Zustände der modernen Gesellschaft, sondern nur noch die Kunst manifestiert die Existenz einer verborgenen vernünftigen Ordnung der disparaten Wirklichkeit.

Der 1878 erschienen Roman *Auch Einer* könnte als humoriger Kommentar zum Alltag interpretiert werden⁶. Vischer wollte erziehen, er wollte wirken. Die Methode (das Predigen) und das Ziel (zum Höheren hinaufführen) blieben dabei ganz wesentlich von seiner Abkunft bestimmt. Vischers Ziel ist das Ideale in der künstlerischen Form des Romans verkörpern, wobei der Roman eine Reihe von bestimmten Merkmalen enthalten soll.

Erstens ist es die Verlegung der Handlung in die Vergangenheit, „wo die Prosa noch nicht oder nur wenig Meisterin der Zustände war“. Diese Möglichkeit hat Vischer in seinem Roman mit der eingebauten Pfahldorfgeschichte genutzt. Zweitens „die Aufsuchung der grünen Stellen mitten in der eingetretenen Prosa“, nämlich besondere Zeitumstände wie Revolutionen oder Randgruppen der bürgerlichen Gesellschaft wie Adlige, Künstler, Zigeuner oder Räuber. In der Tat schildern im Roman sowohl die Rahmengeschichte des Albert Einhart wie auch die eingebettete Pfahldorfgeschichte die Zeiten des revolutionären Umbruchs zwischen 1848 und 1870/1871. Drittens die Thematisierung des Privaten und Individuellen angesichts der „wachsenden Vertrocknung des öffentlichen“. Die führt zu einem „Konflikte der inneren Lebendigkeit mit der Härte der äußeren Welt“, was auch eines der leitmotivisch wiederkehrenden Themen des Tagebuchs Einharts ist.

⁵ Ebenda, S. 137.

⁶ Die Rezeption des spät geschriebenen einzigen Roman des Stuttgarter Ästhetikprofessors war von Beginn an zwiespältig. Das Buch erreichte bis 1920 immerhin das 116. Auflagetausend und brachte es zu einer Feldausgabe für die deutschen Soldaten des Ersten Weltkrieges. Erst Ende der zwanziger Jahre verlor es an Beliebtheit und ist seitdem nur noch Gegenstand bescheidenen akademischen Interesses. In: *Matias Martinez: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 109.

Eine vierte Möglichkeit der Etablierung des Idealen im prosaischen Material der modernen Wirklichkeit ist für Vischers Roman besonders einschlägig: Die „Reservierung gewisser offenen Stellen, wo ein Ahnungsvolles, Ungewöhnliches durchbricht“. Vischer weist diesen psychischen Erscheinungen eine kompensierende Rolle zu: Solche psychisch mystischen Motive sind eine Art von Surrogat für den verlorenen Mythos. Was also früher die objektive Wirkung des Übernatürlichen war, ist nunmehr die Manifestation abgründigen Seelenlebens⁷.

Vischers Romankonzeption enthält wichtigste Knotenpunkte, die wir auch in der Romankonzeption des russischen Literaturwissenschaftlers Michail Bachtin (1895–1975) aufweisen können. Bachtin nennt drei Merkmale des Romans: 1) Stilistische Drei-Dimensionalität, die mit dem multisprachlichen Bewusstsein verbunden ist, 2) Die Veränderung der zeitlichen Koordinaten des literarischen Helden im Roman, 3) Eine neue Konstruktionszone des literarischen Helden, die Zone des maximalen Kontakts mit der Gegenwart in seiner Unvollendetheit. Wenn bei Vischer die Merkmale des Romans von seiner ästhetischen Aufgabe (die Wirklichkeit zu poetisieren) bestimmt sind, so sind bei Bachtin die Merkmale des Romans selbst der Gattung immanent. Bei Vischer wurzeln diese Merkmale in der romantischen Ästhetik: Vorliebe zur Vergangenheit, außergewöhnlicher Held in außergewöhnlichen Umständen, Interesse zum Individuellen und zur inneren Welt der Person und zum Ungewöhnlichem, wobei das Ungewöhnliche nicht immer das Erhabene, sondern sehr oft das Komische ist. Der Mythos als das Übernatürliche verwandelt sich bei Vischer in verborgenes Seelenleben, das Überpersönliche ins Persönliche.

Dieselbe Funktion erfüllt bei Michail Bachtin die Verwandlung des Epos in den Roman. Die Überwindung des Epos durch den Roman bedeutet für Bachtin einen wirklichen Fortschritt der Menschheit⁸. Der Epos ist in der Vergangenheit angesiedelt, die keine Verbindung zur zeitgenössischen Gesellschaft besitzt. Der Roman bezieht sich auf die unabgeschlossene Gegenwart. Charakteristisch für den Roman ist, dass er „keiner seinen Spielarten die Möglichkeit gibt, sich zu stabilisieren“⁹. Der Roman ist eine werdende Gattung, in der epischen Welt hingegen gibt es keinen Raum für das Unabgeschlossene und Ungelöste. Während der Held des Epos in seiner Rolle aufgeht, gesteht der Roman seinen Figuren Charaktereigenschaften zu, die nicht durch ihre dramatische Funktion determiniert sind. In ihnen scheint die Zufälligkeit der menschlichen Schicksale, aber auch die Freiheit der modernen Person auf¹⁰. Wenn bei Vischer die Verwandlung des Überpersönlichen (Mythos) ins Persönliche (Roman) durch die romantische Ästhetik bedingt ist, wird das Epos bei Bachtin mit dem totalitären Universum identifiziert, weil das Epos „nur ein Wort, eine Wahrheit

⁷ *Matias Martinez*: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 113-114.

⁸ *Matthias Bauer*: Romantheorie. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler Verlag 1997. S. 152.

⁹ *Michail Bachtin*: Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik. Frankfurt/Main: 1989. S. 213.

¹⁰ *Matthias Bauer*: Romantheorie. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler Verlag 1997. S. 153.

und einen Sinn gibt“¹¹. Die Konzeption des polyphonen Romans bei Bachtin kann in diesem Sinn als eine Art Überwindung des totalitären Systems gelten.

Wie bei Bachtin, als auch bei Vischer ist der Roman eine synthetische Gattung. Bei Bachtin parodiert der Roman die anderen Gattungen, enthüllt die Konvention ihre Formen und sprachlichen Mittel, verdrängt jene Gattungen, führt diese in seine Konstruktion ein und gibt diesen Gattungen einen neuen Sinn. Vischers Roman *Auch Einer* setzt sich zudem aus verschiedenen Erzählsituationen zusammen. Überhaupt treffen vermischt humoristische und groteske Elemente mit pathetischen, philosophisch-essayistischen und lyrischen Passagen, Reisebeschreibungen und Aphorismen zusammen.

Man hat von den drei Textsorten auszugehen, aus denen der Roman zusammengesetzt ist. Erstens der erzähllogisch übergeordnete Bericht des namenlosen Ich-Erzählers von seiner Begegnung mit A.E. und von seinen späteren Nachforschungen über das Schicksal seiner „Reisebekanntschaft“ – der Erzählform nach ein Ich-Roman, thematisch eine Reiseroman. Zweitens die eingeschobene längere „Pfahldorfgeschichte“: *Der Besuch*, die der Erzähler von A.E., ihrem Autor, zugeschickt bekommt – eine auktorial erzählte historische Novelle. Nach einer Wiederaufnahme des Erzählerberichts nehmen schließlich Auszüge aus A.E.s Tagebuch den letzten Teil des Romans ein, kurz unterbrochen und beendet durch Bemerkungen des Ich-Erzählers. In jeder dieser drei Textsorten (Ich-Roman, Novelle und Tagebuch) ist das Geschehen unterschiedlich motiviert.

Ein gutes Drittel des Romans nimmt A.E.s Tagebuch ein. Die Tagebuchform ist zunächst durch die subjektive Fokalisierung der Darstellung bestimmt. Das Tagebuch identifiziert jedoch nicht nur die Perspektive der Darstellung mit derjenigen des Schreibenden, sondern bindet (im Unterschied zur Autobiographie) in der Regel auch den Zeitpunkt, von dem erzählt wird, an die unmittelbare Vergangenheit. Anders als die auktoriale Pfahldorfgeschichte und die Ich-Rahmenhandlung beschreibt A.E.s Tagebuch sein Leben nicht aus einer größeren zeitlichen Distanz, sondern hält Tag für Tag das gerade ablaufende Geschehen fest. Auch ein Tagebuch selektiert die Menge der Ereignisse und intendiert sie in narrative Schemata¹².

A.E.s Tagebuch enthält eine bunte Reihe von meist kurzen Einzelbeobachtungen, Aphorismen, Selbstbetrachtungen und politischen, philosophischen, literarischen und kulturkritischen Gedanken, die weder eine bestimmte einheitliche Färbung in Stil, Schilderung und in Charakteristik aufweisen, noch sich zu einem narrativen Ganzen fügen. Die Geschichte A.E.s findet ihren Abschluss nicht in dem Tagebuch, sondern in der Mitteilung seines Todes durch den Rahmenerzähler. Die formale Ziellosigkeit des Tagebuchs entspricht dem vom böartigen Zufall zerstörten Leben A.E.s. Nicht göttliche Providenz, Liebe oder Kunst dienen hier als sinnstiftende, schema- und zielsetzende Motivierungsquellen, sondern die patriotische Identifikation mit der Sache der Nation. A.E. bezeichnet den Sieg von Sedan sogar als Ziel des „Weltgeistes“. Der

¹¹ Karel Chvatik: *Mensch und Struktur*, Kapitel aus der neostrukturalen Ästhetik. Frankfurt/Main: 1987. S. 229.

¹² Matias Martinez: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 144.

narrative Abschluss des Romans, der das Ende des Geschehens zugleich auch als ästhetisch motiviertes Ziel begründen könnte, stammt nicht aus der narrativen Struktur, sondern ist aus dem historischen Hintergrund des Romans herangezogen¹³.

Für Vischers Romankonzeption spielt der Zufall eine große Rolle, da er den gewöhnlichen Gang der Dinge in der Romanhandlung unterbricht. Für Vischer ist dies der gewöhnliche Weg, in der Literatur die Prosa des modernen Alltags zu poetisieren. Der unwahrscheinliche Zufall führt im modernen Roman das herbei, was früher durch das Wunder bewerkstelligt wurde: die „unwahre Leichtigkeit“ eines von keiner Kontingenz gestörten narrativen Zusammenhanges¹⁴. So entwickelt Vischer seine Auffassung vom Zufall als Bedingung der Möglichkeit ästhetischer Darstellung überhaupt.

In der Kunst hat sich die dem Werk zugrundeliegende Idee „in einem Einzelnen, das als solches ein räumlich und zeitlich begrenztes endliches Wesen ist“ zu verwirklichen¹⁵. Dieses Einzelne (konkrete Bestimmungen von Handlung, Ort, Zeit, Figuren etc.) muss wahrscheinlich sein, damit die Idee, deren Ausdruck es ist, nicht bloß abstrakte Setzung, sondern als reale Möglichkeit angesehen werden kann. Damit aber etwas als wahrscheinlich erscheint, muss es ein charakteristisches Merkmal der Wirklichkeit aufweisen. Wirkliches entzieht sich der Verfügbarkeit und Manipulation, es manifestiert seine Wirklichkeit im unvorhersehbaren Widerstand, den der Handelnde beim Versuch der Verwirklichung seiner Intentionen erfährt. Die Widerständigkeit des Faktischen als Kennzeichen von Wirklichkeit bezeichnet Vischer nun als Zufall. Will die Kunst die Idee sinnlich anschaulich machen, muss sie den inkommensurablen Zufall in ihre Darstellung integrieren¹⁶.

Vischer unterscheidet zwischen dem für jedes gelungene Kunstwerk notwendigen, „wesentlichen“ Zufall einerseits und einem „unästhetischen“ Zufall andererseits. Dieser zweite, unästhetische Zufall ist der „Zufall im Zufall“. Ein Tod in einem „gewollten Kampf“ ist ästhetisch, „denn er gehört zum Ganzen dieses Kampfes“. Wenn ein würdiger Redner eine Versammlung zu einem großen Werke begeistern will und ein Schnupfen hindert ihn, dies ist ein unästhetischer Zufall¹⁷. Kein Erzählmotiv (Zufall) ist von seiner Substanz her narrativ „gut“ oder „schlecht“, sondern nur aufgrund seiner kontextuellen Position, wie er in den Zusammenhang des ästhetischen Ganzen eingebettet ist. Je nachdem, ob das zufällige Geschehen für das Ganze funktionalisiert werden kann oder nicht, handelt es sich um einen ästhetisch funktionalen oder dysfunktionalen Zufall. Im Prinzip ist jeder Zufall ästhetisch verwertbar. Das Kriterium für die ästhetisch-narrative Integrierbarkeit eines Handlungselements sind Sinn und Zusammenhang. Sinn und Zusammenhang sind als Produkt einer gesetz-

¹³ Ebenda, S. 147.

¹⁴ Ebenda, S. 115.

¹⁵ *Friedrich Theodor Vischer: Ästhetik*. Bd.1. 2. Auflage. München: 1923. S. 94. Oder: Zitiert nach: *Matias Martinez: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 116.

¹⁶ *Matias Martinez: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 116-117.

¹⁷ Ebenda, S. 117.

haften Regelmäßigkeit zu verstehen. Das gilt für Gegenstände und Individuen ebenso wie für Abläufe. „Jedem Ding steht ein ewiger Begriff vor, der in dem unendlichen Verstande entworfen ist, die Natur als schaffende Wissenschaft verkörpert ihn. Zu diesem Kerne der Natur, zu diesem im Innern der Dinge wirksamen, durch Form und Gestalt redenden Naturgeist muss der Künstler durchdringen“¹⁸. Ein wohlgebildeter Mensch trägt den Sinn in sich, die Gattung Mensch korrekt zu verkörpern. Ein buckli-ger Mensch hingegen ist eine „Trübung“ der „Idee“ oder „Gattung“ Mensch.

Zweck (Sinn) wird von Vischer als kontradiktorischer Gegenbegriff zum Zufall eingeführt: Ein zufälliges Ereignis ist eines, das nicht als Zweck erklärt werden kann. Ein „Zweck“ wiederum liegt dann vor, wenn das Ereignis Resultat einer Handlung, d.h. einer erfolgreich ausgeführten Absicht ist. Als Resultat einer Handlung hat ein Ereignis „Sinn“, während ein zufälliges Ereignis sinnlos (weil zwecklos) ist¹⁹.

Der integrationsstiftende Akt, durch den ein Kunstwerk aus der heterogenen Menge seiner Einzelteile erst ästhetische Einheit gewinnt, besteht in der „Aufhebung der Zufalls“. Dem Kunstwerk wird damit ein prozessualer Charakter zugesprochen. Die erzählte Welt muss den Prozess darstellen, wie zufällige Ereignisse in einen sinnvollen Zusammenhang integriert werden. Erstens erscheint der Zufall als eine Bedingung der Möglichkeit künstlerischer Darstellung überhaupt, insofern er (als „Besonderes“) die konkrete Manifestation der abstrakten „Idee“ oder „Gattung“ im „Einzelnen“ ermöglicht. Zweitens dient der (glückliche, passende) Zufall als „Rächer des lebendigen Menschen an der Prosa der Zustände“. Drittens ist der narrative Zufall ein kontradiktorischer Gegenbegriff zu „Sinn“ oder Zusammenhang. Dieser „unästhetische“ Zufall oder „Zufall im Zufall“ produziert einen Realitätseffekt, ist Indikator der Widerständigkeit des Faktischen; eben dadurch zerstört er aber auch den ästhetischen Zusammenhang des Geschehens und gefährdet den Kunstcharakter der Erzählung²⁰.

Der Aufbau eines sinnvollen Gesamtgeschehens ist durch den Zufall unmöglich. Jeder Zufall kann prinzipiell in ein ästhetisches Ganzes eingebaut werden. Sogar ein „roher Zufall“ wird im übergeordneten Roman „Auch Einer“ zum legitimen Zufall, indem er im Zusammenhang des Komischen ästhetisch funktionalisiert wird.

Eine höhere Stufe der Integration des schlechten Zufalls in einen komischen Zusammenhang demonstriert A.E. anhand der Wilhelm-Tell-Geschichte. A.E. improvisiert für den zuhörenden Ich-Erzähler eine „verbesserte“ Version, der es, der Weltanschauung ihres Urhebers gemäß, an Zufällen und Fehlleistungen nicht mangelt: Tell rutscht am Ende der Fahrt über den Zürcher See auf regennasser Felsplatte aus, bekommt von Geßlers Schergen den Hintern versohlt (was besonders schmerzt, weil Tells Hosen „durch die Nässe gespannt sind“, erkältet sich bei dieser Aktion, verrät sich später durch heftiges Niesen, so dass der Anschlag auf Geßler missglückt; schließlich flieht Tell nach Wien, lässt sich dort unter falschem Namen als Schreiner nieder

¹⁸ Friedrich Theodor Vischer: *Ästhetik*. Bd.1. 2. Auflage. München: 1923. S. 134. Oder: Ebenda, S. 118.

¹⁹ Matias Martinez: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 119.

²⁰ Matias Martinez: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 120-121.

und lebt dort „wehmütig zufrieden“ bis an sein Ende. Die disparaten Missgeschicke Tells fügen sich zum narrativen Zusammenhang einer komischen Geschichte. Der Realitätseffekt der widerspenstigen Kleinigkeiten entsteht ja gerade dadurch, dass sie im Handlungszusammenhang funktionslos sind, indem sie vorübergehend den Gang der Ereignisse vom intendierten Handlungsschema abweichen lassen. Diese Abweichungen sind im Kontext des Komischen intendiert; sie haben die Funktion der relativen Funktionslosigkeit. Die Zerstörung von Zusammenhang im Mikrobereich einzelner Episoden oder Motive führt in der Makrostruktur der Handlung zum Zusammenhang des Komischen. Zerstörung von Sinn bewirkt der „unästhetische Zufall“. Sobald er als Teil der Makrostruktur einer (komischen) Handlung verstanden wird, erhält er einen (komischen) Sinn.

Komische Literatur gönnt „dem Zufall einen ganz anderen Spielraum [...] als das Erhabene“, oder das einfache Schöne und lässt nicht nur den „ästhetischen Zufall“, sondern sogar die Form des „störenden Zufalls“ ein²¹. Das Komische ist in Vischers Ästhetik in allen ästhetischen Grundformen diejenige, die der Kontingenz des Wirklichen und damit der prosaischen Wirklichkeit am nächsten steht, in diesem Sinne also den stärksten Realismus gestattet. Das komische Kunstwerk muss, um Kunstwerk zu bleiben, die reine Hässlichkeit des sinnlosen Übels aufheben und es auf besondere Weise in den künstlerischen Funktionszusammenhang integrieren. Das geschieht im obligatorischen glücklichen Ausgang der komischen Handlung (happy ending)²².

Der Effekt des Komischen kommt dadurch zustande, dass ein zufälliges Missgeschick im Betrachter den Eindruck erweckt, als ob es doch die Wirkung einer Absicht (das Ergebnis einer Handlung) sei. Das Komische ist die ästhetische Kaschierung der hässlichen Wirklichkeit.

In der Romankonzeption von Michail Bachtin ist das Komische sehr eng mit dem Karneval verbunden. Der Handlungsort des Karnevals ist der Marktplatz, an dem die Maskenumzüge zusammenlaufen. Auf dem Marktplatz regiert der Narrenkönig die verkehrte Welt. Das tolle Treiben, das maßlose Essen und Trinken, das Ausleben der Sexualtriebe, die Geste der Entblößung und die Erniedrigung alles Erhabenen werden auf die Spitze getrieben. Der Narrenkönig spielt im Karneval noch eine Rolle, er ist auch Sündenbock. Offenbar ist Bachtins Karneval ein idealtypisches Konzept mit kompensatorischen Funktionen. Die Lachkultur ist in ihrer Disziplinlosigkeit zunächst einmal ein Gegenmodell zum stalinistischen Terrorregime, ebenso wie zu jedem autoritären Regime. Im Karneval gibt es keine Trennung zwischen Zuschauern und Mitspielern; das tolle Treiben läuft auf eine restlose Vereinnahmung des einzelnen durch das enthemmte Kollektiv hinaus²³. Sowohl bei Vischer als auch bei Bachtin erfüllt das Komische eine ästhetische Funktion, nur ist die bei Bachtin durch ideologische Schichtungen erschwert.

²¹ *Friedrich Theodor Vischer: Ästhetik. Bd.1. 2. Auflage. München: 1923. S. 119.*

²² *Matias Martinez: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 121.*

²³ *Michail Bachtin: Rabelais und seine Welt, Volkskultur als Gegenkultur. Frankfurt/Main: 1987. S. 511.*

Das Komische ist in der Romankonzeption von Vischer durch die „Tücke des Objekts“ bedingt. Die Welt ist von unglücklichen Missgeschicken und Zufällen so stark dominiert, dass die unwahrscheinliche Häufung unglücklicher Zufälle nur als die Ränke eines böswilligen Geistes erklärbar scheint. Der Ich-Erzähler lernt auf einer Reise durch die Schweiz den merkwürdigen A.E. kennen, der ihm sein Leid klagt. Er fühlt sich von banalen Objekten wie Knöpfen, Knäueln, Lorgnettenschnüren, Brillengläsern, Uhren, Hacken, Armlöchern, Schlüsseln, Leuchtern, Papieren, Bleistiften, Schreibfedern, Tintenfassern, Zigarren, Gläsern und Lampen nicht nur geplagt, sondern geradezu verfolgt. Diese Gegenstände sind unauffindbar, wenn man sie dringend benötigt, stören, wenn man sie nicht gebrauchen kann, versagen, wenn man sie benutzen muss. Neben solchen „äußeren Teufeln“, wie A.E. sie nennt, treten noch „innere“, von der Person selbst ausgehende, die in psychischer Form von Vergesslichkeiten, Zerstreutheiten und Irrtümern wohlgemeinte Intentionen zunichte machen. Der beabsichtigte und erwartete Lauf der Dinge tritt wegen dieser störenden Zufälle sehr häufig nicht ein – gerade auch in dem Bereich, der normalerweise besonders geregelt, vorhersehbar und durch Handlungen erfolgreich steuerbar ist, nämlich im Bereich der banalen automatisierten Alltagshandlungen, beim Anziehen, Rasieren, Essen, Schreiben, Kofferpacken, Spaziergehen, Schlafen. Im Fall des A.E. aber breitet sich der störende Zufall dort aus, wo der bürgerliche Mensch des 19. Jahrhunderts heimisch ist, in Diensträumen, Wohnstuben, Schlafzimmern, Speiseräumen, Boudoirs²⁴.

A.E. begeht eine auffällig große Menge von Fehlleistungen. Seine Unglücke, Missgeschicke, Versehen, Versprecher und sonstigen Symptomhandlungen stellen einen Katalog vielfältigster Möglichkeiten von Fehlleistungen auf. Die Missgeschicke A.E. können als Ausdruck verborgener psychischer Mechanismen interpretiert werden. Für diese Sicht gibt es im Text einige versteckte Hinweise.

So führt das „Bagatell“ mit maliziöser Pünktlichkeit in besonders exponierten Situationen peinliche Missgeschicke herbei. Mitten in einer pathetischen Parlamentsrede des Abgeordneten A.E. überschlägt seine Stimme und bringt zur allgemeinen Belustigung nur noch „lächerlich hohe Fisteltöne“ hervor. Während eines opulenten Hochzeitmahles verhakt sich einer der Rockknöpfe des Ehrengastes A.E. an einer überreich mit Speisen beladenen Platte und reißt sie auf das weiße Hochzeitskleid der Braut. Als A.E. vor den Augen einer Reisegesellschaft einen frechen Widersacher zur Rede gestellt hat und in majestätischer Empörung aus dem fahrenden Reisewagen steigen will, bleibt er am Tritt hängen und fällt unter dem Gespött seines schadenfrohen Gegners in den Straßenstaub. Die Tücke des Objekts wird von A.E. auch als Erklärung für schwere gesundheitliche Defekte benutzt. A.E.s physische und psychische Gesundheit ist generell labil, er leidet unter „Nervenfieber“, Depressionen, ja sogar massiven Wahnzuständen unter einer endlosen Folge von fiebrigen Katarrhen. Die Katarrhe sind mit anderen Worten Produkte der Tücke des Objekts. „Das Unbewusste“ verstrickt sich in „das Erhabene des Subjekts“, wenn es komisch wird²⁵.

²⁴ *Matias Martinez*: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 126.

²⁵ *Matias Martinez*: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 129.

Auch im Beruf leidet A.E. unter der Tücke des Objekts. „Haarscharf streng war der Mann in der Ordnung des Dienstes, ein Minos und Rhadament gegen rohe und frivole Willkürerzesse, gegen alles, was nach Zuchtlosigkeit aussah“²⁶. Doch führt ein unglücklicher Zufall dazu, dass sich der Musterbeamte A.E. bei der vorgesetzten Behörde unbeliebt macht, was schließlich zu seiner Entlassung führt. A.E. wirft einen Hund aus dem Fenster und einem unbeteiligten Passanten an den Kopf, der „zufällig ein Ministerialrat und Abteilungschef im Ministerium des Innern“ ist. Der überkorrekte, für die allgemeine Ordnung zuständige Verwaltungsbeamte wird Opfer der chaotischen, bössartigen Wirkungen permanenter Missgeschicke.

Auch das patriotische Bemühen A.E. leidet unter der Tücke des Objekts. Das Überschlagen der Stimme während einer Rede macht ihn als Parlamentsabgeordneten lächerlich und beendet seine politische Karriere. Cordelia fordert A.E. auf, sich im Kampf gegen Dänemark um Schleswig-Holstein zu engagieren, doch schon in der ersten Schlacht bei Bau im April 1848 verursacht ein „Koboldstreich der Dämonen“ bei A.E. eine Ladehemmung, er wird verletzt und muss nach Hause zurückziehen. Schließlich verhindert ein unglücklicher Sturz vom Pferd auch seine ersehnte Teilnahme am deutsch-französischen Krieg.

Die Tücke des Objekts ist für A.E. weiblich, ist vom „Urweib“ verursacht. A.E. bemerkt, dass Frauen eine besondere Affinität zum alltäglichen Chaos besitzen: „ein Weib ist fähig, über einen Schrank einen Teppich so zu legen, dass er über die oberste Schublade überhängt und so oft diese gezogen und geschlossen wird, sich einklemmt! [...] das Weib hat Zeit für den Kampf mit dem Racker Objekt, sie lebt in diesem Kampf, er ist ihr Element“²⁷. Da A.E. das unvernünftige Chaos der blinden Natur mit dem Weiblichen identifiziert, übertragen sich auch die Aversionen, die A.E. gegen die ihn ständig quälende Tücke des Objekts entwickelt, auf die Frauen. „Auch Einer“ enthält zahlreiche sexistische und misogynen Bemerkungen. „Frauen sind die Schützerinnen der Unlogik“- steht in A.E.s Tagebuch²⁸. Die Frauenfiguren im Roman sind als schematischer Gegensatz von Heiliger und Hure zu erkennen. Dieser Gegensatz bestimmt die beiden wichtigsten Frauengestalten: die jungfräuliche „femme fragile“ Cordelia und die erotisch-intellektuelle „femme fatale“ Goldrun. A.E. verliebt sich nacheinander in beide Frauen, es gelingt ihm jedoch nicht, eine der beiden zu gewinnen, obwohl Goldrun unverheiratet und Cordelia verwitwet ist. A.E. entsagt der „reinen“ Cordelia und tötet Goldrun durch den Dolch, nach der Entdeckung, dass sie mit dem verstorbenen Professor Dyring sexuell verkehrt hatte.

Der Endlose Kampf mit der Tücke des Objekts weist A.E. als neurotischen Zwangscharakter aus. Der Romanheld erfüllt in Vischers Romankonzeption eine Vermittlungsfunktion. „Der Romanheld nun heißt wirklich nur in ironischem Sinne so, da er eigentlich nicht handelt, sondern wesentlich der mehr unselbstständige, nur verarbeitende Mittelpunkt ist, in welchem die Bedingungen des Weltlebens, die leitenden Mächte der Kultursumme einer Zeit, die Maximen der Gesellschaft, die Wirkungen

²⁶ *Friedrich Theodor Vischer*: Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. F/M: Insel Verlag 1987. S. 300.

²⁷ Ebenda., S. 20.

²⁸ Ebenda., S. 450.

der Verhältnisse zusammenlaufen²⁹. Der Held verkörpert in Vischers Konzeption eine bestimmte kulturelle Erfahrung und ist ein Objekt des Autorwortes einerseits und ein Subjekt des eigenen Wortes andererseits.

Sehr ähnlich funktioniert der Held in der polyphonen Romankonzeption von Michail Bachtin. Der Autor eines polyphonen Romans inszeniert einen Dialog, in den er selbst einbezogen ist, wobei die Figuren mit einem eigenen Stimmrecht ausgestattet werden. Der polyphone Roman schildert die Figurenschwierigkeiten, sich angesichts der Vielzahl einander widersprechenden Meinungen eine eigene Überzeugung zu bilden. Das literarische Vorbild für den polyphonen Roman ist nicht das homerische Epos, sondern der sokratische Dialog und die menippeische Satire³⁰. Der polyphone Roman ist zwar durch und durch dialogisch, er repräsentiert die soziale Stimmen-, Rede- und Sprachenvielfalt aber nur im Rahmen einer bestimmten historischen Situation, nicht im Wechsel der Generationen. Charakteristisch für den polyphonen Roman ist in erster Linie, „dass der Autor nicht über, sondern mit dem Helden spricht“³¹. Sein Leitmotiv besteht in der Unabschließbarkeit des sozialen Dialogs. Ausschlaggebend für jene Mehrstimmigkeit, die Bachtin im Sinn hatte, ist jedoch nicht die phraseologische, sondern die ideologische Differenzierung der einzelnen Figuren. Das autoritäre Wort zielt auf die Unterwerfung des einzelnen unter eine fremde Stimme und ihren Monolog. Das Prinzip der Dialogizität im polyphonen Roman ruiniert dieses Modell und schafft statt dessen einen kreativen Austausch auf der Beziehungsebene von Autor und Held. Wenn bei Vischer der Held ein Mittelpunkt ist, in dem sich die verschiedenen ideologischen Perspektiven durchkreuzen, ist bei Bachtin der Held in der Dialogizität des Romans eingefügt, um dieselbe Funktion zu erfüllen. Doch bei Bachtin kann die Dialogizität als Gegensatz zur Monologisierung, die totalitäre Züge enthält, interpretiert werden. Andererseits ist die Dialogizität bei Bachtin ein Versuch, das Subjektive und Objektive innerhalb des Romans als gleichwertige Instanzen zu vereinigen.

In diesem Sinn können wir wieder Parallelen zu Vischers Romankonzeption bemerken. Vischer verlangt im zweiten Band seiner Ästhetik, „dass die Subjektivität wahrhaft in sich zurück und wahrhaft in die Objektivität eingeführt, und ebenso, dass die Individualität als lebendiges Glied eines vernünftigen und verbürgten Organismus gesetzt werden soll“, fügt aber hinzu: „Beides ist bis jetzt unvollkommen geleistet“³². Die Welt ist ein Chaos, die Natur „ein allgemeines Wechselsystem“³³. Das ist eine auf den Kopf gestellte Theodizee: die allgemeine perfekte Unordnung beweist die Existenz eines (perfides) Schöpfers – eine radikale Parodie des christlichen Glaubens an die Harmonie der Schöpfung. Diese Parodie kulminiert in A.E.s Worten: „Und Gott sprach: es werde! Und der Katarrh ward“³⁴. A.E. hat versucht, das wirre Chaos der banalen Missgeschicke zu systematisieren, aber ihm ist nicht gelungen, sein System fertigzustellen.

²⁹ *Friedrich Theodor Vischer*: Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. München 1923. S. 180.

³⁰ *Michail Bachtin*: Probleme der Poetik Dostojewskijs. München: 1971. S. 125.

³¹ Ebenda, S. 72.

³² *Friedrich Theodor Vischer*: Ästhetik. Bd.2. 2. Auflage. München: 1923. S. 320.

³³ *Friedrich Theodor Vischer*: Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. F/M: Insel Verlag 1987. S. 71.

³⁴ Ebenda., S. 59.

A.E. ist aber nicht ein bloßer Funktionsträger innerhalb eines kodifizierten narrativen Schemas, sondern ein mehrschichtiger Charakter. Diese merkwürdige Mischung von Merkmalen eines „flat“ und eines „round character“ in der Figur des A.E. ist Folge des komplexen, verschiedene Textsorten kombinierenden Romanaufbaus. In vielen Episoden des Romans stellt A.E. mit seinen Fehlleistungen als „flat character“ eine komische Figur dar.

Die eigenständigen „Züge“ des „round character“ gewinnt A.E. dann, wenn man den „Kampf mit dem Racker Objekt“ psychologisch ernst nimmt und ihn mit Bezug auf eine tiefenpsychologische Theorie der Fehlleistungen interpretiert³⁵. Doch als „round character“ erscheint er nicht komisch, sondern unglücklich-tragisch; insbesondere sein Ende (er stirbt am Messerstich eines tierquälerischen Fuhrmanns) ist weder komisch noch glücklich. Die Heterogenität, die sich in der formalen Zwiespältigkeit der Hauptfigur (zwischen „flat“ und „round“ charakter) zeigt, bestimmt auch den Aufbau des Romans insgesamt.

In der formalen Offenheit ist der Roman „Auch Einer“ ein Vorläufer der literarischen Moderne. Die Merkmale seiner Modernität sind narrative Verfahren und Strukturen: er enthält inneren Monolog, essayistische Epik, Stilmittel der Groteske sowie eine perspektivisch gebrochene Darstellungsweise der Zentralgestalt und weist die Struktur eines Doppelromans auf³⁶. Die literarische Moderne ist ein gesamt-europäisches Phänomen mit einem Merkmal, das sie gegenüber der anderen Epochen zur spezifischen macht: die vorherrschende Unverständlichkeit ihrer Texte³⁷. Die Symptome solcher Unverständlichkeit lassen sich für die deutschsprachige Literatur als Tendenz zur Isolierung der Lexeme und als Verzicht auf inhaltslogische Zusammenhänge formulieren. Die Nicht-Paraphrasierbarkeit der Texte erweist sich als unverständlich³⁸. Die wissenschaftliche Konzentrierung auf Einzelfakten führt in der Literatur zu einer stärker werdenden Isolierung einzelner Lexeme. Deutlich persifliert Vischer die Annotationstechnik der historischen Romane. Die Anfänge der historisch-positivistischen Orientierung des literarischen Verfahrens sind besonders am historischen Roman abzulesen. Merkmale dieses Verfahrens sind zunächst Aufzählungen, Vollständigkeitstendenz, Detailtreue, differenzierte exakte Benennungen. In diesem Zusammenhang sollen wir den „Speisezettel“ aus der „Pfahldorfgeschichte“ erwähnen. In der Folgezeit verselbständigen sich die ursprünglich historisch verstandenen Einzelfakten in zunehmenden Maße. Die daraus entstehende Autonomie der Lexeme setzt deren Gleichwertigkeit und somit ihre Entwertung voraus. Daraus ergibt sich eine Art Lizenz zur freien Verfügbarkeit der Diskurselemente außerhalb ihres ursprüngli-

³⁵ *Matias Martinez*: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 127.

³⁶ *Matias Martinez*: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht 1996. S. 111.

³⁷ *Gotthart Wunberg*: Unverständlichkeit. Historismus und literarische Moderne. In: Hofmannsthal Jahrbuch 1/1993 zur Europäischen Moderne (Hg.) Gerhard Neumann, Ursula Renner, Günter Schnitzler und Gotthart Wunberg. Rombach Verlag: Freiburg 1993. S. 309.

³⁸ Ebenda, S. 311.

chen, nicht länger garantierten Sinnzusammenhangs. Die Unverständlichkeit moderner Texte ist die radikale Folge³⁹.

Die Romankonzeption bei Friedrich Theodor Vischer enthält ähnliche Merkmale im Vergleich zum Michail Bachtins Romankonzeption. Die Verwandlung des Überpersönlichen ins Persönliche, die sich im Roman vollzieht, ist bei Bachtin im Unterschied zu Vischer mit der Ideologiekritik des totalitären Systems beschwert. Die ästhetische Funktion des Komischen ist bei russischen Literaturwissenschaftler mit der zusätzlichen Funktion, eine Alternative der persönlichen Freiheit in der sowjetischen Gesellschaft auszuarbeiten, belastet. Diese Alternative der persönlichen Freiheit realisiert sich im Raum des Karnevals. Wenn bei Vischer der Held der Mittelpunkt von verschiedenen kulturellen Perspektiven ist, so betrachtet Bachtin den Held als Objekt des Autorenwortes und als Subjekt des eigenen Wortes. Die Mehrdeutigkeit des Helden ist bei Vischer durch die Durchkreuzung kultureller Perspektiven, bei Bachtin durch die Dialogizität des Romans bedingt. So können wir die Schlussfolgerung ziehen, dass die Unterschiede zwischen Vischers und Bachtins Romankonzeption nicht auf dem ästhetischen, sondern auf dem ideologischen Gebiet liegen. Die Ähnlichkeit der Romankonzeption und des Romanhelden gibt uns die Möglichkeit, eine allgemeine Typologie dieser Gattung festzustellen, was die Unterschiede zwischen der russischen und der deutschen literaturwissenschaftlichen Schule nivellieren kann.

³⁹ Ebenda, S. 329-337.

Abstract

The novel concept by Friedrich Vischer and Michail Bachtin

In the article the resemblances and differences are analysed in the novel concept from by Friedrich Theodor Vischer and Michail Bachtin. The novel is the paradigmatic literary representation form of the „modern time“ for Vischer. Art is for him, in the succession Hegels, the representation of the sensually appearing idea. Vischers embody the ideals in the artistic form of the novel. For Michail Bachtin the conversion of the Überpersönliches is weighted in the personal in the novel with the ideology criticism of the totalitarian system. The aesthetic function of the funny means is for the Russian literature specialist an alternative of the personal freedom in the Soviet society. If at Vischer the hero is the centre of different cultural perspectives stands, looks Bachtin at the hero as an object of the author's word and as a subject of own word. The ambiguity of the hero is conditioned with Vischer by the Durchkreuzung of cultural perspectives, with Bachtin by the Dialogizität of the novel. Thus the differences lie between Vischers and Bachtins novel concept not on the aesthetic, but in the ideological area.

Keywords

novel, novel concept, literature

Der „grüne“ George

Stefan George ist als Vertreter ästhetischer Kultur- und Zeitkritik bekannt. Die folgenden Seiten widmen sich dem Verhältnis des Dichters zu Fragen, die heute als „ökologisch“ bezeichnet würden, um Einblicke in die Genese der deutschen Umwelt-Passion zu gewinnen. Zu diesem Zweck werden einige Längsschnitte durch Georges Spätwerk unternommen.

Gegen die „Masse“

George führte in Kunst und Leben „Krieg gegen das zur Masse gewordene Volk“.¹ Daß der Dichter und sein „Staat“, der George-Kreis einschließlich seiner Unter- und Enkelkreise,² bei diesem Kampf in der Minderzahl waren, störte ihn nicht. Im Gegenteil. Der Umstand gereichte George zu grimmiger Befriedigung, wie eine von Edgar Salin überlieferte Äußerung zeigt: „300 Spartaner, die mit Leonidas fielen, schufen ein Sinnbild für Hellas und für uns, weil sie nicht Masse waren, weil sie als kleines Häuflein, in dem sich die Kraft und der Glauben von Hellas niederliess, die persischen Herden sterbend überwandten...“³

Die Bezeichnung „Herden“ bildet, natürlich, einen Nietzsche-Anklang.⁴ Es bedarf kaum der Erwähnung, daß dieser Begriff wertender, genauer: abwertender Natur ist. Dies hat er mit einigen zentralen Begriffen im Wertekosmos des in Bingen aufgewachsenen Dichters gemein, doch wird in deren Fällen der wertende Charakter nicht immer auf den ersten Blick deutlich. Zu ihnen gehört das – im Zyklus der Zeitgedichte im Band „Der siebente Ring“ eine zentrale Rolle spielende – Wort „Menge“, weil es auch neutral gebraucht werden kann, und die Bezeichnung „Bürger“. Letztere meint bei George *oftmals* nicht das Bürgertum im soziologischen Sinne, denn auch seine

¹ Stefan Breuer, *Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus*. Darmstadt: Primus 1996, S. 168.

² Vgl. ebd., S. 80-82.

³ Edgar Salin, *Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis*. München und Düsseldorf: Helmut Küpper vormals Georg Bondi 1954, S. 27.

⁴ Das Wort „Herde“ (oder „Heerde“) wird von Nietzsche gern und oft gebraucht, um Konformismus zu beschreiben. Es kommt in den meisten seiner Werke vor, besonders häufig im ersten Buch von *Also sprach Zarathustra*. Vgl. Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen*. Kritische Studienausgabe, Bd. 4. München: dtv 1988, S. 20, 25-26, 42, 75-76, 80.

eigenen Anhänger gehörten – wie bereits Edith Landmann einzuwenden wußte⁵ – dem Bürgertum an, sondern einen aus der Perspektive des Dichters verachtenswerten Typus, der sich zu Teilen mit dem des Bildungsphilisters deckt. „Bildungsphilister“ zählt zu den Modewörtern um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert. Bereits Otto Ladendorfs *Historisches Schlagwörterbuch* widmet dem im Gefolge Nietzsches populär gewordenen Begriff einen eigenen Eintrag.⁶

Um „Menge“ – oder „Masse“ – zu erblicken, braucht es eine Anzahl Menschen und einen Standpunkt, von dem aus auf sie herabgesehen werden kann. George gibt dem Höhen- und also Niveauunterschied im Zyklus „Das Zeitgedicht“ sehr deutlich poetischen Ausdruck. Im dort enthaltenen Gedicht „Nietzsche“ heißt es: „Blöd trabt die menge *drunten*“;⁷ in der Topographie des gleichfalls zu diesem Zyklus gehörenden Gedichts „Die tote Stadt“ liegt die alte Festungsstadt, deren asketische Einwohnerschaft als Sinnbild für den George-Kreis angesehen werden darf, *oberhalb* der Tochterstadt am Hafen, wo „[d]ie menge tages feilscht und abends tollt“.⁸

Nun läßt sich jegliche Opposition gegen die „Masse“ in die Nähe dandyhaft wirkender Selbstüberhebung rücken.⁹ Gleichwohl läßt sich bei George das Bedauern über einen Verlust spüren, den der Dichter selbst erlitten zu haben glaubt und/oder den Menschen in der „Masse“ zuschreibt. Es handelt sich um das Verschwinden, wenigstens aber die Beeinträchtigung von Würde:

Nichts kann so einen *dégout* geben, keine Scheusslichkeit, die wir von einem Einzelnen hören, wie eine Massenansammlung, es sei denn, sie sei militärisch oder festlich gebändigt. Da verliert man das Gefühl von menschlicher Würde, was man unbedingt meiden muss. Einige wenige Menschen sind ganz gut. An die muss man sich halten und um derentwillen dürfen dann alle anderen auch da sein. Sieht man das Gewimmel an, so verliert man die Lust.¹⁰

Das „Gewimmel“ läßt sich vor allem in den Großstädten – den „wimmel-orten“¹¹ – antreffen, wo nach Auffassung Georges wertlose Zerstreungen Bürgern und sonstigen „Nachmenschen“¹² über die Belanglosigkeit ihres Daseins hinweghelfen, sie gleichzeitig aber auch daran hindern, existential wichtige Fragen und Winke wahrzunehmen. Davon berichtet das Gedicht „Geheimes Deutschland“:

⁵ Vgl. Edith Landmann, *Gespräche mit Stefan George*. Düsseldorf und München: Helmut Küpper vormals Georg Bondi 1963, S. 78.

⁶ Vgl. Otto Ladendorf, *Historisches Schlagwörterbuch. Ein Versuch*. Straßburg und Berlin: Karl J. Hübner 1906, S. 25-26. Zitiert nach dem Faksimile unter der URL <http://ia600506.us.archive.org/3/items/historischeschl00ladeuoft/historischeschl00ladeuoft.pdf> (3.10.2013).

⁷ Stefan George, *Der siebente Ring*. Stuttgart: Klett-Cotta 1986, S. 12. Kursive ergänzt.

⁸ Ebd., S. 30.

⁹ Über dandyhaftes Auftreten Georges vgl. Thomas Karlauf, *Stefan George. Die Entdeckung des Charisma*. München: Karl Blessing 2007, S. 74 und 108.

¹⁰ Landmann, *Gespräche mit Stefan George...*, S. 92.

¹¹ George an Sabine Lepsius, nach Karlauf, *Stefan George...*, S. 211.

¹² Landmann, *Gespräche mit Stefan George...*, S. 136.

In der Stadt wo an pfosten und mauereck
Jed nichtig begebnis von allerwärts
Für eiler und gaffer hing angeklebt:
Versah sich keiner des grossen geschehns
Wie drohte im wanken von pflaster und bau
Unheimlichen schleichens der Dämon.¹³

Von derart verflachender Hektik bleibt die Bevölkerung auf dem Lande verschont. Deshalb wird deren Seinsweise von George gelobt. Georges Sicht auf Land- und Stadtbevölkerung entspricht damit „dem in der Kulturkritik der Jahrhundertwende gepflegten Topos von der unverdorbenen bäuerlich-katholischen Land- und der protestantisch-industrialisierten Stadtbevölkerung, allgemeiner: von intakter ländlicher Sozialstruktur und moderner, zerstörerischer städtischer Zivilisation“.¹⁴ Der Dichter ordnet sich in eine breite – und übeltrüchtige, wie *ex post* stets mit Leichtigkeit festgestellt werden kann – Strömung ein, deren Heraufkunft „zeitlich mit dem Triumph des Bauernmöbels zusammenfällt. Als die friesische Anrichte im Bürgersalon die Empire-Konsole ersetzt, wird auch in der politischen Welt der Haß auf die Stadt eine Macht.“¹⁵

Zusammenfassend ist festzustellen: Für George entstammt die „Menge“ oder „Masse“ der großen Stadt, und Großstädter schweben besonders in Gefahr, „Masse“ oder „Menge“ zu bilden, wo weder ein religiöses oder sonstiges Ritual („festlich gebändig“) oder militärische Ordnung greifen. Mit der „Masse“ bekämpft der Dichter die Großstadt *per se* – und mit der Großstadt denjenigen Typus, welcher mit der urbanen Lebensform verbunden zu werden pflegt: den Bürger.

Malthus

Wer Georges Haltung der „Masse“ in den „wimmel-orten“ gegenüber in einiger Tiefe verstehen möchte, sollte sich daran „erinnern, daß das 19. Jahrhundert, das die größte Bevölkerungsvermehrung aller menschlichen Geschichte erlebt hat, mit einer Lehre eingeleitet wurde, die von der Bevölkerungsvermehrung nur Not, Hunger und Elend erwartete, der pessimistischen Bevölkerungslehre von Robert Malthus (1766-1834).“¹⁶ Zu Lebzeiten des Dichters wuchsen die Städte Deutschlands (wie auch die der zivilisierten Welt im allgemeinen) stark an. So vermehrte das unweit von Georges Heimatstadt Bingen gelegene Wiesbaden seine Einwohnerschaft zwischen 1850 und 1910 von 14.000 auf 109.000 Seelen.¹⁷ Da George nicht über das Privileg verfügte,

¹³ Stefan George, *Das neue Reich*. Stuttgart 2001: Klett-Cotta, S. 47.

¹⁴ Wolfgang Braungart, *Ästhetischer Katholizismus. Stefan Georges Rituale der Literatur*. Tübingen: Max Niemeyer 1997, S. 180.

¹⁵ Wolf Jobst Siedler und Elisabeth Niggemeyer, *Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum*. Berlin: Herbig 1978, S. 78.

¹⁶ Wilhelm Röpke, *Die Lehre von der Wirtschaft*. Erlenbach-Zürich und Stuttgart: 1965, S. 81. Ohne die Kursiven des Originals.

¹⁷ Jürgen Reulecke, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985, S. 204. Die genannte Steigerung um den Faktor 7,8 bildet keinen besonders hohen Wert innerhalb der von Reulecke, ebd., S. 203-204, gegebenen Statistik.

wie ein Betrachter im zweiten Jahrzehnt des einundzwanzigsten Jahrhunderts um das Ausbleiben der malthusischen Prognosen zu wissen, läßt sich dessen Beunruhigung nachvollziehen. Der Dichter konnte nicht wissen, daß die Geburtenrate sinken und auf niedrigem Niveau stagnieren würde, während Wissenschaft und Technik für steigenden Wohlstand sorgen.¹⁸ Statt dessen dürfte er den – der Sachlage angemessenen – Eindruck gewonnen haben, daß die industrielle Revolution eine Bevölkerungslawine ins Rollen gebracht habe, die in eine Katastrophe führen muß, wenn sie ungebremst fort dauert.¹⁹

Freilich dürfte sich George kaum um das Wohl künftiger Generationen gesorgt haben. Der Dichter war kein Philanthrop. Als deutliches Zeugnis seiner Menschenverachtung läßt sich anführen, was George während eines Spaziergangs mit Theodor Lessing und Ludwig Klages über einen Betrunknen bemerkte, der in die Isar zu stürzen drohte: „Ein Baumschatten ist wichtiger als das Schicksal dieser Ameise.“²⁰ Deshalb dürfte anzunehmen sein, daß der Dichter tatsächlich eine Reduktion der *hoi polloi* Deutschlands von siebzig auf dreißig Millionen wünschte, wie Edith Landmann überliefert.²¹ Ihr gegenüber war es auch, daß George seinen Wunschvorstellung auf die Formel brachte: „Keine Zinsen, keine Maschinen, keine Menschenmassen.“²²

Ob Menschenfreund oder -feind: *Einige* Verse Georges geben Malthusischen Befürchtungen Ausdruck. Zu ihnen zählt die folgende Passage aus dem Gedicht „Der mensch und der drud“, das im Band *Das neue Reich* enthalten ist:

Wenn du den letzten meiner art vertriebst
Spähst du vergeblich aus nach edlem wild
Dir bleibt als beute nager und gewürm
Und wenn ins letzte dickicht du gebrochen
Vertrocknet bald dein nötigstes: der quell.²³

Werden diese Verse wörtlich genommen, wie der Dichter selbst empfohlen hat,²⁴ warnen sie vor dem Verlust der Lebensgrundlagen: Wasser und Nahrung. Erobert der Mensch die letzten noch unkultivierten und unbesiedelten Gebiete („ins letzte dickicht

¹⁸ Das Schicksal der sog. „Dritten Welt“ kann im vorliegenden Aufsatz nicht diskutiert werden. Wo die gravierendsten Probleme herrschen, dürften in besonderem Maße Rechtsstaatlichkeit („Rule of Law“) und „negative“ Freiheit mangeln. Das heißt, Not und Hunger dort bilden kein Argument für Malthus, sondern gegen autoritäre Staatsideen. Zudem bestehen tiefergreifende Hemmnisse kultureller Art; vgl. Helmut Schoeck, *Der Neid. Eine Theorie der Gesellschaft*. Freiburg im Brsg. u. München: Karl Alber 1966, S. 57-74.

¹⁹ Vgl. Röpke, *Die Lehre von der Wirtschaft...*, S. 86-94.

²⁰ Theodor Lessing, nach Werner Strodthoff, *Stefan George. Zivilisationskritik und Eskapismus*. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann 1976, S. 339.

²¹ Landmann, *Gespräche mit Stefan George...*, S. 64. Vgl. Breuer, *Ästhetischer Fundamentalismus...*, S. 231.

²² Landmann, *Gespräche mit Stefan George...*, S. 78.

²³ George, *Das neue Reich...*, S. 54.

²⁴ Vgl. Landmann, *Gespräche mit Stefan George...*, S. 197, und Karlauf, *Stefan George...*, S. 775. Aus der Empfehlung, die Verse wörtlich zu nehmen, folgt natürlich keineswegs, daß jeweils nur eine Deutung in Frage komme; vgl. in diesem Zusammenhang Marcel Breyer, „Stefan George,

[...] gebrochen“ ist), versiegt das Grundwasser („vertrocknet [...] der quell“); würdige Nahrung wird unter solchen Umständen nicht mehr zu finden sein, bloß „nager und gewürm“. Übermäßiger Erfolg schlägt um in Not und Elend. Die bürgerliche Gesellschaft besiegt sich selbst – dank der gewaltigen Produktivität der Markt- und Unternehmerwirtschaft, angetrieben durch den Erwerbwunsch: „For love of gain“.²⁵

Im weiteren Verlauf ihres Zwiegesprächs kündigt der Mensch dem Fabelwesen an: „Bald ist kein raum mehr für dein zuchtlos spiel.“²⁶ Auch dieser Vers ist wörtlich zu nehmen; er meint Ausrottung durch Lebensraumvernichtung. Die beständige Ausbreitung der zivilisierten Welt vernichte sämtliche Ecken und Winkel, in denen sich Druden, andere Fabelwesen und Wildtiere aufhalten können. Spricht anlässlich solchen Vordringens das Gedicht „Geheimes Deutschland“ von Gier und einem Mangel an Scham, tritt darin psychologisierende, ja pathologisierende „Kapitalismus“-Kritik zu Tage:

Wo unersättliche gierde
Von dem pol bis zum gleicher
Schon jeden zoll breit bestapft hat
Mit unerbittlicher grelle
Ohne scham überblitzend
Alle poren der welt:²⁷

Wo die Gier das Schamgefühl übertrumpft, lauert die Obsession.²⁸

Liebig

Den wirtschafts- und geistesgeschichtlichen Hintergrund des Gedichts „Der mensch und der drud“ bestimmt nicht zuletzt, daß die deutsche Landwirtschaft im neunzehnten Jahrhundert eine bedeutende Steigerung ihrer Produktion verzeichnen konnte. Eine der Ursachen bestand darin, daß bislang ungenutzte Flächen urbar gemacht wurden. „Die landwirtschaftliche Nutzfläche erweiterte sich von 30 Millionen Hektar im Jahre 1800 auf 36,73 Millionen Hektar im Jahre 1878, was eine Verringerung des Ödlandes, etwa Feuchtgebiete, um gut zwei Drittel von 10,6 auf 3,4 Millionen Hektar bedeutete.“²⁹ Man „brach“ also tatsächlich in manches „dickicht“. Viele Landschaften im deutschen Sprachraum wurden dadurch in ihrer Anmutung verändert. Ästhetisch motivier-

die Brüder Stauffenberg und die Eindeutigkeit“. In: *Text+Kritik*, 168: Stefan George, Oktober 2005, S. 35-46, bes. 41-43.

²⁵ David S. Landes, *The Wealth and Poverty of Nations. Why Some Are So Rich and Some So Poor*. New York und London: W.W. Norton & Company 1999, S. 136.

²⁶ George, *Das neue Reich...*, S. 56.

²⁷ Ebd., S. 46.

²⁸ Das gegenwärtige Argument beruht auf Christophe Fricker, „Stefan Georges Gedicht ‚Geheimes Deutschland‘: Ein politisches Programm?“ In: Bruno Pieger und Bertram Schefold (Hrsg.), *Stefan George: Dichtung – Ethos – Staat. Denkbilder für ein geheimes europäisches Deutschland*. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2010: S. 131-163, bes. S. 136-137.

²⁹ Thomas Rohkrämer, *Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880-1933*. Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh 1999, S. 120.

ter Widerstand formierte sich, der zur Keimzelle der deutschen Umweltbewegung wurde.³⁰

Neben der Ödland-Reduktion veränderten drei weitere Einflüsse das Landschaftsbild. Zum einen wirkte sich die zunehmende Rationalisierung der Landwirtschaft aus. Bestehendes Acker- und Weideland wurde in einer großen Flurbereinigung reorganisiert. Wirtschaftsflächen wurden zusammengelegt, „die als Begrenzung verwandten Hecken und Bäume, die vielen Tieren Lebensraum geboten hatten, verschwanden. Auch auf dem Lande siegte die geometrische Form durch eine rationale Aufteilung des Landes, Gewässerbegradigung und großräumigen Anbau“.³¹ Zum andern wurden gewaltige Infrastrukturprojekte in Angriff genommen – Kanäle, Staustufen, Wasserkraftwerke und Eisenbahnstrecken. Als dritter Faktor wäre das Anwachsen und Ausgreifen der Städte zu nennen.

George hat auf alle dieser drei Einflüsse reagiert. Über seinen Unwillen der zunehmenden Verstädterung wegen berichtet Edith Landmann. Der Dichter habe beklagt, daß die nähere Umgebung eines Hauses, in dem er die Sommer zu verbringen pflegte, vorstädtisch-elegant umgestaltet worden sei: „Als er da nach ein paar Jahren wieder hinkam, war der Bach verschwunden, der Wiesenplatz eine Anlage geworden: «Und da wundert man sich, dass ich ein Feind des neunzehnten Jahrhunderts bin... [...]»“.³² Salin überliefert die Haltung Georges zu einer der Infrastrukturmaßnahmen seiner Zeit: „Als die Neckarlandschaft [...] durch den Bau des Neckarkanals verhandelt wurde, suchte Percy [Goethe] [...] dem Meister auseinanderzusetzen, hier werde ein volkswirtschaftlich wichtiges Werk geleistet. Als Erwiderung kam nur ein wegwerfendes: «Dreck!»“³³ Was schließlich Georges Einstellung zur „bereinigten“ Ackerbau-Landschaft angeht, dürfte sie sich *ex negativo* aus dessen Feier des traditionellen Landlebens in den Texten „Sonntage auf meinem land“ und „Der kindliche kalender“ erschließen lassen: Sie spielen in einer kleinteiligen Welt, in der gewachsene (nicht-geometrische) Formen vorherrschen, Platz für Gesträuch und Gehölze ist, an Hecken und Feldrainen kein Mangel herrscht, um wilde Blumen zu sammeln.³⁴ – Es wird deutlich, in welchem Maße der „grüne“ George ästhetisch motiviert ist.

Den größten Beitrag zur Steigerung landwirtschaftlicher Erträge freilich leistete die Agrikulturchemie Justus von Liebig und seiner Nachfolger. So taucht der Wissenschaftler (oder ein ihm Nacheifernder) denn auch als Sprecher in einem Gedicht Georges unter dem Titel „Verführer: I“ auf. Dessen erste von zwei Strophen lautet:

„Streut diesen Sand und zweimal könnt ihr keltern
Und dreschen und das vieh ist doppelt melk,

³⁰ Vgl. Rohkrämer, *Eine andere Moderne?...*, S. 127-140.

³¹ Ebd., S. 120.

³² Landmann, *Gespräche mit Stefan George...*, S. 85.

³³ Salin, *Um Stefan George...*, S. 247.

³⁴ Vgl. Stefan George, „Sonntage auf meinem land“ und „Der kindliche kalender“. In: ders., *Werke*. Ausgabe in zwei Bänden. Düsseldorf und München: Helmut Küpper vormals Georg Bondi 1968, Bd. 1, S. 475-481.

Nun schweigt und spottet eurer kargen eltern...“
Doch übers Jahr bleibt alles brach und welk.³⁵

Hier ist nicht viel auszulegen. Das Gedicht behauptet, der doppelte – oder ein um immerhin 40% gesteigerter³⁶ – Ertrag sei ausschließlich um den Preis einer Erschöpfung des Bodens zu erzielen. Als die Angelegenheit zwischen George und seinen Anhängern zur Sprache kam, entgegnete er auf den Einwand, hinreichend häufiger Wechsel des Düngers schließe eine Schädigung des Ackerbodens aus: „Wenn Sie aufschieben sagen, mag's zutreffen.“³⁷ George mißtraute der Lösung von Liebig's und seiner Nachfolger; der Dichter erwartete, Malthus werde dereinst recht behalten. Wiederum mutet im Denken Georges die bürgerliche Gesellschaft wie ein System an, das sich durch seinen Erfolg selbst vernichtet: Die Markt- und Unternehmerwirtschaft schafft die Grundlagen für einen niegekannten Fortschritt in Wissenschaft und Technik, während dieser die Produktivität der Markt- und Unternehmerwirtschaft emportreibt. Wissenschaftliche und technische Revolutionen ermöglichen einer desto größeren Anzahl von Menschen, ihr Leben zu fristen. Schließlich aber ertrinkt die bürgerliche Gesellschaft im „Gewimmel“, das sie selbst geschaffen hat, während sie die Ressourcen der Erde aufbraucht.³⁸ Georges vielerwähnter Chiliasmus³⁹ – oder Millenarismus – entspringt aus Gründen, die von jeglichem Katholizismus, selbst wenn er auf Formen und Rituale reduziert wurde,⁴⁰ unberührt bleiben.

„Ihr bringt der aufgeklafften erde sühne“

Der Millenarismus rechnet auf den Weltuntergang, wenigstens aber den Untergang der Welt, wie sie bekannt ist. Der Mythos geht auf jüdische Schilderungen der Apokalypse zurück, deren früheste im Buch Daniel des Alten Testaments erhalten ist,⁴¹ doch bedarf seine Anziehungskraft keiner Bindung an eine bestimmte Religion. Wie Norman Cohn in seiner klassischen Studie zum Thema ausführt, erwächst jene Attraktivität sowohl aus dramatischen, als auch aus schmeichelnden Elementen: Hier „eine böse, tyrannische, grenzenlos zerstörerische Macht [...], die nicht mehr als menschlich, sondern als schlechthin dämonisch empfunden wird“,⁴² dort die Guten in hoffnungsloser

³⁵ George, *Der siebente Ring*..., S. 184.

³⁶ Wie Rohkrämer, *Eine andere Moderne?*..., S. 42, ausführt, steigerten sich die Hektarerträge im Deutschen Reich unter den Hohenzollern um 40%.

³⁷ Salin, *Um Stefan George*..., S. 247.

³⁸ Breuer, *Ästhetischer Fundamentalismus*..., S. 196, vermutet eine Beeinflussung durch Ludwig Klages.

³⁹ Vgl. Ernst Osterkamp, *Poesie der leeren Mitte. Stefan Georges Neues Reich*. München: Carl Hanser 2010, S. 75, 96, 107, 175 u.ö.

⁴⁰ Vgl. Braungart, *Ästhetischer Katholizismus*..., S. 186.

⁴¹ Vgl. Norman Cohn, *Das Ringen um das tausendjährige Reich. Revolutionärer Messianismus im Mittelalter und sein Fortleben in den modernen totalitären Bewegungen*. Bern und München: Francke 1961, S. 12.

⁴² Ebd., S. 13.

Unterzahl und/oder Machtlosigkeit. Die Tyrannis steigert sich „zu immer gewaltigeren Schrecken [...], bis plötzlich die Stunde schlagen wird, da sich die Heiligen Gottes zu erheben und sie zu überwinden vermögen.“⁴³ Nach diesem Wunder werden die bislang Unterdrückten⁴⁴ „als das auserwählte heilige Volk ihrerseits die Herrschaft über die Erde antreten. Damit wird sich der Sinn der Geschichte erfüllen: der Glanz dieses Königreiches der Heiligen wird nicht nur den aller früheren Reiche überstrahlen; es wird auch das letzte aller Königreiche sein.“⁴⁵

Ein solcher Mythos *muß* George zusagen. Das Macht- und Mengenverhältnis zwischen seinem Kreis und der „Masse“ reflektiert jenes zwischen dem Volk Israel und der Weltmacht Rom; sammelt der Dichter besonders Begnadete – Pneumatiker,⁴⁶ die „[a]n der augen wahrer glut“⁴⁷ zu erkennen seien – um sich, entspricht dies im Mythos einer Sammlung (oder Versammlung) der von Gott erwählten Heiligen. Darüber hinaus dürfte George die überaus dynamische Markt- und Unternehmerwirtschaft seiner Zeit in der Tat „nicht mehr als menschlich, sondern als schlechthin dämonisch empfunden“ haben. Er hatte damit insofern recht, als kulturelle (wirtschaftliche, wissenschaftliche, technische etc.) Evolution ein impersonales, das heißt ungesteuertes Geschehen ausmacht. Kein Geringerer als Friedrich August von Hayek erkennt in dieser (wortwörtlich) *unheimlichen* Abstraktheit einen weitverbreiteten Grund für antiliberale Einstellungen.⁴⁸

Es dürfte somit deutlich geworden sein, in welcher Manier der im Buch Daniel überlieferte Mythos Dramatik und Schmeichelei vereint. Seine Fähigkeit, Trost zu spenden, läßt sich kaum überschätzen; auch das Ressentiment vermag er trefflich zu bedienen. Sämtlicher dieser Eigenschaften wegen erfreut sich die Denkfigur vom Umschlag des schrecklichen Heute in ein überreich gesegnetes, friedliches Morgen stetiger Auffrischung. Seit dem achtzehnten Jahrhundert greifen Denker auf sie zurück, die keinen direkten Bezug auf die Religion herstellen;⁴⁹ im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert machen sowohl Rassen-, als auch Klassenideologen von ihr Gebrauch.⁵⁰ Der Mythos zeigt sich geschmeidig.

Auch George schätzt die Anpassungsfähigkeit des Millenarismus. Sie erlaubt ihm, die Denkfigur in verschiedener Weise zu drapieren – unter Bezug auf ihre eigentli-

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Benedikt XVI. bemerkt über den von Daniel umrissenen Mythos, er sei „die Vision von Unterdrückten, die Ausschau halten nach einer Wende der Geschichte“. Joseph Kardinal Ratzinger (Benedikt XVI.), *Werte in Zeiten des Umbruchs. Die Herausforderungen der Zukunft bestehen*. Freiburg im Breisgau, Basel und Wien: Herder 2005, S. 13.

⁴⁵ Cohn, *Das Ringen um das tausendjährige Reich...*, S. 13.

⁴⁶ Vgl. Stefan Breuer, „Zur Religion Stefan Georges“. In: Wolfgang Braungart, Ute Oelmann und Bernhard Böschstein (Hrsg.), *Stefan George: Werk und Wirkung seit dem ‚Siebenten Ring‘*, Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 225-239, bes. 235-239.

⁴⁷ Stefan George, *Der Stern des Bundes*. Stuttgart: Klett-Cotta 1993, S. 85.

⁴⁸ Vgl. Friedrich August von Hayek, *The Road to Serfdom*. Chicago und London: The University of Chicago Press 2007, S. 211-212.

⁴⁹ Vgl. Cohn, *Das Ringen um das tausendjährige Reich...*, S. 15.

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 272-273.

che, nämlich die jüdisch-christliche Tradition, wie im Gedicht „Der widerchrist“⁵¹ oder jenem, das mit dem Vers „Weltabend lohte.. wieder ging der Herr“ beginnt,⁵² mit Anklängen an die heidnische Antike, die germanische Mythologie oder den Neopaganismus. Wie die Gestalt – und der eloquente Auftritt – des Druden zeigt, muß sich der Dichter dabei keineswegs zwischen den Bildungswelten entscheiden; zu Zeiten amalgamiert er in einer Figur Charakterzüge unterschiedlicher Herkunft.⁵³ Das folgende Gedicht aus dem Band *Der Stern des Bundes* zeigt sich in heidnisch-antiker Einkleidung, um das Motiv von Hybris und Nemesis aufzunehmen:

Ihr baut verbrochende an maass und grenze:
„Was hoch ist kann auch höher!“ doch kein fund
Kein stütz und flick mehr dient.. es wankt der bau.
Und an der weisheit end ruft ihr zum himmel:
„Was tun eh wir im eignen schutt ersticken
Eh eignes spukgebild das hirn uns zehrt?“
Der lacht: zu spät für stillstand und arznei!
Zehntausend muss der heilige wahnsinn schlagen
Zehntausend muss die heilige seuche rafften
Zehntausende der heilige krieg.⁵⁴

Die Hybris tritt, wie sich versteht, in den ersten beiden Versen auf, während die vier letzten Verse der Nemesis gehören. Sie zeigt sich in der Gestalt eines Himmels, der Hilfe verweigert, der Bürger und ihrer Großstadt-Zivilisation spottet („lacht“) und drei Katastrophen ankündigt, von denen zwei die „Masse“ sicher dezimieren; die dritte dürfte dazu beitragen.

Während das mit dem Vers „Ihr baut verbrochende an maass und grenze“ beginnende Gedicht *vor* dem Anbruch der neuen, herrlichen Zeit endet – und durch solche Hoffnung-Losigkeit die Härte von Ausdruck und Gehalt weiter verstärkt –, schildert das Gedicht „Die hüter des vorhofs“ das Leben *nach* dem Wunder. George kleidet den biblischen Mythos von Katastrophe und herrlichem Neubeginn durch das sehr wahrscheinlich aus Nietzsches *Also sprach Zarathustra* gewonnene Tanz-Motiv⁵⁵ neopagan ein, um eine in mehrfacher Hinsicht erstaunliche Versöhnungsphantasie zu zeichnen. Sie findet sich in den drei abschließenden Strophen des Gedichts:

Ihr bringt der aufgeklafften erde sühne
Der gier und wahn zerwühlten die geweide.
Ihr macht dass sie sich schliesse· wieder grüne..
Und nackter tanz beginnt auf junger heide.

⁵¹ Vgl. George, *Der siebente Ring...*, S. 56-57.

⁵² Vgl. George, *Der Stern des Bundes...*, S. 36.

⁵³ Zu dieser Technik vgl. Christian Oestersandfort, „Amalgamierung“. In: Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer und Ute Oelmann (Hrsg.), *Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch*. Berlin und Boston: De Gruyter 2012, Bd. 2, S. 653-655.

⁵⁴ George, *Der Stern des Bundes...*, S. 31.

⁵⁵ Vgl. Nietzsche, *Also sprach Zarathustra...*, S. 49.

Durch jede muschel späht ihr kühnen schwimmer
Und aller felder seltne saat gewahret
Ihr Wachen die ihr jeden holden schimmer
Auffanget und für ewige zeiten sparet.

Ihr seid des zeichens dass von haft behindert
In rauhen mauern- dass in gleiss und sammet –
Wenn auch bei allen – nie bei euch vermindert
Erinnerung wie ihr von göttern stammet.⁵⁶

Bürgerliche Erwerbsorientierung erscheint als „gier und wahn“ – eine Variation der Beschreibung als „gierde [...] / Ohne scham“ im oben zitierten Passus aus dem Gedicht „Geheimes Deutschland“. Sie hat im Verein mit Wissenschaft und Technik der Erde Wunden geschlagen („zerwühlten die geweide“). Eine nähere Bestimmung Verantwortlicher bleibt aus; das Geschehen wirkt impersonal, wie mit von Hayek als adäquat festgestellt. Hingegen wird der Planet personifiziert. Ihm gebührt Genugtuung oder Wiedergutmachung („sühne“). Sie wird von Erwählten oder besonders Begnadeten geleistet, die von den Segnungen der Industriegesellschaft („gleiss und sammet“) unverdorben geblieben sind. Außerdem sind sie vom Lyrischen Ich geschult worden, wie in den ersten drei von insgesamt vier gegenwärtig nicht zitierten Strophen des Gedichts beschrieben wird.⁵⁷ Der „keusche“⁵⁸ Charakter der Erwählten zeigt sich nicht zuletzt darin, daß sie sich von der Großstadt bedrückt fühlen („von haft behindert in rauhen mauern“). Sie bringen der Erde Heilung („ihr macht dass sie sich schliesse“) und hauchen ihr neues Leben ein („wieder grüne“). Nach diesem Wunder beginnt ein herrliches Dasein. Es ist reich an schlichten und tiefen Eindrücken, wie die vorletzte Strophe zeigt; und es schenkt den Menschen ein reineres und höheres Verhältnis zu sich selbst („Erinnerung wie ihr von göttern stammet“).

Das Gedicht „Die hüter des vorhofs“ imaginiert einen „vollendeten Ausgleich von Mensch und Natur“.⁵⁹ Er wird durch die vollständige Ausblendung der zeitgenössischen Markt- und Unternehmerwirtschaft erreicht. Zwar werden ihre Folgen genannt. Doch bilden sie für jene, die den „nackten tanz auf grüner heide“ beginnen, bloß eine Reminiszenz. Die Tänzer haben die bürgerliche Gesellschaft hinter sich gelassen – in und mit der Großstadt.

Was ist davon zu halten? Ernst Osterkamp zeihlt den Dichter, er habe auf Breitenwirkung spekuliert und daher manche seiner späten Gedichte so gestaltet, daß sie sehr verschiedene Erlösungshoffnungen religiöser und säkularer Provenienz bedienen können.⁶⁰ Dergleichen mag hier vorliegen, doch läßt sich eine solche Unterstellung ihrer logischen Natur wegen kaum widerlegen. Das spricht, aus der Perspektive der

⁵⁶ George, *Der siebente Ring...*, S. 54-55.

⁵⁷ Vgl. ebd., S. 54.

⁵⁸ George gebraucht das Wort „keusch“ nicht selten als Beschreibung für einen Menschen, der dem Erwerbsdrang widersteht: Vgl. Landmann, *Gespräche mit Stefan George...*, S. 76, und Salin, *Um Stefan George...*, S. 70.

⁵⁹ Osterkamp, *Poesie der leeren Mitte...*, S. 226.

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 207-208.

Wissenschaftslogik, gegen sie. Immerhin läßt sich feststellen, daß das in Rede stehende Gedicht zu Georges Erfolg unter der Jugendbewegung beigetragen haben dürfte,⁶¹ weil die Tänzer nur als recht jung gedacht werden können: eine Parade welcher Leiber würde kaum an innerweltliche Erlösung gemahnen, wie auch die Leistungen der „kühnen schwimmer“ und Muschel-Taucher an junge Menschen denken lassen.

Weit wichtiger als die Frage kalkulierter Breitenwirkung wirkt jene der Gangbarkeit. Intellektuelle Redlichkeit spielt in Georges Utopie eine untergeordnete Rolle. Wo der Dichter die bürgerliche Gesellschaft mit ihrer Markt- und Unternehmerwirtschaft in seiner Kunst nicht wortgewaltig verdammt, blendet er sie schlankerhand aus. In sämtlichen anderen Angelegenheiten aber setzte er sie voraus – als einer der eifrigsten Eisenbahn-Passagiere unter den Dichtern deutscher Zunge, in der Entgegennahme geldwerter Leistungen (z.B. Kost und Logis) vonseiten seiner Jünger und Freunde, die bürgerliche Berufe ausübten und/oder durch bürgerliche Berufstätigkeit erworbene Vermögen ererbten, schließlich in Gestalt einer lebensrettenden Operation, durchgeführt von einem der führenden Urologen Europas – in der Großstadt Berlin, dank einer Ausbildung und mithilfe von Gerätschaften, die ohne die bürgerliche Gesellschaft mit ihrer Markt- und Unternehmerwirtschaft kaum existiert hätten.⁶² George verwickelt sich damit in einen performativen Selbstwiderspruch; dieser bildet ohne Zweifel den tiefsten Kommentar zu den nicht lediglich „grünen“, sondern auch millenaristischen Anwendungen des Dichters.

Weber

Wie bereits angeführt, warnt der Drud den Menschen davor, alles Ödland zu kultivieren und somit sämtliche Biotope zu vernichten, in denen wilde Geschöpfe und Fabelwesen leben können, weil sonst das Grundwasser versiege. Seine Warnung ähnelt einer Passage aus Max Webers Studie über *Die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus*. Dort schreibt der Soziologe vom „mächtigen Kosmos der modernen [...] Wirtschaftsordnung [...], der heute den Lebensstil aller [...] bestimmt und vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist.“⁶³ Das ist, natürlich, Malthus' Argument; Weber hat es lediglich in die Welt der Montanindustrie übertragen.

Der Drud zeigt sich aufs Beste mit dem Weberschen Werk vertraut.⁶⁴ Seine Einlassungen dem Jäger gegenüber wirken wie ein Kommentar zu der berühmten These

⁶¹ Vgl. Braungart, *Ästhetischer Katholizismus...*, S. 45, 61 und 241.

⁶² Vgl. Karlauf, *Stefan George...*, S. 41, 312 und 569-572, sowie Robert E. Norton, *Secret Germany. Stefan George and His Circle*. Ithaca und London: Cornell University Press 2002, S. 640.

⁶³ Max Weber, „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1988, S. 17-206, Zitat S. 203.

⁶⁴ George hatte Weber im September 1910 persönlich kennengelernt, reagierte in seinem späteren Werk auf dessen Anschauungen. Vgl. Karlauf, *Stefan George...*, S. 309-311, 412-415 und 693.

des Soziologen, die „zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung“⁶⁵ seiner Zeit laufe auf Entzauberung hinaus: „das Wissen davon oder den Glauben daran: [...], daß es [...] prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe [...], daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch *Berechnen beherrschen* könne.“⁶⁶ Zunächst warnt das Fabelwesen den Menschen davor, daß Entzauberung in Verwirrung und Lebensüberdruß führe:

Du bist nur mensch.. wo deine weisheit endet
Beginnt die unsre · du merkst erst den rand
Wo du gebüßt hast für den übertritt.
Wenn dein getreide reift dein vieh gedeiht
Die heiligen bäume öl und trauben geben
Wähnst du dies käme nur durch deine list.
[...]
Dein schlimmstes weisst du selbst nicht: wenn dein sinn
Der vieles kann in wolken sich verfängt
Das band zerrissen hat mit tier und scholle –
Ekel und lust getrieb und einerlei
Und staub und strahl und sterben und entstehn
Nicht mehr im gang der dinge fassen kann.⁶⁷

Die Strafe für die Hybris („den übertritt“), so sehr auf Wissenschaft und Technik zu vertrauen, bis der Mensch seine Fähig- und Fertigkeiten als selbstgenügsam und -tragend begreift („Wähnst du dies käme nur durch deine list“) und in diesem Bewußtsein die aus der eigenen Leiblichkeit entspringenden Bindungen und Beschränkungen übersieht („wenn dein sinn / Der vieles kann in wolken sich verfängt / Das band zerrissen hat mit tier und scholle“), folgt auf dem Fuße: Der Mensch verliert seine Orientierung hinsichtlich grundsätzlicher Fragen des Guten Lebens. Dies zeigt sich bereits im Tun und Reden des Jägers. Zwar wird auch er kaum noch Gelegenheit zu freier Jagd in der Wildnis finden, wenn jegliches Zootop, in dem ein Drud sich aufhalten könnte, kultiviert sein wird, doch lobt er unverdrossen Urbarmachung, Waldbau und Verstädterung:

Wo sumpfe standen wogt das ährenfeld
Im saftigen grün äst unser zahmes rind
Gehöfte städte blühen und helle gärten
Und forst ist noch genug für hirsch und reh –
Die schätze hoben wir von see und grund
Zum himmel rufen steine unsre siege..
Was willst du überbleibsel grauser wildnis?
Das Licht die ordnung folgen unsrer spur.⁶⁸

⁶⁵ Max Weber, „Wissenschaft als Beruf“. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1988, S. 582-613, Zitat. S. 594.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ George, *Das neue Reich...*, S. 55.

⁶⁸ Ebd., S. 54-55.

Der die Wildnis durchstreifende Jäger singt seiner eigenen Domestizierung ein Loblied: „der dezidierte Nicht-Ironiker George“⁶⁹ wußte einen ironischen Zug in sein Rollengedicht „Der mensch und der drud“ einzufügen. Der Drud fährt fort:

Mit allen künsten lernt ihr nie was euch
Am meisten frommt.. wir aber dienen still.
So hör nur dies: uns tilgend tilgt ihr euch.
Wo unsre zotte streift nur da kommt milch
Wo unser huf nicht hintritt wächst kein halm.
Wär nur dein geist am werk gewesen: längst
Wär euer schlag zerstört und all sein tun
Wär euer holz verdorrt und saatfeld brach..
Nur durch den zauber bleibt das leben wach.⁷⁰

Was der Drud in diesen wenigen Versen mitteilt, läßt sich in zwei Schritten reformulieren (1) Es gibt ein Wissen, das für den Menschen in seiner Leibgebundenheit äußerst wichtig ist („was euch / Am meisten frommt..“) *und* von jeder noch so beeindruckenden Entwicklung, die Wissenschaft und Technik („Mit allen künsten“) nehmen, unbeeinflusst bleibt („lernt ihr nie“), weil es weder dem Reich der Wissenschaft, noch jenem der Technik angehört. Dabei handelt es sich um Instinkte, sowie über *lange* Perioden der Gattungs- und Kulturgeschichte erworbenes Wissen und Wollen für gewöhnlich impliziter Natur. Letzteres steht zwischen Instinkt und Vernunft; es ist außer-, jedoch – in der Regel – nicht widervernünftig. Deshalb wird es oft übersehen („wir aber dienen still“) und selten hinreichend ernstgenommen.⁷¹ (2) Eine vollständig zivilisierte, vollständig urbar gemachte Welt wäre eine Katastrophe („uns tilgend tilgt ihr euch“). Dies gilt zunächst im Hinblick auf den Planeten, läßt sich als Malthusische Drohung verstehen. Darüber hinaus rät es jedem Menschen, die chthonischen Schichten seines Daseins nicht zu vernachlässigen. Menschliche Intelligenz muß die bildenden Kräfte der Natur voraussetzen, wie ein Großsegler Wind voraussetzt. Wer über den Realien zu stehen meint, geht unter („Wär nur dein geist am werk gewesen: längst / Wär euer schlag zerstört“); sowohl auf der planetaren, als auch der individuellen Ebene.

Der Drud beschließt Belehrungen und Gedicht mit dem Vers: „Nur durch den zauber bleibt das leben wach.“⁷² Wie die gegenwärtigen Ausführungen zeigen, bringt er damit keinen „Angriff auf die Rationalität“⁷³ schlechthin vor. Dafür beschreibt er einige Bedingungen, die menschliche Vernunft zur Kenntnis nehmen sollte. Denn der von ihm beschworene „Zauber meint nicht Magie und nicht neue Mythologie, sondern das Wunder des natürlichen Lebens mit Wachstum und Fruchtbarkeit, das aller Technik die Grenzen weist.“⁷⁴

⁶⁹ Osterkamp, *Poesie der leeren Mitte...*, S. 190.

⁷⁰ George, *Das neue Reich...*, S. 56.

⁷¹ Vgl. Friedrich August von Hayek, *The Fatal Conceit. The Errors of Socialism*, Chicago: The University of Chicago Press 1989, S. 11-28.

⁷² George, *Das neue Reich...*, S. 56.

⁷³ Strothoff, *Stefan George...*, S. 28.

⁷⁴ Paul Gerhard Klussmann, „Spruch und Gespräch in szenischen Gedichten des Spätwerks von Stefan George“. In: Wolfgang Braungart, Ute Oelmann und Bernhard Böschstein (Hrsg.),

Schlußbetrachtung

Der „grüne“ George tritt einmal mehr, einmal weniger radikal auf. Während der dem Druden in den Mund gelegte Standpunkt als vernünftig gelten darf, stellen „Die Hüter des Vorhofs“ eine Utopie dar, die schlechterdings nicht trägt. Schon der Versuch, sie umzusetzen, führt in Not und Elend. Der Millenarismus nämlich hat mit sämtlichen anderen Formen holistischer Sozialtechnik⁷⁵ gemein, daß er *tabula rasa* machen will (und muß), um etwas gänzlich Neues bauen zu können, und eben dadurch läßt er außer Acht, was das kluge Fabelwesen dem Jäger über die Unverzichtbarkeit des von menschlicher Hand Ungeformten mitzuteilen wußte: „Wär nur dein Geist am Werk gewesen: längst / Wär euer Schlag zerstört und all sein tun“.

Der Nationalökonom und Staatsphilosoph Friedrich August von Hayek würde die Wunschvorstellung, man könne eine komplexe Gesellschaft wie jene des Deutschen Reiches unter den Hohenzollern oder der Weimarer Verfassung umstürzen und nach seinen Vorstellungen – wie am Reißbrett festgelegt oder in Versen erträumt – neuerschaffen, ohne deren Lebensfähigkeit zu beeinträchtigen oder gar zu ruinieren, als verhängnisvolle Anmaßung bezeichnen.⁷⁶ George ist dieser Versuchung erlegen. Außerdem würde von Hayek betont, daß der von vielen – darunter mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ebenfalls George – als unheimlich erlebte, da im-personale Charakter der Markt- und Unternehmerwirtschaft nur durch Zwang und Gewalt abgestellt werden könne.⁷⁷ Obgleich dies George nicht stören müßte, wie dessen Bemerkungen über die „Masse“ ahnen lassen, würde er doch damit zu rechnen haben, daß ein solcher Umbruch eher in eine Oligokratie von brutalen Menschen,⁷⁸ als zu „nackte[m] Tanz auf junger Heide“ führt. Eine letzte Bemerkung von Hayeks würde dem Schicksal kultureller Evolution gelten.⁷⁹ Kolonnen genagelter Stiefel pflegen deren Selbststeuerung nicht zuträglich zu sein. George hätte besser daran getan, ein Freund (kein Feind) des neunzehnten Jahrhunderts zu sein.

Der „grüne“ George milderer Ausrichtung bewegt sich, soweit er sich um ein Landschaftsbild sorgt, in dem es Wiesenknicks, Hecken und Gehölze gibt, Verstädterung bedauert und sich über einzelne Infrastruktur-Großprojekte ärgert, im Hauptstrom der aufkeimenden Heimat- und Umweltschutzbewegung im Deutschen Reich. Auch der ästhetische Impetus und mit ihm die Industrie-Ferne seiner Bekümmernisse erweisen sich als zeittypisch. Es standen damals weniger die Schattenseiten von Industrie-Zusammenballungen (wie etwa im Ruhrgebiet) auf der Agenda, als das Verschwinden einer als „natürlich“, „harmonisch“ oder „seelenvoll“ empfundenen Anmutung ländlicher Gegenden.⁸⁰

Stefan George: Werk und Wirkung seit dem ‚Siebten Ring‘. Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 102-113, Zitat S. 111.

⁷⁵ Vgl. Karl R. Popper, *The Poverty of Historicism.* London und New York: Routledge 1994, S. 67.

⁷⁶ Vgl. von Hayek, *The Fatal Conceit...*, S. 66-88.

⁷⁷ Vgl. von Hayek, *The Road to Serfdom...*, S. 208 und 212.

⁷⁸ Vgl. ebd., S. 157-170.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 212.

⁸⁰ Vgl. Rohkrämer, *Eine andere Moderne?...*, S. 129.

Demgegenüber eröffnen die millenaristischen Gedichte Georges und nicht zuletzt „Die Hüter des Vorhofs“ eine faszinierende Perspektive weit in die Zukunft der deutschen Umweltbewegung. Die utopische Dimension der durch den Dichter geschilderten Versöhnung von Mensch und Natur im Blick, nimmt es nicht wunder, daß mit Herbert Gruhl eines der Gründungsmitglieder der Partei „Die Grünen“ den Dichter Stefan George bewunderte.⁸¹ Und: Der Millenarist George gleicht dem Ökologismus des einundzwanzigsten Jahrhunderts darin, daß ihm intellektuelle Redlichkeit und die Umsetzbarkeit seiner Vorstellungen ein nachgeordnetes Kriterium bilden, Bürger-, Markt- und Unternehmerfeindschaft deutlich hervortreten.

Bibliographie

- Braungart, Wolfgang: *Ästhetischer Katholizismus. Stefan Georges Rituale der Literatur*. Tübingen: Max Niemeyer 1997.
- Breuer, Stefan: *Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus*. Darmstadt: Primus 1996.
- Breuer, Stefan: „Zur Religion Stefan Georges“. In: Wolfgang Braungart, Ute Oelmann und Berhard Böschstein (Hrsg.), *Stefan George: Werk und Wirkung seit dem ‚Siebenten Ring‘*. Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 225-239.
- Breyer, Marcel: „Stefan George, die Brüder Stauffenberg und die Eindeutigkeit“. In: *Text+Kritik*, 168: Stefan George, Oktober 2005, S. 35-46.
- Cohn, Norman: *Das Ringen um das tausendjährige Reich. Revolutionärer Messianismus im Mittelalter und sein Fortleben in den modernen totalitären Bewegungen*. Bern und München: Francke 1961.
- Fricker, Christophe: „Stefan Georges Gedicht ‚Geheimes Deutschland‘: Ein politisches Programm?“ In: Bruno Pieger und Bertram Schefold (Hrsg.), *Stefan George: Dichtung – Ethos – Staat. Denkbilder für ein geheimes europäisches Deutschland*. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2010: S. 131-163.
- George, Stefan: *Werke*. Ausgabe in zwei Bänden. Düsseldorf und München: Helmut Küpper vormals Georg Bondi 1968.
- George, Stefan: *Der siebente Ring*. Stuttgart: Klett-Cotta 1986.
- George, Stefan: *Der Stern des Bundes*. Stuttgart: Klett-Cotta 1993.
- George, Stefan: *Das neue Reich*. Stuttgart: Klett-Cotta 2001.
- Hayek, Friedrich August von: *The Fatal Conceit. The Errors of Socialism*. Chicago: The University of Chicago Press 1989.
- Hayek, Friedrich August von: *The Road to Serfdom*. Chicago und London: The University of Chicago Press 2007.
- Karlauf, Thomas: *Stefan George. Die Entdeckung des Charisma*. München: Karl Blessing 2007.
- Kempf, Volker: *Herbert Gruhl. Pionier der Umweltsoziologie: Im Spannungsfeld von wissenschaftlicher Erkenntnis und politischer Realität*. Graz: Ares 2008.

⁸¹ Vgl. Volker Kempf, *Herbert Gruhl. Pionier der Umweltsoziologie: Im Spannungsfeld von wissenschaftlicher Erkenntnis und politischer Realität*. Graz: Ares 2008, S. 37 und 48.

- Klussmann, Paul Gerhard: „Spruch und Gespräch in szenischen Gedichten des Spätwerks von Stefan George“. In: Wolfgang Braungart, Ute Oelmann und Bernhard Böschstein (Hrsg.), *Stefan George: Werk und Wirkung seit dem ‚Siebten Ring‘*. Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 102-113.
- Ladendorf, Otto: *Historisches Schlagwörterbuch. Ein Versuch*. Straßburg und Berlin: Karl J. Hübner 1906. URL: <http://ia600506.us.archive.org/3/items/historischesschl00ladeuoft/historischesschl00ladeuoft.pdf> (3.10.2013).
- Landes, David S.: *The Wealth and Poverty of Nations. Why Some Are So Rich and Some So Poor*. New York und London: W.W. Norton & Company 1999.
- Landmann, Edith: *Gespräche mit Stefan George*. Düsseldorf und München: Helmut Küpper vormals Georg Bondi 1963.
- Nietzsche, Friedrich: *Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen*. Kritische Studienausgabe, Bd. 4. München: dtv 1988.
- Norton, Robert: *Secret Germany. Stefan George and His Circle*. Ithaca und London: Cornell University Press 2002.
- Oestersandfort, Christian: „Amalgamierung“. In: Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer und Ute Oelmann (Hrsg.), *Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch*. Berlin und Boston: De Gruyter 2012, Bd. 2, S. 653-655.
- Osterkamp, Ernst: *Poesie der leeren Mitte. Stefan Georges Neues Reich*. München: Carl Hanser 2010.
- Popper, Karl R.: *The Poverty of Historicism*. London und New York: Routledge 1994.
- Ratzinger, Joseph (Benedikt XVI.): *Werte in Zeiten des Umbruchs. Die Herausforderungen der Zukunft bestehen*. Freiburg im Breisgau, Basel und Wien: Herder 2005.
- Reulecke, Jürgen: *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985.
- Rohrkämmer, Thomas: *Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880-1933*. Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh 1999.
- Röpke, Wilhelm: *Die Lehre von der Wirtschaft*. Erlenbach-Zürich und Stuttgart: 1965.
- Salin, Edgar: *Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis*. München und Düsseldorf: Helmut Küpper vormals Georg Bondi 1954.
- Schoeck, Helmut: *Der Neid. Eine Theorie der Gesellschaft*. Freiburg im Breisgau und München: Karl Alber 1966.
- Siedler, Wolf Jobst, und Niggemeyer, Elisabeth: *Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum*. Berlin: Herbig 1978.
- Strothoff, Werner: *Stefan George. Zivilisationskritik und Eskapismus*. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann 1976.
- Weber, Max: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1988, S. 17-206.
- Weber, Max: „Wissenschaft als Beruf“. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1988, S. 582-613.

Abstract

The Green Side of Stefan George

The later works of Stefan George (1868-1933) reflect in manifold ways the emergence of the 'green' movement in imperial Germany. Whereas the poem "Der mensch und der drud", a dialogue between a hunter and a Pan-like creature amalgamated from Greek and Germanic myths, offers a profound commentary on the thought of Max Weber, the shorter piece "Verführer: I" amounts to a coarse attack on Justus von Liebig, the father of agricultural chemistry. In the seven stanzas of "Die hüter des vorhofs", George marries ecologism to millenarism, a thought-pattern *en vogue* in political discourse today.

Keywords

Stefan George, anti-liberalism, ecologism, ecology, German anti-modernism, modernism.

Gerhart Hauptmanns Reden im Zusammenhang mit der Volksabstimmung in Oberschlesien

Einleitung

Der vorliegende Artikel beschäftigt sich mit drei Reden Gerhart Hauptmanns, die er vor dem Hintergrund der Volksabstimmung in Oberschlesien hielt. Besprochen werden in ihm sowohl historische, politische und soziale Aspekte, auf die er in diesen Reden zu sprechen kam, als auch Werte, die für ihn wichtig waren, und Beweggründe, nach denen er sich richtete. Darüber hinaus werden auch der stilistische und sprachliche Aufbau der Reden kurz behandelt. Bevor auf die Reden im Einzelnen eingegangen wird, hält der Autor es zunächst für wichtig, die politische Haltung Hauptmanns vor und während des Ersten Weltkrieges kurz darzustellen, um sein Engagement für den Erhalt Oberschlesiens in den Grenzen des Deutschen Reiches, das im weiteren Teil des Artikels ausführlich behandelt wird, besser verstehen zu können.

Hauptmanns Haltung zur Politik vor und während des Ersten Weltkrieges

Nach Meinung von Hans von Brescius' habe sich Hauptmann in seinen ersten 50 Lebensjahren „politisch weder engagiert noch exponiert“¹. Seine apolitische Haltung soll aber nicht wundern, weil sie die im wilhelminischen Kaiserreich unter den deutschen Künstlern und Schriftstellern allgemein herrschende Tendenz, sich von der Politik fernzuhalten, bestätigte. Grob gesagt lagen solch einer Haltung zwei Faktoren zugrunde. Als den ersten kann man hier die damalige Überzeugung von der Autonomie des geistigen und kulturellen Lebens nennen². Bei Hauptmann kam sie in einem Interview zum Vorschein, das er am 12. Dezember 1912 gegenüber der Stockholmer Zeitung *Social-Demokraten* anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Nobelpreis gab: „Ein Künstler darf kein Politiker sein. So etwas bindet zu sehr. Und alle Kunst muß frei sein.“³ Als zweiter Faktor kann die unter Vertretern des Kulturlebens verbreitete

¹ Hans von Brescius: Gerhart Hauptmann. Zeitgeschehen und Bewusstsein in unbekanntem Selbstzeugnissen. Eine politisch-biografische Studie, Bonn: Bouvier Verl., 1977, S. 55.

² Vgl. ebd., S. 55.

³ Heinz-Dieter Tschörtner (Hrsg.): Gespräche und Interviews mit Gerhart Hauptmann (1894-1946), Berlin, 1994, S. 58.

Meinung angebracht werden, die Politik sei ein schmutziges Geschäft.⁴ Dies bedeutete aber nicht, dass Hauptmann sich durch die Politik überhaupt nicht verlockt fühlte. Wie er dieser jedoch widerstand, zeigt seine bezeichnende Äußerung:

Ich habe dem Politiker in mir jeden Tag mit einem Hammer den Schädel einschlagen müssen, um zu leben: es wäre verkauftes Menschentum gewesen, wenn ich es in meinem besonderen Falle nicht getan hätte.⁵

Seit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges änderte sich die bis dahin apolitische Haltung Hauptmanns. Dies zeigte sich dadurch, dass er sich für den Krieg auf deutscher Seite einsetzte. Seinen Kriegsdienst leistete er aber nicht mit dem Gewehr, sondern mit der Feder. Er schrieb Kriegsgedichte, um hier nur solche Titel zu nennen wie: *Reiterlied*, *O mein Vaterland*, *Komm, wir wollen sterben gehn*, *Das sind die großen Toten* oder *Die Toten des Krieges*, und er verfasste auch Zeitungsartikel.⁶ Als Beispiel für seine publizistische Tätigkeit kann man seine Polemik mit dem französischen Philosophen Henri Bergson, die von dem letzteren provoziert wurde, anführen: Der Franzose behauptete in seiner gegen Deutschland gerichteten, flammenden Rede, die er am 8. August 1914 in der Akademie der Geisteswissenschaften zu Paris hielt, dass der begonnene Kampf gegen Deutschland eigentlich ein Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei sei. Hauptmann fühlte sich durch diese Rede herausgefordert und antwortete mit dem vom 26. August desselben Jahres im *Berliner Tageblatt* veröffentlichten Artikel unter dem Titel *Gegen die Unwahrheit*, dessen Absicht die Verteidigung der „barbarischen deutschen Kultur“ war. Darin wies er auch auf eine besondere Rolle hin, die Deutschland in diesem Krieg zugefallen sei, denn „durch den vollständigen Sieg deutscher Waffen die Selbstständigkeit Europas sichergestellt [wäre].“⁷ Damit sei verknüpft die zivilisatorische Mission, die Deutschland gegenüber anderen Völkern zu erfüllen habe, deren es „mit großartigen Ausrichtungen sozialer Fürsorge“ voraus gewesen sei.⁸ Auch die übrigen 1914 von Hauptmann geschriebenen Zeitungsartikel beschäftigten sich mit dem Ausland. „[In ihnen] versuch[te er] um Verständnis für die deutsche Politik zu werben und die französisch-britische Propaganda zu widerlegen.“⁹

⁴ Vgl. Dirk Dalberg: Der Dichter und die Politik. Gerhart Hauptmanns Politikbegriff vor dem Hintergrund seiner Äußerungen zum oberschlesischen Plebiszit im Jahre 1921. In: *Orbis Linguarum* hrsg. von Edward Białek, Eugeniusz Tomiczek, Bd. 27, Wrocław, 2004, S. 40.

⁵ Hauptmann, zit. nach Hermann Barnstorff: Die soziale, politische und wirtschaftliche Zeitkritik im Werke Gerhart Hauptmanns, Jena, 1938, S. 85.

⁶ Näher zu Hauptmanns Kriegsdichtung und -publizistik vgl. Peter Sprengel: Kriegsdienst mit der Feder. Gerhart Hauptmanns Beitrag zum Ersten Weltkrieg. In: Krzysztof A. Kuczyński (Hrsg.): Gerhart Hauptmann: Internationale Studien, Łódź: Wyd. UŁ, 1996, S. 220-242.

⁷ Hauptmann, zit. nach Hans von Brescius: Gerhart Hauptmann. Zeitgeschehen und Bewusstsein in unbekanntenen Selbstzeugnissen. Eine politisch-biografische Studie, Bonn: Bouvier Verl., 1977, S. 74.

⁸ Hauptmann, zit. nach Hans von Brescius, ebd., S. 74.

⁹ Peter Sprengel: Kriegsdienst mit der Feder. Gerhart Hauptmanns Beitrag zum Ersten Weltkrieg, In: Krzysztof A. Kuczyński (Hrsg.): Gerhart Hauptmann: Internationale Studien, Łódź: Wyd. UŁ, 1996, S. 228.

Erwähnenswert ist hier auch die bekannte Pro-Kriegs-Erklärung, die Hauptmann zusammen mit 92 anderen deutschen Intellektuellen unterschrieb. Sie hatte eine propagandistische Bedeutung und soll als Legitimierung des von Deutschland geführten Krieges verstanden werden, denn sie war als Verteidigungskampf des deutschen Geistes propagiert. Sie war für die Kriegsideologie umso wichtiger, weil diese auch „der Beteiligung derer, die nach eigenem Verständnis ebenso wie nach dem der Zeitgenossen den Geist der Gegenwart vertraten, also der Wissenschaftler und Künstler [bedurfte].“¹⁰ Hier kann man die Behauptung wagen, dass Hauptmann während des Krieges zum politisch bewussten, engagierten Verteidiger seines Vaterlandes wurde. Einen großen Einfluss darauf hatten zweifelsohne die in ihm schon seit der Wilhelminischen Ära aufwallenden patriotischen Gefühle, die jedoch wegen seiner Abneigung gegen das damals herrschende politische System nicht zur Entfaltung kamen.¹¹ „Endlich konnte sich Hauptmann“, so der bereits in diesem Artikel angeführte Autor seiner politisch-biographischen Studie Hans von Brescius, „mit dem deutschen Staat identifizieren. [Denn Deutschland] verschmolz [für das Nationalgefühl] unter dem Druck des Krieges zu einer echten Volksgemeinschaft.“¹²

Seine anfängliche Kriegsbegeisterung ließ aber sehr schnell nach, und Hauptmann wurde vom Pessimismus ergriffen. Den Krieg betrachtete er nunmehr als „Gegensatz zur Civilisation“ und als „Feind der Menschheit“, was er in seinem Diarium noch im September 1914 zum Ausdruck brachte: „Nur die Idee des Friedens, nicht die des Krieges, ist steigerungsfähig.“¹³ Bei allem guten Willen wäre es aber schwierig, ihn als Verfechter des Weltfriedens zu bezeichnen, weil es ihm in erster Linie um den Siegfrieden Deutschlands mit den Annexionen, etwa Belgiens ging.¹⁴ In der Annexion der Kanalküste von Antwerpen bis Calais, wofür Hauptmann sich in einem Gespräch mit dem früheren Reichskanzler Bülow im Oktober 1914 aussprach, wie auch in der Erweiterung des deutschen Staatsgebiets insgesamt, sah er nämlich einen Ausgleich für die von Deutschland verlorenen Kolonien.¹⁵ Seine Haltung zu diesem Krieg entsprach meist der offiziellen Stellungnahme der Reichsregierung zu ihm, was beispielsweise seine Reaktion voller Wut zeugte, als die USA nach gescheiterten Vermittlungsversuchen Wilsons Anfang April 1917 Deutschland den Krieg erklärt hatten:

Die lächerliche (...) Anmaßung Amerikas. Das Wort, die Prägung „Neue Welt“ ist ihrer Eitelkeit zu Kopf gestiegen: und darum blickt ihre Eitelkeit herab auf die Alte Welt.

¹⁰ Ebd., S. 220.

¹¹ Vgl. Hans von Brescius: Gerhart Hauptmann. Zeitgeschehen und Bewusstsein in unbekanntem Selbstzeugnissen. Eine politisch-biografische Studie, Bonn: Bouvier Verl., 1977, S. 73.

¹² Ebd.

¹³ Hauptmann, zit. nach Barbara Schmitt-Krayer: „Es wird der Mensch sogar des Menschen Wolf“ – Gerhart Hauptmanns Mahnungen zum Frieden. In: Krzysztof A. Kuczyński (Hrsg.): Gerhart Hauptmann: Internationale Studien, Łódź: Wyd. UŁ, 1996, S. 209.

¹⁴ Vgl. Hans von Brescius: Gerhart Hauptmann. Zeitgeschehen und Bewusstsein in unbekanntem Selbstzeugnissen. Eine politisch-biografische Studie, Bonn: Bouvier Verl., 1977, S. 93.

¹⁵ Vgl. Peter Sprengel: Kriegsdienst mit der Feder. Gerhart Hauptmanns Beitrag zum Ersten Weltkrieg, In: Krzysztof A. Kuczyński (Hrsg.): Gerhart Hauptmann: Internationale Studien, Łódź: Wyd. UŁ, 1996, S. 235.

Die amerikanischen Bengels reiten darauf pompös herum. Haltet euren Schnabel, ihr (Völker-) Konglomerat! – Wir sind Europäer.¹⁶

Das Anfang Oktober 1918 von der deutschen Regierung an Wilson eingereichte Waffenstillstandsersuchen löste in der deutschen Öffentlichkeit einen Schock aus, denn dieser Schritt war einem offiziellen Eingeständnis der Niederlage Deutschlands gleich.¹⁷ Auch Hauptmann ließ sich von der düsteren Stimmung mitreißen und hielt dieses Ersuchen für den schwersten politischen Fehler des ganzen Krieges, weil er in ihm ein „Signal zum allgemeinen Abfall von [Deutschland]“ sah.¹⁸ Daraus resultierte auch sein Misstrauen gegen die Entente, weil er ihr trotz der Bekanntgabe der Wilsonschen vierzehn Punkte¹⁹ nichts Gutes zutraute, was die territoriale Zukunft Deutschlands anbelangte.²⁰ Um die Tatsachen ein wenig vorwegzunehmen, was an dieser Stelle notwendig ist, war der 13. Punkt dieser Vierzehn Punkte in Bezug auf die Oberschlesienfrage wichtig, denn dieser sah die Errichtung eines unabhängigen polnischen Staates vor, „der alle Gebiete einzubegreifen hätte, die von unbestritten polnischer Bevölkerung bewohnt sind.“²¹ Er konnte auch für Oberschlesien gelten, weil dort nach der Volkszählung im Jahr 1910 die polnische Bevölkerung eine, wenn auch knappe Mehrheit ausmachte.²² Wie schwer aber der 13. Punkt in Oberschlesien in Wirklichkeit umzusetzen war, wird noch dieser Artikel zeigen.

Seit der Proklamation der Weimarer Republik am 9. November 1918 setzte sich Hauptmann noch stärker sowohl für die Erhaltung der inneren Einheit Deutschlands als auch dessen territorialen Integrität ein. Ein gutes Beispiel für sein Engagement zugunsten der inneren deutschen Einheit ist die im *Berliner Tageblatt* vom 15. November 1918 veröffentlichte Kundgebung von Berliner Künstlern und Dichtern, die er auch unterschrieb.²³ In ihr ist u. A. zu lesen:

¹⁶ Hauptmann, zit. nach Hans von Brescius: Gerhart Hauptmann. Zeitgeschehen und Bewusstsein in unbekanntem Selbstzeugnissen. Eine politisch-biografische Studie, Bonn: Bouvier Verl., 1977, S. 88.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 96.

¹⁸ Gerhart Hauptmann Diarium 1917 bis 1933, Sämtliche Werke (= Centaner-Ausgabe zum hundertsten Geburtstag des Dichters), Bd. II, Martin Machatzke (Hrsg.), Frankfurt, 1980, S. 10.

¹⁹ Die Vierzehn Punkte, die der amerikanische Präsident Woodrow Wilson am 22. Januar 1917 vor dem US-Kongress verkündete, sollten die Grundlage für einen Weltfrieden und eine Neuordnung Europas nach dem Ersten Weltkrieg bilden. Vgl. Deutschlanddokumente – US-Präsident Wilsons 14 Punkte, URL: <http://www.deutschlanddokumente.de/vvt14Punkte.php> [letzter Zugriff: 24.04.2013, 23:05].

²⁰ Vgl. Ulrich Erdmann: Vom Naturalismus zum Nationalsozialismus? Zeitgeschichtlich-biografische Studien zu Max Halbe, Gerhart Hauptmann, Johannes Schlaf und Hermann Stehr, Frankfurt: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften, 1997, S. 149.

²¹ Dokument: Erklärung: 14-Punkte-Programm von US-Präsident Woodrow Wilson, 1918, URL: <http://www.dhm.de/lemo/html/dokumente/14punkte/> [letzter Zugriff: 24.04.2013, 23:09].

²² Vgl. Wiesław Lesiuk: Społeczne tło wydarzeń górnośląskich w okresie powstań narodowych. In: Andrzej Brożek (Hrsg.): Powstania śląskie i plebiscyt w procesie zrastania się Górnego Śląska z macierzą, Bytom: Muzeum Górnośląskie, 1991, S. 31-33.

²³ Vgl. Ulrich Erdmann: Vom Naturalismus zum Nationalsozialismus? Zeitgeschichtlich-biografische Studien zu Max Halbe, Gerhart Hauptmann, Johannes Schlaf und Hermann Stehr, Frankfurt: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften, 1997, S. 150.

Unser Volk, unser Land wird bleiben und wird nicht untergehen. Aber wir sehen Volk und Land gerade jetzt auf die schwerste Probe gestellt. Es kommt darauf an, sie zu bestehen. [...] Heut hat das Volk sein Geschick in die Hand genommen. Keiner wird jetzt zurückstehen, dessen Kräfte im Nationaldienst verwendbar sind. Auch die neue Regierung möge mit uns rechnen, wo sie unser Wirken für ersprießlich hält. Keiner von uns wird zögern, im Wohlfahrtsdienste des Friedens das Seine von Herzen und nach Kräften zu tun²⁴.

Hauptmanns Beitrag zur Erhaltung der territorialen Integrität Deutschlands waren dagegen seine drei Reden, die er in Zusammenhang mit der Volksabstimmung in Oberschlesien schrieb. Bevor auf diese im Einzelnen eingegangen wird, soll der historisch-politische Rahmen, in den sie einzubetten sind, umrissen werden.

Der historisch-politische Rahmen Hauptmanns Oberschlesienreden

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde über die künftige Grenze zwischen dem in ihm besiegten Deutschland und dem neu entstehenden polnischen Staat entschieden. Der am 11. November 1918 zwischen dem Deutschen Reich und den Westmächten abgeschlossene Waffenstillstand von Compiègne regelte aber die umstrittenen deutsch-polnischen Territorialfragen nicht, darunter auch nicht die der Zugehörigkeit Oberschlesiens zu einem der beiden Staaten.²⁵ Über das Schicksal dieser Region wurde auf der Pariser Friedenskonferenz, die im Januar 1919 begonnen hatte, verhandelt. In ihrer ersten Phase, die den Zeitraum von Januar bis Mai umfasste, war die polnische Diplomatie in der Oberschlesienfrage erfolgreich. Dies resultierte darin, dass sie am 7. Mai der deutschen Delegation einen Friedensvertragsentwurf einreichte. Dessen Art. 27 Teil II „Grenzen Deutschlands“ sah die bedingungslose Abtretung Oberschlesiens an Polen vor.²⁶ Die Reichsregierung lehnte aber den polnischen Friedensvertragsvorschlag mit der Begründung ab, dass diese Region für Deutschland von strategischer Bedeutung für die durch die Siegermächte von ihm eingeforderte Zahlung von Kriegsreparationen sei. Diese Taktik erwies sich als erfolgreich, weil die Entente diesen Entwurf revidierte. Infolge weiterer Verhandlungen während dieser Konferenz fällt sie die Entscheidung über die Durchführung der Volksabstimmung in Oberschlesien, was in dem am 28. Juni 1919 unterzeichneten Versailler Vertrag sanktioniert wurde.²⁷ Erwähnenswert ist hier, dass man bei der

²⁴ Gerhart Hauptmann: Kundgebung von Berliner Künstlern und Dichtern. In: Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke, Herausgegeben von Hans-Egon Hass. Fortgeführt von Martin Machatzke, Bd. XI, Darmstadt, 1974, S. 899.

²⁵ Vgl. Mieczysław Wrzosek: Proces narastania szans walki zbrojnej w latach 1918-1921 o powrót Górnego Śląska do Macierzy. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.): Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia, Opole: Wyd. UO, 2003, S. 26.

²⁶ Vgl. Marek Masnyk: Prawo narodów do samostanowienia a geneza plebiscytu górnośląskiego. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.): Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia, Opole: Wyd. UO, 2003, S. 44.

²⁷ Vgl. Wiesław Lesiuk: Plebiscyt i powstania śląskie z perspektywy osiemdziesięciolecia. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.): Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia, Opole: Wyd. UO, 2003, S. 12.

Entscheidung über die Durchführung dieser Volksbefragung das von Wilson geforderte Selbstbestimmungsrecht der Völker anwandte.²⁸ Wie der polnische Historiker Marek Masnyk bemerkte, schreibe dieses Recht dem Objektivitätsfaktor die entscheidende Rolle zu, d. h. „der ungezwungenen Willensäußerung der Bevölkerung in Form eines Plebiszits, das deren nationalen Selbstbewusstseinszustand in einem Streitgebiet widerspiegeln sollte.“²⁹ Wie noch in diesem Artikel nachgewiesen wird, war das Selbstbestimmungsrecht in dieser Region nur teilweise umsetzbar.

Der Abstimmungskampf um das deutsche Oberschlesien als Hintergrund für Hauptmanns Reden

Der Volksabstimmung in Oberschlesien gingen in dieser Region der deutsche sowie der polnische Abstimmungskampf voraus, die zum Ziel hatten, die dort lebende Bevölkerung zur Stimmabgabe für einen der beiden Staaten zu überzeugen³⁰. Offiziell begannen sie am 11. Februar 1920, also dem Tag, an dem die Interalliierte Regierungs- und Plebiszitkommission (IK) ihre Tätigkeit aufnahm.³¹ In Wirklichkeit gingen aber die Anfänge dieser Abstimmungskämpfe auf Ende Juni 1919 zurück, also auf die Zeit direkt nach dem Abschluss des Versailler Vertrags, in dessen Artikel 88 die Volksabstimmung in Oberschlesien sanktioniert wurde. In den beiden Ländern wurden sie in Form einer umfassenden Propagandaaktion durchgeführt³². Für die Durchführung der polnischen Aktion war das auf Initiative der Regierung in Warschau hin geschaffene Polnische Plebiszitkommissariat (PKP) verantwortlich. „Seine Aufgabe bestand darin, bei der Bevölkerung propagandistisch für die pro-polnische Abstimmungsentscheidung zu werben und zu diesem Zweck alle polnisch gesinnten Gruppierungen zur Zusammenarbeit zu bewegen.“³³ Die deutsche Propagandaaktion wurde dagegen durch das Plebiszitkommissariat für Deutschland koordiniert. Gegründet wurde dieses durch

²⁸ Vgl. Marek Masnyk: Prawo narodów do samostanowienia a geneza plebiscytu górnośląskiego. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.): Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia, Opole: Wyd. UO, 2003, S. 38.

²⁹ Ebd., S. 38-39.

³⁰ Vgl. Paweł Dubiel: Prasa w walce plebiscytowej na Górnym Śląsku. In: Zeszyty prasoznawcze. Nr. 1, Kraków, 1971, S. 5, auch Władysław Zieliński: Polska i niemiecka propaganda plebiscytowa na Górnym Śląsku, Wrocław: Zakład Narodowy Imienia Ossolińskich, 1972, S. 8.

³¹ Diese Kommission wurde zur Durchführung der Volksabstimmung in Oberschlesien gegründet. Ihre Aufgabe bestand darin, der deutschen und der polnischen Seite gleiche Chancen auf die Durchführung der Abstimmungskämpfe zu gewährleisten sowie eine freie, unbeeinflusste und geheime Stimmabgabe zu sichern. Vgl. Wiesław Lesiuk: Plebiscyt i powstania śląskie z perspektywy osiemdziesięciolecia. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.), Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia, Opole, Wyd. UO, 2003, S. 14, auch Waldemar Grosch: Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919-1921, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002, S. 26.

³² Vgl. Paweł Dubiel: Prasa w walce plebiscytowej na Górnym Śląsku, in: zeszyty prasoznawcze. Nr. 1, Kraków, 1971, S. 5.

³³ Waldemar Grosch: Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919-1921, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002, S. 64.

„Vertreter der wichtigsten deutschen Parteien, nämlich Zentrum, SPD, DDP, DNVP und DVP, sowie [die] drei führenden Gewerkschaftsverbände (Gewerkschaftsring, Deutscher Gewerkschaftsbund, Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund) [...], und stand insofern in der Tradition des Interfraktionellen Ausschusses.“³⁴ Seine Hauptaufgabe war es, den Erhalt Oberschlesiens im Reich sicherzustellen.³⁵

Im Unterschied zur polnischen Propagandaaktion, für deren Durchführung das PKP sozusagen das Monopol hatte, stand die deutsche in Konkurrenz bzw. in Abhängigkeit zu anderen deutschen Organisationen, die daran in großer Zahl beteiligt waren.³⁶ Als deren Dachorganisation diente der Schlesische Ausschuss. Dieser wurde im Dezember 1918 in Breslau gegründet und war zugleich die zentrale Koordinierungsstelle in dieser Propagandaaktion. Er setzte sich aus Vertretern sämtlicher deutscher Parteien (mit Ausnahme der KPD), Gewerkschaften, der Wirtschaftsverbände, Kultur-, Bildungs- und Religionsvereine zusammen.³⁷ Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, alle an dieser Aktion beteiligten Organisationen näher zu besprechen. Es wird aber noch auf eine aufmerksam gemacht, die im engen Zusammenhang mit einer der Reden Hauptmanns steht, und zwar auf den Deutschen Schutzbund für die Grenz- und Auslandsdeutschen, der für „die Organisation des Bahntransports der außerhalb Oberschlesiens lebenden Abstimmungsberechtigten“ verantwortlich war. Zu ihrer Aufgabe gehörte auch die Verteilung von Flugblättern zum Informieren und Motivieren der Reisenden, damit sie zur Abgabe ihrer Stimme nach Oberschlesien fuhren.³⁸ Die deutsche Propagandaaktion zum Erhalt Oberschlesiens ging also über dessen Grenzen hinaus, weil sie in ganz Deutschland geführt wurde. Wie der polnische Historiker Franciszek Biały schrieb:

Es beteiligten sich [an ihr] außer Politikern, führenden Gremien der Parteien und Organisationen, Repräsentanten der politischen Presse und der Wirtschaftskreise auch zahlreiche Intellektuelle und Geistliche verschiedener Konfessionen und Vertreter des deutschen Kulturlebens, darunter auch der Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann.³⁹

Nicht zu unterschätzen ist hier auch die Rolle der deutschen Presse, denn sie war neben den zahlreichen Kundgebungen, die zum Erhalt Oberschlesiens im Reich in vielen deutschen Städten veranstaltet wurden, wohl das wichtigste Propagandainstrument.⁴⁰

³⁴ Ebd., S. 48.

³⁵ Vgl. ebd.

³⁶ Vgl. ebd.

³⁷ Vgl. ebd., S. 47, auch Franciszek Biały: *Niemiecka opinia publiczna wobec powstań śląskich i plebiscytu*. In: Andrzej Brożek (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt w procesie zrastania się Górnego Śląska z macierzą*, Bytom: Muzeum Górnos Śląskie, 1991, S. 120.

³⁸ Vgl. Waldemar Grosch: *Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919-1921*, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002, S. 52.

³⁹ Franciszek Biały: *Niemiecka opinia publiczna wobec powstań śląskich i plebiscytu*. In: Andrzej Brożek (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt w procesie zrastania się Górnego Śląska z macierzą*, Bytom: Muzeum Górnos Śląskie, 1991, S. 127 – [übersetzt von Tomasz Dziura]. Alle weiteren Übersetzungen des Autors werden mit den Initialen T.D. versehen.

⁴⁰ Vgl. Ebd. S. 124, 126, auch Paweł Dubiel: *Prasa w walce plebiscytowej na Górnym Śląsku*, in: *zeszyty prasoznawcze*. Nr., 1, Kraków, 1971, S. 5-6.

Wie groß ihre Wirkungskraft war, kann schon allein die große Anzahl der in Oberschlesien an der Propagandaaktion beteiligten Presseorgane bezeugen, um hier nur solche Zeitungen bzw. Zeitschriften zu nennen wie *Ostdeutsche Morgenpost*, *Oberschlesische Landeszeitung*, *Der Schwarze Adler* und *Der Oberschlesier*.⁴¹ Die Presse gewann noch direkt vor der ober-schlesischen Volksabstimmung an Bedeutung, als Journalisten und Herausgeber von Zeitschriften verschiedener politischer Optionen am 5. Februar 1921 in Breslau zu einer Tagung des „Reichsverbandes der deutschen Presse“ zusammenkamen, um eine einheitliche Verfahrensstrategie in der für diese Abstimmung entscheidenden Phase zu erarbeiten. Auf dieser Tagung verpflichteten sie sich, aus aller Kraft um den deutschen Sieg zu kämpfen.⁴²

Die Rolle der Presse wurde hier vor allem deswegen betont, weil eine der Oberschlesienreden Hauptmanns auch in der deutschen Presse erschienen ist. Hier stellt sich die Frage, ob Hauptmanns Engagement in dieser Propagandaaktion politisch motiviert war oder nicht. Der bekannte deutsche Literaturwissenschaftler Wolfgang Leppmann vertritt die Meinung, dass es unpolitisch gewesen sei, weil er in der Aktion „als ein über den Parteien stehender Repräsentant des Volkes der Dichter und Denker [auftrat].“⁴³ Die polnische Germanistin Barbara Szewczyk hält dagegen, dass seine Beteiligung daran durch „seine Kontakte mit Vertretern der damaligen deutschen Sozialdemokratie, die dem neu entstandenen Polen nicht zugeneigt war“, beeinflusst wurde.⁴⁴ Diese, gelinde gesagt, unfreundliche Einstellung der deutschen Sozialdemokraten zu Polen war auch in Hauptmanns Oberschlesienreden zu spüren, worauf noch in diesem Artikel aufmerksam gemacht wird.

Im Folgenden werden die Oberschlesienreden im Einzelnen behandelt. Dabei werden die sozialen, historischen und politischen Aspekte, die er in ihnen aufgriff, sowie sein Wertesystem ausführlich besprochen.

Hauptmanns Oberschlesienreden

Die Gründe für Hauptmanns Engagement in der deutschen Propagandaaktion, was in der Entstehung seiner Oberschlesienreden resultierte, sind zu suchen „in den im Versailler Vertrag festgeschriebenen Regelungen, die er als Akt der historischen Ungerechtigkeit empfand, [weil er] in ihnen die Gefahr eines territorialen und politi-

⁴¹ Vgl. Paweł Dubiel: *Prasa w walce plebiscytowej na Górnym Śląsku*, in: *zeszyty prasoznawcze*. Nr., 1, Kraków, 1971, S. 6.

⁴² Vgl. Franciszek Biały: *Niemiecka opinia publiczna wobec powstań śląskich i plebiscytu*. In: Andrzej Brożek (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt w procesie zrastania się Górnego Śląska z macierzą*, Bytom: Muzeum Górnos Śląskie, 1991, S. 126.

⁴³ Wolfgang Leppmann: *Am Ende blieb die Trauer: Dichtung und Politik in Deutschland am Beispiel Gerhart Hauptmanns*. In: Helmut Koopmann, Clark Muenzer (Hrsg.): *Wegbereiter der Moderne. Studien zu Schnitzler, Hauptmann, Th. Mann, Hesse, Kaiser, Traven, Kafka, Broch, von Unruh und Brecht*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1990, S. 33.

⁴⁴ Grażyna Szewczyk: *Gerhart Hauptmann und Oberschlesien*. In: Edward Białek, Mirosława Czarnańska (Hrsg.): *Carl und Gerhart Hauptmann: Zwischen regionaler Vereinnahmung und europäischer Perspektivierung*, Wrocław–Dresden: ATUT, Neisse Verlag, 2010, S. 274.

schen Staatszerfalls sah.⁴⁴⁵ Dies bewog ihn dazu, sich zur Oberschlesienfrage öffentlich zu äußern, was er mit seinen drei Reden auch tat.

Rede Für die Grenzlandsdeutschen

Hauptmanns erste Rede unter dem Titel *Für die Grenzlandsdeutschen* vom 20. Februar 1920 war seine Reaktion auf die in Oberschlesien vom Obersten Rat der Alliierten anberaumte Volksabstimmung, in der die dort lebende Bevölkerung mit der Stimmenmehrheit zu entscheiden hatte, ob es bei Deutschland bleiben oder dem neu entstehenden Polen zufallen würde.⁴⁴⁶ Hauptmann verfasste sie im Auftrag des an der Propagandaaktion beteiligten und bereits oben erwähnten Schutzbundes der Grenz- und Auslandsdeutschen, der für den Bahntransport ins Abstimmungsgebiet der außerhalb Oberschlesiens lebenden und zur Stimmabgabe berechtigten Deutschen verantwortlich war.

In dieser Rede, die in Form eines Aufrufs geschrieben wurde, rief Hauptmann das deutsche Volk zur kollektiven Geldspende auf, um den Stimmberechtigten, insbesondere den weniger Wohlhabenden von ihnen, die Ausreise ins Abstimmungsgebiet zu ermöglichen.⁴⁴⁷ Um das Abstimmungsrecht etwas zu erläutern, soll hier gesagt werden, dass zu dieser Abstimmung sowohl diejenigen zugelassen wurden, die „im Abstimmungsgebiet geboren war[en] und dort noch lebte[n] (Kategorie A) [als auch diejenigen, die] im Abstimmungsgebiet geboren war[en], es aber inzwischen verlassen hatte[n] (Kategorie B).“⁴⁴⁸

In der besprochenen Rede handelte es sich also um die Angehörigen der Kategorie B, um die sog. „Emigranten.“⁴⁴⁹ Wie eigentlich zu erwarten war, stimmte die Mehrheit von ihnen (es waren 191.000 in das Abstimmungsgebiet zugereist) für Deutschland⁵⁰, was das Ergebnis dieser Volksabstimmung zugunsten dieses Staates deutlich beeinflusste.⁵¹

Darüber hinaus verwies Hauptmann in dieser Rede auf die Möglichkeit, über die Zukunft Oberschlesiens auf dem friedlichen Wege und mit Hilfe demokratischer Mittel entscheiden zu können:

⁴⁴⁵ Mirosława Czarnecka und Jolanta Szafarz: Gerhart Hauptmann *Życie i twórczość w latach 1914–1946*, Wrocław: Wyd. UWr, 1997, S. 23 – [T.D.]

⁴⁴⁶ Vgl. Ulrich Erdmann: *Vom Naturalismus zum Nationalsozialismus? Zeitgeschichtlich-biografische Studien zu Max Halbe, Gerhart Hauptmann, Johannes Schlaf und Hermann Stehr*, Frankfurt: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften, 1997, S. 158.

⁴⁴⁷ Vgl. Gerhart Hauptmann: *Für die Grenzlandsdeutschen*, in: Hans-Egon Hass (Hrsg.), *Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke*, Bd. VI, Darmstadt, 1963, S. 714.

⁴⁴⁸ Waldemar Grosch: *Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919–1921*, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002, S. 17.

⁴⁴⁹ Vgl. ebd., S. 98.

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 368.

⁵¹ Vgl. Andrzej Brożek: *Górny Śląsk i Polska, lata 1919–1921 jako apogeum wzajemnego zaangażowania*. In: Andrzej Brożek (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt w procesie zrastania się Górnego Śląska z macierzą*, Bytom: Muzeum Górnos Śląskie, 1991, S. 70.

Deutsche, wenn ihr nicht müßig zusehen wollt, wie euer blutendes Land noch weiter zerstückelt wird, so verhindert es! Ihr braucht darum nicht zu den Waffen zu greifen, es ist auf friedlichem Wege möglich. Große und lebensnotwendige Gebiete an unserer nördlichen, östlichen und südöstlichen Grenze haben durch Stimmenmehrheit ihrer Eingeborenen zu entscheiden, ob sie beim Reiche verbleiben oder sich davon losreißen wollen.⁵²

Wenn man jedoch den oben angeführten Passus näher betrachtet, kann man ihn als zweideutig empfinden: Einerseits legte Hauptmann in ihm viel Wert auf die friedliche Lösung dieses deutsch-polnischen Territorialkonflikts, andererseits schwang in ihm die sehr oft in dieser deutschen Propagandaaktion wiederholte Losung: „Kein Stück von den Gebieten zurück, die zum Reiche gehören!“⁵³ mit, wovon der Satz: „Deutsche, wenn ihr nicht müßig zusehen wollt, wie euer blutendes Land noch weiter zerstückelt wird, so verhindert es!“ zeugen kann.

In dieser Rede kam auch Hauptmanns Nationalgefühl zum Ausdruck, indem er von der Notwendigkeit der Erhaltung und Rettung der deutschen Einheit sprach:

Es kann keinen Deutschen geben, der den Gewinn seiner Hilfeleistung in diesem Falle nicht sehen sollte: die Rettung und Erhaltung einer deutschen Einheit, die kraftvoll und lebensfähig ist. Gelingt es uns, aus der Friedensmacht nationaler Wesensart eine solche Einheit durchzusetzen, so ist überdies ein moralischer Sieg erkämpft, der erste Sieg nach dem schrecklichsten Niederbruch.⁵⁴

Nach Meinung des bereits oben erwähnten deutschen Politologen Dirk Dalberg solle unter dem Begriff Einheit im Hauptmannschen Sinne einerseits die Einheit Deutschlands als einheitliches Territorium, andererseits aber auch die geistige Einheit Deutschlands als Nation und Volk verstanden werden. Wie Dalberg weiter konstatiert, gehe es im Aufruf *Für die Grenzlandsdeutschen* vorrangig um die Einheit der Deutschen als Nation, die eine unabdingbare Voraussetzung zur Erhaltung der territorialen Einheit ist. Diese geistige Einheit, die ein neues Gemeinschaftsgefühl zur Folge haben solle, bestehe darin, dass sich Deutsche unterschiedslos für Deutsche einsetzen.⁵⁵ Die bereits oben erwähnte polnische Germanistin Grażyna Szewczyk ist der gleichen Meinung darüber, was sich Hauptmann unter der Einheit vorstellte. „[Für ihn] war die Einheit Deutschlands“, so Szewczyk, „ein Garant der Bewahrung der

⁵² Gerhart Hauptmann: *Für die Grenzlandsdeutschen*, in: Hans-Egon Hass (Hrsg.), Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke, Bd. VI, Darmstadt, 1963, S. 714.

⁵³ Mieczysław Wrzosek: *Proces narastania szans walki zbrojnej w latach 1918-1921 o powrót Górnego Śląska do Macierzy*, in: Irena Wyczółkowska (Hrsg.), *Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia*, Opole: Wyd. UO, 2003, S. 26 – [T.D.].

⁵⁴ Gerhart Hauptmann: *Für die Grenzlandsdeutschen*, in: Hans-Egon Hass (Hrsg.), Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke, Bd. VI, Darmstadt, 1963, S. 715.

⁵⁵ Vgl. Dirk Dalberg: *Der Dichter und die Politik. Gerhart Hauptmanns Politikbegriff vor dem Hintergrund seiner Äußerungen zum oberschlesischen Plebiszit im Jahre 1921*. In: Edward Białek, Eugeniusz Tomiczek (Hrsg.): *Orbis Linguarum*, t. 27., Wrocław: ATUT, 2004, S. 50.

deutschen Identität sowie der geistigen Entwicklung des Volkes in einem neuen Staat, in der Weimarer Republik.“⁵⁶

Aufruf zum Opfertag für Oberschlesien

In seiner zweiten Rede unter dem Titel *Aufruf zum Opfertag für Oberschlesien*, die im *Berliner Börsen Courier* vom 3. Juli 1921 erschienen war, rief Hauptmann alle Deutschen zur materiellen Unterstützung ihrer Landsleute auf, die zum Verlassen ihrer oberschlesischen Heimat gezwungen wurden⁵⁷. Wie Dirk Dalberg zutreffend bemerkte, sei diese Rede aus der Sicht der Oberschlesier geschrieben und ausschließlich für die deutsche Nation bestimmt worden⁵⁸:

»Hilfe! Helft!« Der Ruf ist nicht für die Welt außerhalb unserer Grenzen bestimmt. Er wird von deutschen Brüdern und Schwestern an deutsche Brüder und Schwestern gerichtet. »Helft!«, erschallt es, »steht uns bei, die wir von unserer oberschlesischen Scholle vertrieben, aus unseren Häusern, unseren Berufen gestoßen und brotlos geworden sind!«⁵⁹

Diese Perspektive scheint hier deswegen gewählt zu sein, um bei den Empfängern dieses Aufrufs Mitleid zu erwecken und sie zum wohlthätigen Handeln zu bewegen: „Ihr Brüder, ihr Schwestern, ihr unverdient Reichen, ihr unverdient Armen, hört, fühlt, heget Mitleid und übt die herrliche Tugend des Gebens, die, recht geübt, immer noch eine ist!“⁶⁰

An dieser Stelle lässt sich die Frage stellen, warum in dieser Rede die Oberschlesier als „unschuldig für ganz Deutschland [Leidenden]“⁶¹ bezeichnet wurden. Näher betrachtet, kann diese Bevölkerungsgruppe stellvertretend ausgewählt werden, um den Opferstatus Deutschlands symbolisch hervorzuheben, denn Hauptmann überhöhte sein Vaterland nach der Deutschland aufgezwungenen Unterzeichnung des Friedensvertrags am 28. Juni 1919 „zum erpreßten, moralisch überlegenen Opfer.“⁶²

⁵⁶ Grażyna Szewczyk: Gerhart Hauptmann und Oberschlesien. In: Edward Białek, Mirosława Czarna (Hrsg.): Carl und Gerhart Hauptmann: Zwischen regionaler Vereinnahmung und europäischer Perspektivierung, Wrocław–Dresden: ATUT, Neisse Verlag, 2010, S. 275.

⁵⁷ Vgl. Gerhart Hauptmann: Aufruf zum Opfertag für Oberschlesien, in: Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke, Herausgegeben von Hans-Egon Hass. Fortgeführt von Martin Machatzke, Bd. XI, Darmstadt, 1974, S. 961.

⁵⁸ Vgl. Dirk Dalberg: Der Dichter und die Politik. Gerhart Hauptmanns Politikbegriff vor dem Hintergrund seiner Äußerungen zum oberschlesischen Plebiszit im Jahre 1921. In: Edward Białek, Eugeniusz Tomiczek (Hrsg.): Orbis Linguarum, t. 27., Wrocław: ATUT, 2004, S. 50.

⁵⁹ Gerhart Hauptmann: Aufruf zum Opfertag für Oberschlesien, in: Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke, Herausgegeben von Hans-Egon Hass. Fortgeführt von Martin Machatzke, Bd. XI, Darmstadt, 1974, S. 961.

⁶⁰ Ebd. S. 961.

⁶¹ Ebd.

⁶² Ulrich Erdmann: Vom Naturalismus zum Nationalsozialismus? Zeitgeschichtlich-biografische Studien zu Max Halbe, Gerhart Hauptmann, Johannes Schlaf und Hermann Stehr, Frankfurt: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften, 1997, S. 156.

Mit dem *Aufruf zum Opfertag für Oberschlesien* ist Hauptmann zum prominentesten Vertreter in der Propagandaaktion für den Erhalt dieser Region in den Grenzen des Deutschen Reiches aufgestiegen. In dieser Rolle bewährte er sich hervorragend, was der Stellenwert seiner letzten Rede *Für ein deutsches Oberschlesien* am besten zeigt. Diese war in der Tat die wichtigste unter den am 15. Juli 1921 in der Berliner Philharmonie von den entsandten Rednern der im Reichstag vertretenen Parteien gehaltenen Reden⁶³. Bevor diese im Einzelnen behandelt wird, soll zuerst auf den historischen Rahmen, in den sie anzusiedeln ist, näher eingegangen werden.

Der historische Rahmen der Rede *Für ein deutsches Oberschlesien*

Die Rede *Für ein deutsches Oberschlesien* fiel auf die entscheidende Phase für das Schicksal dieser Region, denn es sollte auf der Botschafterkonferenz, die zu dieser Zeit in Paris tagte, über deren Grenzverlauf endgültig entschieden werden⁶⁴. Die dort geschmiedeten Pläne zur Teilung Oberschlesiens standen aber im Widerspruch zu der noch vor der Volksabstimmung durch die IK getroffenen Vereinbarung. Diese sah vor, dass das gesamte oberschlesische Gebiet entweder bei Deutschland bleiben oder an das neu entstehende Polen übergehen wird. Auf solch eine Lösung drängten übrigens eben die polnische sowie die deutsche Seite, die damals jede Teilung dieses Gebiets kategorisch ablehnten⁶⁵. Ungeachtet des Ergebnisses der Volksabstimmung, das eindeutig für Deutschland ausfiel⁶⁶, erwog die IK verschiedene Möglichkeiten für dessen Auslegung, mit der Absicht, diese Region zwischen Deutschland und Polen doch zu teilen⁶⁷. Die polnische Seite versuchte das Gemeindeprinzip zu erwirken. Dieses setzte voraus, „daß [...] jede Ortschaft, unabhängig von ihrer Größe, einzeln gezählt werden müsse. Nach dieser Rechnung gebe es eine statistische polnische Majorität in diesem Gebiet, da die ländlichen Gemeinden in der Überzahl waren.“⁶⁸ Die IK lehnte aber das Gemeindeprinzip ab und wollte das Ergebnis dieser Volksabstimmung en bloc interpretieren, was die immer schwächer werdende Position des propolnisch gesinnten Frankreichs in ihrem Gremium hätte ermöglichen können. Demzufolge sollten Polen nur die Kreise Pleß und Rybnik zufallen.⁶⁹

⁶³ Vgl. ebd. S. 160.

⁶⁴ Vgl. Waldemar Grosch: *Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919-1921*, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002, S. 379-385.

⁶⁵ Vgl. ebd. 370.

⁶⁶ In dieser Volksabstimmung entfielen 59,7% Stimmen auf Deutschland und 49,3% auf Polen. Vgl. Wiesław Lesiuk: *Plebiscyt i powstania śląskie z perspektywy osiemdziesięciolecia*. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.), *Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia*, Opole: Wyd. UO, 2003, S. 19.

⁶⁷ Vgl. Waldemar Grosch: *Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919-1921*, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002, S. 369.

⁶⁸ Ebd. 382-383.

⁶⁹ Vgl. Wiesław Lesiuk: *Plebiscyt i powstania śląskie z perspektywy osiemdziesięciolecia*. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.), *Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia*, Opole: Wyd. UO, S. 19.

Die Unzufriedenheit mit der oben geschilderten, geplanten Lösung der Oberschlesienfrage war der direkte Grund für den Ausbruch des dritten polnischen Aufstands⁷⁰, der im Folgenden kurz besprochen wird.

Der dritte polnische Aufstand

Der dritte polnische Aufstand begann in der Nacht vom 2. zum 3. Mai. Im Unterschied zu den beiden ersten Aufständen, die einen lokalen Umfang hatten, kämpften in diesem reguläre Truppen, die aus den POW-Kräften⁷¹ geformte aufständische Armee (ungefähr 50 000 Mann) auf der polnischen und der „Selbstschutz Oberschlesien“⁷² auf der deutschen Seite (ungefähr 32 000 Mann.⁷³ Obwohl „der Selbstschutz am 21.5.1921 in seiner einzigen größeren Kampfhandlung gegen überlegene polnische Kräfte den strategisch wie emotional wichtigen Annaberg nahm und die Insurgenten zurückdrängte“⁷⁴, konnten die polnischen Führer dieses Aufstandes, mit Wojciech Korfanty an der Spitze, ihr Ziel erreichen, nämlich die Großstädte und das Industriedreieck unter seine Kontrolle zu bringen.⁷⁵

Die Grundlage für die Beendigung des dritten polnischen Aufstandes bildete das am 26. Juni 1921 zwischen Deutschland und Polen unterzeichnete Abkommen über den beiderseitigen Rückzug, der bis zum 5. Juli desselben Jahres durchgeführt sein sollte. Offiziell wurde dieser Aufstand am 1. Juli mit der Verkündung des Endes der Kampfhandlungen durch die IK beendet⁷⁶. Der militärische Erfolg der polnischen Aufständischen veranlasste die Siegermächte, die Teilungspläne Oberschlesiens zu revidieren, worüber der Oberste Rat entscheiden sollte.⁷⁷

⁷⁰ Vgl. ebd.

⁷¹ POW (Polska Organizacja Wojskowa) war eine Geheimarmee in Oberschlesien, gegründet Anfang August 1919 aus den polnischen Vereinen und Bürgerwehren. Vgl. Waldemar Grosch: Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919-1921, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002, S. 369.

⁷² Der „Selbstschutz Oberschlesien“ war der heimlich im Auftrag der Wirth-Reichsregierung vom General Karl Hoefler gebildete Zusammenschluss aller paramilitärischen deutschen Verbände im Abstimmungsgebiet. Vgl. ebd., S. 375.

⁷³ Vgl. Wiesław Lesiuk: Plebiscyt i powstania śląskie z perspektywy osiemdziesięciolecia. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.), Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia, Opole: Wyd. UO, 2003, S. 19, auch Tadeusz Czekaj: Górny Śląsk polski czy niemiecki? Okoliczności podziału w 1922 roku, Katowice: Muzeum Historii Katowic, 1997, S. 13.

⁷⁴ Waldemar Grosch: Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919-1921, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002, S. 375.

⁷⁵ Vgl. Wiesław Lesiuk: Plebiscyt i powstania śląskie z perspektywy osiemdziesięciolecia. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.), Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia, Opole: Wyd. UO, 2003, S. 19.

⁷⁶ Vgl. Waldemar Grosch: Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919-1921, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002, S. 378.

⁷⁷ Vgl. Tadeusz Czekaj: Górny Śląsk polski czy niemiecki? Okoliczności podziału w 1922 roku, Katowice: Muzeum Historii Katowic, 1997, S. 14.

Rede Für ein deutsches Oberschlesien

Die Rede *Für ein deutsches Oberschlesien* hielt Hauptmann, wie bereits oben erwähnt, am 15. Juli 1921 in der Berliner Philharmonie. Diese fiel somit auf die Zeit nach dem oben geschilderten dritten polnischen Aufstand, also auf die letzte Phase der Propagandaaktion zum Erhalt dieser Region in Deutschland. Charakteristisch für den letzten Abschnitt dieser Propagandaaktion war, dass „[dieser im Unterschied zu der Zeit vor der Volksabstimmung] nicht mehr an die oberschlesische Gesellschaft gerichtet war, sondern an alle Staaten, die über die territoriale Zugehörigkeit dieses Abstimmungsgebietes zu entscheiden hatten.“⁷⁸ Dies wird auch in Hauptmanns letzter Rede deutlich, deren Empfänger der Oberste Rat sein sollte, also das internationale Organ, das über die territoriale Zukunft Oberschlesiens zu befinden hatte. In ihr appellierte Hauptmann an dieses Gremium, den Willen der Mehrheit zu beachten, die sich in der oberschlesischen Volksabstimmung für Deutschland aussprach:

Wir stehen also hier für ein ganzes Volk, um vor einer Entscheidung, die über ihm schwebt, noch einmal seine Stimme hörbar zu machen. Ein Oberster Rat zu Paris, bei dem wir Sitz und Stimme nicht haben, wird darüber Beschluß fassen, ob wiederum ein Teil vom deutschen Nationalkörper abgetrennt und einem anderen Staatswesen angeleimt werden soll. [...] Da Stimmenmehrheit entscheiden sollte, ist durch Stimmenmehrheit entschieden worden, und zwar, wie zu erwarten war, nicht für den Abfall, sondern für das Verbleiben beim alten Reich.⁷⁹

Wenn auch Hauptmanns Drängen auf die Anwendung des demokratischen Prinzips bei der Oberschlesienfrage lobenswert ist, fehlte in seiner Rede jede Reflexion darüber, warum sich in dieser Volksabstimmung immerhin fast 40 Prozent für Polen aussprachen, was dem Obersten Rat so große Schwierigkeiten bei der endgültigen Lösung dieser Streitfrage bereitete. Wie das folgende Zitat zeigen wird, lehnte Hauptmann die geplante Teilung dieser Region kategorisch ab:

Aber wenn jene Männer, welche diesen Zustand geschaffen, die Idee der edlen europäischen Völkergemeinschaft damit noch so sehr verwundet haben, können sie doch nicht so weit gehen, das von ihnen selbst angeordnete Plebiszit und sein unzweideutiges Resultat zu mißachten, sich über die flammend geäußerte Willensmeinung eines großen Volkes leichtfertig hinwegzusetzen.⁸⁰

Darüber hinaus ließ er die komplizierte Geschichte der staatlichen Zugehörigkeit Oberschlesiens völlig außer Acht sowie die Tatsache, dass es nicht immer zum Heiligen

⁷⁸ Władysław Zieliński: *Polska i niemiecka propaganda plebiscytowa na Górnym Śląsku*, Wrocław: Zakład Narodowy Imienia Ossolińskich, 1972, S. 8 – [T.D.].

⁷⁹ Gerhart Hauptmann: *Für ein deutsches Oberschlesien*, in: Hans-Egon Hass (Hrsg.), *Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke*, Bd. VI, Darmstadt, 1963, S. 722-723.

⁸⁰ Ebd., S. 723.

Römischen Reich Deutscher Nation gehörte, da es bis zum 14. Jahrhundert ein Teil Polens war⁸¹. Dies äußert sich in dem folgenden Abschnitt seiner Rede:

Niemand, Franzose oder Pole, wird, sofern er nur ein halb zurechnungsfähiges Hirn und Herz besitzt, dem Deutschen zumuten, in die Diskussion einer Frage einzutreten, die dahin lautet, ob er auf sein uraltes, angestammtes Eigentum ein größeres Recht besitzt als ein beliebiges anderes Volk. Oberschlesien war bereits ein Teil des alten Römischen Kaiserreichs Deutscher Nation. Es ist alsdann ein Teil Preußens und also ein Teil des neuen Deutschen Reiches gewesen. Wie gesagt, es gibt in dieser Frage für den Deutschen keine Diskussion.⁸²

In dem oben angeführten Zitat fällt die Bezeichnung der in Oberschlesien lebenden ethnischen Polen als „ein beliebiges anderes Volk“ auf. Zeugt dies etwa nicht, gelinde gesagt, von Hauptmanns Ignoranz gegenüber dieser Volksgruppe, deren Existenz er völlig verschwieg, die aber dort damals mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachte?⁸³

Abschließend soll hier gesagt werden, dass Hauptmanns Appell an den Obersten Rat nicht erhört wurde, weil Oberschlesien nach Entscheid des Völkerbundes vom 12. Oktober 1921 zwischen Deutschland und Polen geteilt wurde. Es besteht wohl kein Zweifel daran, dass diese Teilung für Polen günstiger war. Zwar musste Polen auf die sich im Mai 1921 infolge des dritten polnischen Aufstandes gebildete Grenze, die sog. Korfanty-Linie⁸⁴ verzichten, und es fiel ihm nur weniger als ein Drittel des Gesamtgebietes Oberschlesiens zu, dafür war das Gebiet stärker industrialisiert, weil es sich dabei um den Großteil des Industriedreiecks, d. h. des hoch industrialisierten Gebiets Oberschlesiens handelte.⁸⁵

⁸¹ Vgl. Norbert Conrads: Abriss der Geschichte Schlesiens bis 1945, URL: <http://www.expolis.de/schlesien/texte/conrads.html> [letzter Zugriff: 25.4.2013, 10:30].

⁸² Gerhart Hauptmann: Für ein deutsches Oberschlesien, in: Hans-Egon Hass (Hrsg.), Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke, Bd. VI, Darmstadt, 1963, S. 722.

⁸³ Der Autor beruft sich hier auf die Volkszählung aus dem Jahr 1910, die nachwies, dass die polnische Bevölkerung in Oberschlesien damals 57,3% der Gesamtbevölkerung ausmachte. Vgl. Wiesław Lesiuk: Społeczne tło wydarzeń górnośląskich w okresie powstań narodowych. In: Andrzej Brożek (Hrsg.): Powstania śląskie i plebiscyt w procesie zrastania się Górnego Śląska z macierzą, Bytom: Muzeum Górnośląskie, 1991, S. 32.

⁸⁴ Die Korfanty-Linie verlief entlang der sich im Mai 1921 während des dritten polnischen Aufstandes stabilisierten Frontlinie. Sie lief entlang des Oder-Laufes bis nach Kandrzin, dann nach Norden. Vgl. Tadeusz Czekał: Górny Śląsk polski czy niemiecki? Okoliczności podziału w 1922 roku, Katowice: Muzeum Historii Katowic, 1997, S. 13.

⁸⁵ Vgl. ebd., S 10, auch Wiesław Lesiuk: Plebiscyt i powstania śląskie z perspektywy osiemdziesięciolecia, w: Irena Wyciółkowska (Hrsg.), Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia, Opole: Wyd. UO, 2003, S. 20.

Universelle Werte und Grundrechte

In seinen Oberschlesienreden zeigte sich Hauptmann als ein glühender Verfechter von universellen Werten und Grundrechten, die zwar heute im demokratischen System Gang und Gäbe sind, aber zu der Zeit, zu der er diese Reden hielt, bestimmt als modern empfunden sein mussten.

Auf das Wahlrecht des Menschen, wofür sich Hauptmann in der Rede *Für die Grenzlandsdeutschen* aussprach, indem er für die Entscheidung der Oberschlesienfrage bei der Wahlurne plädierte, wurde während der Darstellung der Rede weiter oben aufmerksam gemacht. Von seiner humanitären Haltung zeugt dagegen deutlich sein *Aufruf zum Opfertag für Oberschlesien*, in dem er zur materiellen Unterstützung der aus dieser Region vertriebenen Deutschen aufrief. Was noch fehlt, ist Hauptmanns Pazifismus, worauf im Folgenden eingegangen wird.

Hauptmanns Pazifismus

Der Nobelpreisträger bezeichnete sich selbst gern als einen „besorgten Weltfriedensfreund.“⁸⁶ Auch in den Oberschlesienreden, insbesondere in der Rede *Für ein deutsches Oberschlesien*, ist seine Sorge um die Schaffung des Weltfriedens zu sehen, „da“, wie er behauptete „es keinen Fleck auf [der Erde] gibt, der durch den verflorenen unseeligen Krieg nicht gelitten hat und an seinen Folgen nicht heute noch leidet.“⁸⁷ Wenn er aber von der geplanten Teilung Oberschlesiens sprach, bekam seine Friedensliebe einen tiefen Riss, denn er versuchte hier den Frieden zu instrumentalisieren, um den Obersten Rat zu beeinflussen, damit er diese Region nicht teile:

Wir warnen den Obersten Rat [...] deshalb, weil ihm nicht daran liegen kann, unauslöschliche heimliche Brandherde zu schaffen, die das Werk des Friedens bedrohen und binnen kurz oder lang einen schrecklicheren Weltbrand erzeugen müssen als den, der kaum vorüber ist.⁸⁸

Das oben angeführte Zitat kann auch als eine moralische Erpressung gegenüber dem Obersten Rat verstanden werden, der im Fall der Teilung dieser Region den jungen noch nicht stabilen Weltfrieden zerstören würde. Hauptmann ging in seinen Warnungen noch weiter, indem er von unvermeidlicher Korrektur der deutsch-polnischen Grenze im Fall der Abtrennung Oberschlesiens vom Reich sprach:

Einen solchen gefährlichen Brandherd aber legt man an, wenn man einen uralt gegebenen und natürlichen Zustand ändert, indem man diesen vitalen Teil vom Reiche reißt und dafür einen neuen, erkünstelten und erzwungenen, also unnatürlichen Zustand

⁸⁶ Eberhard Hilscher: Gerhart Hauptmann Leben und Werk. Mit bisher unpublizierten Materialien aus dem Manuskriptnachlaß des Dichters, Frankfurt a. M.: Athenäum, 1988, S. 337.

⁸⁷ Gerhart Hauptmann: Für ein deutsches Oberschlesien, in: Hans-Egon Hass (Hrsg.), Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke, Bd. VI, Darmstadt, 1963, S. 723.

⁸⁸ Ebd.

schaft. Ein solcher Zustand wird niemals von Dauer sein können und wird so lange den Frieden Europas gefährden, bis er korrigiert ist.⁸⁹

An der Stelle stellt sich die Frage, warum Hauptmann, der sich selbst als einen Weltfriedensfreund bezeichnete, die Chance auf ein friedliches Nebeneinanderleben der Deutschen und Polen im geteilten Oberschlesien kategorisch ausschloss? Aus dem oben Geschriebenen lässt sich schließen, dass Hauptmann unter dem Mantel der Sorgen um den Weltfrieden, Oberschlesien für Deutschland zu retten versuchte.

Sprachliche Analyse der Reden

Hauptmanns Oberschlesienreden liefern viel Stoff für eine sehr umfangreiche sprachliche Analyse. Um den Rahmen dieses Artikels nicht zu sprengen, wird aber nur auf ihren Stil und ihre rhetorischen Figuren eingegangen.

Pathetischer Stil

In den 3 Reden Hauptmanns überwiegt der pathetische Stil. Eines seiner Hauptmerkmale ist die Anknüpfung an einen nationalen Topos. Als solch ein Topos kann hier die Einheit der deutschen Nation gesehen werden, wovon Hauptmann an vielen Stellen sprach. Als Beispiel wird hier folgendes Zitat angeführt:

Wenn wir auch nur einen winzigen Teil der großen, einigen deutschen Nation darstellen, so haben wir doch das Recht und die Pflicht, sozusagen in zwölfter Stunde über diese große, einige deutsche Nation zu reden. Daß sie groß ist, wer wollte das leugnen, trotz allem, was geschehen ist? Daß sie einig ist, einig sein muß, können wir nicht bezweifeln, solange wir uns noch einen Funken von Glauben an ihren Bestand bewahren wollen. Also sage ich: Wir zweifeln nicht, daß die Nation einig und durch die Einigkeit unzerstörbar ist.⁹⁰

Den Topos scheinen hier die Größe und Einigkeit Deutschlands darzustellen, die auf die Vereinigung des deutschen Reiches durch Bismarck in den Jahren 1870/71 zurückzuführen sind, woran Hauptmann in seinen Werken in der Zeit der Weimarer Republik sehr oft anschloss.⁹¹ Wie Jerzy Ziomek bemerkte, „ist die wesentlichste Eigenschaft des Topos seine argumentative Funktion und seine Zugehörigkeit zum gemeinsamen Paradigma der Kultur“.⁹² Die argumentative Funktion drückt sich hier

⁸⁹ Ebd., S. 724.

⁹⁰ Ebd., S. 722.

⁹¹ Vgl. Karol Koczy: *Hauptmanniana*, Katowice, 1971, S. 136, auch Eberhard Hilscher: *Gerhart Hauptmann Leben und Werk*. Mit bisher unpublizierten Materialien aus dem Manuskriptnachlaß des Dichters, Frankfurt a. M.: Athenäum, 1988, S. 337.

⁹² Jerzy Ziomek: *Retoryka opisowa*, Wrocław: Zakład Narodowy Imienia Ossolińskich, 2000, S. 295 – [T.D.].

in der Notwendigkeit der Erhaltung der Einheit deutscher Nation als die Bedingung für deren Fortbestand und Unzerstörbarkeit aus. Das Paradigma der Kultur stellt dagegen das Erbe der Staatlichkeit des vereinigten Deutschlands dar.

Rhetorische Figuren

Um die Aussagekraft seiner Reden zu stärken, bedient sich Hauptmann rhetorischer Figuren. Im Folgenden wird auf die Ironie und Metapher aufmerksam gemacht.

Ironie

An einigen Stellen sind Hauptmanns Reden ironisch gefärbt. Das sieht man am besten in den drei folgenden Zitaten in der Rede *Für ein deutsches Oberschlesien*:

Zitat 1

Niemand, Franzose oder Pole, wird, sofern er nur ein halb zurechnungsfähiges Hirn und Herz besitzt, dem Deutschen zumuten, in die Diskussion einer Frage einzutreten, die dahin lautet, ob er auf sein uraltes, angestammtes Eigentum ein größeres Recht besitzt als ein beliebiges anderes Volk.⁹³

Zitat 2

Also hat man uns meinethalben im Sinne eines irrtümlichen Gedankens der Gerechtigkeit gewaltsam die Verfügung über unseren Landesteil Oberschlesien entzogen. Entzogen, wie man sagen mag, mit dem Rechte der Gewalt. Man hat aber dem Gerechtigkeitsgefühl der schlechthin rechtlichen Welt doch noch das Opfer gebracht, dem in Frage stehenden Landesteil und seinen Bewohnern anheimzugeben, durch Plebiszit zu erklären, ob es bei seinem angestammten Nationalkörper bleiben oder von ihm abfallen will.⁹⁴

Zitat 3

Und ich komme über die Tatsache nimmermehr hinweg, daß er das fünfte Gebot »Du sollst nicht töten!« durch ein anderes ersetzt: Töte von deinen Mitmenschen, so viele du nur kannst!⁹⁵

⁹³ Gerhart Hauptmann: *Für ein deutsches Oberschlesien*, in: Hans-Egon Hass (Hrsg.), Gerhart Hauptmann *Sämtliche Werke*, Bd. VI, Darmstadt, 1963, S. 722.

⁹⁴ Ebd., S. 722-723.

⁹⁵ Ebd., S. 723.

Metapher

In diesen Reden treten auch viele Metaphern auf. Die meisten von ihnen vergleichen die geplante Abtrennung Oberschlesiens von Deutschland mit der Amputation⁹⁶. Derartige Metaphern zeigen deutlich die zwei folgenden Zitate:

Zitat 1

Ein Oberster Rat zu Paris, bei dem wir Sitz und Stimme nicht haben, wird darüber Beschluß fassen, ob wiederum ein Teil vom deutschen Nationalkörper abgetrennt und einem anderen Staatswesen angeleimt werden soll.⁹⁷

Zitat 2

Denkt man etwa daran, die Amputation gefahrloser zu gestalten, indem man sozusagen Teile vom Teil unseres Reiches abschneidet, so gibt man sich einer Täuschung hin. Die brandige Wunde wird immer dieselbe sein, und so groß oder klein sie ist, wird sie hinreichen, das Blut Europas, den Körper Europas weiter zu vergiften.⁹⁸

Bemerkenswert ist hier auch der metaphorische Vergleich der Gefahr eines neuen militärischen Weltkonflikts – die nach Hauptmann im Fall der Teilung Oberschlesiens unvermeidlich war – mit der Brandstiftung, was im folgenden Zitat zu sehen ist:

Wir warnen den Obersten Rat schließlich und endlich deshalb, weil ihm nicht daran liegen kann, unauslöschliche heimliche Brandherde zu schaffen, die das Werk des Friedens bedrohen und binnen kurz oder lang einen schrecklicheren Weltbrand erzeugen müssen als den, der kaum vorüber ist. Man möge doch ja nicht unterlassen, sich diese Tatsache einzugestehen. Ein neuer Weltbrand würde den letzten Rest menschlichen Wohlstandes und menschlicher Gesittung hinwegraffen, das Gebäude der menschlichen Kultur dem Boden gleichmachen und einen Aschenhaufen zurücklassen.⁹⁹

Am interessantesten mag aber der letzte Abschnitt der Rede *Für ein deutsches Oberschlesien* sein. In ihm äußerte Hauptmann den Wunsch nach einem Weltfrieden und bediente sich dabei der Metaphern der Finsternis und des Lichtes:

Und wir nach dem Frieden Hungernden haben von jenseits des Ozeans eine andere Stimme, die des Präsidenten Harding, gehört, die eine Zeitung »Sun«, das heißt die Sonne, »das erste Licht« nannte. Wie finster muß dieser Sonne die Welt erschienen sein, wenn sie selbst so entzückt das erste Licht begrüßte! Diese alte Sonne hat recht: es ist eine finstere Zeit. Aber eine Stimme ruft: »Die Waffen nieder!« von jenseits des

⁹⁶ Vgl. Grażyna Szewczyk: Gerhart Hauptmann und Oberschlesien. In: Edward Białek, Mirosława Czarnecka (Hrsg.): Carl und Gerhart Hauptmann: Zwischen regionaler Vereinnahmung und europäischer Perspektivierung, Wrocław–Dresden: ATUT, Neisse Verlag, 2010, S. 273.

⁹⁷ Gerhart Hauptmann: Für ein deutsches Oberschlesien, in: Hans-Egon Hass (Hrsg.), Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke, Bd. VI, Darmstadt, 1963, S. 722.

⁹⁸ Ebd., S. 724.

⁹⁹ Ebd.

Ozeans. Das will bedeuten, daß diese Stimme »Frieden, Frieden!« ruft. Fort mit den Taten der Gewalt!
Und also möge es endlich Licht werden!¹⁰⁰

Die Finsternis symbolisiert hier den gerade erst vergangenen Ersten Weltkrieg und das Licht den langsam aufkommenden Frieden. Das Gesamtbild dagegen erinnert an die biblische Erschaffung der Welt.

Zusammenfassung

In diesem Artikel wurden Hauptmanns Oberschlesienreden einer eingehenden Analyse unterzogen. Gehalten wurden sie vor dem Hintergrund der Volksabstimmung in Oberschlesien nach dem Ersten Weltkrieg und sollten als sein Beitrag zur Erhaltung dieser Region in den Grenzen Deutschlands verstanden werden. Es wurden die von Hauptmann in seinen Reden angesprochenen historisch-politischen und sozialen Aspekte und die Werte, die er verkündete, betrachtet. Im letzten Teil wurde auch auf ihren sprachlichen Aufbau eingegangen, was den interdisziplinären Charakter dieses Artikels zeigt.

Diese besprochene Thematik wurde sehr breit angelegt und ging weit über den Rahmen des Abstimmungskampfes um Oberschlesien, auf dem sein Schwerpunkt lag, hinaus. Der historische Rahmen reichte bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück und erstreckte sich über dessen Ende. Der so umfassende Zeitraum wurde aus zwei Gründen gewählt: Erstens, um den Abstimmungskampf in seinen historischen Kontext anzusiedeln, zweitens, um Hauptmanns Metamorphose vom apolitischen Menschen zum politisch engagierten Redner zu zeigen, was mit seinen 3 Oberschlesienreden resultierte. Die Hauptmannsche Haltung wurde aber auch kritisch beurteilt. Ihm wurde vor allem, seine widerspruchsvolle Stellungnahme zum Frieden und die Ignoranz gegenüber den seit Generationen in Oberschlesien lebenden Polen vorgeworfen sowie sein völliges Missverständnis für polnische Bestrebungen, wenigstens ein Teil dieser Region an Polen anzuschließen. Deswegen wurde die polnische Perspektive bei der Bewertung dieser historischen Ereignisse stark artikuliert.

Abschließend hofft der Autor darauf, dass dieser Artikel Hauptmanns Engagement in dem Abstimmungskampf um das deutsche Oberschlesien näher gebracht hat. Dies wäre von umso größerer Bedeutung, denn, wie die schon oben erwähnte polnische Germanistin Grażyna Szewczyk feststellte, wurden diese Reden „lediglich am Rande oder im Kontext der Besprechung seiner Publizistik“ untersucht¹⁰¹. Die Ausnahme

¹⁰⁰ Ebd., S. 725.

¹⁰¹ Grażyna Szewczyk: Gerhart Hauptmann und Oberschlesien. In: Edward Białek, Mirosława Czarnecka (Hrsg.): Carl und Gerhart Hauptmann: Zwischen regionaler Vereinnahmung und europäischer Perspektivierung, Wrocław–Dresden: ATUT, Neisse Verlag, 2010, S. 273.

bildet hier der Artikel des deutschen Politikwissenschaftlers Dirk Dalberg, in dem er die Reden aus dem politischen Standpunkt gründlich erforschte.¹⁰²

Bibliographie

Primärliteratur

- Hauptmann, Gerhart: *Für die Grenzlandsdeutschen*. In: Hans-Egon Hass (Hrsg.): *Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke*, Bd. VI, Darmstadt: Propyläen, 1963
- Hauptmann, Gerhart: *Für ein deutsches Oberschlesien*. In: Hans-Egon Hass (Hrsg.): *Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke*, Bd. VI, Darmstadt: Propyläen, 1963
- Hauptmann, Gerhart: *Aufruf zum Opfertag für Oberschlesien*. In: *Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke*, Herausgegeben von Hans-Egon Hass. Fortgeführt von Martin Machatzke, Bd. XI, Darmstadt, 1974

Sekundärliteratur

- Barnstorff, Hermann: *Die soziale, politische und wirtschaftliche Zeitkritik im Werke Gerhart Hauptmanns*, Jena, 1938
- Biały, Franciszek: *Niemiecka opinia publiczna wobec powstań śląskich i plebiscytu*. In: Andrzej Brożek (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt w procesie zrastania się Górnego Śląska z macierzą*, Bytom: Muzeum Górnos Śląskie, 1991
- Brescius, Hans von: *Gerhart Hauptmann. Zeitgeschehen und Bewusstsein in unbekanntem Selbstzeugnissen. Eine politisch-biografische Studie*, Bonn: Bouvier Verl., 1977
- Brożek, Andrzej: *Górny Śląsk i Polska, lata 1919–1921 jako apogeum wzajemnego zaangażowania*. In: Andrzej Brożek (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt w procesie zrastania się Górnego Śląska z macierzą*, Bytom: Muzeum Górnos Śląskie, 1991
- Czekał, Tadeusz: *Górny Śląsk polski czy niemiecki? Okoliczności podziału w 1922 roku*, Katowice: Muzeum Historii Katowic, 1997
- Czarnecka, Mirosława, Jolanta Szafarz: *Gerhart Hauptmann Życie i twórczość w latach 1914–1946*, Wrocław: Wyd. UWr, 1997
- Dalberg, Dirk: *Der Dichter und die Politik. Gerhart Hauptmanns Politikbegriff vor dem Hintergrund seiner Äußerungen zum oberschlesischen Plebiszit im Jahre 1921*. In: Edward Biały, Eugeniusz Tomiczek (Hrsg.): *Orbis Linguarum*, t. 27., Wrocław: ATUT, 2004
- Dubiel, Paweł: *Prasa w walce plebiscytowej na Górnym Śląsku*. In: *Zeszyty prasoznawcze*, Kwartalnik Ośrodka Badań Prasoznawczych RSW Prasa, Nr., 1, Kraków: Krakowskie Wydawnictwo Prasowe RSW „Prasa”, 1971

¹⁰² Vgl. Dirk Dalberg: *Der Dichter und die Politik. Gerhart Hauptmanns Politikbegriff vor dem Hintergrund seiner Äußerungen zum oberschlesischen Plebiszit im Jahre 1921*. In: *Orbis Linguarum* hrsg. von Edward Biały, Eugeniusz Tomiczek, t. 27, Wrocław: ATUT, 2004, S. 39-60.

- Erdmann, Ulrich: *Vom Naturalismus zum Nationalsozialismus? Zeitgeschichtlich-biographische Studien zu Max Halbe, Gerhart Hauptmann, Johannes Schlaf und Hermann Stehr*, Frankfurt a. M.–Berlin–Bern „u. A.“: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften, 1997
- Grosch, Waldemar: *Deutsche und Polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919-1921*, Dortmund: Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 2002
- Hauptmann, Gerhart: *Kundgebung von Berliner Künstlern und Dichtern*. In: Martin Machatzke (Hrsg.): *Gerhart Hauptmann Sämtliche Werke*, Bd. XI, Centenar-Ausgabe, Darmstadt: Propyläen, 1974
- Hilscher, Eberhard: *Gerhart Hauptmann Leben und Werk. Mit bisher unpublizierten Materialien aus dem Manuskriptnachlaß des Dichters*, Frankfurt a. M.: Athenäum, 1988
- Leppmann, Wolfgang: *Am Ende blieb die Trauer: Dichtung und Politik in Deutschland am Beispiel Gerhart Hauptmanns*. In: Helmut Koopmann, Clark Muenzer (Hrsg.): *Wegbereiter der Moderne. Studien zu Schnitzler, Hauptmann, Th. Mann, Hesse, Kaiser, Traven, Kafka, Broch, von Unruh und Brecht*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1990
- Lesiuk, Wiesław: *Spoleczne tło wydarzeń górnośląskich w okresie powstań narodowych*. In: Andrzej Brożek (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt w procesie zrastania się Górnego Śląska z macierzą*, Bytom: Muzeum Górnośląskie, 1991
- Lesiuk, Wiesław: *Plebiscyt i powstania śląskie z perspektywy osiemdziesięciolecia*. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia*, Opole: Wyd. UO, 2003
- Koczy, Karol: *Hauptmanniana*, Katowice: Śląsk, 1971
- Masnyk, Marek: *Prawo narodów do samostanowienia a geneza plebiscytu górnośląskiego*. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia*, Opole: Wyd. UO, 2003
- Schmitdt-Krayer, Barbara: „*Es wird der Mensch sogar des Menschen Wolf*“ – Gerhart Hauptmanns Mahnungen zum Frieden“. In: Krzysztof A. Kuczyński (Hrsg.): *Gerhart Hauptmann: Internationale Studien*, Łódź: Wyd. UŁ, 1996
- Sprengel, Peter: *Kriegsdienst mit der Feder. Gerhart Hauptmanns Beitrag zum Ersten Weltkrieg*. In: Krzysztof A. Kuczyński (Hrsg.): *Gerhart Hauptmann: Internationale Studien*, Łódź: Wyd. UŁ, 1996
- Szewczyk, Grażyna: *Gerhart Hauptmann und Oberschlesien*. In: Edward Białek, Mirosława Czarnecka (Hrsg.): *Carl und Gerhart Hauptmann: Zwischen regionaler Vereinnahmung und europäischer Perspektivierung*, Wrocław–Dresden: ATUT, Neisse Verlag, 2010
- Tschörtlner Heinz-Dieter (Hrsg.): *Gespräche und Interviews mit Gerhart Hauptmann (1894–1946)*, Berlin: Schmidt Verlag, 1994
- Wrzosek, Mieczysław: *Proces narastania szans walki zbrojnej w latach 1918–1921 o powrót Górnego Śląska do Macierzy*. In: Irena Wyczółkowska (Hrsg.): *Powstania śląskie i plebiscyt z perspektywy osiemdziesięciolecia*, Opole: Wyd. UO, 2003
- Zieliński, Władysław: *Polska i niemiecka propaganda plebiscytowa na Górnym Śląsku*, Wrocław–Warszawa–Kraków: Zakład Narodowy Imienia Ossolińskich, 1972
- Ziomek, Jerzy: *Retoryka opisowa*, Wrocław: Zakład Narodowy Imienia Ossolińskich, 2000

Internetseiten

- Conrads, Norbert, Abriss der Geschichte Schlesiens bis 1945, URL: <http://www.exopolis.de/schlesien/texte/conrads.html> [letzter Zugriff: 25.4.2013, 10:30].
- Deutschlanddokumente – US-Präsident Wilsons 14 Punkte, URL: <http://www.deutschlanddokumente.de/vvt14Punkte.php>
- Dokument: Erklärung: 14-Punkte-Programm von US-Präsident Woodrow Wilson, 1918, URL: <http://www.dhm.de/lemo/html/dokumente/14punkte/> [letzter Zugriff: 24.04.2013, 23:09].

**„(...) keine Melodie, sondern ein unendlich langsames,
meditatives Abschreiten eines leeren Raumes,
Ton für Ton“.¹ Zur altjapanischen Musik
im Roman *Liebesnähe* von Hanns-Josef Ortheil**

Obwohl in dem 2011 herausgegebenen Roman Hanns-Josef Ortheils unter dem Titel *Liebesnähe* – so wie in manchen anderen literarischen Texten dieses Schriftstellers – von Mozarts Musik² die Rede ist, scheint in diesem Werk nicht die klassische Musik des Abendlandes die erstrangige Rolle zu spielen. Denn diesmal begibt sich der Romancier auf das ihm wohl vertraute, obzwar bis dato nicht häufig in seinem Oeuvre thematisierte Terrain des Asiatischen,³ was auch in der Faszination der Romanhelden für die asiatischen Klänge zum Ausdruck kommt, die die Handlung grundieren, an vielen Stellen des Werkes leitmotivisch auftauchend.

So wie beispielsweise in *Im Licht der Lagune*, den *Geheimen Stunden der Nacht*, der *Großen Liebe* oder dem *Verlangen nach Liebe*, wobei sich die zwei letztgenannten Romane samt dem hier zu besprechenden als eine „filigran gesponnene[...] Liebes-Trilogie“ (Tolksdorf, Einander, 2012) oder – so Pia Reinacher – „Trilogie der Leidenschaft“ (Reinacher, Wenn, 2012) deuten lassen, macht der Verfasser den Leser zum stillen Zeugen des „Geheimnis[s]es der Liebesverständigung“ (Oerkwitz, Welche, 2011) und damit der langsamen Entwicklung einer Liebesgeschichte, die – wieder bei Ortheil nicht selten anzutreffen – hochsensible Kunstliebhaber verbindet. Diese entfaltet sich diesmal jedoch weder in Venedig noch in Köln oder in einem an der Meeresküste gelegenen romantisch anmutenden Dorf, sondern in dem „so genannte[n] Schloss, in dem ein großes Hotel untergebracht ist. Seine Flügel kauern sich auf eine kleine, unmerkliche Erhebung, und hinter ihnen ragt ein weißer, mächtiger Turm mit einer hellgrünen Spitze wie ein markantes Zeichen in die Höhe“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 8). Mit einer „Vorgebirgslandschaft“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 15), mit einer „vom sonstigen Leben abgeschotteten Insel“, einem „beschränkten Raum“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 103) bzw. – wie es Christiane Bundschuh-Schramm will – einer

¹ Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 65.

² Zu Mozart und seiner Musik im Werk Hanns-Josef Ortheils siehe u.a. Kap. I.2. *Vom sprachlosen Kind zum Sprachvirtuosen und Mozart-Verehrer* in meinem Buch „... als wären diese Räume mir nahe, als wären es auch meine eigenen Räume“. *Studien zum Werk Hanns-Josef Ortheil*. Warszawa 2009.

³ Siehe hierzu u.a. Hanns-Josef Ortheil: *Lesehunger. Ein Bücher-Menu in 12 Gängen*. [*Ästhetik des Schreibens*, Bd. 3, hrsg. von Hanns-Josef Ortheil]. München 2009, S. 58f, 104ff.

„geschlossene[n] Welt“ (Bundschuh-Schramm, Buchtipp, 2011) haben wir es also hier zu tun, in die sich der „Meister des Alleinseins“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 103) – ein der Zurückgezogenheit frönender, von den Bildern der Vergangenheit, den Erinnerungen an den Tod der Mutter und das leere Elternhaus gemarterter, in eine Schaffenskrise geratener Münchner Schriftsteller Johannes Kirchner für einige spätsommerliche Tage zurückzuziehen beabsichtigt, um hier die für die Ortheilschen Figuren so gewichtige Stille, aber auch Distanz von Tagesgeschäften und nicht zuletzt zukunftssträchtige literarische Inspirationen zu suchen. Obwohl er in diesem Luxushotel kein unbekannter Gast ist, möchte er – soweit es möglich ist – Anonymität bewahren und unbemerkt bleiben. Und wieder wird er in einem „Eckzimmer mit Blick auf das steil hinter den Wiesen und Wäldern aufsteigende Gebirgsmassiv“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 11) wohnen – mit einem „breiten Schreibtisch“ natürlich, auf dem sich eine beinahe stilllebenhaft anmutende „Schale mit Obst und eine Wasserflasche“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 11) befinden. Auch Jule kommt in dieses labyrinthisch anmutende Hotel, das „als das bei Mittenwald gelegene Schloss Elmau“ (Moritz, Liebe, 2011) zu identifizieren ist, aus München und gehört zu den gerne in die Stille Hineinhorchenden und „eine ganze Palette von Klangfarben“ (vgl. Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 14) Wahrnehmenden. Jule Danner heißt sie, ist eine international wirkende Aktionskünstlerin und so wie Johannes wählt sie kurz nach dem Betreten ihres Hotelzimmers dieselbe „Nummer der hoteleigenen Buchhandlung“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 18), in der eine vor kurzem verwitwete, „schöne, bereits ältere Frau mit einem markanten, schmalen Gesicht“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 20) namens Katharina als Buchhändlerin arbeitet. Der im Untergeschoss untergebrachte Laden hat – wie sich im Laufe der Zeit herausstellt – den lesefreudigen Kunden mehr als gute Lektüre anzubieten und erscheint in gewissem Sinne als Kristallisationspunkt der Handlung. Denn sowohl Jule als auch Johannes kennen seine ihn seit Kurzem führende und ebenfalls aus München gekommene, hochintelligente und -sensible, mit therapeutischen Fähigkeiten behaftete Besitzerin, die – so wie Ortheil selber – ein starker Hang zum Notieren charakterisiert, der sie dazu verleitet, ein „geheimes Archiv“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 22) anzulegen, in dem „Karteikästen mit Hunderten von Karteikarten“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 22) deponiert sind, auf denen sie Kommentare ihrer Kunden zu konkreten Lesestoffen niederschreibt. Und dies ist offensichtlich nicht das einzige in dem Buch thematisierte Projekt der in ihm agierenden Figuren. So aber die Ausgangssituation der Handlung.

Johannes erblickt Jule zum ersten Mal, wenn sie in dem Hotelpool schwimmt – gekonnt, geübt, kurzum: ausgezeichnet. Sie zieht seine Aufmerksamkeit heftig an und das Bild der blonden Schwimmerin bewegt ihn zum Notieren des gerade Gesehenen und geradezu Kontemplierten: „Als müsste er auf das alles sofort reagieren, öffnet er sein Notizbuch und schreibt, nachdem er zunächst Zeit und Ort notiert hat: „Der tief gelegene Pool und die Schwimmerin... – mein hypnotisiertes Schauen auf diese Erscheinung von Hellblau und Schwarz, mit einer Minimalspur von Orange. Dazu das starke Blond ihrer Haare. Eine reine Erscheinung von Farben, für das Auge sehr wohltuend, weil das Hellblau sich kaum verändert, während das Schwarz eine sehr einfache, vorhersehbare Spur zieht. Die reine Entspannung, für diese Frau, aber vielleicht noch mehr für mich, dessen Sehgenuss noch größer sein mag als der Genuss, den die Schwimmbewegungen

verursachen“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 28). Es geht hier aber nicht primär um das schriftliche Festhalten des Augenblicks, sondern vorrangig um den Beginn eines – wie es dem Helden scheint – geheimnisvollen Dialogs, der vielleicht zustande kommt, falls das dem Zufall Überlassene in Erfüllung geht. Denn auf einer separaten Seite seines Notizheftes schreibt er auch Folgendes: „Wer ist diese Schwimmerin? Ich habe ihr beim Schwimmen zugeschaut, und ich habe noch nie jemanden so gelöst und entspannt schwimmen sehen“, um dann den Zettel herauszureißen und „in eine kleine Spalte der Holzbank“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 30) zu stecken und zu hoffen, dass er irgendwann und irgendwie in die Hände der blonden Schönheit gelangt, was in der Tat geschieht und den Anfang einer zwar nicht allzu langen, aber sehr intensiv erlebten und nicht aufzuhaltenden Geschichte markiert, zu deren Bestandteilen weitere Zettelbotschaften, SMS-Nachrichten, kunstvoll gestaltete Räume, meisterhaft komponierte Mahlzeiten und nicht zuletzt vernünftig ausgewählte Lektüren gehören – ein kompliziertes „Kommunikationskonzept“ (Reinacher, Wenn, 2012) und „ein virtuoses Spiel von Zeichen und Andeutungen“ (Fleischer, *Liebe*, 2011) und „des Sich-Annäherns“ (*Liebesnähe* – 3sat, 2011), an dem sich diese zwei – so Ingeborg Jaiser – „Künstler, zwei emotional Verwundete[n], zwei Ausnahmerecheinungen“ (Jaiser, *Menschen*, 2011) nun beteiligen werden. Geschmackvoll und genussreich entfaltet sich diese alles andere als flüchtig aufzufassende Liaison, wobei Katharina eine nicht zu überschätzende Rolle spielt und mindestens zum Teil die Fäden in der Hand hat, da sich im Verlauf der Handlung ergeben wird, dass sie nicht nur Jule eine CD mit japanischer Musik Mal geschenkt hat (vgl. Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 86), die nicht unwichtig in der Entwicklung der Jule-Johannes-Beziehung sein wird, sondern das *Kopfkissenbuch* von Sei Shonagon (vgl. Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 152), das im Fokus des Performance-Projekts der Münchner Künstlerin und somit ein relevantes Element der Annäherung der Romanhelden und Ausdruck ihres „Verlangen[s] nach Liebe“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 154) wird. Katharina gibt Jule ferner die Handy-Nummer von Johannes (vgl. Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 92) und – was sich beinahe am Ende des Buches herausstellt – führt die beiden Romanhelden zusammen: „Scheinbar absichtslos, ohne direkte Eingriffe, alles sollte wie von selbst entstehen“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 315). Sie ist es also, die Jule und Johannes ins in-selartige, labyrinthisch anmutende Hotel einlädt. Katharina – „der ferne Fluchtpunkt aller Liebesbewegungen“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 194), „eine gute Fee und Mit-Mischerin literarischer Liebestränke“ (Tolksdorf, *Einander*, 2012) oder – wie es Otto Betz will – „eine geheimnisvolle Schicksalsfrau“ (Betz, Ortheil, 2013) und – so Andreas Pecht – „Katalysator für die Annäherung der beiden“ (Pecht, *Roman*, 2011).

‘Genuss’ ist in diesem Roman ein besonders bedeutungsvolles Wort, da es sich hierbei in vielerlei Hinsicht um Genusserlebnis handelt, das in kleinen Portionen und ohne Eile serviert und ausgekostet wird: „Ein Genuss, den man zur Schau stellt, verliert doch sofort an Wirkung, Genuss stellt man niemals zur Schau, der reichste Genuss ist der vollkommen stille Genuss, still und selbstverständlich und zu einem gehörig wie eine bestimmte Musik“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 33). Musik, die nicht stört und nichts zerstört, die einen entsprechenden Hintergrund für ein genussreiches, gesammeltes Erlebnis ausmalt und dessen Intensität steigert – die asiatische Musik.

Und gerade eine solche Musik wird zur sanften Begleiterin, ja zum integrativen Teil des von Jule Danner konzipierten und von ihr im Hotel und seiner Umgebung realisierten Kunstprojekts, bei dem – wie sich im Laufe der Handlung erweisen wird – auch Johannes Kirchner mitmachen wird, selber zum Teil von Jules Performance werdend. So, nach einem Treffen mit Katharina in das Hotelzimmer zurückgekehrt, „öffnet sie [d.h. Jule – K.G.] die große Reisetasche und nimmt langsam und betont vorsichtig ein Gerät nach dem anderen heraus: eine Videokamera, ein schweres Stativ, eine Fotokamera der Marke »Nikon«, ein leichtes Stativ.

Sie legt die Geräte auf das breite Bett und geht noch einmal kurz zurück an den Schreibtisch. Sie schaut auf den Bildschirm des Laptops und klickt den Musik-Ordner an. Wenige Sekunden später ist eine leise, asiatische Musik zu hören. Sie sitzt einige Minuten still und hört zu, sie schließt die Augen und hat für einen Moment eine japanische Bambusflöte vor Augen, eine von der Art, die sie sich neulich in einem Museum angesehen hat. Sie sieht ein dichtes, kompaktes Hintergrund-Grau, und vor diesem Grau erkennt sie die Flöte, als hätte sie jemand genauso ins Bild gesetzt, vor der Seite beleuchtet. Es ist das Museumsbild, das sie sieht, sie erinnert sich, sie versucht, das Bild eine Weile zu fixieren, und wahrhaftig, es gelingt, sie ist hoch konzentriert“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 64). In diesem Moment der hohen Konzentration erblickt sie auf der Schreibmappe einen Zettel, den sie sofort und mit Recht als eine weitere Nachricht von ihrem anonymen Verehrer identifiziert. „Dann geht sie noch einmal zurück zu ihrem Laptop und erhöht die Lautstärke der asiatischen Musik: eine japanische Bambusflöte, keine Melodie, sondern ein unendlich langsames, meditatives Abschreiten eines leeren Raums, Ton für Ton. Als der Klang ihr Zimmer füllt, randvoll, denkt sie, gleich ist das Zimmer randvoll von diesem Schweben, gleich hebt es ab...“, beginnt sie, zügig zu arbeiten“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 65). Sie bereitet ihre Geräte vor, zieht sich aus, schaltet die Videokamera ein, „[s]ie wartet, sie hört auf die Musik, die Kamera ist jetzt auf das breite Bett und den grünen Bademantel gerichtet und nimmt genau dieses Bild zusammen mit der Musik auf“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 65-66). Nun nimmt sie das ihr von Katharina angebotene Buch „einer japanischen Hofdame aus dem elften Jahrhundert“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 66), das sich aus akribischen, „kurzen Meditationen“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 125) ähnelnden Aufzeichnungen einer ihren Geliebten herbeilockenden, über ihre Stimmungen und Gefühle berichtenden, einsamen, hochsensiblen Frau zusammensetzt, in die Hand und beginnt es, auf dem Bett liegend, zu lesen, „und genau das nimmt jetzt die Kamera auf: Einen nackten, weiblichen Körper, dessen beide Hände das Buch so halten, dass die Augen nicht zu erkennen sind, wohl aber die dunkelrot geschminkten Lippen. Sie wartet zwei, drei Musikstücke ab, die alle nicht länger dauern als wenige Minuten. Dann legt sie das Buch weg, rollt sich seitlich vom Bett und steht still, während die Kamera wieder das breite Bett und den grünen Bademantel filmt. Sie zählt langsam bis dreißig, dann schaltet sie die Kamera ab“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 66). Die Musik läuft aber weiter. Jule zieht den grünen Bademantel an, nähert sich dem Fenster und, als sie hinausschaut, erblickt sie ihn – den geheimnisvollen Fremden, der gerade mit Katharina an einem Tisch sitzt. Sie beginnt ihn zu fotografieren „und es gefällt ihr, wie die Schnellschussautomatik jetzt rhythmisch rattert und zu einer zweiten Musik

neben der asiatischen Bambusflöten-Musik wird“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 67). Sie studiert sein Gesicht, versucht, seine Charakterzüge zu ergründen, seinen Beruf zu erraten, seine geheimen Passionen zu entdecken, hinter seine Geheimnisse zu kommen, als wären sie ein ausreichender Grund dafür, „dass sie sich von diesem Mann so angezogen fühlt“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 69), was auch in der nach wie vor zu hörenden asiatischen, nun erotisch anmutenden Musik kommt: „Als wäre die Kamera heiß gelaufen, zieht sie plötzlich die Hände zurück und wendet sich ab. [...] Sie kühlt das Gesicht mit kaltem Wasser und geht dann zurück in das Zimmer, sie legt sich mit dem Rücken auf den Bademantel und schließt die Augen: die sonoren, leicht vibrierenden Töne einer japanischen Bambusflöte, ein langsamer Gang, winzige Schritte“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 69) – als symbolisierten „diese langsam daherkommenden Klänge einzelner alter Instrumente“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 86) die langsam vorankommende Liebesannäherung, als wären sie Musik der Annäherung, Musik der Liebesnähe. Musik, zu der sie auch die ihr von Katharina vorgeschlagenen Bücher zurückführen: nicht nur das bereits erwähnte *Kopfkissenbuch*, sondern auch „ein schmales Bändchen“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 93) *Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland* eines im siebzehnten Jahrhundert lebenden japanischen Dichters und Wanderers zugleich, der seine Eindrücke während einer fünfmonatigen Wanderung durch das Land in Form eines Haiku-Tagebuches verewigt, seine Aufmerksamkeit auf Einzelheiten richtend, das Gesehene und Erlebte meditierend, die Räume auf die Details hin abtastend. So nimmt es nicht wunder, dass auch Jule dieses subtile Tagebuch des japanischen Detailfetischisten auf einen Spaziergang mitnimmt: „Sie liest langsam, es ist eine gute Lektüre, die sie wieder zurückführt zu der japanischen Musik in ihrem Hotelzimmer. Zwischen ihrem jetzigen Sitzplatz und diesem Zimmer gibt es nun eine geheime Verbindung, ja, die Lektüre überbrückt diese Distanz, und wenn sie manchmal die Augen schließt, hört sie eine japanische Bambusflöte und ihre ruhigen Tonfolgen, Schritt für Schritt, in einem genau abgemessenen, übersichtlichen Raum“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 99) – dem imaginierten Raum der feinen Assoziationen, der sanften, von Stille erfüllten Ruhe und des gemeinsamen kontemplationsartigen Kunst- und zugleich Liebeserlebnisses. Denn bald wird Johannes auf seinem Spaziergang die „auf einem groben Holzstuhl“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 108) sitzende Jule erblicken und in dem Bild dieser schönen Frau „in völliger Natureinsamkeit“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 109) erkennt er gleichzeitig ein anderes Bild, nämlich eine ihm bekannte Sequenz aus einer New Yorker Ausstellung der serbischen Performance-Künstlerin namens Marina Abramovic (vgl. Tolksdorf, Einander, 2012): „Die Künstlerin hatte oft bis zu neun Stunden ununterbrochen auf ihrem Sitzplatz verbracht, und ihr gegenüber hatte jeweils eine Fremde oder ein Fremder Platz genommen, um sie stumm zu betrachten und von ihr stumm betrachtet zu werden“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 109). Nun wird Jule zu einer Performance-Künstlerin und er zum Fremden, der ihr gegenüber Platz nimmt, in aller Stille, wortlos. *The artist is present* lautet der Titel der berüchtigten Performance und so lautet auch die Nachricht, die Johannes von Jule auf sein Handy bekommen hat und die er jetzt als „eine Einladung zu genau dieser Performance“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 109), Jules Performance, deutet. Zwei regungslos, still sitzende Menschen, zwei ein-

ander Beobachtende, sich Erkennende, einander Vertrauende. Johannes ergreift Freude, „endlich erkannt und gesehen zu werden“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 112), Freude darüber, dass seine Einsamkeit endlich vorbei ist und dass die blonde ihm gegenüber sitzende Frau – wie ihm scheint – offensichtlich dieselbe Freude und Gelöstheit wie er verspürt. Nun hört er dieselbe Liebesmusik, die vor Kurzem Jule gehört hat: „Er horcht in sich hinein, und plötzlich öffnet sich in ihm etwas, und in dem geöffneten, weiten Raum wird es heller, und die Töne einer Bambusflöte besetzen und lichten das Dunkel und erkunden es langsam“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 113). So scheint es beinahe offensichtlich zu sein, dass nach der Rückkehr ins Hotelzimmer wird Jule „nichts anderes“ tun, „alte japanische Musik zu hören“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 117), und ihr Projekt, also „die »Kopfkissenbuch«-Performance“, genau zu planen, die auf der Inszenierung des *Kopfkissenbuches* beruhen wird. Um den Plan in die Tat umzusetzen, wählt sie nun ein anderes Ambiente, die Akteure bleiben aber dieselben: sie und er, er und sie. Daher eine weitere, ebenfalls kurze Nachricht, die Jule an Johannes schickt: „*the artist is present 2: im japanischen Badehaus auf dem Dach*“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 119). Sie zieht einen einteiligen roten Badeanzug mit asiatischen Schriftzeichen, einen schwarzen Morgenmantel „mit dem Motiv eines kleinen roten Drachens“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 118) und japanische Sandalen „mit den beiden typischen Riemen“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 118) an und so gekleidet begibt sie sich zum Pool auf dem Hoteldach. Hier installiert sie den Beamer, der „das Cover des »Kopfkissenbuches« auf die Wasseroberfläche [wirft], und aus dem Laptop ertönt der Klang einer altjapanischen Trommel“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 120). Alles, was sich in diesem – wie sie es nennt – japanischen Badehaus abspielen wird, wird von ihrer Video-Kamera aufgenommen: Jule springt ins Wasser, um durch das zitternde Widerspiegelung des *Kopfkissenbuches* langsam zu gleiten und dabei „die unmerklich lauter werdenden, monotonen Rhythmen der Trommel“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 121) zu vernehmen. Sie wartet auf Johannes. Er kommt in der Tat und „versucht, die Inszenierung genauer zu begreifen. Der regelmäßige, hypnotisierend wirkende Trommelschlag, die gazeartige Wasseroberfläche mit den letzten Resten kleiner Nebelschwaden, der in den blauen Himmel steigende Kaminrauch“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 126). Er nimmt die wortlose Einladung an, springt ins Wasser und ahnt, „dass er gerade dabei ist, zu ihrem Geliebten zu werden. Ja, so könnte man es verstehen, er wird ihr Geliebter, er ist der Geliebte des »Kopfkissenbuches«, er ist der, auf den sie voller Herzklopfen wartet“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 127). Zehn Minuten lang werden sie gemeinsam durch das Bild des Buchcovers gleiten, bis sie den Pool verlässt, bis „die asiatische Trommelmusik [...] allmählich leiser wird“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 127). Die nächste Etappe der Annäherung ist zu Ende. Was bleibt, ist seine „starke innere Freude“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 127) und ihre Gewissheit, dass sie nun ihren „Geliebten“ gefunden hat, denn in ihrer Performance „erscheinen sie wahrhaftig wie ein Paar, das mit jeder Bewegung den erotischen Index vergrößert. Vor allem darauf aber kommt es ihr an: auf eine erotische und beinahe unerträgliche Spannung, die auf einer streng eingehaltenen Distanz der beiden Liebenden basiert“ (Ortheil, Liebesnähe, 2011, S. 129).

Johannes fühlt sich von dieser „stille[n], konzentrierte[n]“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 147), „sehr strenge[n], sehr meditative[n] Musik“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 159) angezogen, die seinen schweigsamen Dialog mit der unbekanntenen und doch so vertrauten Person, in dem jedes Wort übrig und überflüssig erscheint, begleitet. Den geheimnisvollen Dialog, der auch in dem Austausch von Büchern seinen Niederschlag findet, da das Lesen von denselben Texten „einen Spielraum von Anspielungen“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 170) schafft, was die Annäherung intensiviert. So, nachdem er in ihrer Abwesenheit in Jules Zimmer geschlichen ist, zieht er nicht nur einen hier gefundenen dunkelroten Kimono an und gestaltet den Raum nach seiner Idee, um sich beim Vorlesen der Anfangspassagen von *Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland* aufnehmen zu lassen und somit – ohne Jules Mitwissen – an ihrem Projekt mitzuwirken, sondern es fällt ihm auch ein, nachher das Buch mitzunehmen, da sie seiner Meinung nach die Texte miteinander teilen sollten, also dieselben Lektüren lesen, aber „jeder für sich“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 170). Und auch auf dieses Spiel wird sie sich einlassen. In ihr Zimmer zurückgekehrt, erkennt sie sofort, dass er da war, worauf nicht nur die Veränderungen im Raum verweisen. Der Kimono ist weg, auch das Buch von Katharina ist nicht mehr da. Es scheint, als wollte Jule nun die Bewegungen Johannes' kopieren, denn auch sie kleidet sich um, denn auch sie will nun ein Buch lesen – ein anderes, von Katharina geschenktes, altjapanisches Werk von Katharina, das den im Kontext der Erinnerungen sowohl von Johannes als auch von Jule viel sagenden Titel *Die letzten Tage meines Vaters* trägt. Sie zieht also „ein asiatisches Kleid“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 174) an und erfüllt das Hotelzimmer wieder mit „altjapanischer Musik: eine Flöte, eine Zither“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 174), um sich in „eine Frau aus hohem Haus, die sich herausgeputzt hat“, zu verwandeln. „Sie geht langsamer, sie schaut zu Boden, sie bewegt sich so scheu und zurückhaltend, als wäre die kleinste Regung schon eine zu starke Offenbarung. Ihre langsamen Bewegungen passen genau zu der Musik, die sie hört, die gedehnten, auf der Stelle tretenden Klänge umhüllen sie, als bewegte sie sich in ihrer geheimen Mitte“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 174). Sie beginnt die von Johannes gelassenen türkischen Süßigkeiten zu essen, den Sekt zu trinken und das Buch zu lesen, aber zum richtigen Lesen kommt es nicht, da sie jetzt von Erinnerungen überwältigt wird, die sie an ‚die letzten Tage ihres Vaters‘, ihre Kontakte mit ihm und nicht zuletzt Katharina, seine zweite Frau, denken lassen.

Katharina erscheint somit als Kristallisationspunkt der ganzen Geschichte, da die lebenskluge Buchhändlerin nicht nur die beiden Hauptakteure der Romanhandlung sehr gut kennt, sondern ihnen auch einen beinahe vollkommenen Raum für die weiteren Stationen ihrer Annäherung zur Verfügung stellt. Um ein abseits gelegenes Gartenhaus handelt sich hier, das die beiden fast gleichzeitig in der Hotelumgebung entdecken, um es – mit Katharinas Zustimmung – in ihren Besitz zu nehmen und zum „zentrale[n] Raum“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 239) Jules Projektes und somit ihrer Liebe zu gestalten. Die Künstlerin füllt es mit japanischen Requisiten, um ihren Geliebten hierher zum Frühstück, „wie zu einem intimen Fest“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 274), einzuladen. Sie achtet auf die kleinsten Details, die winzigsten Einzelheiten, um eine asiatisch anmutende, kontemplative „Atmosphäre der Konzentration und des Studiums“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 274) zu schaffen. Daher die altjapanische

Musik, die Johannes beim Betreten des Zimmers vernimmt: „eine Bambusflöte, eine Zither, eine Trommel – die meditativen Klänge verleihen dem Raum eine gewisse Leichtigkeit und nehmen dem vielen Holz etwas von seiner dumpfen Kraft. [...] Durch die leise, nachhallende Musik ist aber auch etwas Schwebendes, Fernes im Raum, etwas, das der nüchternen Brutatmosphäre von bloßen Arbeitszimmern mit einem starken Gegen-Akzent begegnet“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 274-275), und gleichzeitig etwas, das zur Begegnung der beiden Liebenden sehr gut passt: „Vorsicht, Zurückhaltung, Schweigen, Aufmerksamkeit – von alledem hat auch die Musik etwas. Mit keinem Ton trumpft sie auf, sie beharrt auf nichts, sie ist ohne Erinnerung oder Zukunft, sie ist pure Präsenz“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 280). Ein noch zu schreibendes Buch... Ein neues Leben, das gerade beginnt... So erscheint die Präsenz dieser beruhigenden Töne im Kontext der nächsten gemeinsamen Mahlzeit der beiden im Gartenhaus am Fichtelwäldchen beinahe als selbstverständlich. Diesmal jedoch handelt es sich um das Mittagessen, zu dem Johannes einlädt und zu dem er auch zuerst die Musik auswählt, die aber anfänglich nichts mit den altjapanischen Klängen zu tun hat, denn er möchte seiner Geliebten zuerst ein Klarinettenkonzert von Mozart vorführen. Aber als „der dritte Satz des Klarinettenkonzertes zu Ende ist, legt er noch eine andere CD ein. Sie sitzen still und genießen das Essen, während eine Solo-Klarinette zu hören ist, die kleine, fremde und etwas skurrile Stücke spielt, von denen er vermutet, dass sie diese Stücke im Gegensatz zu Mozarts Klarinettenkonzert nicht kennt.

Was Du kennst und was ich kenne, was Du liebst und was ich liebe – diese schöne Annäherung haben sie noch vor sich“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 334-335). Und diesmal schafft diese Musik eine fast vollkommene akustische Kulisse für eine weitere Etappe der Annäherung, die nicht nur auf dem gemeinsamen Verzehren „eine[r] schlichte[n], reduzierte[n], puristische[n] Mahlzeit“ beruht, „die auf den starken Eigengeschmack einfachster Nahrungsmittel setzt“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 339), sondern auch auf dem gemeinsamen Liegen auf zwei auf dem Boden auseinandergefalteten Decken: „Sie liegen, dicht aneinandergeschmiegt, wie zwei Lebewesen da, die einem schlimmen Krieg gerade noch entkommen sind. Es ist etwas Zutrauliches, aber auch Hilfloses in diesem Liegen, wir liegen da wie zwei Geschwister, denkt er, wie Geschwister, die ihre Eltern verloren haben, oder wie winzige Erdwesen, die ihr ganzes bisheriges Leben in Höhlen oder unter der Erde verbrachten und das Licht noch scheuen. Ein Beobachter würde vielleicht lachen, wie sie da liegen und immer kleiner werden und sich ineinander verschrauben und die ganze Welt von sich abtun“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 337-338). Als Jule den schlafenden Geliebten und somit das Holzhaus verlässt, wechselt sie aber noch die CD, damit nun eine andere Musik seine Träume begleitet: „Sie entnimmt dem CD-Player die CD mit den Klarinetten-Soli und legt eine CD mit altjapanischer Musik ein. Als sie die ersten, sehr verhaltenen und leisen Klänge hört, zieht sie sich vollständig aus und sucht nach ihrem Badeanzug. Dann schlüpft sie hinein und verlässt still den Raum“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 344). Die Gedanken an das gerade Erlebte lassen sie aber nicht los, so wie die Entwürfe neuer Projekte, die sie nun im Kopf hat, in denen die Liebe mit der Kunst ideal zu verschmelzen scheint und die zu guter Letzt zu einem diverse Künste in sich vereinigenden Projekt werden – dem „gewaltigen Liebesprojekt aus Zeichnungen, Bildern, Texten und Klängen.

Hier steht sie – der Kunstkörper, und dort liegt er – der Textkörper, und was zwischen ihnen vermittelt – das ist der Musikkörper. Altjapanische Musik, Jazz, kleine Klarinetten-Soli, Mozarts Klarinettenkonzert“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 349). Bevor der letzte Tag des Hotelaufenthaltes der beiden zu Ende geht, werden sie noch den Abend gemeinsam verbringen. In demselben, ihnen schon gut bekannten Gartenhaus, mit der „altjapanische[n] Musik im Hintergrund“, die „sehr leise und erst richtig zu hören [ist], wenn man den Raum betritt und sich auf sie konzentriert“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 382), mit stilllebenartig komponierten Speisen, asiatischer Kleidung in Form von zwei Kimonos, einer liebevoll gestalteten Schlafstätte mit vielen Decken und Kissen in der Mitte, wo das Unausweichliche nun geschehen wird, das der Verfasser – so Edgar Auth – „wie eine Filmszene ausleuchtet“ (Auth, Ortheil, 2012): „Da bemerken sie beinahe zugleich, wie der letzte Halt, den es in diesem Raum noch zu geben schien, nachgibt, die schwingenden, klirrenden Töne der Musik verebben, und eine große Stille breitet sich aus. Keine Klänge, keine Speisen mehr, die Zeit der Präparationen ist nun endgültig vorbei, ihre Körper sind nun ganz mit sich allein“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 388).

Eine hochsensible Geschichte wird also in dem Ortheilschen Roman erzählt. Rainer Moritz wird sie „ein schönes Manifest der Slow-Love-Bewegung“ (Moritz, *Liebe*, 2011) nennen, Winfried Stanzick als „de[n] absolute[n] Höhepunkt einer wunderbaren Trilogie“ (Stanzick, Rezension, 2011) bezeichnen und Christel Freitag als „ein wunderschönes Liebesmärchen“ (*Liebesnähe* – NDR, 2011) betrachten. In der Auffassung Christiane Schwalbes ist es ein Buch über „die verschlungenen Wege des stillen Verstehens“ (Schwalbe, Ortheil), Peter Mohrs Meinung nach – „[d]er schönste, fantasievollste und emotionalste Liebesroman der letzten zehn Jahre“ (Mohr, Wortloser, 2011), obwohl manche Rezensenten es „[s]tellenweise [...] unerträglich“ (Bachmann, Lesezeichen, 2012) oder zum Kitsch tendierend (vgl. Pecht, *Roman*, 2011) finden. Zweifelsohne ist es aber eine Geschichte über – so Stefan Tolksdorf – „die große, die romantische Liebe ohne jeden bitteren Beigeschmack“ (Tolksdorf, *Einander*, 2012), die beinahe von Anfang an fesselt und zu einem aufmerksamen Umgang mit ihr und somit dem Buch bewegt, worauf Christiane Bundschuh-Schramm hinweist. Ihrer Meinung nach haftet dem Werk etwas Heiliges an, woraus resultiert, dass die Rezensentin es „mit einer heiligen Scheu, mit einer leicht distanzierteren Ehrfurcht“ behandelt. „Das Buch und andere Dinge auch. Denn das Buch ist eine Lehre des Heiligen. Es handelt von der Liebe, aber es handelt auch von einem bestimmten Umgang mit den Dingen und mit den Menschen, den wir als heiligenden Umgang beschreiben können“ (Bundschuh-Schramm, *Buchtipps*, 2011). Denn in diesem Buch werden die Menschen wie die sie umgebenden Gegenstände und Landschaften behutsam und achtungsvoll wahrgenommen und studiert – wie ein Kunstwerk, wie eine barocke *figura serpentinata*, die von allen Seiten her betrachtet werden will, deren Essenz sich eben durch diese ruhige Beschaulichkeit offenbart. Sowohl Johannes als auch Jule und Katharina sind „exzellente Beobachter“ (Höhne, *Liebe*, 2011), gehören also zu jenen die Schönheit der Dinge in jeder Hinsicht Wahrnehmenden, die Dinge bis auf die winzigste Einzelheit hin Studierenden. Und vielleicht auch deswegen ist hier von einer Annäherung die Rede, die „jenseits der Sprache“, in „gemeinsame[r]

Schweige-Meditation“ (Tolksdorf, Einander, 2012) geschieht, was vollkommen der Grundintention Ortheils entspricht, der über die Entstehungsgeschichte des Werkes berichtend, beteuert: „Ich war geradezu besessen davon, in unserer hyperkommunikativen Zeit einen Roman über das Schweigen und die Stille zu schreiben“ (Ortheil, zit. Nach: Mohr, Wortloser, 2011). Denn *Liebesnähe* ist Roman eines Menschen, dem die Erfahrung der Sprachlosigkeit und des Stummseins nicht fremd ist und der vor dem erneuten Versinken in die Sprachlosigkeit eine große Angst verspürt. „Es sind“ – so Ortheil im Interview mit Tilman Krause – „tiefsitzende Ängste [...], „[d]ass alles wiederverloren geht. Dass mein Sprachvermögen, wie seinerzeit als Kind, wieder versagt, und dass ich alles von vorne lernen muss“ (Ortheil, zit. nach: Krause, Alles, 2011). Und eben daher rührt der Ortheilsche Zwang zum Notieren her,⁴ der auch seine literarischen Gestalten verfolgt und als eine wahrscheinliche Widerspiegelung „eine[r] private[n] Obsession“ des Schriftstellers interpretiert werden kann, wie er selber zugibt: „Ich begleite alles, was ich tue, seit langer Zeit durch Notate. Drei-, viermal am Tag. Ich habe mehrere parallel laufende Systeme, mit denen ich aufzeichne, was ich sehe und erlebe, aber auch, was ich lese oder welche Musik ich höre. Diese Stichworte, die ich oft unterwegs, im Restaurant oder auf einer S-Bahnfahrt aufschreibe, überführe ich später zu Hause in die Aufzeichnungen für meine Großprojekte. Das sind riesige Kladden, in die auch Ausschnitte aus Zeitungen oder Zeitschriften Eingang finden. Und Fotos. [...] Das Trauma sitzt so tief, dass ich morgens schon aufstehe mit dem Vorsatz: ‚Du musst notieren‘. Das ist eine Art Existenzversicherung. Was ich dabei empfinde, ist ein starkes Gefühl der Befriedigung. Es ist der natürliche Lebensfluss, der sich da bemerkbar macht“ (Ortheil, zit. nach: Krause, Alles, 2011) – auch bei seinen literarischen Figuren, zumal der Roman zeigt, „dass die Liebe ein Stück Literatur“ (Ortheil, *Liebesnähe*, 2011, S. 279), aber auch ein Stück Kunst ist, und gleichzeitig sowohl Literatur als auch Kunst braucht, um zu voller Blüte zu kommen. So sei das Buch in der Tat, so Otto Betz, „von ästhetischen Spielelementen“ (Betz, Ortheil, 2013) durchzogen, die als Bestandteile der Ortheilschen Philosophie des Genießens gedeutet werden können. Dabei gehe es dem Schriftsteller nicht um banalen Genuss, wie er im bereits erwähnten Gespräch mit Tilman Krause beteuert, sondern „um eine Lebenspraxis, die alle Bereiche des menschlichen Daseins mit Freude aufnimmt. Daher lasse ich meine Figuren auch wandern und schwimmen, reisen und schöne Hotels bewohnen, Musik hören und lesen, schreiben und sich Notizen machen: Im Grunde sind das alles Chiffren dafür, dass man sich mit den Details der Welt auf intensive Weise vertraut machen soll. Dann kann man alles genießen. So werden alle kulturellen Techniken zu Liebesformationen, denn die Liebe bildet die Basis des Genießens“ (Ortheil, zit. nach: Krause, Alles, 2011). Da jedoch Ortheils Meinung nach „Genuss [...] in Deutschland nicht prämiert, [...] nicht als kulturelle

⁴ Auf Ortheils schriftstellerische Praxis gehe ich u.a. im Beitrag „[E]in großes Schreibprojekt, das Projekt meiner Tagesmitschriften...“. Hanns-Josef Ortheil über das eigene Schreiben, in: Jacek Rzeszotnik (Hg.): *Schriftstellerische Autopoiesis. Beiträge zur literarischen Selbstreferenzialität*, Darmstadt 2011, S. 45-61 und im Kap. I.1. *Vom Raum des Schriftstellers zum Raum des Romans* in meinem Buch „... als wären diese Räume mir nahe, als wären es auch meine eigenen Räume“. *Studien zum Werk Hanns-Josef Ortheil*, Warszawa 2009 ein.

Technik explizit gepflegt und zelebriert [wird]“, habe er nun „ein japanisches Setting“ gewählt: „Die extreme Ritualisierung des Genießens, die ich da ausbreite, dieses minutiöse Vorbereiten, sich Herantasten an die kulinarischen wie körperlichen Wonnen des Fleisches, das ist der japanischen Literatur entlehnt“ (Ortheil, zit. nach: Krause, Alles, 2011). Daher auch die im Roman auftauchende altjapanische Musik.

Liebesnähe ist also ein Buch von jemandem, der weiß, was Genuss und somit Liebe ist. In klaren, poetischen Worten spricht er über dieses Gefühl, seine Helden lässt er aber schweigen. So kommunizieren sie nonverbal miteinander und scheinen intuitiv das Beste für einander auszuwählen, auch die Musik. Die in eine meditative Stimmung versetzende altjapanische Musik wird hier zum Zeichen der im Werk thematisierten Annäherung und macht ihre gewichtige Ingredienz aus: stimmt ein, begleitet aber auch: Lektüren, Notizen, Zuneigungsgesten, stumme Momente des Beisammenseins. Als wäre sie nötig, um den einen auf den anderen aufmerksam zu machen, um die beiden auf die Aufnahme von kleinsten Zeichen der Zuneigung vorzubereiten, für die Vorlieben des Partners zu sensibilisieren. Als wäre sie da, um aufrechtzuerhalten und weiterzupflegen, was geschehen ist und was zu dauern hat. So wird Kunst zu Leben und Leben zu Kunst – des Sehens, Tastens, Schmeckens und nicht zuletzt des Hörens.

Literatur

- Auth, Edgar: *Hanns-Josef Ortheil stellt seinen jüngsten Roman „Liebesnähe“ vor*. In: *General-Anzeiger*, 3.03.2012 [<http://www.general-anzeiger-bonn.de/lokales/region/Hanns-Josef-Ortheil-stellt-seinen...>, 29.06.2013]. Zit.: Auth, Ortheil, 2012.
- Bachmann, Wolfgang: *Lesezeichen: Liebesnähe*, 17.08.2012 [<http://www.baumeister.de/blog/lesezeichen/liebesnae.html>, 29.06.2013]. Zit.: Bachmann, Lesezeichen, 2012.
- Betz, Otto: *Ortheil, Hanns-Josef: Liebesnähe. Roman*. In: *Christ in der Gegenwart*, 30.06.2013, Jg. 65 [http://www.christ-in-der-gegenwart.de/aktuell/extras/rezension_druckversion?k_beitr..., 30.06.2013]. Zit.: Betz, Ortheil, 2013.
- Bundschuh-Schramm, Christiane: *Buchtipp des Monats Dezember. Hanns-Josef Ortheil, Liebesnähe* [http://www.theologiebundliteratur.de/.../Dezember11_Orth..., 29.06.2013]. Zit.: Bundschuh-Schramm, Buchtipp, 2011.
- Fleischer, Susann: *Liebe als Elixier des Lebens*. In: *literaturmarkt.info – Online-Rezensionszeitschrift*, 26.09.2011 [http://www.literaturmarkt.info/cms/front_content.php?idcat=81&idart=5198, 29.06.2013]. Zit.: Fleischer, Liebe, 2011.
- Grzywka, Katarzyna: „... als wären diese Räume mir *nahe*, als wären es auch meine eigenen Räume“. *Studien zum Werk von Hanns-Josef Ortheil*. Warszawa 2009. Zit.: Grzywka, Studien, 2009.
- Grzywka, Katarzyna: „[E]in großes Schreibprojekt, das Projekt meiner Tagesmitschriften...“. *Hanns-Josef Ortheil über das eigene Schreiben*. In: Jacek Rzeszutnik (Hg.): *Schriftstellerische Autopoiesis. Beiträge zur literarischen Selbstreferenzialität*. Darmstadt 2011, S. 45-61. Zit.: Grzywka, Ein großes, 2011.

- Höhne, Britta: »*Liebe ist Literatur. Und Literatur ist Liebe*«, 12.2011 [<http://www.belletristik-couch.de/hanns-josef-orthel-liebesnaeche.html>, 29.06.2013]. Zit.: Höhne, Liebe, 2011.
- Jaiser, Ingeborg: *Menschen im Hotel. „Liebesnähe“ verspricht wieder einmal Hanns-Josef Ortheil in seinem neuesten Roman. Doch viele Arrangements und Inszenierungen wirken allzu bemüht und perfekt.* In: *Titel-Magazin*, 31.10.2011 [<http://titelmagazin.com/artikel/165/10102.html&print=true>, 29.06.2013]. Zit.: Jaiser, Menschen, 2011.
- Krause, Tilman: *Alles ist ein großes Fest. Mal was Schönes: Hanns-Josef Ortheil über Genuss, deutsche Genussfeindlichkeit und die Vollendung seiner „Liebes-Trilogie“.* In: *Die Welt*, 30.12.2011 [http://www.welt.de/print/die_welt/vermischtes/article13790129/Alles-ist-ein-grosses-..., 29.06.2013]. Zit.: Krause, Alles, 2011.
- *Liebesnähe. Das „Kopfkissenbuch“ der japanischen Hofdame Sei Shonagon und die Performance „the artist is present“ von Marina Abramovic, letztere wird allerdings nicht namentlich erwähnt, benutzt Hanns-Josef Ortheil für seinen Roman „Liebesnähe“.* In: *Hellweger Anzeiger*, 10.11.2011 [<http://www.hellwegeranzeiger.de/nachrichten/kultur/kudo/art1541,1463843>, 29.06.2013]. Zit.: Liebesnähe, 2011.
- *Liebesnähe – Ein Buch von Hanns-Josef Ortheil.* In: *3sat.online*, Oktober 2011 [<http://www.3sat.de/print/?url=/kulturzeit/lesezeit/157390/index.html>, 29.06.2013]. Zit.: Liebesnähe – 3sat, 2011.
- *Liebesnähe. Mit seinem neuen Roman „Liebesnähe“ schließt Hanns-Josef Ortheil thematisch an seine Erfolgsromane „Die große Liebe“ und „Das Verlangen nach Liebe“ an. Wiederum beschreibt er die wachsende Zuneigung zweier Menschen, die sich eher zufällig begegnen. Christel Freitag hat das Buch gelesen und sich vom Autor selbst erklären lassen, worum es ihm genau geht.* In: *NDR Kultur*, Sendedatum 14.09.2011, 12.40 [<http://www.ndr.de/kultur/literatur/buchtipps/nbliebesnaeche101.html>, 29.06.2013]. Zit.: Liebesnähe – NDR, 2011.
- Mohr, Peter: *Wortloser Einklang. Zum 60. Geburtstag von Hanns-Josef Ortheil ist sein Roman „Liebesnähe“ erschienen.* In: *literaturkritik.de*, 11.11.2011 [http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung_rez.php?rez_id=16079, 29.06.2013]. Zit.: Mohr, Wortloser, 2011.
- Moritz, Rainer: *Liebe als ein Stück Literatur. Radiofeuilleton: Kritik.* In: *dradio.de*, 13.10.2011 [<http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/kritik/1577608/drucken/>, 29.06.2013]. Zit.: Moritz, Liebe, 2011.
- Oerkwitz, Harriet: *Welche Sprache spricht die Liebe? Gedanken zu dem Roman „Liebesnähe“ von Hanns-Josef Ortheil.* In: *Konzert der Stille – ein Online-Magazin über das Leben, Arbeiten und Heilen mit Musik im Spannungsfeld von Wissenschaft und Spiritualität*, 7.12.2011 [http://www.konzert-der-stille.de/home/blog/Artikel/welche-sprache-spric.html?no_ca..., 29.06.2013]. Zit.: Oerkwitz, Welche, 2011.
- Ortheil, Hanns-Josef: *Lesehunger. Ein Bücher-Menü in 12 Gängen. [Ästhetik des Schreibens, Bd. 3, hrsg. von Hanns-Josef Ortheil].* München 2009. Zit.: Ortheil, Lesehunger, 2009.
- Ortheil, Hanns-Josef: *Liebesnähe.* Roman. München 2011. Zit.: Ortheil, Liebesnähe, 2011.
- Pecht, Andreas: *Hanns-Josef Ortheils neuer Roman „Liebesnähe“. Wunschtraum vom schweigenden Geflüster der ganz großen Liebe* [<http://www.pecht.info/texte/2011/20110923.html>, 29.06.2013]. Zit.: Pecht, Roman, 2011.

- Reinacher, Pia: *Wenn Papiertiger lieben. Konzeptgefühl: Hanns-Josef Ortheils „Liebesnähe“ ist ein amouröses Verwirrspiel, das mittels komplizierter Wahlverwandtschaften Emotionen zu beschreiben versucht, die sich doch nicht greifen lassen.* In: *Frankfurter Allgemeine. Feuilleton*, 7.02.2012 [<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/hanns-josef-orth...>, 29.06.2013]. Zit.: Reinacher, Wenn, 2012.
- Schwalbe, Christiane: *Hanns-Josef Ortheil: Liebesnähe. Wer ist diese Schwimmerin? Mit dieser Frage, geschrieben auf einem kleinen Zettel und deponiert in den Ritzen einer Holzbank, beginnt eine ganz und gar ungewöhnliche, weil wortlose Liebesgeschichte, die sich aus Andeutungen, Vermutungen, geheimnisvollen Zeichen, Blicken und heimlichen Botschaften zu einer höchst erotischen Begegnung entwickelt. „Liebesnähe“ ist der dritte Band einer Trilogie von in sich abgeschlossenen Romanen über die Geheimnisse der Liebe* [<http://www.neue-buchtipps.de/roman/deutsch/68-hanns-josef-ortheil-liebesnaehe-luch...>, 29.06.2013]. Zit.: Schwalbe, Ortheil.
- Stanzick, Winfried: *Rezension zu „Liebesnähe“ von Hanns-Josef Ortheil*, 19.09.2011 [<http://blog.ebook.de/empfehlungen/rezensionen-pressespiegel/rezension-zu-liebesnae...>, 29.06.2013]. Zit.: Stanzick, Rezension, 2011.
- Tolksdorf, Stefan: *Einander erkennen – ganz ohne Worte. „Liebesnähe“: Der neue Roman von Hanns-Josef Ortheil schildert große Gefühle ganz ohne Ironie.* In: *Badische Zeitung*, 18.02.2012 [<http://www.badische-zeitung.de/literatur-rezensionen/einander-erkennen-ganz-ohne-...>, 29.06.2013]. Zit.: Tolksdorf, Einander, 2012.

Schlüsselwörter

Literatur-Musik-Beziehungen, Komparatistik, Roman, asiatische Musik, Kunst, Kommunikation, Sprachlosigkeit, Liebe

Abstract

The article deals with chosen aspects of correspondence of arts, particularly with literature and music connections in the works of Hanns-Josef Ortheil as found in the novel *Liebesnähe* published in 2011. The text aims to investigate the function of Asian music which plays a distinguished role in the relationship of main characters, Jule Danner and Johannes Kirchner. Ortheil presents in his work a new communication concept according to which a romantic relationship can evolve without any words and is based mainly on pursuit of mutual culinary, literary and particularly artistic interests.

Keywords

literature and music connections, comparatistics, novel, Asian music, art, communication, speechlessness, love

„Der Markt steht über den Menschen“. Peter Turrinis Stück *Die Minderleister* und seine literarischen Vorbilder

Als Peter Turrini 1988 das Stück *Die Minderleister* schrieb, war das österreichische Publikum des Schocktheaters schon sehr müde. Die achtziger Jahre waren reich an Texten der anderen großen „Nestbeschmutzer“ wie Jelinek mit dem *Burgtheater* (1985) oder Bernhard mit dem *Heldenplatz* (1989), dessen Ankündigung selbst einen Riesenskandal auslöste. Die österreichische Theaterbühne hatte schon zu dieser Zeit eine lange Tradition des Provozierens. Nach den Auftritten der experimentellen Wiener Gruppe und Stücken Wolfgang Bauers, Peter Handkes sowie Felix Mitterers gab es im Theater eigentlich schon alles, was einen Schock-Effekt erzeugen konnte: die Ablehnung der vorherrschenden Theaternormen, das Thematisieren der Tabu-Themen, die Gewalt und Nacktheit. Auch Peter Turrini überbot sich mit seinen Stücken in den immer anderen Provokationen. Nach den Skandalreaktionen auf seine früheren Texte, die – wie in den Stücken aus den siebziger Jahren – in Anlehnung an den Wiener Aktionismus Gewalt und Nacktheit zeigten oder so wie bei den Stück *Die Bürger* (1982) sogar eine Parlamentsdebatte auslösten, bedeutete es kein leichtes Unterfangen, immer noch provokant zu erscheinen, ohne dieselben Schock-Effekte zu verwenden. In den *Minderleistern* provoziert Turrini jedoch wie schon vorher und es sind nicht nur die Gewalt oder „Pornographie“, die „ordinären Ausdrücke“ und der „knallharte Sex“,¹ sondern vielmehr das Inhaltliche, das – wie in *Heldenplatz* – selbst zum Element der Provokation geworden ist.²

¹ Irmgard Nille: „Empörung bei Schauspiel-Premiere. Porno-Show im Staatstheater – muss das sein?“, in: Bild v. 10.04.89. Auch andere Reaktionen zum Stück heben die Brutalität der Szenen und die skandalöse Entblößung der Körper hervor, ohne sich mit dem Clou des Stückes zu beschäftigen z.B.: „Jugendverbot im Staatstheater? Porno unter dem Deckmantel der Kunst“, in: Bild v. 11.04. 89, „Schweinkram im Staatstheater“, in: Bild v. 12.04. 89; „Kunst und Schund“, in: Stuttgarter Zeitung v. 18.04.89. Nur wenige Presseberichte erkennen die didaktische Funktion des Stückes von Turrini: vgl. Cornelia Ueding Wachner: „*Die Minderleister* als Lehrstück“, in: Neue Ärztliche v. 15.04.89; weitere mehr analytischen Artikeln, die über das Provokante hinausgehen, sind in Neue Zürcher Zeitung (7.02.1989) und Nürnberger Nachrichten (5.11.1989) erschienen.

² Vgl. Ewa Krupa: Von der Schockdramaturgie zur bühnenwirksamen Sensibilität. Peter Turrinis ästhetische Metamorphosen, Neisse Verlag/ Oficyna Wydawnicza ATUT, Dresden/ Wrocław 2012, S. 21.

Im Stück thematisiert Turrini die Krise in der Stahlindustrie, Entlassungen in den Betrieben und eine rapid steigende Arbeitslosenrate. Die Hauptfigur ist ein junger Stahlwerker – ein Opfer der ökonomischen Verhältnisse, die Massenkündigungen nach sich ziehen –, der sich lieber das Leben nimmt, anstatt seine Kollegen zu denunzieren. Hans wird von der Geschäftsführung vor die Entscheidung gestellt, entweder als Ordner andere Stahlwerker auf die Liste der „Minderleister“ zu setzen und damit dem Betrieb weitere Entlassungen zu erleichtern, oder selbst die Arbeit zu verlieren und damit den Traum seiner Frau von einem normalen Familienleben zu zerstören. Das poetische Element im Stück ist ein gewisser Shakespeare, der stets betrunkenen Werksbibliothekar und die Wahrheiten aussprechende Narr. Er ist eine tragisch-groteske Figur mit Cassandra-Zügen, auf den keiner hört, obwohl er mit seinen Kommentaren – wie der Chor im antiken Theater – als Begleiter der Handlung mitwirkt und dem Stück einen moralischen Ausdruck gibt. Die von der Kritik hervorgehobene „Pornographie“ und Gewalt haben im Stück eine doppelte Funktion: einerseits zeigen sie die allgemeine Vergegenständlichung des menschlichen Körpers im Video-Zeitalter sowie in der Schwerindustrie, für die ein Stahlarbeiter nur „Fleisch“ bedeutet.³ Andererseits sind sie der Ausdruck der wachsenden Abstumpfung der Gefühle und der nicht selbstverschuldeten Demoralisierung der Figuren, deren Ideenwelt bis auf das Grundsätzliche (Arbeit und Geld) und das Triebhafte reduziert ist.

Turrini stellt in den Vordergrund das Schicksal der Arbeiter in der Zeit der Krise in der Schwerindustrie, die eine Folge der Versäumnisse und der Nachlässigkeit der Regierung war. Provokant erscheint dieses Stück, denn es ist ein Protest „gegen die große Koalition des Schweigens“.⁴ Es desavouiert die politischen Mechanismen und stellt Fragen, die für die kapitalistische Konsumgesellschaft unbequem sind. Turrinis Ziel war, wie er selbst zugibt, „genau Auskunft zu geben darüber, wie Arbeiter in den Betrieben fertiggemacht werden“.⁵ Und in einem anderen Statement: „Dieses Theaterstück [...] ist ein wütender, polemischer, verzweifelter, literarisch auch sehr streng formulierter Aufschrei gegenüber der unglaublichen Gleichgültigkeit, mit der wir hier die Ausgrenzung dieser Menschen vorbereiten.“⁶

Dass der linksorientierte, sozialkritische Turrini durch das Theater in den politischen und sozialen Angelegenheiten das Wort ergreift, resultiert aus seiner tiefen Überzeugung, dass die Kunst das Leben zu ändern vermag. Schon in den siebziger Jahren war Turrini der Anhänger der vom Arbeitskreis österreichischer Literaturproduzenten proklamierten Idee der radikalen Politisierung der Literatur als Kulturkampf,

³ Peter Turrini: Die Minderleister, in: Peter Turrini. Lesebuch. Stücke, Filmtexte, Gedichte, Wortmeldungen, hrsg. von Wolfgang Schuch, Henschelverlag, Berlin 1990, S. 36. Diesen Begriff benutzt Shakespeare, um kritisch die Situation im Stahlwerk zu beschreiben. Die Arbeiter sind entindividualisiert und dem natürlichen Leben entzogen: „*Shakespeare*: Ich beklage/ den Verlust von Natur/ Das Ausbleiben des Sonnenaufgangs/ Das Vertreiben der Vögel/ Den verschwundenen Weg/ am Rande des Ackers./ Das verlorene Land/ unter den Füßen der Menschen.“ Ebd., S. 37.

⁴ Christoph Schönborn in der Rede im Kloster Retz anlässlich der Urlesung von *Die Minderleister* im November 1987, in: Archiv der Zeitgenossen, Krems an der Donau.

⁵ Peter Turrini: Ich habe etwas gegen Journalisten, in: Berlin Magazin, 13/1991.

⁶ Peter Turrini: Texte, Daten, Bilder, hrsg. von Wolfgang Schuch und Klaus Siblewski, Sammlung Luchterhand, Frankfurt am Main 1991, S. 141.

dessen Vertreter Gustav Ernst, Peter Henisch und Michael Scharang waren. Diesen neu-realistischen Autoren ging es primär darum, die politischen Vorgänge auch im „Seelenleben des Menschen, im intimsten Zusammenleben“⁷ zu sehen und – in der Folge Brechts – gesellschaftliche Strukturen bewusst zu machen sowie die Ausbeutungsmechanismen von der Seite der Unterdrückten zu zeigen. Dieser gesellschaftlich motivierte Realismus hatte zum Ziel, am Beispiel der tragischen Schicksale der Enteigneten und Ausgestoßenen die meist verschleierte sozialen Kausalitäten zu veranschaulichen. Er entstand in Folge der Bewegung von 1968 und lehnte sich an die materialistische Ästhetikkonzeption von Walter Benjamin und den kritischen Realismus des linken Literaturkritikers Georg Lukács an. Entsprechend kritisierte Michael Scharang 1974 den antirealistischen Charakter der österreichischen Literatur, die herrschende Verhältnisse nicht wirklich benenne.⁸ Das war die Antwort auf die Konzeption von Herbert Eisenreich, der der Kunst einen höheren Rang als der Realität eingeräumt hatte. Auch Ende der Achtziger forderte Scharang in eine Kunst auf, die den Teppich, „unter den alles gekehrt wird“ wegriß und den Menschen eine genaue Sicht der Wirklichkeit bietet.⁹ Worauf Turrini in *Die Minderleister* abzielt, darauf wies früher schon Scharang in den Romanen *Charly Traktor* (1973) und *Der Sohn eines Landarbeiters* (1976) hin. Auch die Probleme dieser Protagonisten wurzeln im Finanziellen. Für ihr Scheitern sind die ökonomischen und sozialen Strukturen sowie die Arbeitsverhältnisse verantwortlich. Der gute Wille, Fleiß und die Aufrichtigkeit der Figuren nützen nichts angesichts der Unbarmherzigkeit der wirtschaftlichen Prozesse. Turrinis Stück ist aber insofern realistisch, als es die kritischen Zeitumstände und die schlechten Arbeitsverhältnisse präsentiert und eine moralisch-didaktische und die Realität verändernde Funktion der Literatur voraussetzt. Stilistisch verzichtet Turrini jedoch auf die strikte realistische Abbildung der Wirklichkeit, denn in einigen Szenen werden die Raumgrenzen überschritten und die fiktionale Welt der Protagonisten beinahe auf surrealistische Art und Weise mit ihrer realen vermischt. Mit dieser Neigung zum Abstrakten verschrieb sich Turrini schon einem neuen Trend der achtziger Jahre, in dem die Darstellungsmethoden des Neuen Realismus erloschen sind.¹⁰ Thematisch aber blieb er in den *Minderleistern* den Prinzipien der die kapitalistische Wirklichkeit demaskierenden Literatur immer noch treu.

⁷ Gustav Ernst: Gustav Ernst: Literatur und Leben. Zum (neueren) literarischen Realismus, in: Wespennest 1989, H. 74, S. 3-39, hier S. 6.

⁸ Vgl. Klaus Zeyringer: Österreichische Literatur seit 1945. Überblicke. Einschnitte. Wegmarken, Haymon-Verlag, Innsbruck 2001, S. 161.

⁹ Michael Scharang: Wiener Vorlesungen zur Literatur, in: Wespennest 66 (1987), S. 39-55, hier S. 43.

¹⁰ Dass das „Ineingreifen verschiedener Ebenen“, von Symbol und Wirklichkeit ein neuer Kunstgriff war, wurde auch bei der Urlesung des Stückes hervorgehoben. Vgl. Christoph Schönborn: Die Rede im Kloster Retz im November 1987, in: Archiv der Zeitgenossen. *Die Minderleister* gehört schon zu der nächsten Schaffensphase des Dramatikers, die die experimentelle und sprachskeptische verabschiedete und das politische Engagement nach sich brachte. Zu den Schaffensphasen Turrinis vgl. Edward Białek: Prowokatorzy i obrońcy ludu. Formy zaangażowania w literaturze austriackiej drugiej połowy XX wieku, wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, Wrocław 2002, S. 104-150.

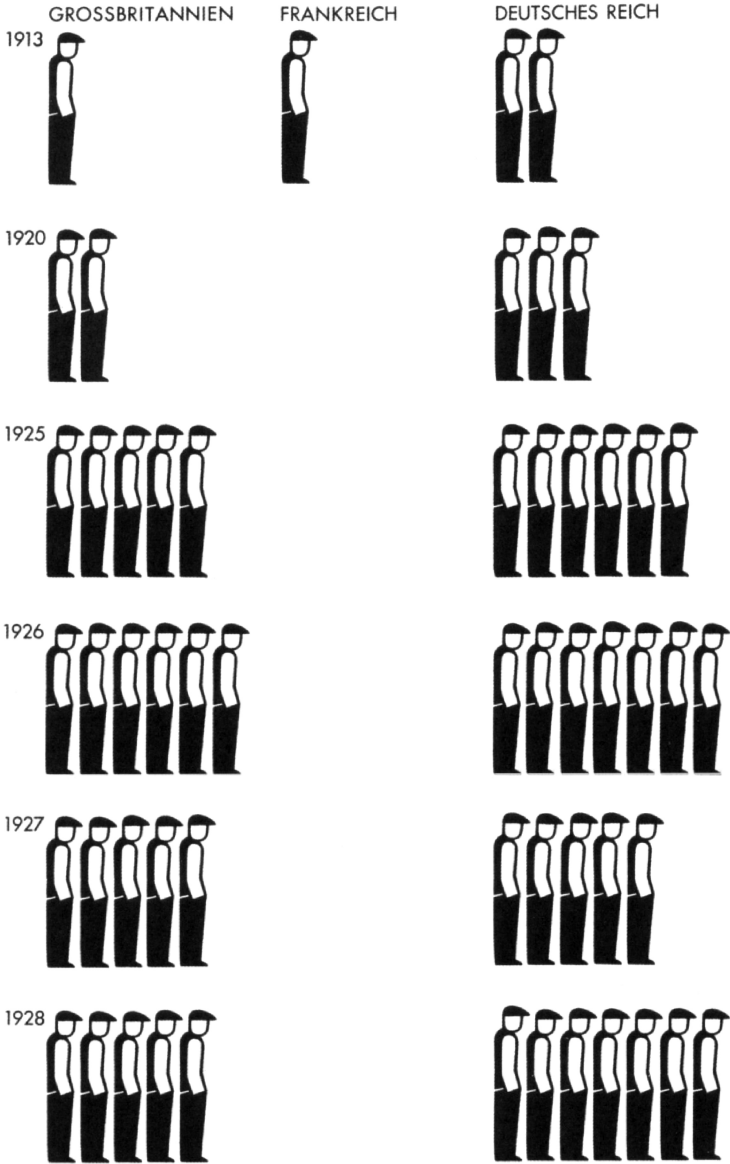
Die Texte, die aus der linken Position der sechziger Jahre heraus die Schattenseiten des Kapitalismus und der wachsenden Rationalisierung in der Industrie in ihr Zentrum stellen, sind kein Einzelphänomen in der Geschichte der österreichischen Literatur. Eine starke Affinität ist zwischen den Texten der sozialdemokratischen Literaten der Ersten Österreichischen Republik und den linken marxistisch gesinnten Autoren der 68er Bewegung zu erkennen.¹¹ Ich beziehe mich auf das wohl auffälligste Beispiel der Zwischenkriegszeit – auf den 1933 erschienenen neusachlichen Roman von dem Wiener Autor Rudolf Brunngraber (1901-1960) *Karl und das 20. Jahrhundert* – und versuche die Ähnlichkeiten in der Konzeption sowie Personen- und Wirklichkeitsgestaltung zwischen diesem Roman und dem 55 Jahre später erschienenen Theaterstück Peter Turrinis aufzuweisen. Im Hinblick darauf ist es beachtenswert, dass der Roman Brunngrabers nach langem Vergessen 1988, also im Jahr der Uraufführung der *Minderleister*, vom linksorientierten Hans Magnus Enzensberger neuaufgelegt wurde.

Brunngraber konfrontiert in seinem Roman das Schicksal eines Einzelnen mit der sozioökonomischen Entwicklung der Zeit, in der die Figur zu leben hat. Mit mathematischer Genauigkeit und montageartig wird vom Lebensweg Karl Lakners von seiner Geburt 1893 an bis hin zu seinem Selbstmord 1931 erzählt. Mit diesem rational-statistischen, zahlengesättigten Erzählgestus schließt sich Brunngraber der statistischen Denkweise Otto Neuraths (1882-1945) an, der einer der Hauptvertreter des Wiener Kreises war. Unter Neuraths Einfluss hat Brunngraber seinen Erstlingsroman verfasst, einen Roman über die aktuelle Weltwirtschaftskrise. Neurath war überzeugter „Austromarxist“ und Utopist, der für die Planwirtschaft und die gerechte Verteilung der Güter plädierte.¹² In die Wissenschaftsgeschichte ist er als Bildpädagoge, d. h. Erfinder der Bildersprache (sog. ISOTYPE) eingegangen, in der es darum ging, mit der Sprache der Statistik die unterdrückte, schlecht ausgebildete Arbeiterklasse aufzuklären, im Klassenkampf gegen den gefühllosen Kapitalismus zu unterstützen und auf die Demokratisierung der Gesellschaft vorzubereiten. Die häufigsten Themen der von Neuraths Team erarbeiteten Tafeln mit ISOTYPEN waren Gesellschaftskrankheiten, industrielle und ökonomische Prozesse sowie wachsende Arbeitslosigkeit.

¹¹ Friedrich Achberger und Karl Müller haben den Einfluss der Wirtschaft auf die Literatur der Zwischenkriegszeit in Österreich gezeigt: Friedrich Achberger: Die Inflation und die zeitgenössische Literatur, in: Franz Kadmoska (Hrsg.): Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938, Europaverlag, Wien 1981, S. 29-42; Karl Müller: „Inflation“: Literarische Spiegelungen der Zeit, in: Karl Müller/ Hans Wagener (Hrsg.): Österreich 1918 und die Folgen. Geschichte, Literatur, Theater und Film, Böhlau Verlag, Wien/ Köln/ Weimar 2009, S. 123-146.

¹² Mehr über Neurath auch bei Aneta Jachimowicz: „Ein Sänger des hohen C der Vitalität.“ Otto Neurath, die Isotype und der Klassenkampf (im vorliegenden Band).

Arbeitslose



Jede Figur 250 000 Arbeitslose

Angefertigt für das Bibliographische Institut A.G., Leipzig
Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien ©

Bild: Die Entwicklung der Arbeitslosigkeit in Berlin in den Jahren 1928–1932¹³

¹³ Quelle: Frank Hartmann/ Erwin K. Bauer: *Bildersprache. Otto Neuraths Visualisierungen*, Facultas Verlags- und Buchhandels AG, Wien 2006, S. 52.

Neuraths Methode war für den Roman Brunngrabers ausschlaggebend. Durch den Zusammenprall des Privatlebens der Hauptfigur mit dem Ökonomischen wird vom Erzähler eine Anklage gegen die Weltordnung erhoben. Die Welt ist zum ersten Mal mit dem Rationalisierungsgedanken und den Monopolisierungsbestrebungen der Magnaten-Gesellschaften konfrontiert, die auf das Leben Karl Lakners eine negative Auswirkung haben. Die Rede ist von der neuen und endgültigen „Weltherrschaft“ der USA als einem „Verwaltungskörper“, von der Ohnmacht der Politik im Zusammenstoß mit der Wirtschaft, von der Armut der Proletarier, die zu „Außenseiter[n]“, „Mitgeburten der Maschinenära“¹⁴ werden. Die Rationalisierung verbessert nicht die Arbeitsbedingungen und die Mechanisierung steigert die Arbeitslosigkeit. Falsche Entscheidungen der Politiker, die ungerechte Verteilung der Güter, die Aufrüstung und der Krieg führen unumstößlich zu einem totalen wirtschaftlichen Zusammenbruch. In dieser Zeit lebt Brunngrabers Hauptfigur – Karl Lakner, ein zu spät Geborener, ein unerschütterlich an die Ordnung der Dinge glaubender Humanist. „Karl beachtet nicht, dass er nicht ein einzelner, sondern nur einer von Millionen ist“¹⁵ – stellt desillusionierend der Erzähler fest. Brunngraber zeigt die langsame gesellschaftliche Degradierung und die psychische Degenerierung Lakners, der im Zusammenstoß mit der unbarmherzigen Wirklichkeit total scheitert. Kurz nach dem Abschluss des Studiums muss er in den Krieg ziehen. Nach der Rückkehr von der Front findet er als Lehrer keine Anstellung, erlebt die Wirtschaftskrise, verrichtet verschiedene Arbeiten, um sich materiell über Wasser zu halten. Fünf Jahre lang ist er Holzfäller in Schweden, dann sucht er wieder vergeblich sein Glück in Wien. In der Krisenzeit um 1930 wird er mehrmals arbeitslos. Er schläft im Obdachlosenasyl, hungert, trinkt, wird Zuhälter und bevor er noch das letzte Stadium der Degenerierung erreicht, begeht er Selbstmord.

Brunngrabers und Turrinis Texte verbindet die Darstellung der zerstörerischen Mechanismen, denen ein Einzelner willenlos und trotz der Bereitschaft, sie zu begreifen, ausgeliefert ist. In beiden Texten wird die Kaltblütigkeit der Wirtschaft und die Nüchternheit des Systems dargestellt, für das ein Mensch nur eine Zahl in den Statistiken bedeutet. Erkenntlich wird es in dem Moment, als Lakner der Anspruch auf Arbeitslosenhilfe verwehrt wird.

[D]ie [Welt] hat den hellen Wahnsinn in ihren Statistiken, die dröhnt ihre Not durch alle Lautsprecher aus: Rationalisierung und Absatzkrise, Kreditkrise und Reparationen. [...] Karl erhält auf sein Ansuchen um Verlängerung des am 15. November ablaufenden Untersuchungsbezuges den Entscheid, dass er nach Paragraph soundso, Absatz soundso der Durchführungsverordnung zur soundsovielten Novelle des Arbeitslosenversicherungsgesetzes bei den Angestellten als nicht berufszugehörig zu betrachten sei.¹⁶

Turrinis Protagonist wird mit denselben Rationalisierungsargumenten konfrontiert. Als Hans sich vor der Kündigung zur Wehr setzt und der Personalchefin seine schwere

¹⁴ Rudolf Brunngraber: Karl und das zwanzigste Jahrhundert, Nördlingen 1988, S. 14-16.

¹⁵ Ebd., S. 201.

¹⁶ Ebd., S. 224.

private Situation erklärt, versucht sie seine Entlassung durch die schwere Wirtschaftslage legitim zu machen:

Personalchefin: Bevor Sie weiterreden.
Wenden Sie den Blick von Ihrer privaten Situation
Ins Allgemeine.
[...]
Sie müssen
über das Persönliche
hinausdenken.
[...]
Es liegt nicht an Ihnen.
Es liegt am Markt.
Wir müssen schlanker werden
In den Kosten
Abspecken im Personalaufwand
[...]
In schlechten Zeiten
Müssen alle Opfer bringen.
[...]
Der Markt steht über den Menschen.
Er folgt nicht ihren Gesetzen
Es folgt seinen eigenen.¹⁷

Aus Gründen der globalen Wirtschaft wird Hans wegrationalisiert und gerät mit seiner Frau am Rande des Existenzminimums. Er wird immer introvertierter und gewalttätiger, bis er seine Frau vergewaltigt, nachdem er Anna in einem Pornofilm als Schauspielerin erkannt habe. Sein letzter Verzweiflungsakt ist eine Intervention beim Minister für Wirtschaft und Arbeit, die in eine skurrile Szene am Rande von Traum und Wirklichkeit mündet. Der „zu jeder Schandtat“¹⁸ bereite Minister beeinflusst die Stahlwerkleitung, die Hans zum Ordner befördert. Die neue Funktion gewährleistet zwar die grundlegenden existenziellen Bedürfnisse seiner Familie, sozial ist er aber ein Ausgestoßener. Um nicht zwischen Anna und seinen Freunden wählen zu müssen, stürzt er sich in den Tod.

In den Roman Brunngrabers und dem Drama Turrinis kann man folgende gemeinsame Nenner erkennen:

- beide Helden leben in der Welt, die ihnen nicht erklärbar ist, weil sie in die ökonomischen Zusammenhänge keinen Einblick haben¹⁹

¹⁷ Peter Turrini: Die Minderleister, in: Peter Turrini. Lesebuch. Stücke, Filmtex-te, Gedichte, Wort-meldungen, hrsg. von Wolfgang Schuch, Berlin 1990, S. 54-58.

¹⁸ Ebd., S. 109.

¹⁹ Dieses Merkmal wurde von Wendelin Schmidt-Dengler in Bezug auf den Protagonisten Brunn-grabers hervorgehoben. Vgl. Wendelin Schmidt-Dengler: Statistik und Roman. Über Otto Neurath und Rudolf Brunngraber, in: Ohne Nostalgie. Zur österreichischen Literatur der Zwi-schenkriegszeit, Böhlau Verlag, Wien/ Köln/ Weimar 2002, S. 82-91. Diese fehlende Einsicht ist für Turrinis Figur genauso kennzeichnend.

- sie durchschauen nicht ihre Abhängigkeit von den ökonomischen Vorgängen
- für ihr Schicksal sind die Zahlen entscheidend, und nicht der humanistische Einblick in ihre menschlichen Bedürfnisse
- ihre Ideenwelten sind mit dem Gang der Wirtschaftsgeschichte nicht zu vereinen
- kennzeichnend für sie ist der Glaube an die Gerechtigkeit und die Ordnung der Dinge, der sie unerbittlich in den Abgrund zieht
- beide Figuren meutern nicht, sondern versuchen sich an die Zustände anzupassen, sich mit Mühe und Fleiß der Arbeit hinzugeben. Die Arbeit fehlt aber und die Welt scheint sie nicht haben zu wollen.
- beide versuchen sich gegen die endgültige Demoralisierung zu wehren
- ihr Selbstmord ist der Akt der Bewahrung des Menschlichen in sich

Karl und Hans sind die Isotypen der Arbeitslosen in ihren Krisenzeiten. Sich ihre Haltung vorzustellen, fällt nicht schwer: eine lässige Haltung, die Hände in den Hosentaschen – so wie die Multiplikationen des Arbeitslosen auf den Tafeln von Neurath. Beide Texte zeigen die Schattenseiten des Kapitalismus und diagnostizieren die brennenden Fragen der Industriegesellschaft. Sie demaskieren die Lüge von der Sanierungspolitik, die wie eine „Heilslehre“ verkündet wird, anstatt dass die Politiker ihre Ohnmacht im Zusammenstoß mit den Gesetzen der Wirtschaft gestehen.

Brunngraber und Turrini machen auf die Konsequenzen der schlechten Politik aufmerksam, die in ökonomischen Krisen besonders auffallend ist und in privaten Tragödien endet. In absehbarer Zeit wird wahrscheinlich auch die Krisenzeit von Heute literarisch verarbeitet. Die Scharen der Arbeitslosen werden auf den Blättern der Literatur wieder präsent sein. Und wieder werden es die Schriftsteller sein, die sich um sie annehmen werden.

Literatur

- Achberger, Friedrich: Die Inflation und die zeitgenössische Literatur, in: Franz Kadmoska (Hrsg.): Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938, Europaverlag, Wien 1981, S. 29-42.
- Białek, Edward: Prowokatorzy i obrońcy ludu. Formy zaangażowania w literaturze austriackiej drugiej połowy XX wieku, wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, Wrocław 2002, S. 104-150.
- Brunngraber, Rudolf: Karl und das zwanzigste Jahrhundert, Nördlingen 1988.
- Ernst, Gustav: Gustav Ernst: Literatur und Leben. Zum (neueren) literarischen Realismus, in: Wespennest 1989, H. 74, S. 3-39.
- Hartmann, Frank / Bauer, Erwin K.: Bildersprache. Otto Neuraths Visualisierungen, Facultas Verlags- und Buchhandels AG, Wien 2006.
- Jachimowicz, Aneta: „Ein Sänger des hohen C der Vitalität.“ Otto Neurath, die Isotype und der Klassenkampf (im vorliegenden Band).

- Krupa, Ewa: Von der Schockdramaturgie zur bühnenwirksamen Sensibilität. Peter Turrinis ästhetische Metamorphosen, Neisse Verlag/ Oficyna Wydawnicza ATUT, Dresden/Wrocław 2012.
- Müller, Karl: „Inflation“: Literarische Spiegelungen der Zeit, in: Karl Müller/ Hans Wagener (Hrsg.): Österreich 1918 und die Folgen. Geschichte, Literatur, Theater und Film, Böhlau Verlag, Wien/ Köln/ Weimar 2009, S. 123-146.
- Nille, Irmgard: „Empörung bei Schauspiel-Premiere. Porno-Show im Staatstheater – muss das sein?“, in: Bild v. 10.04.1989.
- Scharang, Michael: Wiener Vorlesungen zur Literatur, in: Wespennest 66 (1987), S. 39-55.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: Statistik und Roman. Über Otto Neurath und Rudolf Brunngraber, in: Ohne Nostalgie. Zur österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit, Böhlau Verlag, Wien/ Köln/ Weimar 2002, S. 82-91.
- Schönborn, Christoph: Der Rede im Kloster Retz anlässlich der Urlesung von *Die Minderleister* im November 1987, in: Archiv der Zeitgenossen, Krems an der Donau.
- Turrini, Peter: *Die Minderleister*, in: Peter Turini. Lesebuch. Stücke, Filmtexte, Gedichte, Wortmeldungen, hrsg. von Wolfgang Schuch, Henschelverlag, Berlin 1990.
- Turrini, Peter: Ich habe etwas gegen Journalisten, in: Berlin Magazin, 13 (1991).
- Turrini, Peter: Texte, Daten, Bilder, hrsg. von Wolfgang Schuch und Klaus Siblewski, Sammlung Luchterhand, Frankfurt am Main 1991.
- Ueding Waehner, Cornelia: *Die Minderleister* als „Lehrstück“, in: Neue Ärztliche v. 15.04.1989.
- Zeyringer, Klaus: Österreichische Literatur seit 1945. Überblicke. Einschnitte. Wegmarken, Haymon-Verlag, Innsbruck 2001.

Schlüsselwörter

Peter Turrini, Nowy Realizm, Michael Scharang, racjonalizacja w przemyśle, bezrobocie, wolny rynek, kapitalizm, literatura I Republiki Austriackiej, Rudolf Brunngraber

Abstract

“The market is above Man”.

Peter Turrini’s play *Die Minderleister* and his literary models.

The 1988 play by Peter Turrini does not fit into the postmodernist trend of the 80s but touches upon a topic which, in literary terms, comes late. It refers to the works which had been created a decade earlier and originated in the revolutionary and leftist movement of 1968. Similarly to the texts of the New Realism, Turrini presents the failure of the individual when faced with the economic machine and free market, and in a provocative way depicts the fight of a worker for preserving humanness in his own degradation. Works that in a leftist way show the dark sides of capitalism and the moral and economic consequences resulting from unemployment in industry, are not only the phenomenon of the 70s. Also, the social-democratic literature and the First Austrian Republic stood on the side of the unemployed and the abandoned by the state during the Great Depression. This paper is an attempt to show similarities in the shaping of characters and the reality in Turrini’s play and a 1933 Vienna novel by Rudolf Brunngraber entitled *Karl und das 20 Jahrhundert* .

Keywords

Peter Turrini, New Realism, Michael Scharang, rationalisation in industry, unemployment, free market, capitalism, First Austrian Republic literature, Rudolf Brunngraber

Piotr Majcher

(Uniwersytet Pedagogiczny w Krakowie, Instytut Neofilologii,
Zakład Języka i Kultury Niemieckiej)

Die Bedeutung Kardinal König und Wiens für die Kontakte zwischen West- und Osteuropa

1. Wien – Verbindungsstelle mit dem Osten

Franz Kardinal König (1905–2004), der Jahrhundert-Kardinal,¹ war in den Jahren 1956–1985 der Erzbischof der Erzdiözese Wien, der sich als Motto die Stelle aus dem Epheserbrief des Apostels Paulus *Veritatem facientes in caritate*² wählte. Sein Leben und seine Taten zeigten, dass er sich völlig mit diesem Wahlspruch identifizierte. Er bewies, dass er ein Mann der Versöhnung war, der immer daran interessiert war, Konflikte zu vermeiden und den Ausgleich zu suchen.³ Als seine besondere Aufgabe sah Kardinal Franz König die Herstellung der Kontakte zu den Nachbarkirchen hinter dem Eisernen Vorhang. Er besuchte als erster Kardinal aus dem Westen fast alle Oststaaten, in denen er sich mit den Bischöfen, Priestern und Gläubigen dieser Länder traf, was zur Überwindung der Isolierung der Kirche in diesen Staaten beitrug. Die Geschichte dieser Kontakte ist auf das Jahr 1960 zurückzuführen. Damals starb Kardinal Stepinac von Zagreb und Kardinal König beschloss, zu seinem Begräbnis nach Zagreb zu fahren. Deswegen wandte er sich offiziell – durch die Vermittlung des Bundeskanzleramtes – an den jugoslawischen Botschafter mit der Bitte um ein Einreisevisum. Er rechnete nicht damit, dass er ein solches Visum bekommt, aber zu seiner großen Überraschung erfuhr er schon am nächsten Tag, dass es ihm erteilt wurde.⁴ Kardinal König erreichte jedoch das Ziel seiner Reise nicht, weil er vor Zagreb, in der Nähe der Stadt Waraschdin, einen schweren Autounfall hatte. Er wurde in ein kleines Krankenhaus von Waraschdin gebracht. Für Kardinal König hatte der Aufenthalt in dem jugoslawischen Krankenhaus eine besondere Bedeutung. Als er an der Wand seines Krankenzimmers kein Kreuzifix, sondern das Bild des kommunistischen Staatspräsidenten Tito, sah, begann er darüber nachzudenken, ob sich der Erzbischof von Wien nicht um die Christen, die in den kommunistischen Ländern leben, kümmern sollte. Diesen Gedanken konnte er nicht mehr loswerden. Er begann – wie er selbst sagt – folgendermaßen zu denken: „Nachdem ich mein Blut für das kommunistische Jugoslawien vergossen habe, ist mir deutlich geworden, dass

¹ Vgl. Feichtlbauer (2003:5).

² Die Wahrheit in Liebe tun.

³ Vgl. Feichtlbauer (2003:1).

⁴ Vgl. König (1975:13).

der sogenannte Eisernen Vorhang keine Scheidelinie bedeuten könne zwischen einer Kirche des Ostens und des Westens.⁵

König wurde es klar, dass die persönlichen Kontakte und Besuche zu einer Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls nicht nur der katholischen Kirche, sondern der Christen überhaupt im Westen und Osten beitragen können. Er wurde sich auch dessen bewusst, dass Österreich als ein neutraler Staat und seine Hauptstadt Wien in dieser Hinsicht eine bedeutende Rolle spielen können. Es handelte sich dabei nicht nur um die geographische Lage von Österreich und von Wien, das unweit der ungarischen und der ehemaligen tschechoslowakischen Grenze liegt, sondern auch um die gemeinsame Geschichte, die viele Verbindungen zwischen Österreich und seinen Nachbarstaaten schuf.⁶ Wie König selbst hervorhebt, wird Wien von vielen als Tor zum Osten und die Stätte der Begegnung zwischen Ost und West bezeichnet. Zur Tradition dieser Stadt gehören infolge ihrer geschichtlichen Verhältnisse das gegenseitige Verstehen und die Fähigkeit des Zusammenlebens. Zwar ist Wien nicht mehr die Hauptstadt einer Weltmacht, aber das bedeutet nicht, dass das Erbe seiner guten Beziehungen mit dem Osten auch vergessen wurde.⁷

Die günstige Lage Wiens hatte zur Folge, dass österreichische Hörfunk- und Fernsehprogramme hinter dem Eisernen Vorhang empfangen werden konnten.⁸ Die österreichische Kirche „exportierte“ also die geistigen Möglichkeiten des Westens in den Osten und versuchte außerdem, sich im Westen für den Osten einzusetzen.

Alle genannten Faktoren und der Autounfall in Jugoslawien und mit ihm verbundenen Erlebnisse im Krankenhaus von Waraschdin veranschaulichten König seine besondere Aufgabe, die darin bestand, die Kontakte mit den Bischöfen, Diözesen und Menschen in kommunistischen Ländern aufzunehmen. Wie Kardinal König selbst feststellt, waren die genannten Faktoren besonders behilflich bei seinen ersten Versuchen der Kontaktaufnahme mit dem Osten. Und diese ersten Kontakte und Erfahrungen zeigten, dass König den richtigen Weg einschlug, wobei betont werden muss, dass seine Besuche in den kommunistischen Ländern, besonders in ihrer Anfangsphase, nicht von allen verstanden und von manchen kritisiert wurden, denn es existierte die Meinung, dass der Besuch eines Bischofs aus dem Westen in einem Land hinter dem Eisernen Vorhang die Aufwertung seiner kommunistischen Regierung bedeute und von Katholiken dieses Landes als ein Verrat interpretiert werden könne.⁹

Kardinal König unternahm also zahlreiche Reisen hinter den Eisernen Vorhang. Selbst sagte er: „Seit dieser Zeit folgten wiederholte Reisen nach Polen, Ungarn, in die Tschechoslowakei, nach Rumänien und Jugoslawien.“¹⁰

⁵ König (1975:13).

⁶ Die Donaudoppelmonarchie existierte noch in der Erinnerung vieler Bürger der östlichen Nachbarstaaten von Österreich.

⁷ Vgl. König (2004:226).

⁸ Vgl. König (1975:13).

⁹ Vgl. König (1975:13f.).

¹⁰ König (1975:13).

Er plante auch 1970, auf Einladung des armenischen Katholikos¹¹, in die Sowjetunion zu fahren, aber kurz vor der Reise teilte ihm die sowjetische Botschaft in Wien mit, dass sein Besuch dem Katholikos jetzt nicht willkommen sei. Wie es sich später herausstellte, war der Katholikos selbst von der Absage der Reise überrascht.¹² So konnte König in die Sowjetunion zum ersten Mal erst 1980 fahren.¹³

Durch Kardinal König wurde Wien also zu einer Verbindungsstelle zwischen dem Westen und Osten. Er selbst äußerte sich zu dieser Frage folgendermaßen:

Ich beschloss, aus Wien nicht einen Brückenkopf – um in den Osten vorzudringen –, sondern eine Brücke zu machen, die den Austausch mit diesen Ländern, von denen wir abgeschnitten sind, ermöglichen sollte. [...] Die Unbeugsamkeit Pius' XII. gegenüber dem Kommunismus hatte eine überaus heftige antireligiöse Kampagne in den Ländern des Ostens hervorgerufen; die Möglichkeit eines Dialogs konnte erst seit dem Pontifikat Johannes' XXIII. erwogen werden. (...) Er sprach lange mit mir über seine Pläne und forderte mich auf, ‚ein kleines Räderwerk‘ in der Annäherung zwischen Ost und West zu sein.¹⁴

Aus dieser Aussage Königs geht hervor, dass die frühere Kontaktaufnahme und die Entstehung eines Dialogs zwischen dem Westen und Osten deswegen nicht zustande kamen, weil es an einer Unterstützung seitens des Vatikans fehlte. Erst mit der Wahl eines neuen Papstes wurde auch die Politik des Vatikans anders gestaltet. Im März 1961 nahm Agostino Casaroli, der damalige Untersekretär der Kongregation für Außerordentliche Kirchliche Angelegenheiten, an der UNO-Konferenz über diplomatische Rechte in Wien teil. Dies schuf die Gelegenheit, die seit siebzehn Jahren unterbrochenen Kontakte mit den kommunistischen Diplomaten wieder aufzunehmen. Zwei Jahre später fand in Wien eine nächste UNO-Konferenz statt und auch diesmal knüpfte Casaroli weitere Kontakte. In deren Folge konnte er als Diplomat des Vatikans seine ersten Ostreisen unternehmen. Am 3. Mai 1963 fuhr er nach Budapest und am 9. Mai desselben Jahres nach Prag.¹⁵ Es ist jedoch zu betonen, dass die Möglichkeit seiner Reise unmittelbar durch Kardinal König geschaffen wurde: Er gelangte am 10. April 1963 nach Budapest, um Kardinal Mindszenty,¹⁶ der seit sieben Jahren in der amerikanischen Botschaft lebte, zu besuchen.

König war zum Besuch von Mindszenty durch Papst Johannes XXIII. veranlasst worden: Während einer Audienz bat er König darum, dass er den ungarischen Kardinal aufsuche. Auf die Feststellung von König, dass die Reise wegen politischer Umstände schwierig zu realisieren sein könne, reagierte er mit folgender Frage: „Was

¹¹ Katholikos ist der Titel des Oberhauptes der armenischen Kirche und mancher anderen Ostkirchen.

¹² Vgl. König (1975:13f.).

¹³ Vgl. Stehle (1985:111).

¹⁴ Zit. nach: Stehle (1985:109).

¹⁵ Vgl. Stehle (1985:109f.).

¹⁶ Kardinal Mindszenty, der Primas von Ungarn, wurde 1948 durch die Kommunisten in einem Schauprozess zu lebenslangem Kerker verurteilt. 1955 wurde er infolge seines schlechten Gesundheitszustandes bedingt freigelassen. 1956 als die ungarische Volkserhebung scheiterte fand er Zuflucht in der amerikanischen Botschaft. Vgl. Feichtlbauer (2003:124).

soll daran schwierig sein? Gehen Sie auf einen Wiener Bahnhof und kaufen Sie sich eine Fahrkarte nach Budapest!“¹⁷

Tatsächlich gelang die Reise. Zwar nicht mit dem Zug, aber im Auto des österreichischen Botschafters in Ungarn und mit dem vatikanischen Pass, gelangte Kardinal König nach Budapest. Über die Reise wurden sogar seine Sekretäre nicht informiert. In der amerikanischen Botschaft traf König seinen Amtsbruder und sagte ihm, dass der Papst ihm herzliche Grüße schickt. Während der Unterredung drehte Mindszenty das Radio auf volle Lautstärke, weil auch in der amerikanischen Botschaft mit Abhörmikrofonen der kommunistischen Behörden gerechnet wurde.¹⁸

2. Die Verhältnisse zwischen dem Vatikan und Osteuropa

Kardinal König betonte, dass die Einteilung Europas wegen der politischen Verhältnisse auch für die Kirche nicht ohne Bedeutung war. Die Einführung des atheistisch-kommunistischen Systems in Russland schockierte zuerst die Kirche, die den Kampf gegen den Atheismus förderte. Es gab jedoch Meinungen – auch im Vatikan –, die in dieser Situation die Möglichkeit der katholischen Missionierung der orthodoxen Russen sahen.¹⁹ Es war jedoch unmöglich, Missionare nach Russland zu schicken oder dort eine Struktur von geheim Geweihten zu schaffen, weil die Behörden auf solche Versuche mit Tod, Kerker oder Verbannung antworteten. Die Zeit als Kardinalsstaatssekretär Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII. (1930 – 1939), und auch jene des Pontifikats von Pius XII. (1939 – 1958) war durch den völligen Bruch der Kontakte mit dem Osten gekennzeichnet. Zur Linderung der Gegensätze trug paradox der Zweite Weltkrieg bei, als der kapitalistische Westen und der marxistische Osten zusammen gegen den Nationalsozialismus kämpften. Nach dem Krieg gerieten viele Staaten wegen der Expansionspolitik von Sowjetunion in ihren Einflussbereich und in den Kalten Krieg wurde auch die Kirche mit einbezogen.²⁰

Als Höhepunkt des Kampfes der Kirche gegen den Kommunismus nannte Kardinal König das Kommunismus-Dekret von Pius XII., das mit der Exkommunikation jeden Katholiken bedrohte, der zur Kommunistischen Partei gehörte.²¹ Eine entschiedene Wende in dieser Hinsicht verdankt die Kirche dem Nachfolger von Pius XII. Johannes XXIII. Zwar setzte er das Kommunismus-Dekret nicht außer Kraft, aber er versuchte den Dialog zwischen der Kirche und der Welt zu beleben. Das bedeutete auch, dass er an der Belebung des Dialogs zwischen der Kirche und dem Atheismus, auch dieser Form von Atheismus, die vom Marxismus-Leninismus postuliert wurde, interessiert war. Er forderte in seinen Enzykliken die Katholiken dazu auf,²² mit allen

¹⁷ Zit. nach: König (1978a:88).

¹⁸ Vgl. Feichtlbauer (2003:125).

¹⁹ Vgl. König (1975:11).

²⁰ Vgl. König (1975:12).

²¹ Vgl. König (1975:12).

²² Johannes XXIII. schrieb 8 Enzykliken: *Ad Petri Cathedram* (1959), *Sacerdotii nostri primordia* (1959), *Grata recordatio* (1959), *Princeps Pastorum* (1959), *Mater et Magistra* (1961), *Aeterna*

Menschen zwecks der Erreichung der gemeinsamen Ziele, vor allem jedoch zwecks der Stiftung des Friedens, zusammenzuarbeiten. Nach Johannes XXIII. sollte diese Zusammenarbeit auch die Menschen anderer Weltanschauungen und Doktrinen, auch solcher, die von der Kirche abgelehnt werden, betreffen.²³

Das Werk von Johannes XXIII. setzte sein Nachfolger Paul VI. fort. In seiner Enzyklika *Ecclesiam suam* (1964) nennt er drei Gruppen von Menschen, mit denen die Kirche sprechen sollte: die getrennten Christen, die Vertreter anderer Religionen und die Nichtgläubigen.²⁴

In Hinsicht der vatikanischen Kontakte mit dem Osten hielt Kardinal König die Wendung *Vatikanische Ostpolitik* für eine missverstandene. Darunter wurde sehr oft eine spezielle Strategie des Vatikans verstanden, was jedoch eine Übertreibung war, weil sie sich auf nichts anderes als auf die Bemühungen des Vatikans bezog, mit den Regierungen der kommunistischen Ländern so zu verhandeln, dass den Gläubigen dieser Länder zumindest ein kleiner Spielraum für ihr religiöses Leben geschaffen wird. Nach König bestehe die Hauptaufgabe der Kirche in der Verkündung des Evangeliums, was bedeutet, dass sie nicht dazu berufen wurde, gewisse politische, wirtschaftliche oder gesellschaftliche Systeme zu stürzen.²⁵ Die Kirche müsse auch das Prinzip der Nächstenliebe beachten, was im Falle von Kontakten mit den Kommunisten bedeutete, dass sie dazu verpflichtet sei, diese als potentielle Gesprächspartner zu behandeln.²⁶ Darüber hinaus sei sich die Kirche bewusst, dass sie zu Europa gehöre, weil dieser Kontinent vom Christentum geprägt worden sei. Er könne nur existieren, wenn er seine geistigen Fundamente nicht vergesse.²⁷

Es ist also festzustellen, dass die Kirche innerhalb von einigen Jahrzehnten ihre Einstellung zum Problem des Kommunismus und Atheismus veränderte. Sie lehnte den Kampf zugunsten des Dialogs ab.

3. Ostdiplomat des Vatikans?

Obwohl Kardinal König die Länder hinter dem Eisernen Vorhang viele Male besuchte, protestierte er immer gegen eine solche Meinung, dass er ein Ostdiplomat des Vatikans sei.²⁸ Er betrachtete sich nicht als Kirchenpolitiker, sondern stets als Seelsorger.²⁹ Zwar wussten der Vatikan und der Heilige Vater von allen Reisen, aber sie erfolgten nicht in einer offiziellen Beauftragung des Vatikans. Für die offiziellen Kontakte und Gespräche des Vatikans mit allen Ländern und deren Regierungen waren

Die sapientia (1961), Paenitentiam agere (1962), Pacem in terris (1963). Die letzte gilt als die bedeutendste, denn angesichts des Kalten Krieges ruft sie zur internationalen Zusammenarbeit für Frieden auf.

²³ Vgl. König (1975:12).

²⁴ Vgl. König (1978a:91).

²⁵ Vgl. König (1978b:85f.).

²⁶ Vgl. König (1978/1978a:91).

²⁷ Vgl. König (1978c:108f.).

²⁸ Vgl. König (1975:14).

²⁹ Vgl. Stehle (1985:109).

nur das vatikanische Staatssekretariat oder die vatikanischen diplomatischen Vertreter zuständig. Seinen Reisen lag eine viel einfachere Legitimation zugrunde. König fühlte sich für die Kontakte mit dem Osten zuständig, weil er der Erzbischof einer Diözese war, die in unmittelbarer Nähe der Ostländer lag. Darüber hinaus war er sich auch dessen bewusst, dass Österreich nur deswegen wiedererstand, weil Ost und West zusammenwirkten und seine Existenz davon abhängt, ob Ost und West miteinander friedliche Beziehungen haben. Die entsprechenden Beziehungen zwischen dem Osten und Westen bedeuteten den Frieden nicht nur für Österreich, sondern auch für den ganzen europäischen Kontinent und für die Welt. Durch seine Reisen versuchte König – wie er selbst sagt – diesen Gedanken zu verbreiten und ihn zu stärken. Schließlich hoffte er darauf, die Bedingungen, in denen die Gläubigen aus dem Osten lebten, zu verändern, weil das nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Kirche von Vorteil wäre.³⁰

Wie schon festgestellt wurde, existierte am Anfang der Ostreisen von Kardinal König das Risiko, dass sie zur Aufwertung des kommunistischen Systems in den östlichen Ländern beitragen konnten, was dazu führen konnte, dass seine Reisen durch die Gläubigen in diesen Ländern als Verrat hätten empfunden werden können. Gleich stellte sich jedoch heraus, dass solche Befürchtungen unbegründet waren. Jedes Mal, als Kardinal König ein Land hinter dem Eisernen Vorhang besuchte, spürte er die Freude und die Dankbarkeit seiner Bewohner.³¹

4. Das Sekretariat für die Nichtgläubenden

Die ersten Gedanken, die zur Errichtung des Sekretariats für die Nichtgläubenden führten, erschienen schon im Herbst 1964. Damals erfuhr das römische Büro der Katholischen Nachrichtenagentur Mitteleuropas, dass Papst Paul VI. ein eigenes Sekretariat für den Dialog zwischen der katholischen Kirche und den Ungläubigen gründen wolle.³² Am 9. April 1965 errichtete der Papst offiziell das Sekretariat und ernannte zu seinem Präsidenten den Erzbischof von Wien, Kardinal König. Dieser gab dem Chefredakteur von *Kathpress* (Katholische Presse-Agentur) folgende Erklärung ab:

Wie bei den in den letzten Jahren gebildeten Sekretariaten ähnlicher Art geht es der Kirche hier in erster Linie um seelsorgliche Bemühungen. Es geht also nicht darum, einen Kampf gegen den Atheismus, auch nicht gegen den militanten Atheismus, zu organisieren, sondern darum, alle Möglichkeiten aufzuspüren, um in der immer mehr eins werdenden Welt den Lebensraum der Religion in der modernen Gesellschaft zu sichern und durch Kontaktnahmen und geistige Auseinandersetzungen Friedensaktionen zu ermöglichen. Es geht um den Abbau des Hasses, wo immer er sich religiöser oder antireligiöser Mittel bedient. Dieses Sekretariat wird geeignete Initiativen auf kulturellem und seelsorglichem Gebiet koordinieren, aber auch selbst ergreifen in Bezug auf den Atheismus im Sinne von religiöser Indifferenz oder religiösem Agnostizismus, dem doktrinären Atheismus in seinen verschiedenen Formen, besonders soweit er or-

³⁰ Vgl. König (1975:14).

³¹ Vgl. König (1978a:90).

³² Vgl. Kathpress (1964: 3).

ganisiert in Erscheinung tritt, ohne aber staatliche Stützung und Förderung zu erfahren, und schließlich dem Atheismus als Staatsmaxime, wie er in den kommunistischen Ländern in Erscheinung tritt. (...) Die praktische Arbeit des Sekretariates wird sich im wesentlichen darauf konzentrieren, wissenschaftliche Untersuchungen über Wurzel und Ursprünge der atheistischen Bewegungen anzustellen, die Auswirkungen des Atheismus auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiet zu untersuchen und die Katholiken über die Probleme des Atheismus sachlich zu informieren. (...) Es ist auch beabsichtigt, zur Mitarbeit in diesem Sekretariat nicht nur Katholiken, sondern auch Gläubige anderer christlicher Konfessionen, aber auch nichtchristlicher Religionen einzuladen.³³

Das Sekretariat stellte also keine Institution *gegen* die Ungläubigen dar. Seine Aufgabe bestand vor allem darin, verschiedene Initiativen, die die unterschiedlichen Formen des Atheismus betreffen, zu koordinieren und zu unterstützen, was jedoch das Verständnis des Phänomens des Atheismus voraussetzte. Deswegen war es notwendig, wissenschaftliche Forschungen auf geschichtlich-doktrinärer, soziologischer und psychologischer Ebene durchzuführen.

Der Aufgabenbereich des Sekretariats konzentrierte sich nicht nur auf den Marxismus, denn seine Aufgaben entsprachen auch den Problemen, die mit der Säkularisierung und dem Säkularismus sowie mit der Relation Glaube – Wissenschaft³⁴ zusammenhängen. Wenn es sich um das Verhältnis Glaube – Wissenschaft handelt, wollte König das Vorurteil abbauen, dass eine solche Verbindung unvereinbar sei und dass ein Wissenschaftler, insbesondere ein Naturwissenschaftler, kein Christ sein könne. Er betonte immer die Tatsache, dass die Religion und die Wissenschaft einander nicht ausschließen, sondern ergänzen.³⁵

Der Aufgabenbereich des Sekretariats für die Nichtglaubenden war umfangreich. Deswegen waren seine ersten Schritte nicht leicht. Der Papst ließ Kardinal König freie Hand unter dem Motto *Usus docebit*.³⁶ Der Wiener Erzbischof sollte aus den vielen Möglichkeiten, die ihm zur Verfügung standen, diejenigen wählen, die am besten dem durch das Zweite Vatikanische Konzil postulierten Dialog mit der Welt und im Falle des Sekretariats besonders mit diesen Gruppen von Menschen, auf die er sich konzentrieren wollte, dienen könnten. Zuerst nahm das Sekretariat Kontakte mit solchen humanistischen Organisationen auf, die an einem Dialog mit der katholischen Kirche interessiert waren. Kardinal König wollte die Arbeit des von ihm geleiteten Sekretariats unter besonderer Berücksichtigung der seelsorglichen Aspekte realisieren, was bedeutete, dass sie auch auf der Ebene der Diözese erscheinen musste. Zu diesem Zweck schlug er den Bischofskonferenzen vor, Nationalsekretariate zu errichten oder Korrespondenten für die einzelnen Länder zu ernennen, die auf der nationalen Ebene das Studium des Unglaubens und seiner Ursachen durchführen sowie in den Dialog mit den Nichtglaubenden treten könnten.³⁷

³³ Zit. nach: Kathpress (1965:1f.).

³⁴ Diese Relation wurde durch viele als eine unmögliche bewertet.

³⁵ Vgl. Peter (1985:107f.).

³⁶ Dieser Satz ist ins Deutsche folgendermaßen zu übersetzen: Fangen Sie einmal an, dann werden Sie schon selber sehen, wie es geht.

³⁷ Vgl. Peter (1985:107).

Die Vorträge des Präsidenten des Sekretariats waren eine andere Methode, die die Realisierung seiner Aufgaben ermöglichte. Die Vorträge Königs, die er in Europa und in Amerika hielt, betrafen u.a. die Probleme der Kirche und des Menschen in der säkularisierten Welt von heute, die Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit, die Kirche als Hoffnung für die Welt, den Dialog der Kirche mit allen Menschen guten Willens, die unvergängliche Sehnsucht des Menschen nach Transzendenz und Mystik.³⁸

Die Reisen Königs in die kommunistischen Länder gaben ihm auch die Möglichkeit, die Situation der dort lebenden Menschen mit eigenen Augen zu beurteilen. Dadurch konnte er die Arbeit des Sekretariats so leiten, dass die Bedürfnisse der Christen in den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang noch besser berücksichtigt würden. Seine Anwesenheit unter diesen Menschen war für sie ein Trost in der trüben Wirklichkeit des Kommunismus. Sie wussten, dass sie von der Kirche nicht vergessen wurden.

Nach fünfzehn Jahren der Leitung des Sekretariats für die Nichtglaubenden trat Kardinal König am 27. Juni 1980 aus Altersgründen von dieser Funktion zurück. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, dass er eine Institution schuf, die eine wichtige Rolle erfüllte. Darüber hinaus gab er ihr eine Richtung und konkretisierte ihren Aufgabenbereich.

5. Die Resultate der Kontakte Kardinal Königs mit den Oststaaten

Es lässt sich eindeutig feststellen, dass der Wiener Erzbischof eine besondere Rolle für die Kontakte zwischen West- und Osteuropa hatte. Er trug zur Überwindung der Isolierung der Kirche in den kommunistischen Oststaaten bei und seine Besuche in den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang waren ein Zeugnis für die dort lebenden Gläubigen, dass der Westen sie nicht vergaß. Die gemeinsamen Treffen mit König sowie die Teilnahme an den Gottesdiensten veranschaulichten den kommunistischen Behörden, dass in den von ihnen regierten Ländern auch die an Gott glaubenden Menschen leben. Die Besuche Königs, eines Bischofs aus dem Westen, waren für die Gläubigen eine Gelegenheit zur Manifestation ihrer Gefühle gegenüber den staatlichen Behörden, wodurch die durch Kommunisten beabsichtigte völlige Isolierung der Kirche und der Religion aus dem öffentlichen Leben wesentlich erschwert war. Die Treffen mit König waren für sie auch eine Möglichkeit zum Treffen miteinander. Dadurch gewannen sie sicherlich Mut und neue Kräfte zum Kampf gegen die Isolierung der Kirche durch den Staat.

Eine besonders wichtige Rolle hatte König im Falle seiner Kontakte mit dem in der amerikanischen Botschaft in Budapest lebenden Kardinal Mindszenty. Er überreichte ihm alle wesentlichen Informationen vom Papst und aus dem Vatikan und informierte auch den Papst über die Lage des Kardinals aus Ungarn. Dank König konnte Mindszenty u.a. die Konzilsdokumente und die neuen Tendenzen in der Kirche kennen

³⁸ Vgl. Peter (1985:108).

lernen und die Welt von der Situation Mindszentys erfahren. Der Wiener Erzbischof war also das Bindeglied zwischen Mindszenty und dem Vatikan, was auch die Isolation des Kardinals aus Ungarn aus dem kirchlichen Leben unmöglich machte.

Durch die Tätigkeiten von Franz Kardinal König konnten manche Kardinäle, die infolge der Beschlüsse des kommunistischen Regimes nicht in ihrer Heimat leben durften, sich mit ihren Landsleuten in Wien treffen. Ein Beispiel dafür ist Kardinal Beran aus der Tschechoslowakei, der dank König in der österreichischen Hauptstadt mit Tschechinnen und Tschechen zusammentraf. Solche Initiativen von König erschwerten auch die Isolation der Kirchenmänner aus dem öffentlichen Leben.

Die Bedeutung der Kontakte und Reisen des Wiener Erzbischofs in die Länder hinter dem Eisernen Vorhang wurde auch durch die Politiker hochgeschätzt. König berichtete: „Ein österreichischer Regierungschef sagte mir [...]: Sie haben durch Ihre Reisen zu den nördlichen, westlichen und südlichen Nachbarn uns Politiker daran erinnert, dass auch wir eine Aufgabe und eine Verpflichtung gegenüber dem Osten haben.“³⁹

Obwohl Kardinal König immer betonte, dass er kein Ostdiplomate des Vatikans ist, übte er indirekt eine solche Funktion aus. Nach jeder seiner Reisen in die kommunistischen Länder informierte er den Vatikan über die Verhältnisse, die dort herrschen, wodurch der Vatikan entsprechende Maßnahmen ergreifen konnte, die den Prozess der Isolierung der Kirche schwieriger machten.

Als Krönung der Bemühungen Königs um die Überwindung der Isolierung der Kirche in den Oststaaten kann die Wahl von Karol Wojtyła zum Papst betrachtet werden. Trotz aller Anstrengungen der Kommunisten, die darauf abzielten, die Kirche zugrunde zu richten, wurde ein Mann aus dem Land hinter dem Eisernen Vorhang zum Oberhaupt der katholischen Kirche.

Bibliographie

- Feichtlbauer, Hubert: *Franz König, Der Jahrhundert-Kardinal*. Wien 2003
- König, Franz: *Wien – Brücke zum Osten*. In: Pro Oriente, *Konziliarität und Kollegialität*. Innsbruck 1975. S. 11-19
- König, Franz: *Auch den Gegner als Gesprächspartner ernst nehmen*. In: König, Franz: *Kirche und Welt, Ansprachen, Referate, Aufsätze*. Wien 1978a. S. 88-95
- König, Franz: *Der Westen soll sich am Glauben des Ostens messen*. In: König, Franz: *Kirche und Welt, Ansprachen, Referate, Aufsätze*. Wien 1978b. S. 84-87
- König, Franz: *Ungarn, das Kreuz und Europa*. In: König, Franz: *Kirche und Welt, Ansprachen, Referate, Aufsätze*. Wien 1978c. S. 106-112
- König, Franz: *Wien als Tor zum Osten, Einleitungsreferat zum Symposium Wiederbegegnung von Ost- und Westkirche*. In: Fenzl, Annemarie, Földy, Reginald (Hrsg.): *Franz Kardinal König, Haus auf festem Grund, Lebensideen und Orientierungen*. Wien 2004. S. 226-227
- Peter, Elisabeth: *Usus docebit, Kardinal König und das Sekretariat für die Nichtglaubenden*. In: Fenzl, Annemarie (Hrsg.): *Kardinal König*. Wien 1985. S. 106-108

³⁹ König (1975:13).

Piotr Majcher

Stehle, Hansjakob: *Brückenbau nach Osten – über Wien*. In: Fenzl, Annemarie (Hrsg.): *Kardinal König*. Wien 1985. S. 109-112

Die Artikel der Katholischen Presse-Agentur

Kathpress, Nr. 256 vom 3. November 1964, S. 3

Kathpress, Nr. 83 vom 9. April 1965, S. 1-2

„Ein Sänger des hohen C der Vitalität“. Otto Neurath, die Isotype und der Klassenkampf

Dem Hauptvertreter des Wiener Kreises und führenden Repräsentanten des Logischen Empirismus, Otto Neurath (1882–1945), ging es lebenslang um den Menschen. Alles sollte ihm zugänglich sein, denn der Mensch sei das Maß aller Dinge.¹ Das humanistische Denken prägte die Tätigkeiten dieses „Sozialisierungsexperten“² in allen Bereichen: angefangen von seiner Mitgliedschaft im Wiener Kreis, durch die Arbeit im k.u.k. Kriegsministerium als Kriegswirtschaftstheoretiker, später als Gründer des Zentralwirtschaftsamtes in der Bayrischen Räterepublik, wo er vorhatte, eine geldlose Wirtschaft einzuführen; weiter als Leiter des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums in Wien, wo er die Wiener Methode der Bildstatistik entwickelte und zahlreiche Ausstellungen und Bücherpublikationen anfertigte, bis hin zu seinem Engagement in den Bildungsfragen während der Emigration in Den Haag und Oxford, wo er bildstatistische Institute gründete, die Gründung der anderen herleitete, an der Enzyklopädie der Einheitswissenschaft sowie an der Entwicklung der Wiener Bildstatistik zur ISOTYPE (International System of Typographic Picture Edukation) als einer modernen Bildersprache arbeitete. Die Vielgestaltigkeit dieses lange übersehenen und heutzutage in unterschiedlichen Wissenschaften eine Renaissance erlebenden Soziologen, Nationalökonomen und Wissenschaftstheoretiker erscheint beeindruckend. Der Literaturhistoriker William M. Johnston sah in Neurath in den 70-er Jahren das am meisten vernachlässigte Genie des 20. Jahrhunderts.³ Daher ist es sehr erfreulich, dass sich mittlerweile die Forschungslage zu seinem Werk wesentlich verbesserte.⁴ Neuraths Anklänge sind auf verschiedenen Wissenschaftsgebieten zu verzeichnen – von der

¹ Otto Neurath: Wissenschaftliche Weltauffassung – der Wiener Kreis (1929) (eine Gemeinschaftsarbeit mit Rudolf Carnap und Hans Hahn), in: Otto Neurath: Wissenschaftliche Weltauffassung. Sozialismus und Logischer Empirismus, hg. von Rainer Hegselmann, Frankfurt am Main 1979, S. 87.

² Günther Sandner: Demokratisierung durch Bildpädagogik – Otto Neurath und Isotype, in: SWS-Rundschau (48. Jg.) Heft 4 / 2008, S. 463B484, hier S. 466.

³ William M. Johnston, Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte, S. 201.

⁴ Vor allem in den letzten fünfzehn Jahren sind zahlreiche Publikationen in verschiedenen Sprachen zu Neurath und dem Wiener Kreis entstanden. Vgl. Elisabeth Nemeth/ Stefan Schmitz/ Thomas Uebel (Hrsg.): Otto Neurath's economics in context, Wien 2007; vgl. Frank Hartmann/ Erwin K. Bauer: Bildersprache. Otto Neurath. Visualisierungen, Wien 2006. Früher erschienen: Elisabeth Nemeth/ Richard Heinrich (Hrsg.): Otto Neurath: Rationalisierung, Planung, Vielfalt, Wien 1999.

Philosophie, Logik und Soziologie über Ökonomie, Optiklehre, Ethik, Ethnologie, bis hin zu visuellen Künsten und der Literatur. Auf dem Feld der Literatur ist besonders der Einfluss Neuraths auf den Wiener sozialdemokratischen Schriftsteller Rudolf Brunngraber und seine Auffassung der Neuen Sachlichkeit hervorzuheben.⁵ Wie Brunngraber privat von Neurath fasziniert war, zeugt folgende Stelle aus seinem autobiographischen Roman:

Er war eine Mischung aus einem Gelehrten und einem Kaufmann, ein Polyhistor und Sänger des hohen C der Vitalität, voll unerhörten Wirklichkeitsphantasien und einer geradezu abenteuerhaften Bereitschaft, für die Wegbahnung des Klassenkampfes die Existenz einzusetzen.⁶

Im Rahmen dieses Beitrages wird Neuraths Tätigkeit auf dem Bereich der Bildpädagogik präsentiert, die insbesondere in der Zeit der Emigration von 1934 bis 1945 unter dem Namen ISOTYPE eine internationale Auswirkung hatte. Es wird hinterfragt, inwieweit die bildstatistische Methode eine Besonderheit in der visuellen Kommunikation war, wie Statistiken in das Bildhafte übertragen wurden und was die Grundprinzipien von Neuraths statistischer Denkweise waren. Hervorzuheben ist jedoch der von Neurath postulierte Kampf des Proletariats gegen den Kapitalismus in seiner Methode,⁷ der – was selten von der Forschung unterstrichen wird – eine Grundlage seiner wissenschaftlichen Weltauffassung gewesen ist.

Als Mitglied des Wiener Kreises suchte Neurath nach einem „Gesamtsystem der Begriffe“.⁸ In der Wissenschaft wurden „Sauberkeit und Klarheit“ angestrebt und „unergründliche Tiefen“ abgelehnt.⁹ Alles Erlebte bildete für die Vertreter dieser antimetaphysischen und logisch-empirischen Denkweise ein kompliziertes, nicht immer überschaubares Netz. Neuraths wissenschaftliche Weltauffassung hatte pragmatische Ziele: Forschung und wissenschaftliche Analyse bedürfen der praktischen Umsetzung, sonst schlagen sie fehl. Ihm ging es um soziale und politische Aufklärung, Bildung und Stärkung der politischen Kompetenzen der Bürger sowie Demokratisierung, die auf der Kommunikation zwischen den Bürgern, Politikern und Experten basieren sollte. Neurath war ein Gesellschaftstechniker, ein „menschlicher Generator“,¹⁰ der hoffte, dass sich die sozialen Verhältnisse durch den Einsatz wissenschaftlicher Methoden verbessern lassen. Die Gesellschaft betrachtete er als eine physikalische Größe und die

⁵ Vgl. Gerhard Kaldewei: *Karl und das 20. Jahrhundert* – ein Roman von Rudolf Brunngraber (1932) als epische Form der statistisch-pädagogischen Denkweise Otto Neuraths, in: *Österreich in Geschichte und Literatur mit Geographie* 36, 2/1992, S. 82-92; Schmidt-Dengler, Wendelin: Statistik und Roman. über Otto Neurath und Rudolf Brunngraber, in: ders.: *Ohne Nostalgie. Zur österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit*, Wien/ Köln/ Weimar 2002, S. 82-91; Aneta Jachimowicz: Aufklärung durch Statistik? Otto Neuraths moderne Denkweise in Rudolf Brunngrabers *Karl und das 20. Jahrhundert*, Vortrag von 14.12.2012 während der Tagung: *Vergessene Avantgarde – Verdrängte Moderne*, Universität Klagenfurt.

⁶ Rudolf Brunngraber, *Der Weg durch das Labyrinth*, S. 211-212.

⁷ Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung*, S. 294.

⁸ Ebd., S. 87.

⁹ Ebd.

¹⁰ William M. Johnston, *österreichische Kultur- und Geistesgeschichte*, S. 203.

Soziologie – als Teil der Einheitswissenschaft – als eine physikalische Theorie. „Man könne von Physik der Gesellschaft ebenso sprechen, wie von Physik der Maschine.“¹¹ Als überzeugter „Austromarxist“ und Utopist plädierte er für geplante Wirtschaft, die dem Glück aller dienbar sein sollte.¹² Ihm ging es um eine Wirtschaftsordnung, die ohne Berücksichtigung von Geld und Preisen den Bedarf an Gütern feststellt und diese Güter produziert und verteilt, was den wachsenden Wohlstand der Bevölkerung stark bedingen könnte.¹³ Diese Beobachtungen machte Neurath schon während des Ersten Weltkrieges im Kriegsministerium, wo er eine Kriegswirtschaftslehre entwickelte. Ihre Aufgabe war, jene Wirkungen zu untersuchen, die Kriege und Kriegsvorbereitungen auf den Wohlstand der Menschen ausüben. Neuraths These war, dass die Kriegsführung den Lebensstandard der Bevölkerung gelegentlich verbessern könne.¹⁴ Zu betonen gilt aber, dass er diese Bestandaufnahme aufgrund der vergangenen Kriege und der mit ihnen verbundenen gesellschaftlichen und ökonomischen Erscheinungsformen machte, ohne noch auf die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges Rücksicht nehmen zu können, die seine These nicht zu bestätigen vermöchten. Mit dem Krieg ist seiner Meinung nach eine tiefgreifende Umwandlung der Wirtschaftsordnung verbunden. Geld spielt eine untergeordnete Rolle, dagegen die Gütermenge ist ausschlaggebend. Es kommt zu den Eingriffen in die Wirtschaftsfreiheit und die Güter werden produziert und verteilt. Die durch Märkte gesteuerte Verkehrswirtschaft sei eine ineffiziente Wirtschaftsordnung. Die Kriegswirtschaft bewies ihm die Überlegenheit einer bewusst geplanten Wirtschaft.

Neurath sprach enthusiastisch von einem „neuen Geist“, mit dessen Hilfe alle gesellschaftlichen Strukturen zielbewusst und erfolgreich gestaltet werden können.¹⁵ Diesen Optimismus versuchte er in seinen bildungspädagogischen Projekten in die Praxis umzusetzen. Als Vorkämpfer eines zeitgemäßen Wohnungsbaues organisierte er 1923 in Wien eine Wohnbauausstellung, die er zum Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum ausbaute. Hier wurde er zu einem bildstatistischen Aufklärer. Sein Ziel war nun, eine internationale Bildersprache zu entwickeln, die mithilfe der Statistik und Wissenschaft, für die ungebildete Arbeiterschaft kommunikativ und verständlich wäre. Die fortschrittliche Wiener Bildmethode diente der sozialen Aufklärung, visuellen Bildung und Erhöhung der Kompetenzen der politischen Meinungsbildung der Bürger. Das war ein utopisches Projekt, das mit Gleichheit, Freiheit und Frieden untrennbar verbunden war.¹⁶ Neurath klagte nicht über den Kulturverfall in der Arbeiterschaft, son-

¹¹ Rainer Hegselmann: Otto Neurath – empiristischer Aufklärer und Sozialreformer, in: Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung*, S. 45.

¹² Vgl. Camilla R. Nielsen und Thomas E. Uebel: Zwei Utopisten in einer gescheiterten Revolution. Otto Neurath und Gustav Landauer im Vergleich, in: Elisabeth Nemeth/ Richard Heinrich/ Antonia Soulez (Hrsg.): *Otto Neurath: Rationalität, Planung, Vielfalt*, Wien/ Oldenbourg/ Berlin 1999, S. 62-95.

¹³ Vgl. Rainer Hegselmann, *Otto Neurath – empiristischer Aufklärer und Sozialreformer*, S. 21, 53.

¹⁴ Vgl. Wolfgang Pircher: Der Krieg der Vernunft. Bemerkungen zur „Kriegswirtschaftslehre“ von Otto Neurath, in: Elisabeth Nemeth/ Richard Heinrich/ Antonia Soulez (Hrsg.): *Otto Neurath: Rationalität, Planung, Vielfalt*, Wien/ Oldenbourg/ Berlin 1999, S.96-122, hier S. 100.

¹⁵ Vgl. Rainer Hegselmann, *Otto Neurath – empiristischer Aufklärer und Sozialreformer*, S. 32.

¹⁶ Vgl. Günther Sandner, *Demokratisierung durch Bildpädagogik*, S. 476.

dern bemühte sich, sein wissenschaftliches und politisches Wissen in ein „innovatives visuelles Kommunikationsdesign“¹⁷ umzusetzen. Er und sein Team arbeiteten mit Tabellen, auf denen Symbole von Menschen und Gegenständen abgebildet waren, die bestimmte Informationen vermitteln sollten. Die Bildersprache, sowohl in ihren Anfängen, als auch später von 1934 als ISOTYPE genannt, sollte dabei helfen, sich allgemein zugängliche Übersichten zu verschaffen und Zusammenhänge zu sehen, die durch den abstrakten Ausdruck der Worte und Ziffern verstellt waren.

Wie Neurath die statistischen Daten in die Bildsprache übersetzt hat, soll es am folgenden Beispiel veranschaulicht werden.

Modern in dieser Methode war, dass die Mengenverhältnisse durch die Anhäufung und nicht durch die Vergrößerung der Piktogramme gezeigt wurden, wie es vor Neurath der Fall war. Bei dieser Darstellung mangelte es zwar an der Exaktheit, doch – wie Neurath selbst bekräftigte – es sei besser, sich vereinfachte Mengenbilder zu merken als genaue Zahlen zu vergessen.¹⁸ Auffällig ist, dass man hier auf den Naturalismus der Darstellung zugunsten der Stereotypisierung verzichtet, so dass die Zeichen von Menschen verschiedener Nationalitäten gut erkennbar waren.

¹⁷ Frank Hartmann/ Erwin K. Bauer: Bildersprache. Otto Neurath. Visualisierungen, Wien 2006, S. 40.

¹⁸ Otto Neurath: Gesellschaft und Wirtschaft. Bildstatistisches Mappenwerk des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums in Wien, in: Haller, Rudolf/ Kinross, Robin (Hrsg): Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften, Wien 1991 (1930), S. 144-149, hier S. 145.

Monopolartige Stellung der Produktion außereuropäischer Staaten um 1930

Zu Tafel 59

U. S. A.

Kupfer . . .	(1926) von 1459 Mill. kg Weltproduktion . . .	859	Mill. kg = 59%
	dazu unter Kontrolle der U. S. A.	373	„ kg = 26%
		1232	Mill. kg = 85%
Schwefel . .	(1926) von 23 Mill. kg Weltproduktion . .	19	„ „ = 83%
Automobile	(1928) „ 5 „ St. „	4	„ St. = 80%
	dazu unter Kontrolle der U. S. A.	0,25	„ „ = 5%
		4,25	Mill. St. = 85%
Filme	(1928) von der Weltproduktion etwa		80%
Erdöl	(1927) von 1994 Mill. kg Weltproduktion:		
	Eigenbesitz (Standard Oil)	1080	Mill. kg = 54%
	Unter Kontrolle der U.S.A.		
	(Standard Oil)	372	„ „ = 19%
		1452	Mill. kg = 73%
	Besitz der U. S. A. unter		
	Kontrolle der Royal Dutch		
	und Shell	360	„ „ = 18%
Mais	(1927) von 111,5 Mill. t Weltproduktion . .	70,8	„ t = 63%
Baumwolle	(1927/28) „ 4865 „ kg „	2773	„ kg = 57%

Brasilien

Kaffee . . .	(1926/27) von 1582 Mill. kg Weltproduktion . .	1016	Mill. kg = 64%
--------------	--	-------------	----------------

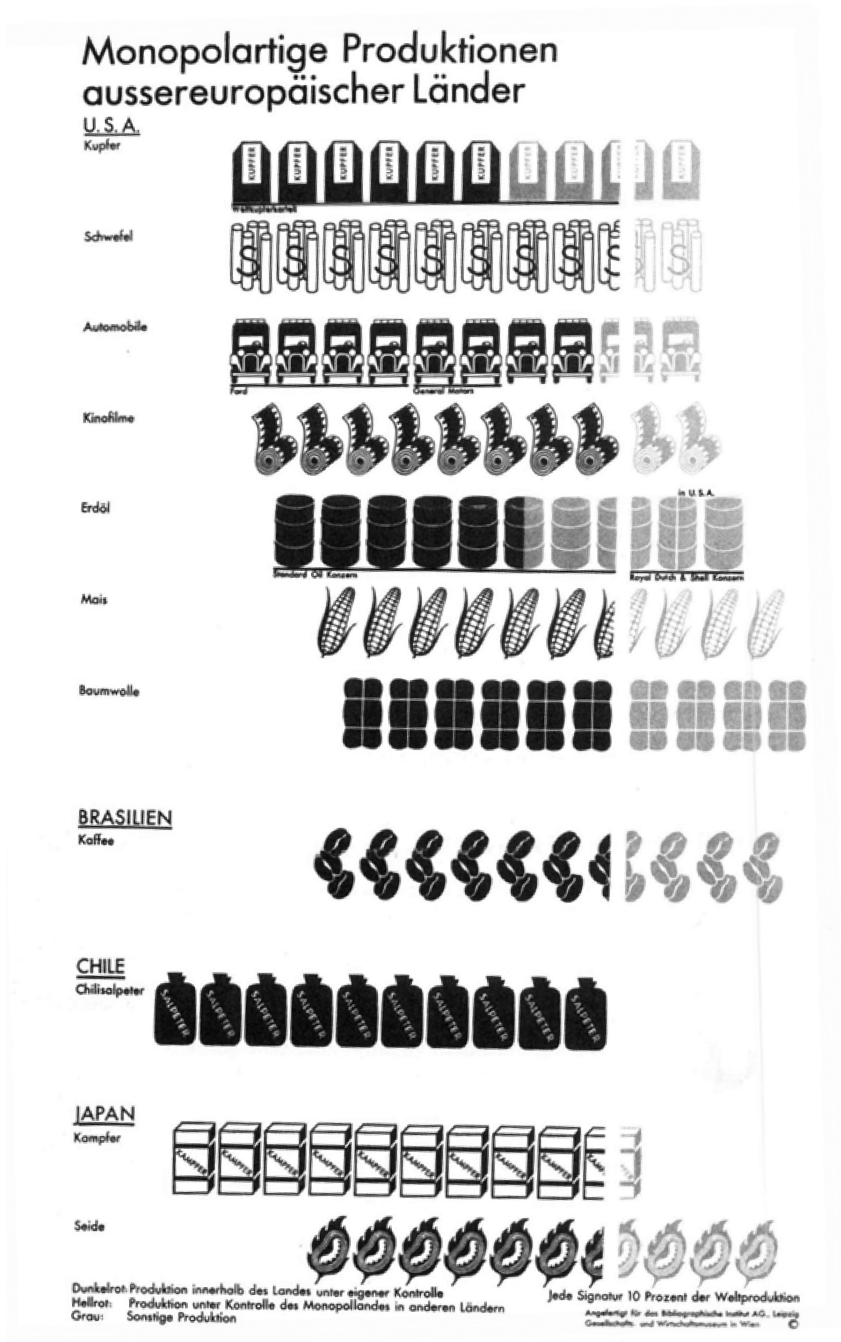


Bild 1 und Bild 2: Statistiken in Zahlen und deren „Übersetzung“ in eine Bildtafel.
 Quelle: Hartmann/ Bauer (2006), S. 54-55.

Kraftwagenbestand der Erde

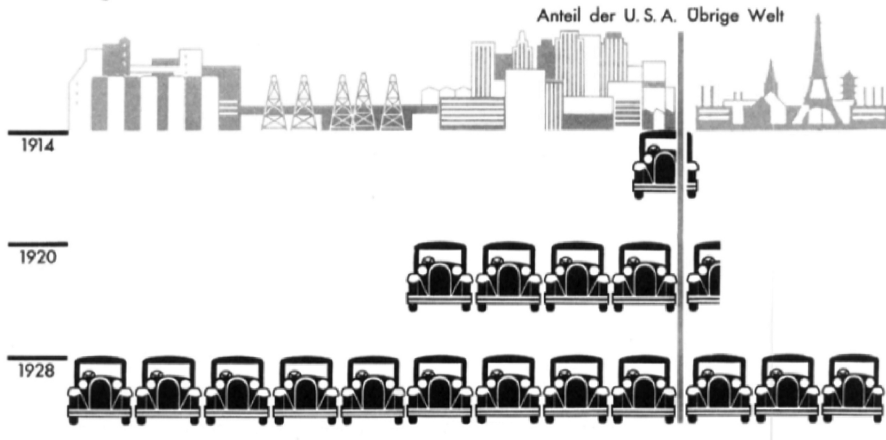


Bild 3: Kraftwagenbestand der Erde. Quelle: Hartmann/ Bauer (2006), S. 52.

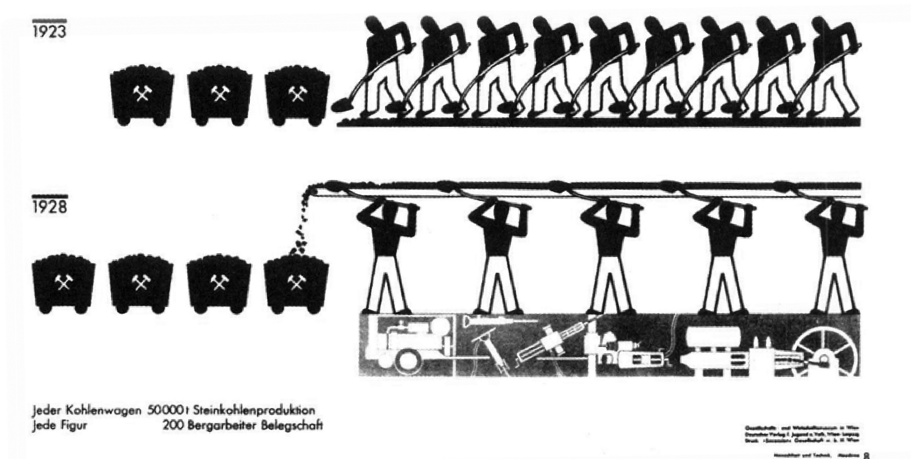


Bild 4: Rationalisierung der Arbeiterabbau eines österreichischen Steinkohlenbergwerkes. Quelle: Hartmann/ Bauer (2006), S. 87.

Das zweite Bild dokumentiert die Entwicklung des Kraftwagenbestandes der Erde von 1914 bis 1928, und das folgende Textbeispiel den Einfluss der zunehmenden Technologisierung und Rationalisierung (Taylorismus) auf den Aufstieg der Produktion, u.a. der Kraftwagen. Auf der Tafel sind die Vereinigten Staaten durch Wolkenkratzer und Fabriken charakterisiert, die übrige Welt dagegen durch typische europäische und asiatische Gebäude. Auffällig ist die bewältigend große Zahl der Autos in den USA und das rapide Wachstum der Kraftwagenproduktion in den folgenden vierzehn Jahren.

Obwohl die vorangestellte Tafel den weltlichen Mechanisierungsaufstieg darstellt, ohne dass die sozialen Aspekte thematisiert wurden, ist es die Deutungsfrage, welche Gefahren diese Technologisierung für die Arbeitsklasse mit sich bringt. Das folgende Beispiel nimmt die Gefahren des Taylorismus mehr in den Blick. Dargestellt ist nun als Folge der Rationalisierung der Arbeiterabbau eines österreichischen Steinkohlenbergwerkes. Das Gewinnstreben der Unternehmer lässt die Belegschaft reduzieren und den Arbeitsprozess mithilfe der Maschinenteknik zu maximalisieren. Der soziale Aspekt ist für den Beschauenden einfacher zu deuten: Die Rationalisierung fördert die Arbeitslosigkeit und Profitierung der Großunternehmen.

Dass die statistische Denkweise zum „lebendigen Menschen“ hinführen sollte, war eines der Prinzipien der Bildpädagogik von Neurath.¹⁹ Er war der Überzeugung, dass die Menschen dem politischen und kulturellen Wandel keineswegs hilflos ausgesetzt sind, sondern diesen Wandel *aktiv* gestalten können. Die Visualisierung gesellschaftlicher Tatbestände wurde also zu einem wesentlichen Element der wissenschaftlichen Aufklärungstechnik. Die Gesellschaft sollte nach Neurath einen freien demokratischen Zugang zu dem Wissen haben, um die Bekämpfung von den gesellschaftlichen Nöten wie Arbeitslosigkeit, Wohnungsmangel und Gesellschaftskrankheiten zu fördern. Die Bildtechnik war für ihn ein unentbehrliches Mittel der Kommunikation, denn wie Walter Benjamin bemerkte er den Anbruch eines visuellen Zeitalters und eine damit verbundene Bewusstseinsverschiebung, ohne dabei zeitkritisch oder zivilisationspessimistisch zu sein.²⁰ „Wir leben im Jahrhundert des Auges und versuchen darum, das Mittel der Veranschaulichung auch auf dem Gebiet des sozialen Fortschritts planmäßig anzuwenden.“²¹ Deswegen war er der Ansicht, dass auch die Wissenschaft ihre Sprache überdenken und die Entwicklung neuer Formen, die auf einer Reduktion der Informationen und hoher Verständlichkeit der Bilder basierte, fördern sollte: „Worte trennen, Bilder verbinden.“²² Isotype – also die aus Piktogrammen aufgebaute und die Tatsachen darstellende Bildersprache – diente der „Entbabilonisierung“²³, d. h. der Verschaffung einer internationalen Sprache.

Neben dem aufklärerischen Anspruch in der bildstatistischen Methode war für Neurath der Anspruch hinsichtlich des *Klassenkampfes* von großer Bedeutung. „Statistik ist Werkzeug des proletarischen Kampfes“, eine „Grundlage menschlichen Mitgefühls“

¹⁹ Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung*, S. 293.

²⁰ Vgl. Walter Benjamin: *Einbahnstraße*, Berlin 1983, S. 28. Otto Neurath über den Anbruch des neuen visuellen Zeitalters: „Die modernen Menschen empfangen einen großen Teil ihres Wissens und ihrer allgemeinen Bildung durch *bildhafte Eindrücke*, Illustrationen, Lichtbilder, Filme. Die Tageszeitungen bringen von Jahr zu Jahr mehr Bilder. Dazu kommt das gesamte Reklamewesen, das einerseits mit optischen Signalen, andererseits auch wieder mit Darstellungen arbeitet. Ausstellungen, Museen sind durchaus Kinder dieses Schaugetriebes.“ Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung*, S. 295.

²¹ Otto Neurath: *Isotype en de graphiek* (1935), in: Haller, Rudolf/ Kinross, Robin (Hrsg.), *Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften*, S. 342.

²² Otto Neurath: *Bildstatistik nach Wiener Methode* (1931), in: Haller, Rudolf/ Kinross, Robin (Hrsg.), *Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften*, S. 190.

²³ Otto Neurath: *International Picture Language* (1936), in: Haller, Rudolf/ Kinross, Robin (Hrsg.), *Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften*, S. 357.

und ein „wesentlicher Bestandteil der sozialistischen Ordnung“ plädierte er im Essay über die wissenschaftliche Weltauffassung.²⁴ Dank Statistik kann ein Arbeiter seine Anklage gegen den gefühllosen Kapitalismus erheben.

Eine Art heiliger Scheu erfüllt die Menschen vor diesen Symbolen, die man gewissermaßen als Sondereigentum einer kleinen Gruppe Wissender behandelt! Tabu für die übrigen! Dieser Bann muss gebrochen werden, vor allem in einer Zeit, die ununterbrochen mit Fragen zu tun hat, die sich auf das Schicksal von Massen bezieht.²⁵

Daher ist es sehr wichtig, dass der Gegenstand der Untersuchung der durchschnittliche Mensch, der „mittlere Mensch“ ist.²⁶ Neurath war der Ansicht, dass die herrschenden Klassen absichtlich den Zugang der Arbeiterschaft zu statistischen Informationen hemmen und versuchen, „statistische Aufklärung in der Hand zu behalten.“²⁷ Statistik soll aber keine Spezialangelegenheit für Fachleute sein, sondern sie gehört der Gesamtheit. Mit ihr wird der Klassenkampf der Proletarier betrieben. Sie dient der Kritik an den herrschenden und ungerechten Zuständen. Neurath verweigerte dabei jeder Transzendenz und der Metaphysik: „Gerade das Proletariat wird zum Träger der Wissenschaft ohne Metaphysik.“²⁸ Darüber hinaus plädierte er für die sinnvolle Nutzung des technischen Fortschritts und kritisierte die Diskrepanz zwischen der wachsenden Technologisierung und dem Elend der Arbeiterklasse: „Wer um die Existenz ringt, will wissen, wie vielen Menschen eine Neuerung zugänglich gemacht werden kann.“²⁹ Neurath war nicht fortschritts- und technikfeindlich, sondern er kritisierte die Differenz zwischen der Fülle der technischen Erfindungen und ihrer Nutzung und Zugänglichkeit für die Allgemeinheit.

Neuraths Methode war zweifellos eine Innovation im Bereich der bürgerlichen Aufklärung und Demokratisierung des Wissens. Sehr früh erkannte er die Wandlung der Kommunikationsmittel und, ohne kulturpessimistisch zu sein, wusste er die Rolle der neuen Medien zu nutzen. Die Bildpädagogik war aber vielmehr als nur ein Mittel der Aufklärung und ein Instrument zur Nivellierung der Klassenunterschiede. Sie war ein Werkzeug des Klassenkampfes. Neuraths Methode setzte sich zum Ziel, die in der Gesellschaft existierende Kluft zwischen den Weltzusammenhängen und dem Wissen des Subjekts, die auch Karl Jaspers in *Die geistige Situation der Zeit* (1931) feststellte,³⁰ zu überbrücken, doch sie hatte auch utopisch-revolutionäre Züge und dementspre-

²⁴ Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung*, S. 294.

²⁵ Otto Neurath: *Die bildliche Darstellung gesellschaftlicher Tatbestände* (1927), in: Haller, Rudolf/ Kinross, Robin (Hrsg.), *Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften*, S. 118-125, hier S. 122.

²⁶ Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltanschauung*, S. 291.

²⁷ Ebd., S. 292.

²⁸ Ebd., S. 309.

²⁹ Ebd., S. 293.

³⁰ Vgl. Karl Jaspers: *Die geistige Situation der Zeit*, Berlin 1979, S. 27, 100-104. Vgl. auch: Jean-Marie Paul: *Wissenschaftsaberglaube und Gefährdung des Menschseins in Karl Jaspers' Die geistige Situation der Zeit*, in: Christine Maillard/ Michael Titzmann (Hrsg.), *Literatur und Wissen(schaft)*, S. 235-245, hier S. 237.

chend politische Bedeutsamkeit. Inwieweit dies für den Demokratisierungsprozess der Gesellschaft suspekt sein konnte, ist hinterfragt.

Literatur

- Benjamin, Walter: Einbahnstraße, Brinkmann & Bose Verlag, Berlin 1983.
- Brunngraber, Rudolf: Der Weg durch das Labyrinth. Roman, Paul Zsolnay Verlag, Wien 1949.
- Haller, Rudolf/ Kinross, Robin (Hrsg.): Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften, Bd. 3, Hölder-Pichler-Tempsky, Wien 1991.
- Hartmann, Frank/ Bauer, Erwin K.: Bildersprache. Otto Neurath. Visualisierungen, Facultas Verlags- und Buchhandels AG, Wien 2006.
- Hegselmann, Rainer: Otto Neurath – Empiristischer Aufklärer und Sozialreformer, in: Rainer Hegselmann (Hrsg.): Otto Neurath, Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 7-78.
- Jachimowicz, Aneta: Aufklärung durch Statistik? Otto Neuraths moderne Denkweise in Rudolf Brunngrabers *Karl und das 20. Jahrhundert*, Vortrag von 14.12.2012 an der Tagung: Vergessene Avantgarde – Verdrängte Moderne, Universität Klagenfurt.
- Jaspers, Karl: Die geistige Situation der Zeit, Walter de Gruyter, Berlin/ New York 1979.
- Johnston, William M.: Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938, Hermann Böhlau Verlag, Wien/ Köln/ Graz 1972.
- Kaldewei, Gerhard: *Karl und das 20. Jahrhundert* – ein Roman von Rudolf Brunngraber (1932) als epische Form der statistisch-pädagogischen Denkweise Otto Neuraths, in: Österreich in Geschichte und Literatur mit Geographie 36, 2 (1992), S. 82-92.
- Nemeth, Elisabeth /Heinrich, Richard/ Soulez, Antonia (Hrsg.): Otto Neurath: Rationalisierung, Planung, Vielfalt, Oldenbourg Akademie Verlag, Wien 1999.
- Nemeth, Elisabeth/ Schmitz, Stefan/ Uebel, Thomas (Hrsg.): Otto Neurath's Economics in Context, Vienna Circle Institute, Zearbook, Bd. 13, Springer Verlag, Wien 2007.
- Neurath, Otto: Bildstatistik nach Wiener Methode (1931), in: Rudolf Haller/ Robin Kinross (Hrsg.), Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften, S. 180-191.
- Neurath, Otto: Die bildliche Darstellung gesellschaftlicher Tatbestände (1927), in: Rudolf Haller/ Robin Kinross (Hrsg.), Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften, S. 118-125.
- Neurath, Otto: Gesellschaft und Wirtschaft. Bildstatistisches Mappenwerk des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums in Wien (1930), in: Rudolf Haller/ Robin Kinross (Hrsg.), Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften, S. 144-149.
- Neurath, Otto: International Picture Language (1936), übersetzt als Internationale Bildersprache, in: Rudolf Haller/ Robin Kinross (Hrsg.), Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften, S. 355-398.
- Neurath, Otto: Isotype en de graphiek (1935), in: Rudolf Haller/ Robin Kinross, (Hrsg.), Otto Neurath: Gesammelte bildpädagogische Schriften, S. 342-354.
- Neurath, Otto: Wissenschaftliche Weltauffassung – der Wiener Kreis (1929) (eine Gemeinschaftsarbeit mit Rudolf Carnap und Hans Hahn), in: Rainer Hegselmann (Hrsg.), Otto Neurath, Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus, S. 81-310.

- Nielsen, Camilla R./ Uebel, Thomas E.: Zwei Utopisten in einer gescheiterten Revolution. Otto Neurath und Gustav Landauer im Vergleich, in: Elisabeth Nemeth/ Richard Heinrich/ Antonia Soulez (Hrsg.), Otto Neurath: Rationalität, Planung, Vielfalt, S. 62-95.
- Paul, Jean-Marie: Wissenschaftsaberglaube und Gefährdung des Menschseins in Karl Jaspers' *Die geistige Situation der Zeit*, in: Christine Maillard/ Michael Titzmann (Hrsg.): Literatur und Wissen(schaften) 1890-1935, Metzler Verlag, Stuttgart/ Weimar 2002, S. 235-245.
- Pircher, Wolfgang: Der Krieg der Vernunft. Bemerkungen zur „Kriegswirtschaftslehre“ von Otto Neurath, in: Elisabeth Nemeth/ Richard Heinrich/ Antonia Soulez (Hrsg.), Otto Neurath: Rationalität, Planung, Vielfalt, S. 96-122.
- Sandner, Günther: Demokratisierung durch Bildpädagogik – Otto Neurath und Isotype, in: SWS-Rundschau (48. Jg.) Heft 4 (2008), S. 463-484.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: Statistik und Roman. Über Otto Neurath und Rudolf Brunngraber, in: Wendelin Schmidt Dengler: Ohne Nostalgie. Zur österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit, Böhlau Verlag, Wien/ Köln/ Weimar 2002, S. 82-91.

Schlüsselwörter

Otto Neurath, Bildpädagogik, Bildsprache, ISOTYPE, Klassenkampf, Demokratisierung, 1. Republik Österreich

Abstract

Otto Neurath, ISOTYPE and the class fight

The paper presents the activity of Otto Neurath (1882–1945), a Vienna sociologist, economist and philosopher, a leading figure of the Vienna Circle, during the years of his emigration (1934-1945). His work in the field of visual education based on quantitative information known as ISOTYPE (International System of Typographic Picture Education) has gained international acclaim. The author examines to what extent Neurath's statistical method was a phenomenon of visual communication and how statistical information was transferred onto a picture. The main aim of the article is to present Neurath's main pursuit in his work on ISOTYPE, which was the foundation of his scientific view of the world and has been marginalized by researchers of his work. Namely the fact that the statistical visual method was for Neurath a peaceful tool in the fight of proletariat against capitalism and a road to the democratization of society.

Keywords

Otto Neurath, picture pedagogy, picture language, Isotype, class fight, democratisation, First Austrian Republic

Hans Werner Richter (1908–1993) als Zeitzeuge seiner Epoche. Einige biografische Anmerkungen anlässlich seines 20. Todesjahres

Setzt man sich mit der Person Hans Werner Richters auseinander und macht man sich hierzu mit seiner Biografie einigermaßen vertraut, zumal man im Jahre 2013 sein 20. Todesjahr begeht, ist festzustellen, dass die Position, die er in seinem Leben eingenommen hat, der einer Zwischen-Fronten-Stellung gleicht. Und diese scheint für Hans Werner Richter auch eine recht typische Position zu sein – um es noch anschaulicher auszudrücken – wäre es die Position des Zwischen-Zwei-Stühlen-Sitzens. Sie lässt sich schließlich als ein klarer Ausdruck Hans Werner Richters nonkonformistischer Haltung zu der ihn umgebenden Welt wahrnehmen, der ein deutlicher Widerspruch gegenüber der von ihm angetroffenen gesellschaftlichen Wirklichkeit zugrunde liegt. In dieser ablehnenden Einstellung kann womöglich auch die Aufgabe Hans Werner Richters bestehen und zwar die eines engagierten Intellektuellen, obwohl solch eine Bezeichnung in Bezug auf den Fall Hans Werner Richter als provokante Formulierung ausgelegt werden kann – um sich sogar als nicht zu hochgegriffen preiszugeben – insbesondere dann, wenn man dessen biografischen Aspekt¹ eingehender untersucht.

¹ Die Auseinandersetzung mit den biografischen Fakten ist insofern schwierig, als bis heute keine vollständige Monographie zur Verfügung steht, die diesen Bereich zum eigentlichen Inhalt hätte, so dass alle Angaben zu Hans Werner Richters Vita an vielen Stellen der zu seiner Person publizierten Veröffentlichungen einen ziemlich inkompletten wie auch verstreuten Charakter haben und dementsprechend keine Vollständigkeit aufweisen. Eine Ausnahme ist im Falle der Publikation von Sabine Cofalla zu verzeichnen, in deren Anhang die Autorin eine recht genaue Datenauflistung zu Hans Werner Richters Leben zusammenstellte und parallel dazu mit den dies Leben begleitenden Ereignissen auf der sozialen und politischen Ebene konfrontierte. Vgl. Sabine Cofalla (Hrsg.): Hans Werner Richter. Briefe. Im Auftrag der Stiftung Preußische Seehandlung und der Textkritischen Arbeitsstelle der Freien Universität Berlin, München – Wien 1997, S. 725–733. Auch in der Dissertation von Erich Embacher zu Hans Werner Richter wurden die groben Grundzüge seiner Biografie skizziert. Der Autor unternimmt hier ebenfalls den Versuch, das soziale und ökonomische Umfeld zu umreißen, das einen prägenden Einfluss auf die sich kristallisierende junge Persönlichkeit Hans Werner Richters und seine weltanschauliche Position ausgeübt haben könnte. Sie sind insoweit wertvoll, als sie sich auf ein von dem Verfasser mit Hans Werner Richter durchgeführtes Gespräch stützen. Vgl. Erich Embacher: Hans Werner Richter. Zum literarischen Werk und zum politisch-publizistischen Wirken eines engagierten deutschen Schriftstellers. Frankfurt/Main 1985, S. 11–19. Es soll aber nun unterstrichen werden, dass hier zum Teil eine andere Perspektive gesetzt wurde, denn jene Arbeit wurde noch zu Lebzeiten Hans

Hans Werner Richter – im Usedomer Ostseebad Neu Sallenthin² (Pommern) am 12. November 1908 als Sohn eines Fischers (als fünftes von sieben Geschwistern) geboren – legitimiert sich nach wie vor keiner systematisch fundierten akademischen Bildung und seine intellektuelle Qualität ist offenkundig als Resultat seines konsequenten Selbststudiums auszulegen und daher hat sie schließlich einen autodidaktischen Charakter. Zweifelsohne wäre es aber – vornehmlich in Hinblick auf seine kulturellen Leistungen – nicht unangebracht, ihn als einen Intellektuellen zu bezeichnen, zumal man sich auf die Definition eines Intellektuellen von Julien Benda – hier ist sein Text *Der Verrat der Intellektuellen* zu erwähnen – bezieht. In diesem nennt er einen Intellektuellen – für ihn einen *clerc* – als „Mann des Geistes“³. Für Julien Benda darf jener Mann des Geistes nur einem politischen System seine Gefolgschaft leisten – ohne sich selbst dabei zu verraten, sich selbst untreu zu werden oder in Frage zu stellen – und zwar ist es die Demokratie mit deren obersten Werten wie Freiheit des Individuums, Gerechtigkeit und Wahrheit.⁴ Diese Prinzipien als Komponenten der Existenz eines Intellektuellen scheinen doch auch für Hans Werner Richters Werdegang, den eines bewussten, die in seinem Leben angetroffene Wirklichkeit reflektierenden Menschen mit zu konstituieren, auch wenn er zeitweise gewisse Irrwege eingeschlagen hat.

Um zum offiziellen und institutionell vermittelten Bildungsweg zurückzukehren, ist anzumerken, dass die einzige systematische Bildung Hans Werner Richter in

Werner Richters verfasst, der im Jahre 1993 starb. Auch einen anderen biografischen Beitrag leistete ebenfalls Walter Schmitz in seiner Abhandlung zur Person Hans Werner Richters im Rahmen des von Heinz Ludwig Arnold herausgegebenen Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Vgl. Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* (KLG), Bd. 7, München 1994. Im Kontext des vorliegenden Beitrags sei angemerkt, dass zusätzliche Informationen zur Vita Hans Werner Richters kleineren Artikeln einzelner Handbücher zur Gegenwartsliteratur entnommen wurden, um die biografischen Fakten noch zu vervollständigen – so z.B. Dietz-Rüdiger Moser (Hrsg.): *Neues Handbuch der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1945*. Aktualisierte Neuauflage, München 1993, S. 923- 926 und Manfred Brauneck (Hrsg.): *Autorenlexikon deutschsprachiger Literatur des 20. Jahrhunderts*. Überarbeitete und erweiterte Neuauflage, Hamburg 1995, S. 646. In der letzten Zeit wurde im Buch des Verfassers des vorliegenden Beitrags ein weiterer Versuch unternommen, alle bisher verstreuten Daten narrativ zu integrieren und demzufolge möglichst lückenlos dem Leser zu präsentieren. Vgl. Sebastian Mrožek: *Hans Werner Richter*. Zum Prosawerk eines verkannten Schriftstellers, Frankfurt/Main 2005, hier insbesondere S. 25-78.

² Diese hinsichtlich der anderen Quellen abweichende – aber aufgrund der Genauigkeit ihrer Recherche – richtige Geburtsortangabe lieferte Sabine Cofalla, die als die Ortschaft der Geburt von Hans Werner Richter Neu Sallenthin nennt. Sie bemerkt hierzu, dass erst zwei Jahre später der Umzug der Richters nach Bansin erfolgte, das quantitativ am häufigsten als Geburtsort – allerdings irrtümlich – vorkommt. Vgl. Sabine Cofalla, wie Anm. 1, S. 725. Auch bei Erich Embacher kommt Neu Sallenthin als Geburtsort Hans Werner Richters vor, auch er macht auf die falsche Ortsangabe in anderen Arbeiten zu Hans Werner Richter aufmerksam, die stets Bansin als Geburtsort Hans Werner Richters angeben. Vgl. Erich Embacher, wie Anm. 1, S. 12.

³ Julien Benda: *Der Verrat der Intellektuellen*. Mit einem Vorwort von Jean Améry. Aus dem Französischen von Arthur Merin, Frankfurt/Main 1988, S. 27.

⁴ Vgl., ebd., S. 59.

der Bansiner Volksschule (1915-1923) erhielt,⁵ wobei seine schulischen Leistungen nicht so glanzvoll waren.⁶ Ferner begann er – nach dem vergeblichen Versuch der Berufsfindung – auf Wunsch seiner Mutter die Buchhändlerlehre bei H. H. Kopp in Swinemünde (1924-1927), die für ihn die erste relevante Annäherung an die Literatur bedeutete. So las er Werke Tolstois und den ganzen Dostojewski, neben den großen Realisten des 19. Jahrhunderts interessierten ihn auch die Werke der deutschen Romantik. Zu dieser Zeit beschäftigte er sich mit der für ihn damals erreichbaren Literatur, die sich mit der Problematik der Französischen Revolution beschäftigte.⁷ Nach einem vorläufigen Dienst auf einem Küstendampfer setzte er seine Begegnung mit der Literatur als Buchhandelsgehilfe bei der Tempelhofer Buchhandlung in Berlin (1927-1933) fort, die von ihm als literarische Goldgrube bezeichnet wurde. Mit 24 Jahren versuchte er sich mit der eigenen Textproduktion. Als literarische Muster und künstlerische Orientierungshilfen galten ihm der Schreibstil von Rainer Maria Rilke und Thomas Mann. Schon damals gab es einen Freundeskreis der Schreibenden um ihn, denen er seine Texte vortrug und sie von ihnen kritisieren ließ.⁸

Die Erfahrung der Arbeitslosigkeit – in den Herbstmonaten der Jahre 1930-1932 verdiente er sich als Straßensänger in Berlin sein Brot – trieb ihn zum Eintritt in die Kommunistische Partei (KPD), aus der er aufgrund des Trotzismus-Vorwurfs nach zwei Jahren ausgeschlossen wurde. Nicht ohne Wirkung war seine Bekanntschaft mit Fritz Sternberg und Carl von Ossietzky. Das war die erste bedeutende Begegnung mit der politischen Linken, begleitet zusätzlich von der Lektüre der Marxschen Schriften. Es war auch die Zeit, in der er – zum größten Teil durch den Buchhandel – den Zugang zu studentischen Kreisen gewann, was nicht ohne Einfluss auf seine weitere intellektuelle Entwicklung zu sein schien, zudem unternahm er Annäherungsversuche an die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP). Sicherlich kann es als Beweis für seinen nicht stillgelegten Willen des Engagements ausgelegt werden. Bereits der Parteiausschluss gilt als Ausdruck einer unzureichenden Subordination innerhalb der festgelegten Parteilinie und legt Zeugnis von einem eigenständigen Drang nach Unabhängigkeit wie auch von einer anderen Auffassung vom linken Parteiprogramm ab. In den 1930er Jahren begann Hans Werner Richter immer intensiver politisch-philosophische Schriften zu lesen, von Bedeutung war nun die Literatur aus dem Umfeld der Russischen Revolution.⁹

Bemerkenswert ist das klare Ja-Wort seitens Hans Werner Richters zur KPD – somit für radikalere Lösungen – als zur SPD, sein angebliches „Plädoyer“ für den Trotzismus weist nicht nur auf einen Hang zur „permanenten Weltrevolution“ und Abgrenzung von der stalinistischen Option, sondern auch auf seine Entscheidung für mehr Diskussionsfreiheit innerhalb der Partei sowie wesentliche Demokratisierung

⁵ Alle Datenangaben wurden dem Anhang zu Sabine Cofallas Publikation entnommen. Vgl. Sabine Cofalla, wie Anm. 1.

⁶ Dies nach der kritischen Selbsteinschätzung Hans Werner Richters beim Gespräch mit Erich Embacher. Vgl. Erich Embacher wie Anm. 1, S. 12.

⁷ Ebd., S. 13.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl., ebd., wie Anm. 1, S. 14.

des Parteilebens.¹⁰ Nach diesem ihn ausschließenden Parteispruch tauchte er vorübergehend in die Illegalität ab, aber ein Jahr darauf versuchte er eindeutig nach der nationalsozialistischen Machtübernahme, sich aufs Neue der KPD anzunähern, sogar eine Widerstandgruppe gegen zunehmend erstarkende NS-Bewegung aufzubauen, wobei er konsequenterweise auch zahlreiche Reden gegen den ideologischen Stachel des Nationalsozialismus hielt.

Dieser Versuch scheiterte jedoch, sodass er seit 1933 erneut als Buchhandelsgehilfe tätig war, allerdings aus politischen Gründen emigrierte er für ein halbes Jahr 1934/1935¹¹ nach Paris, um schnell und freiwillig doch nach Berlin zurückzukehren, wo er wieder in den Jahren 1935 und 1937-1939 als Buchhändler bei „Gsellius“ und dann auch im Verlagswesen – unter anderem bei VDI-Verlag, Langendscheidt, Awag – arbeitete.

Parallel dazu engagiert er sich im Widerstand „in Verbindung mit den bürgerlichen Kreisen der Berliner Universität und mit den jungen literarischen Kreisen um Ernst Wiechert“ (Hans Werner Richter).¹² Nur ein Faktum kann im Zusammenhang mit seiner bisher prinzipiell nicht systemkonformen ideologischen Festlegung befremden und sich gar als heuchlerisch erweisen, nämlich 1936 sein Eintritt in den – schon unter der nationalsozialistischen Parteikontrolle – Bund Reichsdeutscher Buchhändler e.V. Im Jahre 1938 stellte er auch einen Aufnahmeantrag für die Reichsschrifttumskammer, Abteilung Schriftsteller, von der er sich bereits 1939 befreite.¹³ Dies mag wieder als ein Beleg für seine Zwischen-Fronten-Stellung gelten.

1939 erneut arbeitslos, wurde er zu Kriegsbeginn in die Wehrmacht eingezogen, es gelang ihm aber, den Wehrdienst hinauszuschieben. Allerdings teilte er die Kriegsbegeisterung nicht. Nicht ohne gewisse kausale Beziehung mit seiner Weigerung des Wehrdienstes stand er 1940 unter Verdacht, ein Führer der deutschen pazifistischen Jugend zu sein; aus diesem Grund wurde er vorläufig verhaftet, jedoch aus Mangel an plausiblen Beweisen freigelassen.

Dies geschah aber für eine relativ kurze Zeit, denn gerade im April des gleichen Jahres wurde er befehlsmäßig wieder zur Wehrmacht eingezogen. Zwei Jahre war er als Soldat beim Grenzschutz in Polen (1940-1942) stationiert¹⁴, wo er in Krakau Antonie

¹⁰ Zum Trotzismus vgl. Hans Fenske, Dieter Mertens: Geschichte der politischen Ideen. Von der Antike bis zur Gegenwart, Frankfurt/Main 1996, S. 513-514.

¹¹ Sabine Cofalla führt es als das richtige Datum an. Sie vermerkt dabei nachdrücklich, dass Hans Werner Richter in seinen späteren Angaben zum Lebenslauf die Jahre 1933/1934 für seinen Paris-Aufenthalt angab, worauf sich andere Autoren – die biografische Texte zu seiner Person verfassen – beziehen, was doch aber eine Verwirrung stiftet. Vgl. Sabine Cofalla, wie Anm. 1, S. 725.

¹² Zit. nach Walter Schmitz [in:] Hans Ludwig Arnold, wie Anm. 1, Hans Werner Richter, S. 1.

¹³ Diese Tatsachen von Sabine Cofalla angegeben wurden, werden von Erich Embacher, der sich um eine gewisse Genauigkeit bemüht, gar nicht behandelt. Es mag der Fall sein, dass sie von Hans Werner Richter in seinem Gespräch mit Embacher – als unbequem oder gar kompromittierend – nicht erwähnt wurden. Jene Ereignisse sind sicherlich beim Schreiben der Biografie als die problematischsten zu betrachten.

¹⁴ Diese biografisch korrekte Tatsache – nach Sabine Cofalla – steht im eklatanten Widerspruch zur biografischen Kurzinformation in Hans Werner Richters Buch *Von Erfahrungen und Utopien*.

Lesemann heiratete. Nach seiner Verlegung zuerst in die französischen Pyrenäen (1942–1943), daraufhin nach Italien kämpfte er um Monte Cassino, wo er auch von den Amerikanern gefangengenommen wurde. Seine dreijährige amerikanische Gefangenschaft (1943–1946) in Camp Ellis (Illinois) trug wesentlich zur weiteren Festigung Hans Werner Richters Interessen an der Literatur – ohne auch politische, eindeutig linke von jedem Dogmatismus befreite Sympathien aufzugeben –, so dass er anfänglich (seit dem Frühjahr 1944) als Leiter der Lagerbücherei, demnächst als Lehrer für deutsche Literaturgeschichte tätig war. Dies kulminierte nach der Mitarbeit an der Lagerzeitschrift „Lagerstimme“ in dessen Berufung zum verantwortlichen Herausgeber dieser Zeitschrift und zwar ab Frühjahr 1945. In der Gefangenschaft begann er aufs Neue zu schreiben, grundsätzlich kurze lyrische Texte wie auch journalistische – behutsam politisch – gefärbte Artikel.

Nach seiner Überführung nach Fort Kearney (Rhode Island) wurde er Mitarbeiter an der Zeitschrift „Ruf. Zeitschrift deutscher Kriegsgefangener in den USA“, die Walter Mannzen leitete. Nachdem Hans Werner Richter im Jahre 1946 nach Bad Pyrmont entlassen worden war, unternahm er aus persönlichen Gründen eine Reise in die SBZ, um seine Eltern in Bansin zu besuchen.

Nach der Rückkehr in die amerikanische Zone wurde er im Mai 1946 auf Vorschlag Vinzens Redakteur des Münchener Nachkriegs-„Ruf“, den er bis zum April 1947 gemeinsam mit Alfred Andersch herausgab. Nach der Delegalisierung der „Ruf“-Zeitschrift durch die Amerikaner initiierte Hans Werner Richter ein inoffizielles Diskussionsforum für ehemalige literarisch interessierte „Ruf“-Mitarbeiter, aus dem später die Gruppe 47 entstand. Ihre erste Tagung fand in Bannwaldsee bei Füssen am 6./7. September 1947 statt. Diese freie Gruppierung kam regelmäßig an ein paar Tagen im Jahr zusammen, um wichtige Probleme hinsichtlich der eigenen literarischen Produktion in Form einer Werkstatt und daraufhin auch die des literarischen Lebens in der Bundesrepublik Deutschland intensiv zu diskutieren. Dabei wurde sie unter dem literarisch-sozialen Aspekt immer wichtiger und nach der medial erlangten Publizität prägte fast 20 Jahre lang das Literaturleben im westlichen Teil Deutschlands, indem sie im Endeffekt zu einer Art Literatur-Börse wurde. Dies trug letztendlich dazu bei, dass man jede Zusammenkunft der Gruppenteilnehmer als großes Ereignis im Kulturleben Westdeutschlands feierte. Zum letzten Treffen der Gruppe 47 kam es im Jahre 1967 in der „Pulvermühle“ bei Waischenfeld.¹⁵

Briefe an einen jungen Sozialisten, wo er folgendermaßen seine Teilnahme am Zweiten Weltkrieg kommentiert: „Von 1940 an war er Infanterist im 2. Weltkrieg in Frankreich [!] und Italien“; Hans Werner Richter: *Von Erfahrungen und Utopien. Briefe an einen jungen Sozialisten*, Frankfurt/Main 1981. Dietz-Rüdiger Moser bestätigt in seinen biografischen Anmerkungen zu Hans Werner Richter seinen Aufenthalt in Polen, danach erst in Frankreich und letztendlich in Italien, all dies während der Zeitspanne 1940–1943. Vgl. Dietz-Rüdiger Moser, wie Anm. 1, S. 923.

¹⁵ Die letzte Tagung der Gruppe 47 fand in Dobříš bei Prag vom 25. bis zum 27. Mai 1990 statt. Die sozial-literarische Relevanz in der westdeutschen Kulturlandschaft verlor die Gruppe allerdings schon Mitte der 1960er Jahre und zwar nach der Tagung in „Pulvermühle“. Auch das geplante Gruppentreffen in Prag für das Jahr 1968 konnte aus ganz objektiven Gründen – d.h. aufgrund der Intervention von Warschauer Pakt-Staaten in der CSSR – nicht realisiert werden.

1947 versuchte Hans Werner Richter nach dem Lizenzentzug für „Ruf“ wegen seiner mangelnden Servilität erneut eine literarische Zeitschrift herauszugeben. Sie war schon zum Druck bereit, dennoch wurde ihm leider samt der geplanten Literaturzeitschrift „Der Skorpion“, die wieder auf eine andere Weise kritisch – nämlich satirisch angelegt wurde – keine Lizenz erteilt. Erst 1952 konnte er einen vorläufigen Erfolg im Bereich der publizistischen Tätigkeit in der Presse – schon nach der Liquidierung der Lizenzpflicht 1949 – mit der Gründung der Zeitschrift „Literatur“ verzeichnen. Auch sie wurde aber wiederum nach kurzem Erscheinen mit der Nummer 16 eingestellt, zum Teil auch aus politischen Gründen, obwohl sie prinzipiell als Kulturzeitschrift gedacht war. Ebenfalls diesmal machte Hans Werner Richter aus seiner oppositionellen Haltung kein Hehl.

Die voranschreitenden Nachkriegsjahre bedeuteten ein weiteres Sozialengagement Hans Werner Richters. Es ging hier um einen Kampf für persönliche Freiheit und Polemik gegen jede Art von Terror,¹⁶ so dass er beispielsweise im Jahre 1949 – bis in die 1950er Jahre hinein – Vorträge an der Ulmer Volkshochschule hielt und seine aktive Kritik an den restaurativen Tendenzen in der Bundesrepublik dieser Zeit übte, um auch seine ablehnende Haltung gegenüber der Atomrüstung äußerte. Dies manifestierte er im Rahmen des von ihm 1956 gegründeten *Grünwalder Kreises*, der bis 1958 funktionierte und mit der internationalen *Anti-Atom-Bewegung* einherging. Darauf gründete er noch *Komitee gegen Atomrüstung*, das in den Jahren 1958-1961 aktiv war. Infolge der politischen Debatte um die Entwicklungstendenzen der Bundesrepublik trat er dann der SPD bei, das heißt, er entschied sich jetzt für eine liberalere als radikal kommunistische Fahne, der er noch in der Vorkriegszeit anhing.

In den 1950er und 1960er Jahren arbeitete er für den Rundfunk, hier für regionale Sender wie NWDR, BR, SFB. Markant war seine Kooperation mit dem Berliner *Literarischen Colloquium*, mit dem er samt SFB einen „literarisch-politischen Salon“ für prominente Personen aus Kultur, Wissenschaft und Politik einrichtete. Der Wille zum Engagement ist auch hier erkennbar.

Seine stets zeitgeschichtlich bezogenen Aktivitäten fanden die Anerkennung bei vielerlei Institutionen und Organisationen, was schließlich mehrere ihm verliehene Preise belegen. Zu nennen sind an dieser Stelle beispielsweise der Fontane-Preis der Stadt Berlin für seinen Roman *Die Geschlagenen* (1951). Für seinen zweiten Roman *Sie fielen aus Gottes Hand* (1952) erhielt Hans Werner Richter den René-Schickele-Preis. Des Weiteren bekam er auch den Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes (1972) sowie verliehen wurden ihm die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Karlsruhe (1978), das Große Verdienstkreuz (1979) und der Professorentitel vom Senat der Stadt Berlin (West). Hinzu kommen auch Ehrengabe des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie (1982), der Große Kulturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (1986) wie auch der Andreas Gryphius-Preis (1986). Und ein Jahr vor seinem Tod erhielt Hans Werner Richter die Medaille „München leuchtet“ in Gold (1992).

In vielen Publikationen wird eben die Tagung in „Pulvermühle“ bei Waischfeld als tatsächliches – fast offizielles – Ende der Gruppe angesehen.

¹⁶ Vgl. Manfred Brauneck, wie Anm. 1, S. 646.

Hans Werner Richter betätigte sich ebenfalls als aktives Mitglied des PEN-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste sowie der Akademie der Künste in Berlin (West). Bis zum letzten Tag seines recht facettenreichen Lebens blieb er aktiv und engagiert, denn jede Passivität war ihm nach wie vor fremd. Er starb am 23. März 1993 in München. Beigesetzt wurde er in Bansin auf der Insel Usedom beigesetzt. Man errichtete da auch das Hans-Werner-Richter-Haus, das heute als eine Gedenkstätte fungiert, in dem man Hans Werner Richters Münchener Arbeitszimmer rekonstruierte.¹⁷

Schlüsselwörter

Hans Werner Richter, Gruppe 47, nationalsozialistisches Deutschland, Bundesrepublik Deutschland, Geschichte der deutschen Literatur nach 1945, westdeutsche Nachkriegsliteratur

Abstract

Hans Werner Richter (1908-1993) as witness of his time. Some notes on his biography on the occasion of 20th anniversary of his death

The following article presents some important facts about the life of Hans Werner Richter. It concentrates on his influence on the cultural and social situation in the West Germany since 1945, above all on his role in its literacy development. Hans Werner Richter seems to be a resolute nonconformist, which fought for more democracy, justice and in the end freedom. His commitment to the democratic process in the West Germany and its progressive literature results from his experience during the last World War as well as in the Nazi Germany. He was active in literature, journalism or press and on the whole in cultural life. The reason Hans Werner Richter's biography should be remembered today is the 20th anniversary of his death.

Keywords

Hans Werner Richter, Group 47, Nazi Germany, Federal Republic of Germany, history of West German literature since 1945, West German post-war literature

¹⁷ Mehr dazu unter URL: <http://www.bansin-info.de/hans-werner-richter-haus.htm> (Stand 10.02.2013).

Einige – wenn auch nicht bahnbrechende – Bemerkungen zum Wesen der Ironie

1. Ironie: zur semantischen Vielfalt des Phänomens

Zunächst ein Rezept: Man nehme je nach Geschmack etwas Dialektisches Mehrdeutiges, Widersprüchliches, Schillerndes, Schwebendes, Schwankendes, Unverständliches Fallendes Spielerisches, Unbestimmtes, Subjektives, Souveränes, Individuelles, Schwindelndes, Reflexives, Witziges, Verspottendes Vernichtendes, Unabhängiges, Infragestellendes, Kritisches, Dialogisches, Verbergendes, Übertreibendes, Untertreibendes, Andeutendes, Entlarvendes, Skeptisches und füge dem eine Prise (bei Bedarf ein bisschen mehr) Existenziales, Metaphysisches, Transzendentes, Philosophisches hinzu. Die Masse muss zu einer essbaren und bekömmlichen Einheit geknetet werden. So absurd diese Vorgehensweise vorkommen mag, so zugespitzt scheint sie die gängigen Beschreibungsmodi der Ironie zu parodieren. Ironie ist ein hermeneutisch fassbares Phänomen mit allen daraus resultierenden Konsequenzen. Ihre Analyse ist immer gesteuert vom Wesen des Interpreten. Das heißt im Klartext: Wenn man sich mit ihr auseinandersetzt, kommt man nicht um die Aktivierung der eigenen Erwartungen umhin. Die Ironietheoretiker prägen dem Forschungsgegenstand das ihnen eigene Potenzial von Vorstellungen auf – oder, um es salopp auszudrücken: Sie richten die Ironie nach sich.

Uwe Japp unterscheidet drei Wege, auf denen man traditionell den Schwierigkeiten mit dem Phänomen beizukommen versucht.¹ So wird Ironie als ein in der Einheit aufgehobener Widerspruch beschrieben. Ein zweiter Weg beansprucht keine allgemeine Definition, sondern konzentriert sich auf das Heranziehen und die Auswertung ihrer zahlreichen Erscheinungsformen. Und schließlich handelt es sich bei einem dritten Weg um eine historische Herleitung, die auch ohne feste definitorische Grundlage auskommen will. Doch Japp sucht nach einem übergeordneten Bezugspunkt, an dem alle Verstehensvarianten des Ironischen anzusetzen hätten und findet ihn in dem Befund, dass jede Ironie im Grunde eine Redeform ist:

In jedem System der Ironie ist diese einfache Figur der Rede, in der jemand etwas sagt und etwas anderes meint, vorausgesetzt. Insofern erkennen wir in der **verbalen Ironie** den sprachlichen Grund der anderen Ironien – oder, wenn man so will, die semiotische

¹ Vgl.: Japp, Uwe: *Theorie der Ironie*, Frankfurt am Main 1983, S. 32ff. Im Folgenden angemerkt als: Japp: *Theorie der Ironie*.

„Heimat“, aus der die anderen Ironien ausgewandert sind, um sich in der Literatur, im Leben und in der Welt selbständig zu machen (sich zu verselbständigen)²

Bei der ironischen Aussage entsprechen dem Signifikanten zwei Signifikate. Das eine, äußere stellt einen konkreten Sachverhalt dar – es bildet eine Grundlage für die weiteren Denkopoperationen. Das andere, verborgene Signifikat ist von dem äußeren abzuleiten. Es ist, wie schon öfter hervorgehoben wurde, nicht einfach ein direktes Gegenteil des explizit Gesagten. Vielmehr muss seine Bedeutung jeweils unter Berücksichtigung der interpretativen Signale konstruiert werden. Handelt es sich doch um eine Umkehrung der Bedeutung, so ist die Ironie nur auf einen unfeinen Trick reduziert. Dass sie wesentlich mehr leisten kann, wird noch zu zeigen sein. Weil das Verstehen der Ironie im Rahmen der hermeneutischen Prozesse zu erfolgen hat, steht der Kontext im Vordergrund. Erst aufgrund seiner Analyse kann der Ironieverdacht erhoben, verifiziert und bestätigt werden. Bei einer Sprechhandlungssituation scheint die Aufgabe leicht zu sein. Da kennt man normalerweise den Sprecher, man weiß von seiner Haltung dem Gesprächsstoff gegenüber und wenn das nicht der Fall ist, so wird das meistens mit Indizien signalisiert. Hierzu gehören der Ton, die Art, wie man spricht, der Gesichtsausdruck, die Gestik und die Mimik. Etwas komplizierter verhält es sich mit dem geschriebenen Text. Der Kontext kann hier textueller oder nichttextueller Natur sein.³ Der nichttextuelle Kontext umfasst eine ganze Reihe von Informationen, die sich auf den Autor, auf historische, gesellschaftliche oder literarische Aspekte der Wirklichkeit außerhalb der Welt des Textes beziehen können. Der textuelle Kontext zeigt sich an der Reichhaltigkeit der im Text selbst enthaltenen Hinweise, welche ironischen Diskursen eigen sind. Um nur ein paar „ironieverdächtige“ Winke anzuführen: Zitate und Anspielungen auf andere Texte, Virtuosität des Stil und Auftreten von ungewöhnlichen Ausdrücken, konsequenter Gebrauch der erlebten Rede, Reflexivität und Selbstbezüglichkeit des Textes, „naive“ Ich-Erzählung.⁴ Doch die hermeneutische Vorgehensweise impliziert ein wechselseitiges Verhältnis zwischen dem Textganzen und seinen Teilen (hermeneutischer Zirkel). So müsste diese Voraussetzung auch auf die diskursimmanente Beziehung zwischen Text und Kontext angewendet werden. Ähnliches konstatiert Stojanović:

Mit anderen Worten, das Verstehen des Textes und das Verstehen des Kontextes stellen einen gleichartigen Prozess dar – der Text ist gleichsam sein eigener Kontext: das Ganze ist nämlich der Kontext für die einzelnen Teile, in denen die Ironie erscheint.⁵

Damit die Ironie verstanden werden kann, bedarf es einer gemeinsamen Grundlage des Senders und des Empfängers. Das heißt: Die ironische Äußerung wird dann als solche ausgelegt, wenn die Interaktionsmitglieder im vergleichbaren soziokulturellen

² Japp: *Theorie der Ironie*: S. 37.

³ Vgl.: Stojanović, Dragan: *Ironie und Bedeutung*, Frankfurt am Main 1991, S. 109. Im Folgenden angemerkt als: Stojanović: *Ironie und Bedeutung*.

⁴ Dies ist selbstverständlich nur eine willkürliche Auswahl, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann.

⁵ Stojanović: *Ironie und Bedeutung*, S. 109.

Kontext verankert sind, wenn sie über ähnliche Werte, Normen und Kenntnisse verfügen.⁶ Handelt es sich um einen Text, so gilt das einerseits für die vom Text vermittelte Welt, die andererseits mit ihrer Struktur an die Vorstellungen des Textrezipienten appellieren und diese quasi zu antizipieren hat. An dieser Stelle drängt sich die Frage nach der Intendiertheit der ironischen Aussage im Text auf. Es wird vorwiegend angenommen, dass die Ironie im Text immer vom Autor beabsichtigt und kontrolliert wird. Es gibt aber literarische Werke, die von ihren Verfassern als ironisch aufgefasst werden, die jedoch nicht unbedingt vom Leser als solche verstanden werden müssen.⁷ Aus diesem Grunde erscheint es legitim, sich an dem Text als autonomem Gebilde zu orientieren. Dragan Stojanović spricht in diesem Zusammenhang „vom Gesichtspunkt des Textes selbst (...) bzw. von demjenigen, was sinnhaft aus ihm hervorgeht (...).“⁸ Die Ergründung des ironischen Sinns wird auf dem Wege hermeneutischer Prozesse wohl am adäquatesten gesichert.

Ironie nimmt unter den anderen „Haupttropen“ (gemeint sind hier noch: Metapher, Metonymie und Synekdoche) eine gesonderte Stellung ein. Erstens setzt sie wohl am meisten den Reflexions- und Interpretationswillen bei dem Adressaten voraus. Zweitens vermag sie den anderen Tropen ihr eigenes Element zu verleihen und sie somit in ihre Dienste zu stellen. So kann etwa eine Metapher ironischen Gehalt ausdrücken (ein banales Beispiel wäre Nennen eines für seine Feigheit bekannten Manns einen Löwen). Insofern weist die Ironie einen „metatropologischen“⁹ Charakter auf. Für manche literarischen Gattungen wird die Ironie zu ihrem Nährstoff. Mit Sicherheit trifft das auf Satire, Parodie und Pastiche auf. Während die Satire auf eine kritische Entlarvung der außerliterarischen Missstände (der menschlichen Dummheit, Verlogenheit, Rückständigkeit etc.) zielt, liegt das Interesse der Parodie in der spielerischen Nachahmung der literarischen Konventionen oder der anderen Texte.¹⁰ In beiden Fällen wird die Ironie zum Medium, mit Hilfe dessen die Wirkung der Kritik (die Parodie, wie Linda Hutcheon überzeugend beweist, hat nicht immer die Verspottung des Parodierten im Sinne) entfaltet wird. Auffallend ist die Affinität der Ironie zum Humor und Witz. Dem muss jedoch hinzugefügt werden, dass der Humor eher harmlos motivierte Konnotationen in sich birgt, während die Ironie oft mit negativem Sachverhalt, mit der kritischen Absicht beladen ist. Was den Witz angeht, so steckt er meistens in einer ironischen Bemerkung, welche separat vorkommt und keiner konsequenten Ironieabsicht unterworfen ist.¹¹ Es sei noch kurz auf den offensichtlichen Unterschied hingewiesen, der zwischen Ironie

⁶ Vgl.: Kohvakka, Hannele: *Ironie und Text: zur Ergründung von Ironie auf der Ebene des sprachlichen Textes*, Frankfurt am Main 1997, S. 32.

⁷ Als Beispiel sei hier Daniel Defoes *The Shortest Way with the Dissenters* (1702) angeführt. Vgl.: Booth, Wayne C.: „Ironieprobleme in der älteren Literatur“, S. 58f, in: Hass, Hans-Egon; Mohrlüder, Gustav-Adolf (Hg): *Ironie als literarisches Problem*, Köln 1973, S. 57-63.

⁸ Stojanović: *Ironie und Bedeutung*, S. 108.

⁹ Vgl.: Behler, Ernst: *Ironie und literarische Moderne*, Paderborn 1997, S. 322. Im Folgenden angemerkt als: Behler: *Ironie und literarische Moderne*.

¹⁰ Vgl.: Hutcheon, Linda: „Ironia, satyra, parodia – o ironii w ujęciu pragmatycznym“, S. 170f, in: Głowiński, Michał (Hg): *Ironia*, Gdańsk 2002, S. 165-190. Im Folgenden angemerkt als: Hutcheon: „Ironia, satyra, parodia – o ironii w ujęciu pragmatycznym.“

¹¹ Vgl.: Allemann, Beda: *Ironie und Dichtung*, Unterjesingen-Tübingen 1956, S. 12.

und Lüge besteht – denn wörtlich genommen ist Ironie eine Lüge. Während einerseits die Absicht des Lügners zu täuschen und die Wahrheit zu verstellen ist, beruht andererseits das Ironiewesen zwar auf der äußeren Vermittlung von Unwahrheit, sein tatsächliches Anliegen geht jedoch darüber hinaus. Erstens kommt es eben darauf an, die Lüge der Ironie als Lüge zu erkennen. Das Ironische ist stets auf den Dialog mit dem Adressaten aus. Zweitens liegt es der Ironie daran, auf dem Weg der scheinbaren Behauptung der Unwahrheit und ihrer Hervorhebung zur Wahrheit zu kommen.¹² Dies soll an der Stelle als Überleitung zu einem kurzen Blick auf den Widerspruch dienen, der sich den gängigen Auseinandersetzungen mit dem Phänomen entnehmen lässt.

Das Positive der Ironie besteht in ihrem kritischen, erneuernden und distanzschaffenden Charakter. Das Ironische entspricht dem Schwebestand der Welt, in der keine festen Werte mehr als Orientierung und Halt fungieren. Die Ironie erlaubt dem Menschen, die negativen Befunde herauszustellen und sich ihnen gegenüber souverän zu verhalten. So bemerkt Kerbrat-Orecchioni, dass der Ironiker eine durchaus idealistische Haltung einnimmt, indem er mit seiner Kritik ein aufklärerisches, die Wirklichkeit verbesserndes Ziel verfolgt.¹³ Das ist die eine Seite der Medaille. Die Kehrseite zeigt dagegen eine ganz andere Auffassungsmöglichkeit des Phänomens. Demzufolge offenbart die Ironie ein resignatives Verhalten des selbstbewussten Subjekts, das sich selbst in den Mittelpunkt stellt. Die Distanz und Souveränität des Ironikers markieren sein Unbeteiligtsein, mit dem er der Welt begegnet. Es kann als ein Ausdruck des „Sich-Leicht-Machens“ gelten, wenn man auf die Wirklichkeit herabblickt und sich in verspottende, belächelnde Bemerkungen flüchtet, die zugleich auch die eigene Not andeuten mögen. In diesem Zusammenhang sei lediglich auf den elitären Charakter der ironischen Aussage verwiesen. Dies ist übrigens ein Einwand, der öfter gegen sie erhoben wird.¹⁴

Abschließend wird noch kurz das Wesen der Ironietheorie von Dan Sperber und Deirdre Wilson skizziert. Es geschieht hier aus dem Grunde, weil mit dem Ansatz ein prägnanter Versuch unternommen wird, das Ironiephänomen anders als sonst – ohne philosophische, tropologische, rhetorische, literarische oder ästhetische Vorbelastungen – zu behandeln. Die Autoren gehen von der Russellschen Unterscheidung zwischen Gebrauch und Erwähnen eines Ausdrucks aus.¹⁵ So kommen sie zu dem Schluss, dass man einer ganzen Reihe von methodischen Problemen aus dem Weg geht, wenn man Ironie als echoartiges Erwähnen einer Äußerung auffasst: „(...) der Ironieabsender zitiert/erwähnt eine Meinung auf die Art und Weise, dass es klar wird, dass er sie als äußerst falsch, unangemessen oder unwesentlich ablehnt.“¹⁶ [Übersetzung: P.W.]

¹² Vgl.: Kerbrat-Orecchioni, Catherine: „Ironia jako trop“, S. 141f, in: Głowiński, Michał (Hg.): *Ironia*, Gdańsk 2002, S. 109-143. Im Folgenden angemerkt als: Kerbrat-Orecchioni: „Ironia jako trop“. Catherine Kerbrat-Orecchioni zieht in ihrem Aufsatz die Positionen von Vossius und Fontanier heran und verspottet sie wegen ihres Bemühens um die Aufwertung der Trope.

¹³ Kerbrat-Orecchioni: „Ironia jako trop“, S. 136.

¹⁴ Vgl.: Hutcheon: „Ironia, satyra, parodia – o ironii w ujęciu pragmatycznym“, S. 182.

¹⁵ Vgl.: Sperber, Dan; Wilson, Deirdre: „Ironia a rozróżnienie między użyciem a przywołaniem“, S. 86-91, in: Głowiński, Michał (Hg): *Ironia*, Gdańsk 2002, S. 75-108. Im Folgenden angemerkt als: Sperber; Wilson: „Ironia a rozróżnienie między użyciem a przywołaniem.“

¹⁶ Sperber; Wilson: „Ironia a rozróżnienie między użyciem a przywołaniem“, S. 94.

Allerdings kann das Erwähnen auch einen impliziten Charakter haben, das heißt: es bezieht sich auf direkt nicht ausgesprochene, nur mitgedachte oder potenzielle Meinungen. Der neue Theorieansatz lässt die Autoren einige Ironieaspekte aus einer anderen Perspektive betrachten. Hier sei nur auf das Verhältnis zwischen Ironie und Parodie hingewiesen. Während mit der Ironie die Meinungen echoartig erwähnt werden, kommt es der Parodie auf die sprachlichen Ausdrücke an. Daraus wird auf die Wesensverwandtschaft geschlossen: die Ironie hängt mit der erlebten, die Parodie mit der indirekten Rede zusammen.¹⁷

2. Zur Abgrenzung der historischen „Ironien“

Die Geschichte der Ironie setzt schon in der Antike ein. Ein prominenter Ironiker, der die Entwicklung des Begriffs und seine kulturgeschichtliche Dauerpräsenz auch viele Jahre nach dem Tode aufrechterhalten kann, ist Sokrates. Seit ihm gab es und gibt es kaum einen Theoretiker, kaum einen theoretischen Ansatz, der sich mit Sokrates' Positionen, mit ihrem Lob oder ihrer Kritik nicht auseinandersetzt. Leider überließ er bekanntlich keine Schriften, was die Adäquatheit und Verifizierbarkeit des Sokrates-Diskurses insofern beeinträchtigt, als man auf die sekundären Quellen angewiesen ist – vor allem auf Platons Schriften. Sokrates' Wirken bestand hauptsächlich in den von ihm geführten Dialogen. Er sprach mit Menschen verschiedenen Metiers, sowohl mit gebildeten, hochgestellten als auch mit schlichten Handwerkern. Dabei betonte er stets sein eigenes Nichtswissen. Die sokratische Ironie gründet auf scheinbar naive Fragen, mit denen der Gesprächspartner zur Preisgabe der eigenen Meinungen, zur Formulierung von Urteilen und zur Darstellung der individuellen Wahrheit veranlasst wird. Sokrates geht es in erster Linie darum, „das Scheinwissen in allen seinen Formen zu entlarven.“¹⁸ Dem dient auch seine Maieutik – die Kunst des Fragens, die mit „Hebammenkunst“ übersetzt, ihn zum ersten Geburtshelfer des Wissens avanciert.¹⁹ Die Ironie des Sokrates wird heute oft mit Tadel durch Lob oder Lob durch Tadel – also mit Verstellung – gleichgesetzt.

Obwohl den nachantiken Epochen durchaus auch ironische Diskurse eigen waren, wird die nächste Zäsur erst in der Romantik konstatiert. Dies ist die Zeit, in der Ironie zum Bestandteil der Kunst par excellence erklärt wird. Japp sieht das Wesen der romantischen Ironie in der Anverwandlung.²⁰ Einer der wichtigsten Theoretiker der Romantik ist Friedrich Schlegel. Seine demonstrative Bejahung der Ironie und ihre konsequente Bereicherung um neue Struktur- und Funktionselemente dürften paradigmatisch die Aufwertung des Phänomens markieren. Aus der Fülle der definitionsartigen Bestimmungen der Ironie Schlegels können hier nur ein paar angeführt werden.

¹⁷ Vgl.: Sperber; Wilson: „Ironia a rozróznienie między użyciem a przywołaniem“, S. 99.

¹⁸ Japp: *Theorie der Ironie*, S. 95.

¹⁹ Vgl.: Schubarth, Bettina: *Ironie in Institutionen: die Reflexion gesellschaftlichen Wissens im ironischen Sprechen*, München 2001, S. 48. Im Folgenden angemerkt als: Schubarth: Ironie in Institutionen.

²⁰ Vgl.: Japp: *Theorie der Ironie*, S. 181-238.

Für Friedrich Schlegel bildet die Ironie einen „steten Wechsel von Selbstschöpfung und Selbstvernichtung“, dessen Konsequenz die „Selbstbeschränkung“ ist.²¹ Im Rückgriff auf die antike Theatertradition bezeichnet Schlegel die Ironie als eine „permanente Parekbase“²² – ursprünglich als Parabase bekannt, bezog es sich auf das Heraustreten des Chors, der die Handlung, Figuren und die Qualität des Stücks kommentierte. Für Marika Müller liegt in der „permanenten Parekbase“ der Ausdruck der ironischen „Selbstrepräsentation der Kunst“ begründet.²³ In der Tat wird in der Romantik die Autonomie der Kunst und des Künstlers zur grundlegenden Voraussetzung des Schaffens. Die Selbstreferenz des Werks zeigt sich an seinem aktiven, digressions- und kommentarreichen Umgang mit dem Thema, mit dem Schaffensakt, mit den Figuren, mit dem Leser und mit dem Erzähler selbst. Die Kunst stellt die Projektion der Souveränität und Genialität dar. Schlegel fordert von der Poesie, dass sie zugleich sich selbst thematisiert und dass sie auf einem Wechselspiel von Auto- und Außenreflexivität beruht. Demzufolge hätte die Poesie auch die Aufgabe, die „Poesie der Poesie“ zu sein.²⁴ Japp weist auf die Bedeutung dieser Bestimmung für die Dichtung hin: „Es handelt sich um eine Überschreitung der Kunst in Form der Kunst.“²⁵ Die Schlegelsche Ironie ist frei von der Unterscheidung zwischen der Unverständlichkeit und Verständlichkeit. Als eine Form der Geisteshaltung ist sie auf die spielerische Freisetzung der Schöpfungskräfte bedacht. Sie schafft die überlegene Stimmung der Freiheit. Schlegel stellt die Ironie in einen Zusammenhang mit der Philosophie. Da sich die Ideale der Aufklärung als zweifelhaft erweisen, wird die poetisch-ironische Grundhaltung zum Ausdruck des Bewusstseins von Unvereinbarkeit des Idealen mit dem Wirklichen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass der Wunsch nach der Vollkommenheit aufgegeben wird. Vielmehr wird er an der distanzierten Haltung und an der spielerischen Betrachtung des Idealen dezent demonstriert.²⁶

Die nächste „Ironieepoche“ par excellence wird in der Moderne entdeckt. Als Zeitalter der Skepsis, des Misstrauens und der grundsätzlichen Infragestellung erklärt sie die ironische Distanz zum Medium ihres Ausdrucks und zur adäquaten Reaktion auf die fragwürdig gewordene Welt. Japp bemerkt zur Möglichkeit der Darstellbarkeit dieser Welt:

Eine Antwort hierauf gibt die wesentliche Präsenz der Ironie in der modernen Literatur. Diese Ironie geht aus dem allgemeinen Vorbehalt hervor – und ihre Antwort besteht eben darin, daß sie den Vorbehalt zu ihrer eigenen Sache macht. Die **Ironie als Vorbehalt** ist also gewissermaßen die Frage und die Antwort.²⁷

²¹ Zitiert nach Ernst Behler. Vgl.: Behler, Ernst: *Klassische Ironie, romantische Ironie, tragische Ironie. Zum Ursprung dieser Begriffe*, Darmstadt 1981, S. 66ff. Im Folgenden angemerkt als: Behler: *Klassische Ironie, romantische Ironie, tragische Ironie*.

²² Vgl.: Behler: *Klassische Ironie, romantische Ironie, tragische Ironie*, S. 80.

²³ Vgl.: Müller, Marika: *Die Ironie: Kulturgeschichte und Textgestalt*, Würzburg 1995, S. 78.

²⁴ Vgl.: Japp: *Theorie der Ironie*: S. 182.

²⁵ Japp: *Theorie der Ironie*: S. 183.

²⁶ Vgl.: Schubarth: *Ironie in Institutionen*, S. 50.

²⁷ Japp: *Theorie der Ironie*, S. 245.

Tatsächlich tragen die Komplexität und Unübersichtlichkeit der Welt zum Verlust der Orientierungspunkte bei. Für das skeptische Individuum bewährt sich die Ironie als lebensnotwendige Haltung, weil sie keinen universellen Wahrheits- und Gültigkeitsanspruch erhebt und deswegen in der Wirrnis der Begrifflichkeit bestehen kann. Dem spielerischen Andeuten des Anderen, des Potenzialen wohnt ein Befreiungselement inne. Die Autoren der Moderne – denn die Ironie dieser Epoche ist vor allem literarischer Art – erkennen die ironische Grundhaltung als die ihnen eigene an. Bettina Schubarth erblickt in dem Vorbehalt der modernen Ironie ein zum Positiven hinführendes Element. Sie hebt hervor, dass ihm auch das neutrale und abwartende Moment anhaftet.²⁸ Japp spricht in diesem Zusammenhang vom Potenzial des Neuen, der mit der Ironie angedeutet wird. Herauszustellen wäre noch die ironische Heiterkeit, die den Erkenntnis pessimismus und die resignative Haltung um einen Schimmer guter Laune bereichert. Das Tragische und das Komische an sich werden in Frage gestellt. Zum adäquaten Ausdruck der modernen Literatur avanciert das Tragikomische.²⁹

Für die postmodernen Literaturwissenschaftler, gemeint sind hier exemplarisch Jacques Derrida und Paul de Man, stellt die Ironie einen Beweis für den Verlust der handfesten Bedeutung dar. Im Geiste der dekonstruktiven Lektüre wird das Phänomen zum Inbegriff der Mitteilungsunfähigkeit der Sprache. Während Derrida von „Verstellung der Textur“ spricht, von der Ironie also, die jedem Text inhärent ist und ihn allen Auslegungsversuchen gegenüber resistent macht³⁰, bezieht sich de Man mehr direkt auf die Ironie. So bemerkt er: „Ironie ist ein nicht nachlassender *Schwindel* (vertige, dizziness) bis hin zum Punkt des Wahnsinns.“³¹ Das endgültige Festlegen der Bedeutung des Textes wird unmöglich; sein Sinnpotenzial kann mit jeder Lektüre den vorgeprägten Verstehensrahmen sprengen.

In der neuesten Zeit lässt sich eine gewisse Abkehr vom Ironischen beobachten. Ironisieren nähert sich dem Verspotten und wird als Ausdruck der unbeteiligten und alles zersetzenden Haltung, die selber nichts außer höhnischem Lachen zu bieten hat, angesehen. Der Spaß am Ernstesten ist im Kommen. So lehnt beispielsweise der Popliterat Stuckrad-Barre die Ironie für sich ab.³²

3. Robert Musil und Thomas Mann: die Meister der Ironie

Unter den „Ironieautoren“ werden R. Musil und T. Mann einstimmig zu den prominentesten Vertretern der Moderne gezählt. Die Ironie des österreichischen Autors steht sogar paradigmatisch für die Ironie der Moderne. An ihr demonstriert sich wohl am

²⁸ Vgl.: Schubarth: *Ironie in Institutionen*, S. 53.

²⁹ Vgl.: Japp: *Theorie der Ironie*, S. 246.

³⁰ Vgl.: Behler: *Ironie und literarische Moderne*, S. 315.

³¹ Zitiert nach Eckhard Schumacher. Vgl.: Schumacher, Eckhard: „Die Unverständlichkeit der Ironie“, S. 112, in: Bohrer, Karl Heinz (Hg): *Sprachen der Ironie – Sprachen des Ernstes*, Frankfurt am Main 2000, S. 91-120.

³² Vgl.: Schubarth: *Ironie in Institutionen*, S. 54.

deutlichsten der Vorbehalt des Individuums. Die Musilsche Bestimmung der Ironie, die sich in seinem *Mann ohne Eigenschaften* findet, heißt: „Es ist der Zusammenhang der Dinge, aus dem sie nackt hervorgeht.“³³ Tatsächlich sieht Musil in der Unbestimmtheit wie auch Unverständlichkeit der modernen Welt die Determinante und zugleich den Grund für die ironische Haltung. Die Ironie des Dichters wird oft „konstruktive Ironie“ genannt. Zum Charakter dieser Bezeichnung bemerkt Japp folgendes:

Wie Musil an einem Beispiel erläutert hat, sah er das Wesen der konstruktiven Ironie darin, einen Trottel so darzustellen, daß der Autor sich mit einigem Recht sagen könne, dies sei zum Teil er selbst. Auf eine allgemeine Formel gebracht kann dies heißen, die konstruktive Ironie stellt eine Sache so dar, daß die Sache zugleich als ihr anderer Zustand erscheint.³⁴

Die praktische Umsetzung der konstruktiven Ironie dürfte an der utopischen Ausrichtung des Musilschen Romans erkennbar werden. Die Utopie des gegebenen Zustandes, die dem *Mann ohne Eigenschaften* innewohnt, birgt sowohl Kritisches als auch Versöhnliches in sich. An dem Scheitern der Suche nach dem verlässlichen Wissen wird der Wunsch nach der Orientierung aufgezeigt und gleichzeitig als anachronistisch entlarvt. Mit dem enzyklopädischen, essayistischen und konjunktivischen Element des Romans wird das ironische Wissen vom Nichtwissen im Sinne Sokrates' vermittelt. Die Ironie des exakt denkenden Menschen – des Mathematikers Ulrich – dringt in die Wirklichkeit, in die institutionelle Welt und stellt ihre Widersprüchlichkeit sowie Unvollkommenheit heraus.³⁵ Der Individualismus des Protagonisten von Musil einerseits, und seine Charakterlosigkeit andererseits, sind symptomatisch für die moderne Figur, deren Geschichte zugleich als parabelhafte Geschichte des misstrauischen und suchenden Menschen schlechthin gilt.

Der Ironiker Thomas Mann setzt den ironischen Stil eher unverhüllter ein. Er zeigt sich an seiner Vorliebe für die Parodie. Mit *Doktor Faustus* wird dies insofern untermauert, als es dort heißt, dass die Kunst nur in Form der Parodie möglich ist. John G. Root weist auf einige Mittel der Mannschen Ironie hin: die syntaktische Ironie der Wiederkehr, die Oszillation, die Apposition, die Abschweifung, die Parodie der Äußerlichkeiten, die ironische Distanzierung oder die rhetorische Frage.³⁶ Dazu wäre noch auf jeden Fall die Detailbesessenheit in der Beschreibung zu rechnen. Thomas Mann – für seine präzise Schilderungsweise ohnehin bekannt – nutzt den scharfen Blick als Mittel, mit dem ein unbewusster Widerspruch hervorgehoben wird. Worin der Widerspruch besteht, geht plausibel aus der Arbeit von Paul Böckmann hervor.³⁷

³³ Zitiert nach Beda Allemann. Vgl.: Allemann, Beda: „Robert Musil: Ironie und Utopie des gegebenen Zustandes“, S. 261, in: Hass, Hans-Egon; Mohrlüder, Gustav-Adolf (Hg): *Ironie als literarisches Problem*, Köln 1973, S. 257-263. Im Folgenden angemerkt als: Allemann: „Robert Musil: Ironie und Utopie des gegebenen Zustandes.“

³⁴ Japp: *Theorie der Ironie*, S. 325.

³⁵ Vgl.: Allemann: „Robert Musil: Ironie und Utopie des gegebenen Zustandes“, S. 258.

³⁶ Vgl.: Root, John G.: „Ironischer Stil bei Thomas Mann“, in: Hass, Hans-Egon; Mohrlüder, Gustav-Adolf (Hg): *Ironie als literarisches Problem*, Köln 1973, S. 229-239.

³⁷ Böckmann, Paul: „Der Widerstreit von Geist und Leben und seine ironische Vermittlung in den Romanen Thomas Manns“, in: Schaefer, Albert (Hg): *Ironie und Dichtung. Sechs Essays von*

Der Einfluss Friedrich Nietzsches auf Thomas Mann lässt sich ohne weiteres konstatieren. Seinen eklatanten Ausdruck bildet die Auseinandersetzung mit der dialektischen Beziehung von Geist und Leben, die in der Prosa Manns thematisiert wird. Die Figuren sind gespalten zwischen naivem und reflektierendem Bewusstsein – dies ist zugleich eine Quelle der Selbsttäuschungen. Um der Zweiheit gerecht zu werden, bedient sich der Erzähler der Parodie, der Travestie (also der die Doppelheit des Diskurses bestimmenden Gattungen) oder der Ironie, mit welcher die Erzählvorgänge humoristisch gefärbt werden.³⁸ Für Thomas Mann bedeutet die Ironie einen Gegensatz zum Radikalismus, weil sie eine offene Haltung impliziert und sich nicht endgültig festlegt. Sie vermittelt den Ausdruck einer heiteren Beherrschtheit. Dass man jedoch auch Einwände gegen die Mannsche Ironiequalität haben kann, sei hier nur am Rande erwähnt.³⁹

4. Fazit

Der Anspruch des vorliegenden Beitrags war und konnte nur bescheiden sein. Die Andeutung des semantischen und kulturell-literarischen Spektrums des Ironie-Phänomens ist hier propädeutisch zu verstehen. Es kam hier darauf an, den Blick für das zweiseitige Schwert – denn das Potenzial der Ironie scheint in verschiedene, oft gegensätzliche Dienste gestellt zu werden – zu schärfen. Im umgangssprachlichen Diskurs wird die Ironie oft mit dem Beigeschmack des Sarkasmus oder des Zynismus ausgestattet. Deswegen ist es wichtig, ihre historische, literarische und philosophische Verankerung hervorzuheben und sie somit vom Vorwurf des einfachen Tricks zu befreien. Die Ironie signalisiert immer das Andere, sie impliziert gewissermaßen die Frage „was wäre, wenn?“ Aus diesem Grunde dürfte sie als Insigne des suchenden, fragenden Menschen und möglicherweise sogar als anthropologische Grundkonstituente betrachtet werden.

Bibliographie

Allemann, Beda: „Robert Musil: Ironie und Utopie des gegebenen Zustandes“, in: Hass, Hans-Egon; Mohrlüder, Gustav-Adolf (Hg): *Ironie als literarisches Problem*, Köln 1973, S. 257-263.

Beda Allemann, Ernst Zinn, Hans-Egon Hass, Wolfgang Preisendanz, Fritz Martini, Paul Böckmann, München 1970, S. 143-171. Im Folgenden angemerkt als: Böckmann: „Der Widerstand von Geist und Leben.“

³⁸ Vgl.: Böckmann: „Der Widerstand von Geist und Leben“, S. 149.

³⁹ Martin Walser bezweifelt den ironischen Gehalt der Werke von Thomas Mann. Er wirft seinen Figuren die Exzentrizität und den scheinbaren Charakter ihrer Krisen vor. Die ironischen Protagonisten par excellence will er in den Geschöpfen von Franz Kafka und Robert Walser erblickt haben. Sie schufen Helden, die sich dem Zwang der Verhältnisse ohne Widerspruch aussetzen. Ihre äußere Bejahung und Mangel an Reflexion über die gestörten Verhältnisse, die sich ihrer bemächtigen, erzielen mehr Wirkung bei dem Leser, als die – wenn auch nur dezent – explizit enthaltene Kritik. Vgl.: Schubarth: *Ironie in Institutionen*, S. 101ff.

- Behler, Ernst: *Klassische Ironie, romantische Ironie, tragische Ironie. Zum Ursprung dieser Begriffe*, Darmstadt 1981.
- Booth, Wayne C.: „Ironieprobleme in der älteren Literatur“, in: Hass, Hans-Egon; Mohrlüder, Gustav-Adolf (Hg): *Ironie als literarisches Problem*, Köln 1973, S. 57-63.
- Behler, Ernst: *Ironie und literarische Moderne*, Paderborn 1997.
- Böckmann, Paul: „Der Widerstreit von Geist und Leben und seine ironische Vermittlung in den Romanen Thomas Manns“, in: Schaefer, Albert (Hg): *Ironie und Dichtung. Sechs Essays von Beda Allemann, Ernst Zinn, Hans-Egon Hass, Wolfgang Preisendanz, Fritz Martini, Paul Böckmann*, München 1970, S. 143-171.
- Hutcheon, Linda: „Ironia, satyra, parodia – o ironii w ujęciu pragmatycznym“, in: Głowiński, Michał (Hg): *Ironia*, Gdańsk 2002, S. 165-190.
- Japp, Uwe: *Theorie der Ironie*, Frankfurt am Main 1983.
- Kerbrat-Orecchioni, Catherine: „Ironia jako trop“, in: Głowiński, Michał (Hg.): *Ironia*, Gdańsk 2002, S. 109-143.
- Kohvakka, Hannele: *Ironie und Text: zur Ergründung von Ironie auf der Ebene des sprachlichen Textes*, Frankfurt am Main 1997.
- Root, John G.: „Ironischer Stil bei Thomas Mann“, in: Hass, Hans-Egon; Mohrlüder, Gustav-Adolf (Hg): *Ironie als literarisches Problem*, Köln 1973, S. 229-239.
- Schubarth, Bettina: *Ironie in Institutionen: die Reflexion gesellschaftlichen Wissens im ironischen Sprechen*, München 2001.
- Schumacher, Eckhard: „Die Unverständlichkeit der Ironie“, in: Bohrer, Karl Heinz (Hg): *Sprachen der Ironie – Sprachen des Ernstes*, Frankfurt am Main 2000.
- Sperber, Dan; Wilson, Deirdre: „Ironia a rozróżnienie między użyciem a przywołaniem“, in: Głowiński, Michał (Hg): *Ironia*, Gdańsk 2002, S. 75-108.
- Stojanović, Dragan: *Ironie und Bedeutung*, Frankfurt am Main 1991.

Schlüsselwörter

Semantik und Geschichte der Ironie, R. Musil, T. Mann

Abstract

This article attempts to introduce a literary-cultural phenomenon of irony. The first part defines the semantics of the irony with particular reference to the positive and negative potential, which is sometimes attributed to this linguistic phenomenon. What is essential to consider, is the irony in the context of hermeneutical processes.

The second part attempts to characterize the three main ‘ironic eras’: ancient irony (personified by Socrates), Romantic irony and modernist irony, and describes the most important elements that constitutes them. Each of these three cases differ in terms of the objectives and functions of the phenomenon of ironic speech.

The last part of the article introduces the specificity of the irony of Robert Musil and Thomas Mann, both regarded as outstanding authors, who consistently and deliberately created their literary worlds, with a great expend of irony.

Keywords

Semantics and History of Irony, R. Musil, T. Mann

Schema und Einfall. Zum literarischen Muster in Christoph Simons Romanen

1. Einleitendes

Es gibt Fragestellungen, deren toposartiges Erörtern im Zusammenhang der deutschschweizerischen Literatur einerseits inflationär, andererseits müßig anmutet. Hierzu gehören Lamenti über das Ende der *FrischundDürrenmatt*-Ära, die beschworene Enge des kleinen Berglandes und – last, not least – die Suche nach dem schweizerischen Identitätsmarker. Im Vorwort zur Anthologie mit kurzen Texten von 23 Autoren und Autorinnen (allesamt geboren in den 60er und 70er vorigen Jahrhunderts) äußern die Herausgeber – zwar nur versuchsartig und spielerisch – eine Vermutung, die jedoch angesichts des bescheidenen Forschungsstands sowie der veränderten Schaffens- und Rezeptionsbedingungen im Zeitalter der Medien-Wirklichkeit vorerst gelten kann: „Vielleicht besteht der gemeinsame Nenner der jungen deutschsprachigen Schweizerliteratur darin, immer wieder mit ebendieser Frage nach ihrem gemeinsamen Nenner konfrontiert zu werden.“¹ Parallelsieren und Systematisieren, ohnehin von der Literaturwissenschaft gern betrieben, lassen umso verlässlichere Erkenntnisse gewinnen, als die beiden Verfahren auf Beiträge zu einzelnen Kulturschaffenden zurückgreifen, die schriftstellerischen Signaturen der Individuen mit einbeziehen können.

Beachtet man die Thesen von Pia Reinacher zur Besonderheit der jüngsten Schweizer Literatur und ihrer Autoren², so entsprechen die Texte des Berner Autors (Jahrgang 1972) durchaus dieser Interpretationsfährte. Zugegebenermaßen: Seine Selbstinszenierungsstrategie – realisiert in Interviews und wohl in erster Linie auf dem Literaturblog³ – gibt einem biographistisch angelegten Deutungsmuster genug Nährstoff. Dies hier zu leisten würde – außer der methodischen Fragwürdigkeit – heißen, dass man gewissermaßen offene Türen einrennt. Da Simons Texte aus der literaturwissenschaftlichen Perspektive bisher völlig ignoriert worden sind, kann hier vom Forschungsstand keine Rede sein. Auch aus diesem Grund erachte ich es für zweckmäßig, sowohl der ‚Was‘-Ebene, als

¹ Paschedag, Andreas/Sorg, Reto: *Swiss Made. Vorwort*, S. 7, in: Paschedag, Andreas; Sorg, Reto (Hg.): *Swiss Made. Junge Literatur aus der deutschsprachigen Schweiz*, Berlin 2001, S. 7-9.

² Pia Reinacher nennt in diesem Zusammenhang u. a. folgende Aspekte: Verschwinden des Interesses an der Schweiz (Landesgrenzen als Archaismus), fehlende Politisierung der Literatur als mögliche Folge von Verweigerung und Übersättigung, entspannte Individualität, Selbstlan- cierung, Rückwendung ins Private, Beschränkung auf eigene Biographie, Literatur als nur eine (unter vielen anderen) Ausdrucksmöglichkeit. (Vgl. Reinacher, Pia: *Je Suisse. Zur aktuellen Lage der Schweizer Literatur*, München-Wien 2003, S. 7-65.)

³ Vgl. <http://literaturblog.kaywa.ch/christoph-simon/index.html> (letzter Zugriff am 15.08.2008).

auch der ‚Wie‘-Ebene der Romane gebührend Beachtung zu schenken. Im Folgenden wird es darauf ankommen, sich dem Romanwerk⁴ des Berner Autors schrittweise anzunähern. Wenn man bedenkt, dass die Art und Weise der erzählerischen Vermittlung im Wesentlichen die Bedeutung des Erzählten determinieren, so legt dies folgende Reihenfolge der zu behandelnden Aspekte nahe:

- a) Fokus auf der Ebene der Darstellung: Hinterfragt werden die Spezifika der Erzählfiguren (-instanz). In den Blickpunkt geraten die Erzählstruktur, der Standort des Erzählers sowie die Erzählperspektive.
- b) Fokus auf der Ebene des Dargestellten: Im Mittelpunkt des Interesses stehen der Aufbau und die Motivierung der Figuren – des Schelms Franz Obrist und anderer Akteure. Beachtet werden auch signifikante Figurenkonstellationen.
- c) Analyse der Komik als Verknüpfungsstelle zwischen der ‚histoire‘- und der ‚discours‘-Ebene

2. Erzählstruktur: Protokollieren und (Meta-)Erzählerische Abstinenz

Nimmt man den ersten und den dritten Roman von Christoph Simon unter die Lupe, so wird schon mit den Titeln der Texte angedeutet, dass sie Vieles verbindet. In beiden Fällen handelt es sich um eine autodiegetische Erzählung, in deren Zentrum eine und dieselbe Figur steht. Franz Obrist – im Erstling ein von adoleszenten Problemen geplagter Gymnasiast – wird in der Fortsetzung der Geschichte auf die Reise, die unmissverständlich als Selbst- und Glückssuche hingestellt wird, geschickt. Hier ist er fast schon dreißig Jahre alt und um Erfahrungen des Tagediebs und enttäuschte Liebe bereichert. Sowohl *Franz* als auch *Planet Obrist* zeichnen sich durch eine protokollartige Darstellungsweise aus, bei der die Fokussierung auf die Außenwelt des Protagonisten dominant ist. Dem Bericht des Ich-Erzählers haftet eine besondere Vorliebe für das sinnlich Wahrnehmbare bzw. Vorstellbare an. Auch bei den in den Erzählfluss eingeflochtenen Analepsen handelt es sich in erster Linie um eine nachträgliche Vergegenwärtigung von konkreten Situationen und Geschehnissen, ohne dass sie reflexiv ausgewertet und ins Jetzt der Erzählung zurückgeholt werden. Der Momenthaftigkeit des (Er)Lebens entspricht auf der Darstellungsebene die Beiläufigkeit und erzählerische Verhaltenheit. Nichts wird wirklich fixiert; das Fokussierte gleitet schnell vorüber und bekommt somit den Anschein des Impressionistischen. Der Minimalismus der Erzählweise schließt jedoch keineswegs Lust am Beobachten und Nennen aus, wobei das Genannte nicht ergründet und erzählerisch ausgeformt wird, sondern **lediglich** genannt. Wenn man sich das qualitative und quantitative Verhältnis des Gesagten zum Nicht-Gesagten bzw. zum nur Angedeuteten vor Augen führt, so wird die Strategie der Ich-Figur erkennbar: Das

⁴ Gemeint sind seine drei Romane: *Franz oder Warum Antilopen nebeneinander laufen* (2001), *Luna Lena* (2003) und *Planet Obrist. Ein Schelmenroman* (2005), die im Züricher bilgerverlag erschienen sind. Im Folgenden werden die Zitate mit entsprechend *Franz*, *Luna Lena*, *Planet Obrist* und mit Seitenangabe angeführt.

Wichtige sticht durch Knappheit oder gar durch sein Nicht-Nennen hervor. Anders ausgedrückt: Erzählerische Akzente (Prioritäten) werden ex negativo gesetzt; als besonders relevant soll das erscheinen, was nicht gesagt bzw. nur nebenbei erwähnt wird. Zur Veranschaulichung sei an dieser Stelle jeweils eine Textpassage aus den beiden Franz Obrist-Romanen angeführt. Als der Gymnasiast seine beste Freundin in die Handlung einführt, erfährt man einiges über ihren Charakter und Äußeres, die wichtigste Information kommt jedoch unerwartet und in einem Nebensatz vermittelt: „Im geheimen nannte ich Venezuela Seestern, weil ich natürlich in sie verschossen war, aber auch weil ich befürchtete, dass sie irgendwann einfach an der trockenen Luft zerscherbeln könnte.“ (*Franz*: S. 56.) Im Moment des großen Glücks, als der verschwundene Freund, der Dachs MC, wieder gefunden wird, heißt es: „Ich stecke wieder die Taschenlampe ins Loch, singe *Fressen im Frühling*. Dann, von ganz weit her, ein schwaches Fiepen. Bin sofort in einer ganz anderen Stimmung, in einer, die ich gern für mich behalten möchte.“ (*Planet Obrist*: S. 186.)

Wenn man in den beiden Romanen den Abstand zwischen dem Zeitpunkt des Erzählens und dem Zeitpunkt der Handlung vergleicht, unterscheidet er sich nur in formaler Hinsicht. In *Franz* wird im Präteritum erzählt, in *Planet Obrist* dagegen im Präsens. Für beide Texte gilt jedoch in ähnlichem Maße, dass das erzählende Ich mit dem erzählten Ich (beinahe) zusammenfällt. Während im Erstling nicht ersichtlich wird, wie die (mindestens zwei) formal anzunehmenden Positionen zu trennen wären⁵, so wird die Synchronie der Darstellung und des Dargestellten in *Planet Obrist* durch den Präsensgebrauch noch direkter unterstrichen. Eins lässt sich ohne weiteres konstatieren: Der Standort, von dem aus erzählt wird, bleibt gänzlich ausgespart. Durch diesen Umstand scheint auch die hier schon angesprochene protokollartige Erzählweise begünstigt zu werden. Der Bericht wird zwar durch Erinnerungen durchbrochen, es eignet ihnen jedoch wenig reflexives Potenzial und sie geben kein Zeugnis vom (dynamischen) Werdegang der Ich-Figur ab. Aus dem Fehlen der wahrnehmbaren Erzählerposition außerhalb des Erzählten ergibt sich der Mangel an auto- und meta-narrativen Reflexionen⁶. Der Erzählvorgang an sich wird nicht problematisiert und entzieht sich dem (bewussten) Zugriff der Hauptfigur. Nicht einmal der plötzliche, flüchtige Wechsel zur Du- bzw. zur Er-Erzählung – übrigens: ein bewährtes, narratives Mittel der Selbstbeschauung – birgt eine auto-reflexive Absicht in sich. Vielmehr fungiert er nur als eine spielerische Geste.

⁵ Den einzigen Hinweis auf den Standort des erzählenden Ich könnten seine Kommentare im Präsens liefern, die allerdings meistens in Klammern stehen und die Form theoretischer Sätze annehmen, deren Gültigkeit für den Protagonisten zeitlos bleibt. Um einige Beispiele anzuführen: „Ich bin nicht besonders scharf auf Arbeit, es stimmt.(...) (Es ist wichtig, die Dinge unverklärt zu sehen.) (...) (Wir essen immer aus dem Ofen.)“ (*Franz*: S. 46, 105, 149.) Somit wird erkennbar, dass hier keine Reflexionsebene eröffnet wird, die eine andere, als nur eine rein formale, durch das Erzähltempus aufgezwungene Trennung zwischen dem erzählenden und dem erzählten Ich nahe legen würde.

⁶ *Planet Obrist* ist dagegen reicher an Reflexionen des Ich-Erzählers auf sein Leben, die sich jedoch insofern nicht von der Darstellung abheben, als ihnen eine begleitende und affirmative Funktion zukommt.

Vernachlässigt man zeitweilig die erzähllogischen Konsequenzen, die aus der Tatsache resultieren, dass *Luna Llena* eine heterodiegetische Erzählinstanz hat, so stellt sich heraus, dass der zweite Roman von Christoph Simon nicht wesentlich anders narrativ zusammengesetzt wird, als dies in den Franz Obrist-Geschichten der Fall ist. Auch hier liegt der erzählerische Fokus auf dem äußerlichen Beschreiben, auch hier fehlt es an (auto-)reflexiven Eingriffen der Erzählinstanz. Um sich der Spezifik der Darstellung bewusst zu werden, wirft sich die Frage nach ihrem Modus auf, als Erstes – nach der Perspektivierung der vermittelten Geschichte.⁷ Beim näheren Hinsehen erweist sich allerdings, dass man hier auf Schwierigkeiten stößt. Einerseits wandert der erzählerische Mittelpunkt des Interesses von Figur zu Figur, andererseits lässt dies keineswegs die Rede von variablen internen Fokalisierung zu. Es handelt sich also durchgehend um eine nicht fokalisierte Erzählung, wobei zu beachten ist, dass die Erzählinstanz nicht als allwissend im Stanzelschen Sinne bezeichnet werden kann. Sie enthält sich der Einmischungen und ihr Wissen geht nicht über den Erfahrungshorizont der Figuren hinaus. An dem Letztgenannten soll jetzt angesetzt werden: Vieles spricht dafür, einen (behelfsmäßig personifizierten – warum nicht) Kollektiv-Erzähler⁸ als die Stimme der Erzählung anzunehmen. Demzufolge besteht sein erzählerisches Bewusstsein (dies als Konsequenz der „Personifizierung“) aus der Summe der um die Gelateria Luna Llena versammelten Figuren mit ihren Innenwelten. Die These vom Kollektiv-Roman lässt sich durch zahlreiche Textbelege stützen:

In den Neunzigerjahren hatte sich das Luna Llena zum Sammelplatz im Breitenrain für allerlei geistreiche und weniger geistreiche Schöpfungen entwickelt: für Stempelbrüder, Strauchdiebe, Klatschweiber, Provinzintellektuelle, Kloträumerinnen, Frevler, Zimtzicken, Exmänner, Hafturlauber (...)

Mit Kurt irgendwohin zu gehen, selbst wenn er ein klares Ziel vor Augen hatte, bedeutete immer einen Zickzackkurs durchs ganze Quartier. Sie gingen die Flurstrasse hinunter (...)

Zwischen Weihnachten und Silvester hatte das Luna Llena geöffnet, ohne sich jedoch grosser Kundschaft rühmen zu können. Wer wollte jetzt schon Erdbeereis? Lieber stapfte man in Stiefeln und mit Ohrwärmern durch Schneematsch und löste in Apotheken Geschenkgutscheine ein.

(*Luna Llena*: S.33, 82, 98.)

Wenn man bedenkt, dass der eigentlichen Romanhandlung eine Art Exposition vorgeht, in der die Figuren gesondert dargestellt und mit Ausdrücken charakterisiert werden, auf die man später immer wieder (im Wortlaut) im Erzähltext stößt, so scheint dies – außer den Komikeffekten – auch die „Existenz“ eines Kollektiv-Erzählers zu begründen. Tatsächlich übersteigt der Wahrnehmungshorizont der Erzählinstanz stets die Sicht der einzelnen Figuren, er bleibt jedoch auch immer dem Wissen verhaf-

⁷ Hierzu folge ich der Differenzierung von Gérard Genette. (Vgl. Martinez, Matias/Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2007 (7. Aufl.), S. 63-67.)

⁸ Dies steht nicht im Widerspruch zum Befund, dass hier eine heterodiegetische Erzählung vorliegt. De facto ist der Kollektiv-Erzähler keine anthropomorphe Entität und nicht als eine Figur in der erzählten Welt vorhanden.

tet, dessen Quelle man innerhalb (und nicht außerhalb) der Gelateria-Welt – mit den sprachlichen und charakterlichen Besonderheiten ihrer Akteure – zu suchen hat.

3. Schelmentum und Figuren-Ensemble

Wie die Beiträge aus dem Sammelband *Das Paradigma des Pikaresken*⁹ belegen, gibt auch heute der Schelm, der Pikaro ein kulturell tragfähiges Modell ab, mit dem das Verhältnis 'Individuum versus Gesellschaft' ästhetisiert werden kann. Franz Obrist – die zweifelsohne wichtigste literarische Figur von Christoph Simon – wird in beiden Romanen, in denen er gleichzeitig als Erzähler und handelnder Protagonist auftritt, als ein Nichtstuer konzipiert, dessen Interesse hauptsächlich dem Nächstliegenden und dem Oberflächlichen gilt. Bevor jedoch sein Schelmentum zur Diskussion steht, sollen Unterschiede im Aufbau der Figur und in milieubedingten Faktoren bedacht werden, die den beiden Texten zu entnehmen sind. Der jugendliche Gymnasiast ist ein Einzelgänger, der es beherrscht, (vorwiegend schulische) Probleme – auch wenn sie vermeidbar sind – heraufzubeschwören. Gleichzeitig sieht er in der Schule eine Art Halt; sie ist das vertraute Terrain seiner Streiche und der Garant seiner übermutigen Lebensweise. Zu Hause herrschen desolante Verhältnisse; die satirisch karikierten Eltern und besonders der unmündige Vater haben kein Verständnis für ihn: „«Franz, sieh mich an, warum tust du das deiner Mutter an?»“ (*Franz*: S. 137.) Der Ich-Erzähler versucht ein sorgenfreies Leben zu führen, in dem das Bestehen und der Genuss der herbeigewünschten, angenehmen Augenblicke zum obersten Ziel erhoben werden. Schon am Anfang des Romans wird dem Leser Einblick in die Welt der Hauptfigur gewährt:

Ich war Gymnasiast und kiffte. Ich kam aus dem Kiffen gar nicht mehr heraus, und wenn ich nicht gerade eine Socke missbrauchte, die Klasse wiederholte oder bei den Eltern im Lerchenfeld das Bewusstsein verlor, dann kiffte ich: auf dem Radweg zum Gymnasium, in den dunklen Ecken der Fahrradeinstellhalle, im Holunderbusch (...)
(*Franz*: S. 9.)

Es ist keine Frage des Zufalls, dass gleich im ersten Satz des Textes, im selben „erzählerischen“ Atemzug die Qualitäten – Gymnasiastsein und Marihuanakonsum – genannt werden. Denn dadurch definiert sich im Wesentlichen die Stellung der Erzählfigur in der erzählten Welt. Der exzessive, die Handlung wie ein roter Faden durchziehende, Marihuanakonsum gibt einen Hintergrund ab, der auf zwei wichtige Konstituenten der Hauptfigur potenziert hinweist: Egomanie und Hedonismus.¹⁰ Die Welt des Gymnasiasten dreht sich um sein konstantes Bedürfnis nach Ruhe, nach Abwesenheit von Pflichten und Kummer: „Man braucht nicht viel zum Glückhsein: ein Versteck, gutes Gras, ein Selbstgespräch und das Versprechen, dass alles bleibt, wie es ist.“ (*Franz*:

⁹ Vgl. Ehland, Christoph/Fajen, Robert (Hg.): *Das Paradigma des Pikaresken*, Heidelberg 2007.

¹⁰ Einen umfassenden Überblick über die Intentionen der einschlägigen Autoren und ihrer Figuren sowie die Wirkung von Cannabis bietet die Monographie von Stephan Resch. (Vgl. Resch, Stephan: *Provoziertes Schreiben. Drogen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, Frankfurt am Main 2007. Siehe hierzu: S. 129-170.)

S. 13.) Der oben angesprochene Hedonismus beschränkt sich freilich auf das Festhalten und das Hinauszögern der kleinen Glücksmomente – er ist daher minimalistischer Prägung. Einer ähnlichen Motivierung entspringen Bemühungen des Protagonisten, seinen Rauswurf aus dem Gymnasium rückgängig zu machen. Es gilt, in das vertraute Milieu zurückzukehren und sich dem Neuen zu versperren. In *Planet Obrist* verhält es sich dagegen, was die Ausgangssituation und die Motivierung der Hauptfigur angeht, anders. Franz' Mutter lebt nicht mehr, er hat einen Selbstmordversuch hinter sich und seine Liebe – Venezuela – hat ihn für einen Anderen verlassen. Der Leser erfährt außerdem, dass die Jahre nach dem bestandenen Abitur keine Integration des Protagonisten in die Erwachsenenwelt gebracht haben. Franz ist und bleibt ein Tagedieb; er gelangt aber an dem Lebenspunkt, wo der Schritt ins Neue gewagt werden muss:

Wenn ich jetzt weggehe, versuche ich dem Zufall, der glücklichen Fügung, so weit wie möglich den Weg zu ebnen. Weil ich mich im Grunde nicht noch einmal umbringen möchte. Oder ich versuche zum ersten Mal in meinem Leben in einer Gesellschaft zu sein, die ich noch gar nicht so richtig kenne – meine eigene. (*Planet Obrist*: S. 10.)

Das schon etwas abgenutzte, literarische Motiv der Glücks- und Selbstsuche soll auch hier zum Tragen kommen. Wenn man den älteren Franz mit dem jüngeren Gymnasiasten vergleicht, so fällt bei der Hauptfigur in *Planet Obrist* eine gewisse Melancholie und mehr Neigung zum Erinnern auf. Dies wirkt sich allerdings nicht auf die Lebensphilosophie des Protagonisten aus. Vielmehr werden seine Egomane und Freude am Sinnlichen noch intensiviert. Diesmal sind es viele Frauen, deren Aufmerksamkeit und Sexualität Franz mit Glück erfüllen, denn – so eine von ihnen: „Im Grunde heißt Glücklichsein doch nichts anderes, als es sich so einzurichten, dass man möglichst zufrieden ist“ (*Planet Obrist*: S. 156f.) Dieser Satz könnte (sollte) eigentlich dem jungen Mann in den Mund gelegt werden.¹¹

In der Forschungsliteratur zum Phänomen des Pikaresken wird von einer Reihe teilweise unterschiedlichen Referenzbereichen entspringender Merkmale ausgegangen, mit denen das Sammelbecken „Schelmentum“ gefüllt wird. Versucht man etwa hinreichende oder gar notwendige Merkmale herauszustellen, die einen Schelmenroman ausmachen, gerät man leicht in Erklärungsnot. Ohne die einschlägige Diskussion hier aufnehmen zu können, lässt sich wohl konstatieren, dass das Pikareske primär an der Figur des Schelms festgemacht wird.¹² Beachtet man dazu, dass diese Figur meistens zugleich ein Ich-Erzähler ist, so markiert dies die Schnittstelle zwischen der ‚discours‘- und der ‚histoire‘-Ebene. Trotzdem scheint es mir, dass der erzählten Welt, der Ebene des Dargestellten ein gewisser Mehrwert zugeschrieben wird – nicht zu-

¹¹ Was auch später tatsächlich – auf Seite 204 – nahezu wörtlich passiert. (Vgl. *Planet Obrist*: S. 204.)

¹² Ähnliches schwingt auch in den Worten von Claudia Erhart-Wandschneider mit, wenn sie ihre Arbeit wie folgt abschließt: „Und so muß auch zum Schluß die einzige – nur scheinbar tautologische – Feststellung lauten: Der moderne Schelmenroman ist ein Roman, in dessen Mittelpunkt ein Schelm steht.“ (Erhart-Wandschneider, Claudia: *Das Gelächter des Schelmen: Spielfunktion als Wirklichkeitskonzeption der literarischen Schelmenfigur; Untersuchungen zum modernen Schelmenroman*, Frankfurt am Main 1995, S. 273.)

letzt, weil der Schelm in der abendländischen Kultur – und zwar als ihr kritisches Spiegelbild – verbürgt ist. Von diesem Hintergrund aus sei der Fokus auf die beiden Romane mit Franz Obrist als Hauptfigur gerichtet. Als Bezugspunkt eignet sich das bewährte, wirkungsreiche Set von Merkmalen von Claudio Guillén, wie es in der Einleitung des hier schon erwähnten Sammelbandes von den Herausgebern hervorgehoben wird.¹³ Der Blick auf die Ebene der Geschichte rechtfertigt die Rede von pikaresken Elementen: Der Protagonist ist ein ‘halber Außenseiter’, seine Zugehörigkeit zur Gesellschaft hat einen Scheincharakter und gründet auf dem Bedürfnis nach Glück, Liebe und Freundschaft. Der pseudo-autobiographische Charakter – als ein weiteres Moment des Pikaresken – wird hier freilich durch die zeitliche Nähe der Darstellung zum Dargestellten unterlaufen. Das Materielle und das Körperliche dominieren die Handlung: Das Leben der Hauptfigur dreht sich um alltägliche, elementare Dinge wie Essen, Geld oder Sex. Der starke Bezug zur Gegenwart – sichtbar u. a. an den enzyklopädisch anmutenden Einlagen – gilt als typisch für pikareske Welt. Hinzu kommt noch die Vielfalt der Schauplätze und der Milieus, die der Schelm – als Beobachter – wahrnehmen kann. Darüber hinaus scheint auch die episodenhafte Form der Franz Obrist-Geschichten dem Pikaresken zu genügen. Es können an dieser Stelle noch weitere Bestimmungsmomente angegeben werden, die sich in Christoph Simons Romanen herausfiltern lassen: das Motiv der problematischen Kindheit, Pragmatismus, Mimikry, das Ende im Roman als ironische Nachahmung der Muster des Bildungsromans – um auf einige relevante Handlungskonstituenten hinzuweisen.¹⁴ Dennoch drängt sich beim Leser der Eindruck auf, dass es hier mit dem Pikaresken seine besondere Bewandnis hat. Problematisch erscheint der gesellschaftskritische Ansatz im Roman. Die selbst unideologische Schelmfigur gilt als Spiegelbild der Gesellschaft und demaskiert somit die Fragwürdigkeit ihrer Normen und Werte – so das Grundmuster der pikaresken Texte.¹⁵ Für Franz stellt die äußere Welt mitnichten ein bedrohliches, das Individuum unterminierende Potenzial dar. Symptomatisch hierfür sind die Reflexionen des Gymnasiasten, als der Pädagoge Jan Pulver sich für ihn bei der Anhörung vor der Erziehungsdirektion einsetzt: „Wie kann ich diesen irren Kerl dazu bringen, mich nicht von allem weisswaschen zu wollen? Es war *meine* Scheisse. Es kam mir keine «Gesellschaft», kein «System» in die Quere – ich besorgte das alles. Das hatte ich seit jeher so gehalten.“ (Franz: S. 172.) Prinzipiell lässt sich behaupten, dass der Protagonist mit einer Welt konfrontiert wird, die nicht bedrohlich, sondern eher harmlos anmutet.¹⁶ Gleichwohl wird diese Welt mit ihren sozialen Konventionen

¹³ Vgl. Ehland, Christoph/Fajen, Robert: *Einleitung*, S. 12f, in: Ehland, Christoph/Fajen, Robert (Hg.): *Das Paradigma des Pikaresken*, Heidelberg 2007, S. 11-21.

¹⁴ Siehe dazu: Schöll, Norbert: *Der pikarische Held. Wiederaufleben einer literarischen Tradition seit 1945*, S. 304-307, in: Koebner, Thomas (Hg.): *Tendenzen der deutschen Literatur seit 1945*, Stuttgart 1971, S. 302-321.

¹⁵ Vgl. Erhart-Wandschneider, Claudia: *Das Gelächter des Schelmen: Spielfunktion als Wirklichkeitskonzeption der literarischen Schelmenfigur; Untersuchungen zum modernen Schelmenroman*, Frankfurt am Main 1995, S. 178f.

¹⁶ Zurückzuführen ist dies weniger auf die Ebene der ‚histoire‘ als auf die Besonderheit der erzählerischen Vermittlung, d. h. auf die Ebene des ‚discours‘. Darauf wird im Weiteren noch eingegangen.

und Rollen (feste Arbeitsstelle, Vaterschaft, Monogamie etc.) zum Prüfstein für die sorgenfreie Unfähigkeit des Ich-Erzählers, sich in die Gesellschaft einzufügen. Wenn man die Unterscheidung von Claudia Erhart-Wandschneider beherzigt¹⁷, muss eine besondere Zwischenposition des Protagonisten herausgestellt werden: Franz Obrist ist weder ein Schelm (nicht im klassischen und nicht im modernen Sinne), noch lässt seine Innenwelt die Rede vom ‚innerlichen Helden‘ zu. Man wird der Figur wohl am ehesten gerecht, wenn man Zuflucht zum Phänomen der Postmoderne nimmt. Carsten Gansel attestiert postmodernen Adoleszenzromanen das Schwinden des Interesses an den Identitätsfragen: „Die Figuren sind nicht mehr auf dem Weg zu sich selbst oder einer festen Identität, vielmehr geht es um die immer wieder neue Suche nach Erlebnissen.“¹⁸ Daher trifft auf Franz zu, dass er für einen postmodernen, (post)adoleszenten Schelm steht. Auch in *Luna Llena* wird mit Felix Bodmer – dem Müßiggänger, Schmarotzer und Frauenhelden – eine Figur mit pikaresken Zügen dargeboten. Damit sei der Übergang zu weiteren Fragestellungen hergestellt.

Zum Wesen der Figuren in Simons Romanen lässt sich im Allgemeinen bemerken, dass ihren gemeinsamen Nenner das Defizitäre bildet. Es sind „kleine“ Menschen, vorwiegend Randexistenzen, deren soziale Ausgrenzung durch Liebe, Freundschaft oder evtl. Schreiben kompensiert werden soll. Individualität und Originalität sind entscheidende Kategorien – so Fotis Jannidis –, die herangezogen werden, um literarische Figur(en) als Charakter oder als Typus bezeichnen zu können.¹⁹ Obwohl hier historisch-kulturelle Wahrnehmungsschemata mitspielen und folglich ihre Variabilität zu bedenken ist, sei – um mit Fotis Jannidis zu sprechen – herauszustellen:

Ein Charakter verfügt über mehr Merkmale als ein Typus. Diese Merkmale lassen sich nicht nach einem einfachen Schema ordnen, ja Individualität ist geradezu mit der Widersprüchlichkeit der Merkmale verbunden. Außerdem ist der Charakter in gewissen Grenzen veränderlich, ja er muß sich aufgrund der Erfahrungen verändern, die er macht, sonst ist er ein Typus.²⁰

Bezieht man das Obige auf die Figurengestaltung in den diskutierten Romanen, so ist Folgendes festzuhalten: Die statische Konzipierung und Eindimensionalität der Figuren lassen sie als fixierte Typen erscheinen. Darüber hinaus unterliegen ihr Wesen und Funktion einem Bedeutungsschema, das wiederum dem episodentartigen Handlungsverlauf untergeordnet ist. Als Handlungsträger verkörpern sie ste-

¹⁷ „Während der innerliche Held lediglich sich selbst in jeder Weise als konfliktbeladen empfindet, ist der Schelm primär nicht mit seinen persönlichen Nöten und Sorgen beschäftigt, sondern er fängt gesellschaftliche Konflikte auf und demonstriert sie anhand seiner Figur.“ (Erhart-Wandschneider, Claudia: *Das Gelächter des Schelmen: Spielfunktion als Wirklichkeitskonzeption der literarischen Schelmenfigur; Untersuchungen zum modernen Schelmenroman*, Frankfurt am Main 1995, S. 266.)

¹⁸ Gansel, Carsten: *Moderne Kinder- und Jugendliteratur: ein Praxishandbuch für den Unterricht*, Berlin 1999, S. 122.

¹⁹ Vgl. Jannidis, Fotis: *Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie*, Berlin/New York 2004, S. 103.

²⁰ Ebenda, S. 103.

reotype, stark vereinfachte Varianten des Habitus, wobei ihnen ausnahmslos das Gleiche vorschwebt: Glückssuche. Aus diesem Grund können sie mit nur wenigen Bezeichnungen/Attributen prägnant beschrieben werden. Um einige Beispiele aus drei Texten anzuführen: (*Franz*) Anton Rambo Riedel – der einfältige und trottelhafte Klotz, Johann Giorgio Ferri – der dicke Möchtegern-Dichter, (*Luna Llana*) Kurt König – der sentimentale Menschenfreund, Jost Matter – der dümmliche, verliebte Bodybuilder, (*Planet Obrist*) Liebschaften von Franz – die Naive, die Realistin, die Enttäuschte, die Eifersüchtige, die Scurrile.

Als letzten relevanten Anhaltspunkt für das Muster in der Figurenkonstellation²¹ ist auf das strukturbestimmende Prinzip der Erzählungen hinzuweisen: Es handelt sich um Kontrastfiguren, die zugleich (paradoxaerweise) als Komplementärfiguren fungieren. Sie konstituieren sowohl die Handlungsebene der Texte, als auch kommt ihrem gegenseitigen Verhältnis eine bedeutungsgenerierende Funktion zu. In *Franz* wird eine derartige Struktur auf der Achse Franz Obrist ↔ der Hauswart Hüseyin Eryilmaz angesetzt. Dabei werden hier symbolisch zwei Laster verkörpert und gegeneinander ausgespielt: ‚Drogenkonsum‘ (Marihuana) versus ‚Alkoholsucht‘. An der Freundschaft der beiden Figuren entzündet sich implizit der Streit um die Überlegenheit (im Sinne einer besseren Verträglichkeit) der einen, im Vergleich zu der anderen Droge. Obwohl der Hauswart schließlich an den Folgen seiner Sucht stirbt, werden ausgerechnet ihm gut gemeinte, ernste Ratschläge für die Zukunft von Franz Obrist und Johann Giorgio Ferri in den Mund gelegt. Die an sich verblüffend zutreffenden Weisheiten des Trinkers auf dem Sterbebett werden allerdings durch den Gymnasiasten humoristisch auf den Zustand des Alkoholentzugs zurückgeführt und daher verharmlost und relativiert. (Vgl. *Franz*: S. 97.) Der Einfall mit dem sprechenden Dachs – in *Franz* durch den Drogenrausch verbürgt (vgl. *Franz*: S. 74.) und lediglich ausprobiert – avanciert in *Planet Obrist* zur handlungsprägenden Konstituente. Auf der Achse Franz Obrist MC der Dachs spielt sich das Spannungsverhältnis ‚Phantasie‘ versus ‚Realität‘ ab. Das sprechende Tier begleitet den Ich-Erzähler auf der Reise und – als eine Art „Stimme der Vernunft“ – kommentiert kritisch seine Absichten und Entschlüsse. Mit dem wiederholten, expliziten Nennen der Absurdität bzw. Verträumtheit in Bezug auf Franz wird insofern die Fiktion der Romanhandlung durchbrochen, als die wahrscheinliche Wertung der Hauptfigur durch den Leser an eine andere Figur – den Dachs – delegiert wird. Zuletzt sei der Blick auf die erzählte Welt in *Luna Llana* gerichtet: Die Geschwister König – Rahel und Kurt – sind Besitzer der Gelateria – des Knotenpunkts der Handlung. Dabei stecken sie als Geschwisterpaar zwei gegensätzliche Pole der Weltanschauung und der Umgangsformen ab. Rahel steht für Egoismus, Pessimismus und Menschenfeindlichkeit, Kurt dagegen für Altruismus, Optimismus und Menschenfreundlichkeit. Zusammen genommen runden sie durch ihren in extremer Weise gezeichneten, „habituellen“ Abstand das Gesamtbild der bizarren Figuren-Typen um die Gelateria Luna Llana ab.

²¹ Vgl. ebenda, S. 107.

4. Das Komische als Schema und Einfall

Bisher wurde im vorliegenden Beitrag der Stellenwert des Komischen ausgespart, was jedoch nicht darüber hinwegtäuschen soll, dass ihm eine primäre Bedeutung zukommt. Seine verschiedenen Erscheinungsformen strukturieren im Wesentlichen den Aufbau der Romane. Um sich die Wirkung des Phänomens für die integrative Deutung der Texte zu vergegenwärtigen, sei an dieser Stelle ein kurzer Überblick über die wohl wichtigsten Modi des Komischen dargeboten:

- **Figurale Komik:** Es handelt sich hier um die den Figuren eigentümlichen Verhaltens- und Ausdrucksmuster, mit denen ihre fixierte Art frequent betont und bestätigt wird. Diese Erscheinungsform des Komischen ist sowohl der Ebene der Darstellung, als auch der Ebene der erzählten Welt inhärent. Folglich kann sie als ein strukturbildendes Schema der Romane angesehen werden. Um einige Beispiele anzuführen: „Ich steckte ausweglos fest, tat instinktiv das Falsche und zündete den Stummel an (...)“ (*Franz*: S. 18.) „Ich verlor mein Herz an eine waadtländische Tennisspielerin, die sich allerdings in normalen Kleidern als uninteressant erwies“ (*Planet Obrist*: S. 98.) Kurt spricht mit Fisch über seine dauernd launische Schwester: „«Sie hinkt», sagte Kurt nachsichtig. «Ihr rechtes Bein ist kürzer als das linke. Was würdest du an ihrer Stelle tun?» «Wahrscheinlich auch hinken.»“ (*Luna Llana*: S. 81.) Wenn man bedenkt, dass hier manchmal ein Moment der Pointe vorliegt, so wird die Erscheinungsform der figuralen Komik in solchen Fällen als Witz realisiert.²² Es finden sich auch Textstellen, in denen sich die figurale Komik mit der unten anzuführenden Komik der Wiederholung berührt: „Er schien darauf zu warten, dass ich frech wurde. Ich wurde frech.“ (*Franz*: S. 40.) „Ich stelle fest, dass ich nicht in Panik gerate, und dies erschreckt mich so sehr, dass ich sofort in Panik gerate.“ (*Planet Obrist*: S. 128.) Schließlich sind der figuralen Komik auch absurde – manchmal in Form der impliziten Ironie – Behauptungen zuzurechnen: „Meine Sorgen hatten ein Ende. Ich würde Betriebswirtschaft mit Musik wettmachen.“ (*Franz*: S. 76.)
- **Komik der Wiederholung/der wiederholten Variierung:** Sie betrifft in erster Linie die Ebene der Darstellung. So heißt es in *Franz*, als dem Protagonisten ein Dachs geschenkt wird:

Julian streichelte drauflos. Wir müssten den Dachs füttern und ihm einen Namen geben, meinte er.

Wir müssten ihn abrichten und ihm die menschliche Sprache beibringen, meinte ich.

Wir müssten vor allem seine Mutter rächen, meinte Venezuela.

Wir verliessen Lüthi-Brawands Garten. (*Franz*: S. 61.)

²² In Anlehnung an Helmuth Plessner heißt es bei Otto F. Best: „Es gelte im Auge zu behalten, daß Komik von der spezifischen Witzigkeit zu unterscheiden ist: Komik als solche hat keine Pointe. Ihr fehlt ein Mittel- und Angelpunkt, von dem die erheiternde Wirkung ausgeht. Wodurch die Pointe, als eigentlicher Träger der Witzigkeit, sich als das enthüllt, was am Witz das Witzige ist“ (Best, Otto F.: *Der Witz als Erkenntniskraft und Formprinzip*, Darmstadt 1989, S. 138.)

In *Planet Obrist* wiederholt der Ich-Erzähler fast im Wortlaut den Gedanken einer seiner Liebchaften: „Vielleicht bedeutet ein gutes Leben nichts anderes, als sich so einzurichten, dass man möglichst zufrieden ist.“ (*Planet Obrist*: S. 204.) Komische Effekte rufen auch die immer wieder motivisch wiederkehrenden, absurden Vorstellungen des Protagonisten vom zukünftigen Leben in der Mongolei hervor. Quantitativ betrachtet ist der Anteil der Wiederholungen in *Luna Llana* am eklatantesten. So werden etwa charakteristische Ausdrücke der Figuren anschließend durch den Erzähler – oder eben umgekehrt – gebraucht:

«Wie steht's mit dir, Jost? In Form?» fragte Fisch.

«Meine Geldmaschine ist in Form», antwortete Bodmer. (...)

«Ist Krautgasser hier?» fragte Bodmers Geldmaschine. (*Luna Llana*: S. 147.)

Eine so grosse Aufgabe machte ihn denn auch nervös.

«Ihr macht mich nervös», warf er Rahel und Fisch und allen anderen vor. (*Luna Llana*: S. 168.)

- Kontrastive Inadäquatheit als Mittel des Komischen: Es handelt sich um eine überraschende Dissonanz im ‚Was‘ der Darstellung. Als Franz den Verlust des Freundes hinzunehmen bereit ist, heißt es:

Nach fünf Wochen glaube ich nicht mehr, dass ich MC den Dachs jemals wieder sehen werde. Beim klassischen Konzert auf der Burg, zu dem ich Frau Černe eingeladen habe, male ich niederschlagen sein Bild auf das Programmheft. Und unterdrücke beim Geigen Solo mit Mühe und Not einen Furz. (*Planet Obrist*: S. 176.)

- Übertreibung: Sie wird an der Grenze zum Ironischen realisiert. So malt sich der Protagonist – nachdem er erfährt, dass seine Rückkehr ins Gymnasium erwirkt werden konnte – eine glückliche Zukunft aus und schließt die Ausführungen mit den Worten: „Ich richtete mich auf ein weiteres halbes Dutzend Jahre als Gymnasiast ein.“ (*Franz*: S. 174.)
- Situationskomik: Sie betrifft die Ebene des Dargestellten und bildet als Strukturprinzip das pragmatische Muster vieler – wenn nicht der meisten – Szenen.

An die oben auf den Plan gerufenen Szenen anknüpfend muss hier noch ihrem Aufbau Folgendes hinzugefügt werden: Der früher schon angesprochene episodentypische Charakter der Romane manifestiert sich u. a. in der Aneinanderreihung von szenischen Darstellungen, von komischen Situationen bzw. Gesprächen, die sich allerdings wie Show-Nummern mit Pointen ausnehmen, die stets auf den Überraschungseffekt angelegt und durch witzig-schlagkräftige Lakonik gekennzeichnet sind.

Keiner gesonderten Hervorhebung bedarf die interpretative Bedeutung der ironischen Bemerkungen. Da sie kein literarisch-ästhetisches (im Sinne des über die Wirkung einzelner Sätze hinausgehenden, modernen Vorbehalts oder der kritischen Absicht) Potenzial vermitteln, sondern „grob“, in praesentia realisiert werden, erinnern sie in ihrer Struktur (Pointe) an den Witz.²³

²³ Vgl. Allemann, Beda: *Ironie und Dichtung*, Unterjesingen-Tübingen 1956, S. 12.

Resümierend sei zu den Erscheinungsmodi des Komischen festgehalten: In den beiden Franz Obrist-Romanen wird das Komische in stärkerem Maße auf der Ebene der Darstellung verortet. Dies resultiert aus der Erzählform und der Erzählhaltung der Texte. Zieht man *Luna Llena* zum Vergleich heran, so scheint hier das Komische gleichmäßiger verteilt zu sein. Von besonderer Relevanz ist allerdings die sich aufdrängende Frage nach dem gemeinsamen Nenner des Komischen in Christoph Simons Romanen, nach dem ihm zugrunde liegenden Schema. Wolfgang Iser schickt seiner Ausführungen eine Art Bestandsaufnahme voraus, die sich aus meiner Sicht als geeigneter Ansatzpunkt eignet und daher hier weniger kritisch betrachtet und folglich angeführt wird:

Die Komik – so wissen wir aus ihrer Geschichte und zu einem nicht geringen Teil aus der Diskussion der Vorlagen des Colloquiums – ist vorwiegend über Oppositionsverhältnisse definiert worden. Der Kontrast von Einbildung und Realität, die Kollision von Normen sowie deren Verletzung, das Nichtigmachen des Geltenden sowie die plötzlich erscheinende Geltung des Nichtigen oder die Nivellierung des Verschiedenwertigen, aber auch weitertragende Formeln wie das Hereinholen des Ausgegrenzten als Bedingung einer sich entwickelnden Mehrsinnigkeit mögen paradigmatisch für die Vielfalt von Definitionen stehen, die das Phänomen des Komischen aus dem Widerspruch abzuleiten versuchen.²⁴

Zu klären bleibt angesichts des oben unterstrichenen Oppositionsverhältnisses seine Ausrichtung in den behandelten Romanen sowie die Frage, ob die Rede von einem durchgängigen Schema legitim ist. Die textuellen Evidenzen lassen tatsächlich auf ein im Wesentlichen konstantes (sowohl der Ebene der Darstellung, als auch der Ebene des Dargestellten eigenes) Schema des Komischen schließen. Es beruht auf der Gegenüberstellung, ja auf der Kollision von zwei verschiedenen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern entspringenden Perspektiven. Auf der einen Seite stehen das Soziale, das Gewöhnliche, das gesellschaftliche Normen Verkörpernde und das sprachlich wie auch kulturell verhaltensmäßig (stereotyp verbürgt) Akzeptierte. Auf der anderen Seite begegnet man dagegen den Figuren (allen voran Franz Obrist) mit ihrem Sinn für das Eigenartige, das Skurrile, das Materielle und das Oberflächliche. So dürfte es ersichtlich sein, dass hier das Defizitäre gegen das andere Defizitäre ausgespielt wird. Dabei wird das konstante Schema mit Hilfe der zahlreichen – sprachlichen wie auch inhaltsbezogenen – Varianten des gleichen Kontrastes ausgefüllt. Insofern lässt sich hier von der Poetik des Einfalls sprechen.

Ergänzungsbedürftig ist die früher erwähnte Konstatierung, dass die Ebene des ‚discours‘ zur Verharmlosung der erzählten Welt trägt, ja in erster Linie dafür verantwortlich zu machen ist.²⁵ Dies ergibt sich aus der quantitativen Dominanz der witzigen, pointenreichen Darstellungsweise in den Romanen. Wenn man sich vor Augen führt, dass auf der Ebene der ‚histoire‘ solche Inhalte wie Glückssuche, (post)moderne Suche nach neuen Erlebnissen, (vergangene) Liebe oder Freundschaft vermittelt

²⁴ Iser, Wolfgang: *Das Komische: ein Kipp-Phänomen*, S. 398, in: Preisendanz, Wolfgang/Warining, Rainer (Hg.): *Das Komische*, München 1976, S. 398-402.

²⁵ Siehe Fußnote Nr. 16.

werden, so werden die Signifikanz und die Überzeugungskraft ihrer Aussage durch die Ebene des ‚discours‘ unterlaufen. Ähnliches gilt auch für den gesellschaftskritischen Ansatz in den Texten. Auf der Ebene des Dargestellten wird er angedeutet, als Möglichkeit hingestellt – auf der Ebene der Darstellung dagegen nivelliert, durch die Leichtigkeit des Erzählens und die Effekthascherei zurückgenommen. Die Häufung der witzigen Kommentare sowie der komischen Szenen bewirkt, dass man als Leser nicht umhin kommt, die ästhetische Glaubwürdigkeit der Figuren und nicht zuletzt dieser Schreibweise kritisch zu hinterfragen. Damit gelange ich am letzten Punkt meiner Überlegungen.

Die Wertung ist bekanntlich wohl jeder literaturwissenschaftlichen Interpretation immanent. Dennoch: Wenn in diesem Beitrag stellenweise die Grenze zur Literaturkritik überschritten wird, so sei hier als Rechtfertigung angemerkt, dass die Romane des Berner Autors diesen methodischen Kurzschluss quasi aufzwingen. Es gibt noch weitere Fragen, die in diesem Kontext gestellt werden könnten. Etwa: Wird eine evidente Schwäche – wenn sie einer Figur zugeschrieben und explizit genannt wird – dadurch aufgehoben?²⁶ Für wen sind die Romane eigentlich geschrieben? Handelt es sich hier um Literatenliteratur oder eher um Unterhaltungsliteratur?²⁷ (Der Nachweis des zweiten Falls sollte allerdings erlauben, dass der ästhetische Wert zugunsten des Unterhaltungswerts suspendiert würde.) Die Beantwortung dieser – wie auch vieler anderen – Fragen wäre sicherlich erwünscht und aufschlussreich; sie steht jedoch auf einem anderen (noch unbeschriebenen) Blatt.

Primärliteratur

Simon, Christoph: *Franz oder Warum Antilopen nebeneinander laufen*, Zürich 2001.

Simon, Christoph: *Luna llena*, Zürich 2003.

Simon, Christoph: *Planet Obrist. Ein Schelmenroman*, Zürich 2005.

Sekundärliteratur

Allemann, Beda: *Ironie und Dichtung*, Unterjesingen-Tübingen 1956.

Best, Otto F.: *Der Witz als Erkenntniskraft und Formprinzip*, Darmstadt 1989.

Ehland, Christoph/Fajen, Robert (Hg.): *Das Paradigma des Pikaresken*, Heidelberg 2007.

Erhart-Wandschneider, Claudia: *Das Gelächter des Schelmen: Spielfunktion als Wirklichkeitskonzeption der literarischen Schelmenfigur; Untersuchungen zum modernen Schelmenroman*, Frankfurt am Main 1995.

²⁶ „Kurt legte eine grauenhafte, geradezu beängstigende Vorliebe für **Kitsch** an den Tag“ (*Luna llena*: S. 178.) [Hervorhebung: P.W.]

²⁷ Vgl. Zimmermann, Hans Dieter: *Trivialliteratur? Schema-Literatur!: Entstehung, Formen, Bewertung*, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1982 (2. Aufl.), S. 9-27.

- Gansel, Carsten: *Moderne Kinder- und Jugendliteratur: ein Praxishandbuch für den Unterricht*, Berlin 1999.
- Iser, Wolfgang: *Das Komische: ein Kipp-Phänomen*, in: Preisendanz, Wolfgang/Warning, Rainer (Hg.): *Das Komische*, München 1976, S. 398-402.
- Jannidis, Fotis: *Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie*, Berlin/New York 2004.
- Martinez, Matias/Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2007 (7. Aufl.).
- Paschedag, Andreas/Sorg, Reto: *Swiss Made. Vorwort*, in: Paschedag, Andreas; Sorg, Reto (Hg.): *Swiss Made. Junge Literatur aus der deutschsprachigen Schweiz*, Berlin 2001, S.7-9.
- Reinacher, Pia: *Je Suisse. Zur aktuellen Lage der Schweizer Literatur*, München-Wien 2003.
- Resch, Stephan: *Provoziertes Schreiben. Drogen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, Frankfurt am Main 2007.
- Schöll, Norbert: *Der pikarische Held. Wiederaufleben einer literarischen Tradition seit 1945*, in: Koebner, Thomas (Hg.): *Tendenzen der deutschen Literatur seit 1945*, Stuttgart 1971, S. 302-321.
- Zimmermann, Hans Dieter: *Trivialliteratur? Schema-Literatur!: Entstehung, Formen, Bewertung*, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1982 (2. Aufl.).
- <http://literaturblog.kaywa.ch/christoph-simon/index.html> (letzter Zugriff am 15.08.2008).

Czesława Miłosza portret pytaniami

Praca Andrzeja Franaszka *Miłosz. Biografia*¹ jest doniosłym wydarzeniem we współczesnej nauce o literaturze. Nie mieliśmy dotąd tak gruntownie, tak źródłowo (ponad dwa tysiące przypisów!) opracowanego dzieła o naszym nobliście, jak właśnie to opracowanie.

Biografia Franaszka jest dziełem wyjątkowym. Została opracowana na schemacie kalendarium życia i twórczości wielkiego poety, ale z naddanym dyskretnym komentarzem, wyposażonym w logiczne argumenty nad życiem i sprawami człowieka poddanego żywiołom własnej, tajemniczej egzystencji i ciśnieniu historii. Nie jest to książka łatwa. Andrzej Franaszek „zbierał materiały do tej biografii przez przeszło dziesięć lat – w Polsce i na Litwie, we Francji i w Ameryce“ – czytamy na skrzydełku okładki. W rezultacie otrzymaliśmy udokumentowaną opowieść o pisarzu, w której nie pomija się spraw trudnych i bolesnych, chociaż kiedy czytamy ją z pewną wiedzą o Miłoszu dostrzegamy niekiedy zbyt ugładzony nurt narracji ze szkodą dla pełności obrazu. Franaszek unika polemiki. On tylko zakreśla sferę wyostrenia pewnych spraw jedynie do relacji, które w istocie niosą podstawowe informacje, to prawda, ale wymijają miejsca sporów i pytań. Te jednak rodzą się często przy lekturze tej książki.

Pracę autor podzielił na IX części. Na końcu zamieszczono przypisy (na s. 757-903), potem bibliografię, indeks osób, podziękowanie instytucjom i ludziom pomocnym przy powstawaniu książki, źródła ilustracji, spis treści.

Z odczucia czytelnika, lecz przede wszystkim z obowiązku recenzenta muszę zaraz na wstępie wyrazić ubolewanie, że przypisy zostały umieszczone na końcu książki, a nie u dołu każdej strony. Metoda ta znacznie ułatwia pełniejsze zrozumienie tekstu, zwłaszcza przy tej publikacji byłaby bardzo potrzebna.

Omawiając książkę Andrzeja Franaszka, chciałbym dać ogólną orientację o drodze życiowej poety, gdyż dopiero znajomość życia naszego noblisty pomoże zrozumieć krytyczne to i owo, jakie wynotowuję przy jej lekturze. Przyznam się bowiem, że przed Noblem wiedziałem o Miłoszu tyle, ile nie zdołała zniszczyć cenzura. Nie pozostało tego dużo. A ile wiemy o nim teraz? Opowiadam też bardzo skrótowo życie Miłosza wyjęte fragmentami z tej pracy, bez nadmiernego rygoryzmu chronologii, chcąc jedynie, aby czytelnik poznał i zrozumiał niektóre mechanizmy wydarzeń i spraw poety. Dla streszczenia zawartości książki wyjątkowo obszernej, podzieliłem ją na trzy bloki. Nie jest to jakiś podział porządkujący, ale przydatny w uchwyceniu zasadniczych etapów życia.

¹ A. Franaszek, *Miłosz. Biografia*, Wydawnictwo Znak, Kraków 2011, s. 1104.

Trzy pierwsze części: *Rajski ogród. 1911–1920, Młody człowiek i sekrety. 1921–1929, Czarny Ariel. 1930–1934* portretują Czesława Miłosza najpierw w „rajskim ogrodzie“ dzieciństwa, w Sztejniach, gdzie się urodził, od roku 1929 w Wilnie, dokąd przeprowadzili się rodzice, bo tam łatwiej było o pracę. W Wilnie, w klasie trzeciej gimnazjum pisze już wiersze, a w ostatniej klasie, co stwierdzi po latach: „wyrobiłem sobie pewność [...] że zostanę wielkim poetą“, (s. 79).² Matura w maju 1929, potem studia na Wydziale Prawa i Nauk Społecznych Uniwersytetu Stefana Batorego. Miłosz nie zasklepia się wyłącznie w kuciu paragrafów. Uczęszcza na wykłady z filozofii, etyki, zagląda też do polonistów. A wileńska polonistyka to Stanisław Pigoń, Manfred Kridl, a w pewnym sensie również Marian Zdziechowski, historyk kultury i filozof. Oni wykształcili generację znakomitych profesorów, takich jak Irena Sławińska, Maria Renata Mayenowa, Czesław Zgorzelski, Zbigniew Polejewski.

W środowisku uniwersyteckim powstaje literacka grupa Żagary, w której naczelne miejsce przypada Miłoszowi. Oprócz niego znajdujemy nazwiska takie, jak Teodor Bujnicki, Lech Beynar (Paweł Jasienica), Antoni Gołubiew, Stefan Jędrzychowski, Jerzy Putrament, Stanisław Stomma, Aleksander Rymkiewicz, Jerzy Zagórski – aby wymienić najbardziej znanych. Światopoglądowe podziały dopiero kiełkowały, młodość dopełniała się w dyskusjach o literaturze, o teatrze, czytano wiersze, zapraszano pisarzy.

Wiosną 1933 wychodzi pierwszy tom wierszy Czesława Miłosza *Poemat o czasie zastygłym*, wyróżniony nagrodą im. Filomatów. Poeta zyskuje sobie znaczną popularność w Wilnie. Jest przystojny, ma powodzenie u dziewcząt, jest również lubiany w towarzystwie kolegów. Zdaje ostatnie egzaminy, uzyskując w lipcu 1934 tytuł magistra prawa. Ale nie kancelaria adwokacka była mu pisana. Jego drogi prowadziły w kierunku nieznanym. Dzięki poparciu profesora Kridla otrzymał stypendium z Kultury Narodowej. Czesław Miłosz wyjeżdża na rok do Paryża.

Następne trzy części wprowadzają nas w trudne drogi ludzi dorosłych. Części te za tytułowano: *Kraj pierwszej emigracji. 1935–1939, Głosy biednych ludzi. 1939–1945, In partibus daemonis. 1945–1951*.

Pomijam tutaj zasadniczą nieadekwatność tytułu części IV *Kraj pierwszej emigracji* (wyjazd Miłosza do Paryża nie był przecież emigracją, ani dosłownie, ani w przenośni), aby zaraz na wstępie odnotować, że nakreślony w tym bloku portret Miłosza nie budzi naszej sympatii. Dlaczego? Bo jest to portret młodego człowieka zapatrzonego w siebie, zawistnego egoisty, często o niewyparzonym pysku. I tak np. na wiadomość o nagrodzie „Wiadomości Literackich“ dla utalentowanego poety katolickiego Wojciecha Bąka (którego po roku 1945 zgnoi bezpieka), pisze w liście do Władysława Sebyły w marcu 1935: „Bąka przechorowałem, to jest cierń, co tym głębiej kole, im głębiej ma się go w dupie. Prześladuje mnie Polska...“ (s. 197).

Miłosz nie znosi obok siebie literackich talentów. Jana Lechonia, wtedy attaché kulturalnego polskiej ambasady w Paryżu, który go u siebie często gościł, uważał za snoba i za człowieka głupiego. A ponieważ dotykam tematu literackich antagonizmów przywołam kilka innych przykładów. Tylko kilka, bo nie chcę mnożyć stron i powielać

² Przy wszystkich następnych cytatach podaję tylko stronę, jeżeli pochodzą one z pracy Franaszka.

zarzutów, jakich wystarczająco wiele znajdujemy w książce Jana Majdy *Antypolskie oblicze Czesława Miłosza*. Co ciekawe – krytykuje nie tylko wybrany utwór czy autora, Miłosz krytykuje i odrzuca całe ugrupowania a nawet i okresy literackie. O polskim romantyzmie napisze: „Brzydę się romantyzmem, romantyzm to zaraza, nieszczęśni emigranci są romantykami w dwustu procentach, to jest znamię ich zupełnego upadku i rozkładu” (s. 277). Jego dość długiej opinii o pozytywizmie nie przytaczam, jest jeszcze gorsza, zwłaszcza wiele szturchańców otrzymał tu Sienkiewicz, ale też Orzeszkowa i Prus. Nie komentuję tych wypowiedzi szerzej. Niektóre z nich napisał jako profesor uniwersytetu w Berkeley i te dają wiele do myślenia. Ani głębokiej analizy. Ani umiłowania literatury polskiej. Z tym jego umiłowaniem było zresztą różnie. U najbliższego przyjaciela, któremu Miłosz zawdzięcza wprowadzenie w warszawskie środowisko, Jarosława Iwaszkiewicza, wyśmiewa „sentymentalne przywiązanie do biało-czerwonych flag [...] jego wiersze, poczynając od końca lat trzydziestych nic a nic mnie nie poruszają” – w książce *Rok myślowego* (s. 5). Do biało-czerwonych flag nawiążę na innym miejscu, bo problem ojczyzny i patriotyzmu odbieramy trochę inaczej niż opinie o pisarzach, a na zakończenie taka jeszcze wypowiedź zapożyczona z książki Jana Majdy: „poeci w Polsce też są romantyczni, że młodości biorą – taki osioł Przyboś obrzydliwy romantyk [...] w przebraniu awangardowego poety, albo bezwstydnym romantyk Jastrun, nie mówiąc już o potwornym błaznie Tuwimie”³.

Ze współczesnych poetów cenił właściwie tylko tych, którzy „przybywszy oddali mu pokłon” – parafrazując trochę obrazowość biblijną. Byli to Stanisław Barańczak i Zbigniew Herbert. Herbert gdzieś do roku 1968, kiedy to po pijanemu doszło do ostrego starcia, podczas którego autor *Pana Cogito* zarzucał Miłoszowi brak patriotyzmu. Potem jakoś te kontakty były podtrzymywane, ale nigdy nie były takie szczere. Barańczak był już ostrożniejszy. Inne nazwiska to przede wszystkim Tadeusz Różewicz, Anna Świerczyńska, Józef Wittlin, a potem gdzieś dalej Kazimierz Wierzyński i Wacław Iwaniuk.

Zastanawia, bo przecież musi zastanowić, brak nazwiska jednego z najwybitniejszych poetów katolickich ks. Jana Twardowskiego. Jeżeli to prawda, a sprawy te zajmują wiele miejsca w książce Franaszka, więc jeżeli to prawda, że Czesław Miłosz żywo interesował się sprawami religii i sam był człowiekiem wierzącym, musi dziwić brak jakiegokolwiek zainteresowania poezją nasyconą motywami religijnymi.

Kiedy zabierałem się do omówienia pracy Andrzeja Franaszka *Miłosz. Biografia*, postanowiłem sobie ogólnie przedstawić sylwetkę noblisty, niekiedy przybrać jego portret jakąś pogodną anegdotą, i jak ognia unikać polemiki. No cóż, polemika z umarłym nikomu się jeszcze nie udała, a w stronę Andrzeja Franaszka też nie chcę wykrzykiwać, że „tego nie ma”, albo „o tym zaledwie napomknął”, bo autor biografii mimo pewnych braków naprawdę wykonał kawał dobrej roboty, no ale właśnie – pytania pozostają. A pytania mówią przecież o problemach.

Wróćmy więc do Paryża, gdzie Czesław Miłosz stara się wykorzystać dobrodziejstwa stypendium. Poznaje tam wielu twórców, szlifuje swój język francuski w Alliance

³ J. Majda, *Antypolskie oblicze Czesława Miłosza*, Dom Wydawniczy „Ostoja” Warszawa 2005, s. 61.

Francaise, uczęszcza na wykłady z filozofii tomistycznej w L'Institut Catholique, a przede wszystkim często spotyka się ze stryjem Oskarem Miłozsem, utrwalając w sobie przekonanie o najwyższej randze poetyckiego powołania.

Andrzej Franaszek bardzo skrótowo, ale wystarczająco przecież nakreślił sylwetkę Oskara Miłozsa, zamożnego szlachcica z Litwy, który od chłopięcych lat przebywał w Paryżu. Tam ukończył uniwersytet, po śmierci ojca sprzedał odziedziczony majątek, podróżował, pisał naznaczony tęsknotą i rozpaczą wiersze i... miewał objawienia. Ukazał mu się „Anioł Jahwe”, czuł się prorokiem, z końcem lat trzydziestych przepowiedział wybuch wojny, jak również straszliwe *conflagration universale*, co miało nastąpić w 1944 roku (a teraz można odczytać jako wybuch pierwszej bomby atomowej). Co o tym wszystkim myślał Miłozs? Po latach napisze w *Ziemi Ulro*: „nie zauważyłem u niego żadnych objawów pozwalających zaliczyć go do schizofreników w towarzystwie Hölderlina i van Gogha” (s. 222). A dwie strony dalej Franaszek dopowie więcej, trochę przy tym przesadzając: „spotkanie z Oskarem Miłozsem w sposób absolutnie fundamentalny odmieniło życie Czesława – właśnie od połowy lat trzydziestych w jego twórczości zaczyna się pojawiać perspektywa religijna, przekraczająca wszystkie antyklerykalne i antimieszczańskie urazy” (s. 224).

Na tym miejscu muszę zapytać, czy autor biografii nie klóci się z obiektywizmem? Odmiana życia poety, i to jeszcze „w sposób absolutnie fundamentalny” jeżeli kiedykolwiek nastąpiła, to z pewnością nie w tamtych latach. Bo jak wytłumaczyć pochodzącą z bliskich nam już lat wypowiedź Miłozsa: „przrzekłem sobie, że nie zawrę nigdy przymierza z polskim katolicyzmem – niekoniecznie używając tego terminu – czyli że nie poddam się małpom” (*Rodzinna Europa*, 1959). A w *Ziemi Ulro* dwadzieścia lat później: „dumnie oświadczam, że z polskim katolicyzmem nie chcę mieć nic wspólnego”. I pytanie drugie dla Franaszka: Czy „polski katolicyzm” nie opiera się na Dekalogu?

Po powrocie z Paryża do Wilna Miłozs wydaje drugi tom wierszy *Trzy zimy* (1935). Wiersze wywołały spory rezonans. Posypały się recenzje: Seweryn Pollak, Władysław Sebyła, Kazimierz Wyka, Stefan Napierski, Józef Czechowicz. Prawie wszyscy dostrzegają poetycką wyjątkowość Miłozsa. Ludwik Fryde, młody krytyk, miał powiedzieć do Stefana Kisielewskiego: „Czesław Miłozs to największy żyjący polski poeta o skali talentu na poziomie Mickiewicza” (s. 233).

Poeta otrzymuje pracę w Polskim Radio, zarabia nieźle, nie jest jednak szczęśliwy. Wiele zgryzot funduje sobie sam przez wyniosłość i egoizm, inne przychodzą z kręgu przyjaciół idących „lewą drogą”, takich jak Dembiński, Jędrzychowski, Petruszewicz, Putrament. Już wtedy w Wilnie, w wieku 25 lat u Miłozsa-egoisty dostrzegamy nową cechę, która zresztą zawsze pomagała i pomaga wielu ludziom – łatwość wymiany masek. Jego pierwszą maską była maska „obrońcy kultury” przeciwko zasłuchanym w moskiewskie kuranty. W *Liście do obrońców kultury*, aby nie być posądzonym (i sądzonym jak inni) za przynależność do lewicy pisał: „czytając artykuły młodych marksistów polskich o literaturze i sztuce, chce się przypuszczać, że zależy im niesłychanie na tym, aby dzisiejszy okres został kiedyś nazwany okresem całkowitego upadku sztuki: tak starają się wywęszyć zdradę i odstępstwo klasowe, tak niestrudzenie w szperaniu, czy przypadkiem ktoś nie napisał „Bóg z dużej litery, że po ogólnej

wielkiej rewizji nie zostaje w ich rękach nic, prócz paru książek Wandy Wasilewskiej” (s. 245). Artykuł ten zamieści Miłosz w lewicowym „Poproście”, 20 czerwca 1936. Jego celem było wywołanie wrażenia całkowitego zerwania z kielkującym w Wilnie komunistycznym zasiewem.

Czy uwierzono w to całkowite zerwanie? Niezupełnie. Właśnie jako podejrzany o sympatie komunistyczne musi opuścić wileńską rozgłośnię. Przenosi się do Warszawy – Iwaszkiewicz nie zawiódł – ma tam obiecaną pracę również w Polskim Radio, a w międzyczasie udaje się na urlop do Włoch przez Wiedeń, Wenecję, Florencję, gdzie odwiedza grób Stanisława Brzozowskiego. Potem zwiedza Rzym, z całym bogactwem starych mistrzów, Sienę i Orwięto, dokąd dotrze za radą Iwaszkiewicza. Po latach pośle tam Zbigniewa Herberta.

Latem 1937 jest już w Warszawie. Otrzymuje pracę w Polskim Radio, zarabia znacznie więcej niż w Wilnie, ale nie czuje się dobrze. Czasu na twórczość ma niewiele. Pielęgnuje kontakty literackie powoli wchodząc w warszawskie środowisko. Iwaszkiewicz od dawna już zalicza do przyjaciół, Andrzejewskiego poznaje teraz, a z tego grona jeszcze Józefa Czechowicza, Stefana Napierskiego, Stanisława Piętaka, Bolesława Micińskiego, a z czasem całą literacką Warszawę. W redakcji rozgłośni poznaje przyszłą swoją żonę Janinę, kobietę zamężną, potem będą się starali o rozwód i zawrą ślub kościelny w Paryżu w roku 1956. Jest lato 1939, poeta odwiedza Wilno, potem do Baranowicz, gdzie czeka Janka. Kiedy wracają do Warszawy, spotykają pociągi pełne roześmianych młodych poborowych.

Wrzesień 1939 Polskie Radio opuszcza stolicę, poeta uchodzi z radiowcami, Janka zostaje w mieście. Exodus wojenny jest nam już mniej więcej znany. Strach przed śmiercią w czasie nalotów, obce domy i ludzie, wreszcie Bukareszt. Tam starania o litewski paszport (Litwa jest jeszcze państwem wolnym) i cudowny wprost powrót do Wilna przez Rosję: Kijów, Witebsk i łotewski Dyneburg.

Wilno lat wojny nie jest już dawnym Wilnem. Litwini wrogo nastawieni do polskiej ludności, zwłaszcza tej napływowej, nieufność wśród Polaków, okupacyjna konspiracja. Ale i to trwa niedługo. Już 15 czerwca 1940 roku po ulicach Wilna roznieś się zwycięska pieśń *rozcwietali jabłoni i gruszy*, na skrzyżowaniach staną żołnierze z czerwoną gwiazdą. Potem aresztowania i strach, i transporty w nieznaną.

Miłoszowi znowu w cudowny sposób udaje się ucieczka do Warszawy. Do stolicy dotrze pod koniec lipca 1940. Miasto-widmo. Ale ludzie w nim pozostali. Chwytają się różnych zawodów, aby jakoś przeżyć. Mieczysława Ćwiklińska prowadzi kawiarnię, Zofia Nałkowska sprzedaje papierosy, Jerzy Andrzejewski i Stefan Otwinowski handlują książkami, a Jarosław Iwaszkiewicz znowu przy wygodnym rządowym korycie. Współpracuje (o czym dowiaduję się dopiero teraz z biografii Franaszka) z Delegaturą Rządu rozdzielając zapomogi Państwa Podziemnego pisarzom i artystom.

Czesław Miłosz chwyta się różnych zajęć. Na dłużej udaje mu się załapać w Staatsbibliothek Warschau. Płacili źle, ale najważniejsze, że miał kartę pracy, a ta chroniła podczas częstych kontroli ulicznych. Jest ostrożny, nie angażuje się konspiracyjnie, oczywiście wie dobrze, kto jest kto i umie z tego korzystać. Dyskretnie podtrzymuje znajomości z lewicowym ugrupowaniem Wolność, której przewodzi Zbigniew Mitzner. Kilka lat później napisze on w „Kuźnicy”: „powstanie warszawskie było wy-

wołane przez przywódców AK w porozumieniu z Niemcami, aby z czasem przekształcić się we wspólną akcję przeciwko Związkowi Sowieckiemu” (s. 428). Nie zaniedbuje twórczości. Już we wrześniu 1940 roku wydaje na powielaczu *Wiersze*, w nakładzie 46 egzemplarzy pod pseudonimem Jan Syruć, tłumaczy Jacquesa Maritaina, a dwa lata później wychodzi antologia *Pieśń niepodległa. Poezja polska czasu wojny*, świadectwo polskich poetów o tamtej grozie i śmierci. Późniejszy Miłosz nie cenił jej. Była zbyt patriotyczna, artystycznie najmniej „użyteczna”, chociaż sam ratuje się ucieczką w regiony klasycznego liryzmu w cyklu wierszy *Świat. Poema naiwne* (1943) wydane dopiero po wojnie.

„Na wiosnę 1943 roku, w przepiękną cichą noc, wiejską noc przedmieścia Warszawy, stojąc na balkonie słyszeliśmy krzyk z getta [...] ten krzyk mroził krew w żyłach. Był to krzyk tysięcy mordowanych ludzi” (s. 353) wspomina poeta już po wojnie. O powstaniu w warszawskim getcie napisze wtedy wiersz *Campo di Fiori*, utwór o barwach ognia i krwi, i napelni go krzykiem mordowanych ludzi „przy dźwiękach skocznej muzyki”. Wiersz ten pamięta się długo:

Wspomniałem Campo di Fiori
W Warszawie przy karuzeli,
W pogodny wieczór wiosenny,
Przy dźwiękach skocznej muzyki.
Salwy za murem getta głużyła skoczna melodia
I wzlatywały pary
Wysoko w pogodne niebo.

Czasem wiatr z domów płonących
Przynosił czarne latawce
Łapali skrawki papieru
Jadący na karuzeli.
Rozwiewał suknie dziewczynom.
Ten wiatr od domów płonących,
Śmiały się tłumy wesoly
W czas pięknej warszawskiej niedzieli.

Utwór ten wywołał falę dyskusji i oburzenie mieszkańców Warszawy. Przytaczano nawet zeznania świadków, którzy potwierdzali zupełnie coś przeciwnego. Andrzej Franaszek załatwił te spory dwoma przypisami (s. 812, przypis 205 i 206), które właściwie potwierdzają opowieść poety nie dopuszczając do głosu strony przeciwnej. Ale, jak już stwierdziłem we wstępie – Franaszek unika polemiki. Raczej obiera kierunek apologety Miłosza.

Wybuch powstania 1 sierpnia 1944 roku zastaje poetę w Warszawie. Po kilku dniach zagubienia i grozy udaje im się ucieczka z miasta. Znowu obce drogi i strach, i ludzie nie zawsze chętni udzielić pomocy. We wsi Janisławice koło Skierniewic zatrzymują się na kilka tygodni. Poeta pomaga chłopu w wykopkach i śle listy do znajomych z prośbą o przyjęcie. Jest już październik, zbliża się zima, trzeba mieć dach nad głową. „Turowicz katolik. No, ale porządny człowiek” zaprasza ich do siebie. W Goszycach przetrwają do końca wojny.

Dwór w Goszycach, niedaleko Krakowa, nazywany teraz Arką Noego, gościł licznych krewnych i przyjaciół Turowiczów. W długie zimowe wieczory dyskutowali w świetle lampy naftowej o wojnie, o powstaniu warszawskim, o przyszłej Polsce. Tematy te wykorzysta potem w *Końcu legendy* Jan Józef Szczepański, gdzie niezbyt dobrze przedstawił Miłosza.

Autor biografii pisze, że jednym z bohaterów *Końca legendy* jest Miłosz sportretowany tu jako poeta Mieczysław Wielgosz. I oto taka wypowiedź Wielgosza: „Co przyniosły nam awantury, strzelaniny i wszystkie inne bohaterstwa? Co przyniosło powstanie? Co przyniosło? Zniszczenie i ruinę, nic więcej! Nieprawdopodobna wprost manifestacja głupoty; zbrodniczej głupoty... bo to już zbrodnia. Tak, zbrodnia”.

Czy to była opinia Miłosza? Być może. Szkoda, że autor biografii, chociaż dotyczy tego problemu jeszcze na innym miejscu, nigdzie głębiej nie osadził sprawy powstania warszawskiego.

Rosjanie weszli do Krakowa 17 stycznia 1945. Kilka dni później pieszo udają się tam, bo i we dworze teraz nie jest bezpiecznie. „Miesiąc później właściciele Goszyc wyrzucono ze dworu, ale Duch Dziejów okazał się łaskawy, nikt nie został rozstrzelany, a na spakowanie rzeczy dostali aż 24 godziny” – zakończy Andrzej Franaszek (s. 367).

W Krakowie, dzięki pomocy Ważyka udaje się dostać przyzwoite mieszkanie. Współpracuje z „Dziennikiem Polskim”, zgłasza chęć pracy w dyplomacji. Warszawa zastanawia się trochę, ale przyjaciele pomogli. Jerzy Putrament jest przecież wpływową osobą – oficer polityczny w stopniu majora, Jędrzychowski ministrem żeglugi i handlu zagranicznego, Zofia Dembińska, wdowa po zamordowanym przez Niemców Henryku, współtworzy razem z Jerzym Borejszą potęgę wydawnictwa Czytelnik. Oni pamiętają Czesia i właściwie im zawdzięcza, że już w pierwszych dniach grudnia via Londyn udają się do Nowego Jorku. Tutaj krótko, zaledwie kilka miesięcy w konsulacie, potem już do ambasady w Waszyngtonie. Tam, w roku 1947 rodzi im się pierwszy syn Antoni Oskar Jan – „bardzo biały i różowy, jasnowłosy i niebieskooki. Żadnej komunikatywności, je, robi kupki i śpi, no i wrzeszczy” – donosił Iwaszkiewiczowi (s. 408).

Czesław Miłosz jest sumiennym i mądrym pracownikiem. Organizuje wystawy, odczyty, urządza pokazy filmów, zabiega o stypendia dla studentów i młodych naukowców. On również dołożył starań, aby na Uniwersytecie Columbia powstała katedra literatury polskiej. Tak można najkrócej streścić działalność Miłosza.

W roku 1949 odwiedza Polskę. Jest u Andrzejewskiego w Szczecinie, pisarz dostał tam ośmiopokojową willę z dużym ogrodem, wyraz wdzięczności partii za *Popiół i diament*, odwiedził również Gałczyńskiego i Woroszyłskiego, mieszkających w pobliżu. Jest we Wrocławiu, w Krakowie, gdzie mieszka ojciec. W Warszawie literackie spotkania, przyjęcia, uśmiechnięta elita kraju. Po takim jednym przyjęciu, kiedy nad ranem wraca do domu, widzi na ulicy jeepy wiozące aresztowanych. Oczywiście domyśla się, że to nie są wiejscy złodzieje kur. Również znajomi mówili mu prawdę. Czytał ją także w szarych twarzach napotykanym ludzi.

W pierwszych dniach lipca poeta wraca do Stanów Zjednoczonych potłuczony wewnętrznie, albo jak to obrazowo ujmie Franaszek „Zstąpiwszy do piekiel, wrócił

z nich Miłosz z osmoloną skórą, w traumie, fizycznie chory.” (s. 431). Dochodzą też jeszcze ważniejsze, bo czysto zawodowe kłopoty. Ambasador Winiewicz chciałby się go pozbyć z Waszyngtonu. Planowane jest dla Miłosza przeniesienie do Paryża, ale ta gra wydaje się podejrzana. Chcą go odwołać do Polski, Miłosz jednak nie chce tam wracać. W końcu jednak musiał przystać na to przeniesienie. Nie miał innego wyboru. Janka z synkiem pozostała w Waszyngtonie. Poeta obejmuje stanowisko sekretarza do spraw kulturalnych. Tutaj też stara się należycie wykonywać swoje obowiązki, przeczuwa jednak, że to wszystko jest tymczasowe. Boi się. Mogą go przecież uśpić i odstawić na lotnisko, jak to czasami robiono.

Trzeci, ostatni blok książki zawiera końcowe już części biografii Franaszka: *Historia pewnego samobójstwa. 1951–1960, Czarodziejska góra. 1961–1980, Stary poeta. 1980–2004.*

1 lutego 1951 roku sekretarz polskiej ambasady wychodzi rano z dwoma walizkami z domu, wsiada do czekającej już taksówki i prosi o kurs do Maisons-Laffitte.

Historia „zdrady” Czesława Miłosza, którą w tej części opowiada Andrzej Franaszek, jest najdłuższym rozdziałem książki i najbardziej dramatycznym okresem w życiu poety. Uciekł z piekielnych kręgów Żła. „Człowiek nie powinien kłamać. Kłamstwo jest źródłem wszelkiej zbrodni”, chciałby teraz jako świadomy twórca piórem pomścić ból „tych Polaków i Rosjan, którzy oplakują swoich najbliższych”, tak chyba, i jego własnymi słowami, można najkrócej uzasadnić decyzję zerwania z warszawskim reżymem.

Franaszek nie wspomina, ale zerwanie to było z pewnością wcześniej szczegółowo omówione. Ten domysł podpowiada sam fakt, że pojechał do Giedroycia. Miał to być stosunkowo krótki pobyt przed odlotem do Ameryki, gdzie pozostała Janka z synkiem, może już nawet wtedy planowano dla niego zatrudnienie na jednym z uniwersytetów? Poeta miał przecież powiązania z Uniwersytetem Columbia, gdzie wykłady z literatury polskiej prowadził zaprzyjaźniony z nim profesor Kridl. Z pewnością była też jakaś inna realna perspektywa zatrudnienia, bo redaktor Giedroyc posiadał szerokie powiązania. Jak wiadomo były przecież gwarancje pomocy ze strony CIA.

Tymczasem wiadomość o ucieczce Miłosza była sensacją i dla Warszawy, i dla Londynu. Emigracja początkowo zachowała się wyczekująco. Oczekiwano od niego rachunku sumienia i żalu za grzechy. Lecz kto jak kto, ale akurat Miłosz nie był najlepszym kandydatem do włożenia włosienicy i do bicia się w piersi. Po krótkim okresie oczekiwania, kiedy poeta nie spełniał warunków koniecznych do generalnej absencji, zaczęły się ataki. Ze strony emigracji miały one często podłoże osobiste, albo wpływały z zadawnionych antagonizmów literackich. Te znad Wisły bolały może jeszcze dotkliwiej, bo pochodziły od wczorajszych przyjaciół, którzy teraz oskarżali go o zdradę.

Warszawska lista „prokuratorów” jest długa. Dla przykładu zaledwie parę cytatów, które mówią i tak wystarczająco wiele. Oddaję głos Iwaszkiewiczowi: „Niech nam przestroga będzie przykład Czesława Miłosza, który pragnąc zachować swoją więź z kości słoniowej, po przekroczeniu granicy natychmiast znalazł się w neohitlerowskim piśmie na jednej stronie z Własowcem”. Gałczyński wystąpił z *Poematem dla zdrajcy*. Tutaj kilka wersów: „a ty jesteś dezterter/A ty jesteś zdrajca” i na zakończenie, aby było wia-

domo co z takim należy zrobić: „Wierszu mój, ognia/W pysk dezertera!”. Strzelano do niego z różnego kalibru talentów i stosunkowo długo. Bo nawet w roku 1955 Kazimierz Brandys w opowiadaniu *Nim będzie zapomniany* niszczył dobre imię poety.

Również emigracja miała w tym swój udział, i nawet nie mały. Dla Lechonia np. nadeszła teraz okazja, aby za jednym zamachem rozprawić się z ideologiem Miłoszem, jak i z jego dorobkiem twórczym. Utalentowany przecież poeta ni mniej ni więcej tylko tak: „Jego poezja [...] tak jest potrzebna ludowi jak piździe daszek”. Co prawda trzeba tu zaraz dodać, że swoją „opinię” wyraził w liście do Grydzewskiego, ale właśnie – *scripta manent*... A Sergiusz Piasecki, znany autor *Wielkiej niedźwiedzicy* w artykule *Były popucznik Miłosz* po sformułowaniu wielu innych zarzutów wobec obdarzonego „potworną psychę bierutowca” kończy podsumowaniem: „jest niebezpieczny dla sprawy polskiej i sprawy wolnego świata, walczącego z bolszewizmem” (s. 465).

W takiej atmosferze napaści i intryg powstaje wtedy tom esejów *Zniewolony umysł*. Pracę nad książką Miłosz zakończył pod koniec roku 1951, ukaże się dopiero w 1953 jednocześnie we Francji, Anglii, Ameryce i w Niemczech.

Głównym, może lepiej: najważniejszym tematem tej książki była chęć wytłumaczenia się z dotychczasowego postępowania. Nie zawsze, bo jak już wspominałem, Miłosz wyćwiczył się w nakładaniu masek, nie zawsze więc i tutaj, ale na wielu miejscach był szczery, może nawet za szczery. Jedno takie miejsce cytuję: „Mój stosunek do politycznej emigracji polskiej był co najmniej ironiczny [...] Spory kilkuosobowych stronnictw robiły wrażenie bezużytecznej zabawy, a same postacie tych polityków wyglądały na figury z wodewilu”. Tę emigracja nie mogła mu zapomnieć. Jaki był jej udział w tym, że przez taki długi czas Ameryka wstrzymywała poecie pozwolenie na wjazd, tego nie wiemy. Możemy się jedynie domyślać. Ale na tym miejscu trzeba dopowiedzieć, że znalazło się wtedy wielu wybitnych emigrantów, którzy byli z poetą solidarni. W pierwszym rządzie należy tu wymienić cały zespół „Kultury” na czele z Jerzym Giedroyciem, a potem: Stanisław Vincenz, Juliusz Miroszewski, Konstanty Jeleński, Ojciec Innocenty Bocheński, Waław Iwaniuk, Melchior Wańkowicz. Później dopiero dołączy Witold Gombrowicz.

Pobyt Miłosza w Maisons-Laffitte potrwa długie trzydzieści miesięcy. Intrygi zrobiły swoje. Cierpi poeta, lecz przede wszystkim cierpi Janina, w międzyczasie matka drugiego syna Piotra. Dzieci małe, potrzebują opieki, nie może podjąć pracy, i właściwie nie ma z czego żyć. Jak może wiąże koniec z końcem z zasiłków organizacji charytatywnych, a te najczęściej nie wystarczają... Walczy, aby Czesław wrócił do Ameryki, ale urzędy są głuche na podania i prośby. W końcu decyduje się na wyjazd. W lipcu 1953 pakuje najkonieczniejsze rzeczy i z synami udaje się do Francji. Nie wiemy, ile w tym było ucieczki przed biedą, a ile bólu zdradzonej żony. Czesław bowiem, co zresztą sam jej wyznał, zamieszkał wtedy z Jeanne Hersch, młodą i wykształconą kobietą, z którą przygotowywał francuską wersję książki *Zdobycie władzy*. Na szczęście miłość do żony i do dzieci zrobiła swoje. Rodzinę udało się uratować.

Zdobycie władzy uzyskało nagrodę Prix Européen w Genewie, a w jesieni książka trafiła do Szwajcarii, Francji i do Niemiec. Czesław Miłosz powoli, ale z czasem coraz wydatniej może wyżyć z honorariów, a to przecież pobudza do aktywności twórczej.

We Francji powstały następujące tomy wierszy: *Światło dzienne* (1953), *Traktat poetycki* (1957). Oczywiście największy rozgłos przyniosła mu w tym czasie powieść *Dolina Issy* (1955). Poniekąd jako produkt „uboczny” powstają w tym czasie dwa tomy esejów *Kontynenty* (1958) i *Rodzinna Europa* (1959). Poeta zapraszany jest z odczytami na kongresy i do uniwersytetów w Berlinie, Kolonii, w Paryżu i w Kopenhadze. Gości też u siebie polskich pisarzy, takich jak Andrzejewski, Iwaszkiewicz, Herbert, Maria Dąbrowska i wielu innych, którzy przyjeżdżali do Paryża, gdy po roku 1956 próbowano uchylić trochę drzwi na Zachód. Ciepło domu, ale i sukcesy literackie napełniają go spokojem. W *Rodzinnej Europie* napisze: „Po kilku latach dążenia naprzód bez światła znów moja stopa dotknęła gruntu i odzyskałem zdolność do życia w teraz”.

We wrześniu 1960 roku Czesław Miłosz otrzymuje pozwolenie na wyjazd do Ameryki. W pierwszych dniach października 1960 na uniwersytecie w Berkeley obejmuje wykłady z literatury polskiej jako *visiting lecturer*. Karierę uniwersytecką robi szybko, już w maju następnego roku otrzymuje nominację *Profesor of Slavic Languages and Literatures*, rok później otrzymuje obywatelstwo amerykańskie. Synowie rosną, straszy Antoni ma zainteresowania muzyczne (zostanie w końcu projektantem systemów komputerowych), Piotr „drab apollinińskiej piękności ze złotą grzywą” stanie się niestety troską rodziny poprzez występujące w niego później zaburzenia psychiczne. Janka prowadzi dom. Przez kilkanaście lat jest tam szczęśliwa i pełna energii do czasu, kiedy nieuleczalna choroba skaże ją na inwalidzki wózek i na cierpienie. Aby skomplikować portret poety dodam tutaj, że wielką troską otoczył ją podczas tej choroby, a była to troska, jakiej potrzebuje osoba, która nie może, zwłaszcza w ostatnich miesiącach życia, wstać z łóżka. Janina Miłosz umarła 17 kwietnia 1986 roku.

Profesor Czesław Miłosz wykłady przygotowuje sumiennie, studenci go lubią, swoje prelekcje stara się wygłaszać językiem zrozumiałym. Pragnie ukazać literaturę polską na tle szerokich zjawisk historycznych i społecznych tak, aby twórczość polskich pisarzy była rozumiana jako część cywilizacji światowej. Najlicniejszą grupą są studenci filologii rosyjskiej. Tak jest zresztą na wszystkich uniwersytetach z wydziałami slawistyki. Podobnie było w Berkeley. Chyba z myślą o tych studentach podjął się wykładów o Dostojewskim. Słuchaczy przybywało, a i sam profesor stawał się bardziej atrakcyjny. Bierze udział w ich spotkaniach towarzyskich, zapraszany jest do ich domów, on również zaprasza młodzież do siebie. Czuje się wtedy spełniony i potrzebny. Czuje się prawdziwym obywatelem świata, którego wody potopu wojennego wyrzuciły na tamten brzeg. O swoim rodowodzie napisze: „Nie urodziłem się w Polsce, nie wychowałem się w Polsce, nie mieszkam w Polsce, ale piszę po polsku”. Dlaczego o tym wspomina? Kompleks biało-czerwonych flag? I aby było jeszcze ciekawiej znowu Franaszek: „Nie wiedziałem, że polszczyzna jest mową bitych, poniżonych, cierpiących na kompleksy męczeńskie i niewolnicze” (598).

Ten Miłosz boli. Pracuje bardzo dużo. W Berkeley pisze książkę o Stanisławie Brzozowskim *Człowiek wśród skorpionów* (Paryż 1962), a w roku 1969 publikuje swoje dwie ważne prace *Widzenia nad Zatoką San Francisco* oraz obszerny tom zebranych wykładów *History of Polish Literature* (London-New York), przełożona potem na niemiecki *Geschichte der polnischen Literatur* (Köln) i polski *Historia literatury polskiej*, Kraków 1993, wydanie drugie 2010.

Każdy podręcznik wymaga dużego nakładu pracy, jak również rozległych obszarów wiedzy i doświadczenia dydaktycznego. Czesław Miłosz miał studia prawnicze i zaledwie magisterium, było mu brak historycznej szerokości spojrzenia na literaturę polską. Oczywiście, tupetu i szyderstwa nigdy mu nie brakowało, o czym już mogliśmy się przekonać, ale to nie wystarcza do opracowania rzetelnej syntezy literatury, i to jeszcze od średniowiecza do czasów najnowszych. Jego podręcznik miał zastąpić oraz „poprawić” jak dotąd najlepsze opracowanie Juliana Krzyżanowskiego (*Polish Romantic Literature*), które określił jako „Zbiór wszystkich banałów mających utwierdzić po wieczne czasy obraz *la Pologne martyre*.” Czy stworzył coś lepszego?

I tak, aby nie być gołosłownym: o polskim średniowieczu miał tyle do powiedzenia, że zmieścił tak ważny przecież okres początków literatury polskiej na... 16 stronach. Wiemy dlaczego. Średniowiecze po roku 1945 było polem wyklętym, synonimem ciemnoty i zacofania, ponieważ kultura tych wieków rosła w cieniu Kościoła. Czy Miłosz mógł inaczej? Był wolny jako badacz, miał też opracowanie średniowiecza w podręczniku Ignacego Chrzanowskiego *Historia literatury niepodległej Polski* (1904), która dotąd miała chyba 12 wydań, i z której jak sądzę korzystał. Inny przykład, już bliżej nas. Literatura czasów najnowszych, hierarchia nazwisk. Dotychczas w podręcznikach z historii literatury polskiej przyznawano Żeromskiemu pierwszeństwo przed Reymontem. Pierwszeństwo wbrew logice i znaczeniu. Laureat Nobla, autor *Chłopów* prowadził skromną egzystencję na „resztówce” literackiego półka, wyznaczonego mu łaskawie przez apostołów „szklanych domów”, a przede wszystkim przez partię, bo przecież Stalin nie cenił *Chłopów*. A jak oceniał Miłosz? W wydaniu niemieckim znajduję omówienie twórczości Żeromskiego na trzech stronach, dla Reymonta poświęcił zaledwie jedną stronę i kilkanaście wersów. Ten sam grzech straszy z polskiego wydania w Znaku, z roku 1993.

Miłosz nie był badaczem ani sprawiedliwym, ani do tego przygotowanym. Był publicystą. Błyskotliwym, dowcipnym, miejscami szyderczym, z dobrze opanowanym warsztatem literackim.

O Czesławie Miłoszu można bez końca. Pytań, miejsc spornych, spraw, które bolą znajdujemy w jego twórczości pod dostatkiem. Czas jednak zakończyć.

W grudniu 1980 Czesław Miłosz w Sztokholmie odebrał Nagrodę Nobla za całokształt twórczości. Ze Szwecji udał się do Rzymu na prywatną audiencję u papieża Jana Pawła II. Stamtąd do Paryża, w czerwcu jest znowu w Polsce, gdzie witano go jak wieszczą, proroka i męczennika, któremu oddawano teraz cześć, jak kiedyś rzymskim cesarom. 2000 ludzi czeka cierpliwie przez całą noc w kolejce, aby zdobyć wydany w Znaku tom *Gdzie wschodzi słońce i kędy zapada*. Honorowy doktorat na KUL-u, potem inne zaszczyty i odznaczenia, honorowe obywatelstwo miasta Krakowa i zaproszenie, aby tam zamieszkał. „Gdy mamy Wojtyłę, Wałęsę i Miłosza, powinniśmy się wyprostować psychicznie” – pisał Jan Turnau w „Więzi”. Do wyprostowania nie doszło. Czesław Miłosz zmarł w Krakowie 14 sierpnia 2004.

Praca Andrzeja Franaszka *Miłosz. Biografia* jest książką bardzo potrzebną, a jej lektura jest pasjonująca. Portret znakomitego poety, jaki zaproponował Franaszek, to portret człowieka prawdziwego, opowiadany tutaj datami życiorysu z Wilna, Warszawy, Paryża, Berkeley, z jego wewnętrzną wiarą w wielkość, z jego dramatami;

człowieka szukającego w świecie miejsca dla siebie i dla swojej twórczości. Jest to bardzo wartościowe opracowanie biografii pisarza, które powinno być kontynuowane przez nową generację badaczy.

**Uwagi o książce Joanny Godlewicz-Adamiec
*Miłość czy kontrakt? Koncepcja małżeństwa
w niemieckiej i polskiej literaturze średniowiecza****

W bogatym dorobku polskiej germanistyki literaturoznawczej Joanna Godlewicz-Adamiec posiada już swój niekwestionowany udział. Jest autorką wydanej w roku 2005 monografii *Plastyczne i językowe środki wyrazu w dziełach mistyków niemieckich epoki średniowiecza*, jak również blisko dziewięćdziesięciu pozycji bibliograficznych: rozpraw, artykułów, recenzji oraz naukowych sprawozdań ogłaszanych w polskich i niemieckich periodykach. W obszernej, najnowszej pracy *Miłość czy kontrakt? Koncepcja małżeństwa w niemieckiej i polskiej literaturze średniowiecza* autorka pozostała nadal w epoce średniowiecza, naukową penetracją obejmując tym razem także obszary polskie.

Sam tytuł jest trochę prowokujący. Ale to temat ważny, trudny i rozłożony na wielorakie, rozległe płaszczyzny. Rozległe, bo już starożytna filozofia doceniała znaczenie rodziny. Arystoteles widział w niej postawę dobrze funkcjonowanego społeczeństwa, twierdził nawet, że w rodzinie, jak w soczewce odzwierciedla się życie całego społeczeństwa. W pytaniu, jakie teraz autorka postawiła sobie już w samym tytule, ukryta jest więc świadomość mozolnej drogi badawczej, porównań i przymiarek, historyczna rekonstrukcja relacji kobiety i mężczyzny, rekonstrukcja historycznego biegu do małżeństwa z licznymi progami przeszkód, i nie zawsze – jak to już bywa w życiu – ze szczęśliwym finałem.

Nim przejdę do szczegółowego przeglądu nagromadzonego materiału, kilka uwag o charakterze wstępnym. Chciałbym już teraz zaznaczyć, że będę się starał referować najważniejsze tylko spostrzeżenia, w miejscach koniecznych tu i tam zgłaszając swoje uwagi, ale bez natrętnych pouczeń. Od siebie dostarczam jedynie komentarza, śledząc relacje wewnętrzne porównywanych tekstów oraz ich metody zastosowań.

Praca obejmuje chronologicznie okres od wieku X po wiek XV, a więc czasy, które w odniesieniu do dziejów Polski i Niemiec określamy jako średniowiecze. Dla historyka literatury granice czasowe są tu zresztą sprawą czysto umowną (na wszelki wypadek wspominam o tym i tutaj), ponieważ życiorysy pisarzy, a szczególnie ich dzieła nigdy nie respektują granicznych płotów.

Rozprawę otwiera część pierwsza (I) zatytułowana: Wstęp i metodyka badań nad koncepcją rodziny w średniowieczu, i liczy 62 strony. Przedstawiono tu uwagi termino-

* Wydawnictwo Instytutu Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego. Warszawa 2011, 552 ss.

logiczne, stan badań nad małżeństwem i rodziną w średniowieczu, badania nad życiem prywatnym, badania nad literaturą średniowiecza polską i niemiecką, a wreszcie literaturą religijną i świecką, literaturą w języku łacińskim i w językach wernakularnych.

Materiałem badawczym, który wypełnił omawiane kwestie są wybrane utwory wieków średnich. Badaczka przytacza skrócony ich wykaz. Powtarzam ten fragment zachowując jej pisownię: *Erec* Hartmanna von Aue (Erec + Enite), *Iwein* Hartmanna von Aue (Iwein + Laudine), *Der arme Heinrich* Hartmanna von Aue (Heinrich + dziewczyna), *Gregorius* Hartmanna von Aue (brat + siostra, matka + Gregorius), *Parsifal* Wolframa von Eschenbach (Gamuret + Belakane, Gamuret + Herculajda, Parsifal + Kondwiramura, Gawan + Obilota, Gawan + Orgeluza), *Tristrant und Isalde* Eilharta von Oberge, *Tristan und Isolt* Gottfrieda von Strassburg (Riwalin + Blanscheflur, Tristan + Izolda, Marek + Izolda, Tristan + Izolda o Białych Dłoniach), *Eneid* Heinricha von Veldecke, *Lanzelet* Ulricha von Zatzikhoven, *Nibelungenlied*, *Gudrun*, *Graf Rudolf*, *Meier Helmbrecht* Wenera der Gartenaere, Minnelieder, *Kronika* Thietmara.

Z literatury polskiej wieków średnich odnajdujemy utwory następujące: *Kronika* Anonima zwanego Gallem, *Kronika Polska* Kadłubka (Wanda) *Kronika* Janka z Czarnkowa, *Kronika wielkopolska* (Wanda, opowieść o Walterze Udałym i pięknej Helgundzie), *Kronika* Długosza (Wanda), *Legenda o świętym Aleksym*, legendy o św. Katarzynie, św. Dorocie, wiersze miłosne.

Przeprowadzone badania, jak podkreśla autorka, mają charakter interdyscyplinarny. Wykorzystano literaturę z różnych dziedzin naukowych: z teorii i historii literatury, historii powszechnej, historii sztuki, psychologii i socjologii. Badania te mają również charakter komparatystyczny, opierają się na porównaniu zjawiska małżeństwa w obrębie dwóch kultur: polskiej i niemieckiej. I na tym miejscu należy zaraz dodać, że tego rodzaju badania porównawcze koncepcji małżeństwa, zarówno w polskiej i jak niemieckiej literaturze wieków średnich nie były dotąd przedmiotem całościowego, odrębnego studium. Miłość czy kontrakt? Joanny Godlewicz-Adamiec jest więc pracą otwierającą ten kierunek badań, pracą ważną, potrzebną, ale i pracą trudną. Wypełnia ją specjalistyczna analiza wybranych tekstów literackich w połączeniu z konkretnym zjawiskiem małżeństwa, jest próbą określenia jego podobieństw i przeciwieństw różnych przeciwieństw – nie tylko geograficznie – płaszczyzn porównawczych.

Jest to praca o szerokim zakresie kulturowym. Na wielu miejscach badaczka sięga po Pismo Święte Starego i Nowego Testamentu, pisma Ojców Kościoła, fragmenty średniowiecznych kazań, żywoty świętych i pieśni religijne. Wykorzystano też polskie i niemieckie leksykony – zwłaszcza w części pierwszej – słowniki i encyklopedie, jak również wybrane pozycje książkowe na temat małżeństwa, różnych sposobów jego zawierania. Należy też odnotować sporą ilość cytowanych prac najnowszych o profilu przekrojowym, jak chociażby sytuacja kobiety w średniowieczu, wychowanie w rodzinie, historia życia prywatnego.

Jest to praca trudna, co zostało już powiedziane, ale jest to praca ciekawa. Cały okres średniowiecza jest interesujący, zwłaszcza dla nas, Polaków. Wtedy bowiem zostaliśmy włączeni w wielki krąg kultury chrześcijańskiej. Powstawały pierwsze klasztory, kościoły parafialne, powstawały szkoły, skryptoria, pierwsze kontakty kościelne, dyplomatyczne i uniwersyteckie z Rzymem, Bolonią, Padwą, Paryżem i Pragą. Pierwsze

roczniki, pierwsze żywoty świętych i kroniki, pisane jeszcze po łacinie przez autorów obcego pochodzenia, ale już wkrótce pojawi się Mistrz Wincenty, Janko z Czarnkowa, szeregi wykształconych Polaków, *Bogurodzica*, *Kazania świętokrzyskie*, poezja kościelna i świecka. Po tym właśnie terytorium początków piśmiennictwa polskiego musiała przejść naukowa penetracja Godlewicz-Adamiec, formułując wypracowany pogląd na reprezentatywność wybranego tematu, wyartykułować jego istotne związki, jego tendencje genologiczne, dokonać interpretacyjnego scalenia z omawianą tematyką. I tego dokonała.

Ale nawiążmy jeszcze do części pierwszej. Przypatrzmy się bliżej definicji małżeństwa, bo właśnie średniowiecze stworzyło trwałe podstawy społeczne dla instytucji małżeństwa. Z tamtych czasów wywodzi się przecież pojęcie rodziny, którym w znacznym stopniu posługujemy się do dnia dzisiejszego. Z terminologią są jednak kłopoty. Znane są co prawda różne sposoby zawierania małżeństwa, jego różnorodne formy istnienia i funkcjonowania, ale sama definicja nie jest łatwa. Badaczka śledzi zaraz na początku terminy podstawowe, takie jak „małżeństwo” czy „ślub”, którym odpowiadają terminy niemieckie „Ehe” lub „Heirat”. Poszukiwanie definicji jest uzasadnione zasadami metodologicznymi i zamysł, aby podać definicję terminu „małżeństwo” jest swojego rodzaju *conditio sine qua non*. Terminy te są następnie przez autorkę omówione w licznych słownikach i encyklopediach polsko- i niemieckojęzycznych, a także w pracach poświęconych koncepcji rodziny.

Część II została zatytułowana *Koncepcja małżeństwa w polskiej i niemieckiej literaturze epoki średniowiecza* i z racji nagromadzonej problematyki stanowi główny blok tematu. Liczy 228 stron. Część ta posiada tylko dwa rozdziały. W pierwszym z nich, *Związki przedmałżeńskie, pozamałżeńskie, bezżenność*, omówiono zasadniczą problematykę wprowadzającą w istotę związków małżeńskich. Terminem najobszerniej opracowanym (zajmuje 24 strony) jest dziewictwo. Autorka nawiązała tu do starożytności. U Izraelitów np. dziewictwo przedmałżeńskie było obwarowane Prawem, ale już jako stały stan życia kobiety nie było tam przyjmowane ze zrozumieniem. Uważano je za społeczne poniżenie kobiety. Dopiero chrześcijaństwo nadało dziewictwu religijne znaczenie. Omówiono tu również utwory z literatury niemieckiej i polskiej potwierdzające wielki szacunek dla dziewictwa: wiarę w uzdrawiającą moc nieuleczalnych chorób (*Der arme Heinrich*), wyjątkowe siły fizyczne (*Nibelungenlied*). Na polskim terytorium opisano dziewictwo świętych męczennic w legendach (*Pieśń o świętej Katarzynie*), (*Pieśń o świętej Dorocie*). Na stronach wielu kronik sławiono u nas dziewicę Wandę, córkę Kraka, obdarzoną wielką mądrością i nadzwyczajnym męstwem. W wiekach późniejszych spotykamy ideę dziewictwa w nieco odmiennej formie – białego małżeństwa, które w celach dydaktycznych chętnie opisywano w żywotach świętych i kronikach (*Żywot świętej Kingi*), (*Legenda o świętym Aleksym*). W literaturze niemieckiej spotykamy się z tą problematyką w eposach rycerskich. Tutaj jednakże motywem wstrzemięźliwości małżeńskiej jest rozstanie ze względu na wyprawę rycerskie. Kwestie końcowe tego rozdziału, to: miłość dworna, konkubinat, miłość cudzołożna. Zwłaszcza ostatni termin na naszym gruncie jest już odnotowany wystarczająco wyraźnie i wystarczająco wysoko. Dotyczy bowiem królów i książąt, a bogaty inwentarz przykładów znajdujemy u Galla Anonima, u Mistrza Wincentego,

u Długosza i u innych dziejopisów, nie tylko polskich. Według niemieckiej kroniki Thietmara Bolesław Chrobry podczas wyprawy kijowskiej w 1018 roku wprowadził siostrę księcia ruskiego Jarosława, zapominając o ślubnej małżonce, a z kroniki klasztoru w Brauweiler znana jest informacja o posiadaniu przez Mieszka II konkubiny, równoległe z legalną małżonką.

Są to z pewnością sprawy interesujące z punktu widzenia etyki i moralności młodego chrześcijaństwa w naszej ojczyźnie. Tylko, jeżeli badaczka analizuje podobną tematykę w niemieckojęzycznej literaturze średniowiecznej (Minnesang, dzieje miłości Tristana i Izoldy, Ginewery i Lancelota, nie zapominając też o Parsifalu) sprawy te układają się gdzieś w tyle, w perspektywie dalszej – (co najwyżej zajmuje nas interpretacja postawionej problematyki), bo to było „tam”, bo to była fikcja literacka. Inaczej już odbieramy to samo zjawisko przeniesione na grunt polski i wypełnione ważnymi historycznie postaciami naszych dziejów. Konkubinat, miłość cudzołożna naszych królów i możnowładców? No cóż, widocznie nie byliśmy ani lepsi ani gorsi od naszych sąsiadów. Całe szczęście, że zapisy kronik i tak nie przekazują wszystkiego...

W przekazach kronikarskich polskiej literatury brakuje jednak narracyjnej szerokości opowieści francuskich czy niemieckich, które uwodzą i dziś jeszcze zachwycają plastyką artystycznie przetworzonego (tamtego) świata. Dopiero późne średniowiecze w Polsce dołącza do tych wzorów. Właśnie z tego okresu pochodzi piękna opowieść o wiarołomnej miłości Helegundy i Wisława. Słusznie Joanna Godlewicz-Adamiec cytuje dłuższy fragment tej opowieści, ważny przecież w historii literatury polskiej.

Rozdział II, *Małżeństwo – formy zawierania rodzaje i cechy charakterystyczne*, liczy aż 309 stron i jak mi się wydaje w tym ogromnym bloku nagromadzonego materiału przy niektórych kwestiach zamazuje się hierarchia ważności. Można było z powodzeniem zrobić z tego jeszcze dwa odrębne rozdziały. Nie jest to zarzut dotyczący badawczych walorów przedłożonej rozprawy. Jest raczej ostrzeżeniem, aby nie stawiać wszystkich terminów na tym samym poziomie. Są przecież sprawy ważne, i sprawy mniej ważne, które właśnie już w „spisie treści” musimy umiejętnie uwypuklić.

Jak zaznaczyłem rozdział ten jest najdłuższy, zawiera fundamentalne dla rozprawy treści, przynosi sporo ważnych ustaleń interpretacyjnych, sporo interesujących porównań tekstualnych, sporo uwag o zależnościach i podobieństwach z szeroko pojętą tradycją. Warto również potwierdzić, że ta część napisana jest stylem o wydłużonej fazie narracyjnej, niekiedy ocierającej się o esej, z imponującą wiedzą o kontekstach: historii, etnologii, folklorystyki. Cytowane tu przykłady nie tylko pogłębiają, ale przede wszystkim scalają tekst wokół głównej osi tematycznej. Najwyraźniej czytelne jest to w kwestiach takich jak opisy związane z zaręczynami lub z uroczystościami zaślubin. Autorka pisze, że już w starożytnej Grecji było to wydarzenie podniosłe i odświętne. Panna młoda okryta welonem siedziała pośród wystrojonych dziewcząt, a po posiłku weselnym przeprowadzano ją do mieszkania męża, który na rękach przenosił ją przez próg... Pisze również, że wspólne życie młodzi rozpoczynali od rozpalania ogniska i złożenia ofiar na specjalnie przystrojonym ołtarzu domowym.

Czy ta ceremonia nie przypomina nam czegoś? Pewne obrazy i gesty dalekich tradycji spostrzegamy nagle blisko siebie. Oczywiście Joanna Godlewicz-Adamiec starożytnie wzory rzutuje w kulturę literacką, poszukując ich na gruncie niemieckim i polskim,

zwłaszcza w zwyczajach, jak chociażby w uczcie weselnej, będącej poniekąd cechą charakterystyczną tych obrzędów aż po czasy dzisiejsze. Dalsze podtytuły stanowią już długą listę wyliczeń rodzajów małżeństw (monogamia, bigamia, poliandria, poliginia – sukcesywna i jednoczesna) aż po zagadnienia takie jak małżeństwo przez kupno, przez umowę, małżeństwo z miłości, rozwód, wdowieństwo, małżeństwo kolejne.

Część III, zatytułowana Wnioski, przynosi podsumowanie głównych nurtów tematycznych. Krążą one wokół kwestii podstawowej, na karcie tytułowej zaznaczone pytajnikiem, tutaj wypowiedziane jednoznacznie i wiążąco: miłość w literaturze średniowiecza jest darem wyjątkowym, widziana jest jako siła magiczna, a nawet jako moc boska, bo jest silniejsza od ludzkiej woli, silniejsza nawet od śmierci. Jest to charakterystyka wspólna dla obydwu planów porównawczych: niemieckiego i polskiego. W literaturze niemieckiej miłość i małżeństwo mogą pomagać osiągnąć spełnienie, harmonię i doskonałość, ale może również i zniszczyć. Miłość i małżeństwo może być celem rycerskich czynów (Gamuret w *Parsifalu* Wolframa von Eschenbach), może wspomagać w przekształceniu się w idealnego chrześcijanina (*Iwein* Hartmanna von Aue), lecz autorka wytrwale szuka najbardziej typowych przykładów i odpowiada drukiem wytłuszczonym: „miłość występuje przeciw małżeństwu, szczególnie traktowanemu jako kontrakt (Tristan i Izolda)”.

W polskiej literaturze średniowiecznej poszukiwanie przykładów nakładających się na wzory niemieckie nie zawsze się udaje, chociażby z tego względu, że brak u nas eposów dworskich. Niemiecka literatura wykreowała idealny obraz miłości i małżeństwa rycerzy i książąt, u nas jedyny utwór *O zachowaniu się przy stole* Słoty z XV wieku to już faza końcowa i raczej o akcentach religijnych. Różnice te były powodowane uwarunkowaniami społeczno-kulturalnymi, ale również różnicami w odbiorze. W polskich źródłach napotykam kobiety święte lub samodzielne, w literaturze niemieckiej kobieta poszukuje ramion opiekuńczych, miłości i obrony.

Część IV, *Literatura*, została podzielona według wzorów klasycznie prostych na „literaturę podmiotu” i „literaturę przedmiotu”. Jako historyk literatury miałbym tutaj sporo pytań, chociaż wiem, że germanistyka rządzi się swoimi prawami, posiada własny system zapisu bibliograficznego i moje uwagi nie zawsze będą adekwatne. Zresztą, zarówno bibliografia jak i przypisy, sprawiają i w Polsce typowe „babilońskie pomieszanie języków”. Inaczej w wydawnictwie Ossolineum, inaczej w „Pamiętniku Literackim”, jeszcze inaczej w polskich wydawnictwach germanistycznych. Jestem świadomy tych różnic, więc jedynie w granicach kompetencji polonisty sygnalizuję kilka uwag.

Pominięto sporo ważnych pozycji. Dla przykładu wymienię niektóre. Z dziedziny hagiografii: W. Nigg, Hedwig von Schlesien, Würzburg 1991; Jadwiga Ślaska w: Hagiografia polska, słownik bio- bibliograficzny, Poznań 1971; tam również Żywot świętej Kingi (żywoty te w tekście książki są przecież cytowane). Brakuje mi świetnego studium M.H. Witkowskiej *Vita sanctae Kyngae ducisse Cracoviensis* jako źródło hagiograficzne, „Roczniki Humanistyczne”, Lublin 1961. Nie odnotowałam książki By czas nie zaćmił i niepamięć. Wybór kronik średniowiecznych, w opracowaniu Antoniny Jelicz, Warszawa 1985, jak również Kodeksu Prawa Kanonicznego, Poznań 1984 (o małżeństwie na str. 431-476).

Nie chcę kończyć podsumowaniem krytycznym. Praca Joanny Godlewicz-Adamiec jest pierwszym tego rodzaju studium porównawczym o koncepcji małżeństwa w literaturze niemieckiej i polskiej epoki średniowiecza, jest pracą o rozległych przecież obszarach tematycznych, ale i rozległych zasobach wiedzy autorki, co w recenzji na wielu miejscach sygnalizowałem. Byłoby dużą krzywdą zakończyć teraz wypominając braki. Dodam więc, że rzadko się spotyka dziś, w książkach jakże często robionych „byle szybciej”, pracę tak pracowitą, tak przemyślaną i o takiej orientacji w najnowszych badaniach, jak omawiana rozprawa. Zamykając niniejsze omówienie stwierdzam, że wysiłki badawcze Joanny Godlewicz-Adamiec o problematyce małżeństwa w obrębie tych dwóch kultur, otwierają obszerny kierunek badań, którego erudycyjnym, solidnym konspektem jest książka *Miłość czy kontrakt? Koncepcja małżeństwa w niemieckiej i polskiej literaturze średniowiecza*.

Mityczny Bruno Schulz

Bruno Schulz należy do wąskiego grona autorów, których twórczość, zaledwie na przestrzeni kilku dziesięcioleci, poddana została drobiazgowej i wielostronnej analizie. Szczególnie dużym zainteresowaniem wśród badaczy cieszył się jak dotąd mit, tak nierozzerwalnie przecież spleciony z dziełem „polskiego Kafki”. Już Eleazar Mielecinski tropił w swym pomnikowym studium mityczne wątki we „współczesnych gatunkach fabularnych”¹, m.in. w prozie Jamesa Joyce’a, Thomasa Manna, Franza Kafki, po czym zasygnalizował ich występowanie u wielu innych dwudziestowiecznych pisarzy. Niejako w reakcji na głos Mielecinskiego polskie i zagraniczne literaturoznawstwo uczyniło z mitu jedno z centralnych zagadnień schulzologii.² My swym skromnym przyczynkiem pragniemy do szacowanego grona badaczy schulzowskiego mitu jedynie dołączyć.

Jeśli prawdą jest, że z dzieła literackiego wyłania się – do pewnego stopnia – jego autor (nie chodzi nam przy tym o powieść autobiograficzną czy powieść z kluczem, jako skrajne przejawy owego podejścia, lecz o świadome i nieświadome przenikanie twórcy do swego dzieła, tym samym również o pewną formę zabawy z materią i gry z czytelnikiem), wskazane byłoby nieco bliżej poznać samego Schulza. A ponieważ kreślono jego portret jak dotąd po wielokroć, nie będzie to nakreślenie, a raczej przypomnienie ważniejszych stacji z życia tego najsłynniejszego niewątpliwie Drohobyczanina³.

Bruno Schulz był pisarzem i malarzem.⁴ Już samo to połączenie czyni jego postać wyjątkową. Wyjątkowość zresztą potęguje fakt, że Schulz okazał się atrakcyjnym modelem tyleż samo dla siebie, co współczesnych mu artystów. My, potomni, mamy wy-

¹ Maria Renata Mayenowa: *Przedmowa*, w: Eleazar Mielecinski: *Poetyka mitu*, przeł. Józef Dancygier, Warszawa 1981, s. 5.

² Np. Ficowski określa Schulza i Leśmiana „największymi mitologami w naszej literaturze” (Jerzy Ficowski: *Aneks*, w: Bruno Schulz: *Księga listów*, Kraków 1975, s. 178). Sandauer z kolei pisze o oscylujących „między zdegradowaną rzeczywistością a wzniosłym mitem” opowiadaniach Schulza (Artur Sandauer: *Rzeczywistość zdegradowana [Rzecz o Brunonie Schulzu]*, w: Bruno Schulz: *Sklepy cynamonowe. Sanatorium pod Klepsydrą. Kometa*, Kraków 1957, s. 24). Ze względu na liczne cytowania z powieści i listów Schulza w dalszej części tekstu stosować będę następujące skróty: *Księga listów* (KL), *Sklepy cynamonowe. Sanatorium pod Klepsydrą. Kometa* (SSK).

³ Innym urodzonym w Drohobyczu i zasłużonym dla polskiej kultury twórcą był Kazimierz Wierzyński.

⁴ Dokładnie w tej kolejności. Wydaje się jednak, że w 2001 roku, gdy najpierw odkryto w Drohobyczu freski Schulza, a następnie stwierdzono ich tajemnicze zniknięcie, a więc na fali epo-

jątkową możliwość przyjrzenia się i porównania kreślonych ołówkiem autoportretów z uwiecznionym przez Witkacego – jakżeby inaczej, w demonicznej wersji – wizerunkiem. Tym, którzy twarze i sylwetki Schulza nie znają, pozostaje wyobraźnia. Gdyby jednak na podstawie powieści chcieć sobie wyimaginarować *physis* ich autora, można by się dalece rozminąć z rzeczywistością. Schulz posiadał wprawdzie nadludzką zgola wrażliwość, był swoistym tytanem ducha, to jednak równocześnie stanowił przeciwieństwo fizycznego atlety (w tym sensie próżno by na jego przykładzie dowodzić realizacji platońskiej harmonii między ciałem a duchem). Niewielkiego wzrostu, mikrej budowy ciała, trapiiony chorobami i fizycznymi dolegliwościami ważył niewiele ponad 50 kilogramów. We wspomnieniach ludzi, którzy go znali, jawi się jako „mały, drobny, szczupły, słaby fizycznie. Nieśmiały, delikatny, szalenie cicho mówiący, pełen urazów i kompleksów”⁵. Był tak niepozorną istotą, że aż niewdzięcznym przedmiotem plotek. Uczniowie Schulza, sąsiedzi, członkowie rodziny mówią – rzadki to przypadek w świadectwach biograficznych – zgodnym dość głosem: „Schulz – jak go pamiętam ze szkoły – niczym się nie wyróżniał, nie mieszał się do niczego i nie było plotek na jego temat”⁶, „przez myśl nam nie przeszło, że mamy do czynienia z wielkim artystą. O jego twórczości nic nie mówiono, nikt z nas nie wiedział, że zajmuje się literaturą”⁷, „skoro pyta pani o *Sklepy cynamonowe*, to pewnie chce pani usłyszeć, że wśród moich profesorów był Bruno Schulz. Uczył mnie w Gimnazjum im. Władysława Jagiełły. Tylko że wtedy ani ja, ani inni uczniowie nie wiedzieliśmy, że Schulz jest znanym pisarzem, że w ogóle napisał jakieś książki. Nie mówiąc już o ich czytaniu. (...) Mały, szczupłutki, wąły. Człowiek z gatunku tych, co się ich nie widzi i nie słyszy. Nikt z nas nie wiedział, że został wyróżniony Nagrodą Polskiej Akademii Literatury. Dla nas był nauczycielem”⁸.

Schulz – przeciwieństwo współczesnego celebryty – był z natury cichy, skryty, nieśmiały, zamknięty, introwertyczny, a cechy te narastały wprost proporcjonalnie do nieszczędzonych przez życie porażek i zawodów. Gdyby dziś żył, stroniłby zapewne od mediów. Jak Patrick Süskind. Ledwie zaczął, a już po roku musiał przerwać podjęte na lwowskiej politechnice studia architektoniczne. Zabrakło mu na ich kontynuację zdrowia i funduszy. Notoryczny brak pieniędzy czynił zresztą arcyłudzkiem tego „arystokratę ducha”. Dość przypomnieć, że Schulz-nauczyciel, który miał marne uposażenie, i Schulz-pisarz, który nie otrzymał ani grosza honorarium za *Sklepy cynamonowe*, szukał swego szczęścia w toto-lotku.⁹ Uczył w szkole rysunku i prac ręcznych, choć ani swych przedmiotów, ani pracy nauczyciela nie lubił. W przyływie rozpaczki i frustracji swoich uczniów nazywał – niepedagogicznie – „bachorami”¹⁰.

kowego odkrycia i późniejszego skandalu, akcenty uległy przesunięciu. Można było wówczas odnieść wrażenie, że Schulz-malarz przyćmił sławą i blaskiem Schulza-pisarza.

⁵ Joanna Siedlecka: *Wypominki*, Łódź 1996, s. 102.

⁶ Wiesław Budzyński: *Miasto Schulza*, Warszawa 2005, s. 80.

⁷ Ibidem, s. 79.

⁸ Alfred Schreyer: *Gra Alfred Schreyer z Drohobycza*, rozmowę przeprowadziła Zofia Fabjanowska-Micyk, „Gazeta Wyborcza”, 2011, nr 116, s. 20.

⁹ Zob. KL, s. 40, 43.

¹⁰ Ibidem, s. 42.

Wszystkie plany ożenienia się i założenia rodziny spełzły na niczym: zawsze z jakiegoś tam powodu okazywał się dla rodziny niedoszłej żony czy też samej zainteresowanej nieodpowiednim kandydatem. Kiedy był już skłonny i gotowy przenieść się z prowincjonalnego Drohobycza, w którym się dusił, do Warszawy, dla lepszych zarobków, ze względu na większe możliwości rozwoju artystycznego, drzwi stołecznych urzędów, instytucji publicznych i przedsiębiorstw okazały się nie do sforsowania. Kiedy zmarł jego starszy brat, Izydor, zarabiający fortunę inżynier na kierowniczym stanowisku w spółce naftowej, zmuszony był troszczyć się i utrzymywać swą rodzinę: siostrę, kuzynkę i siostrzeńca.¹¹ Wtedy „chałturzenie” stało się życiową koniecznością i wzięło górę nad artystycznymi planami i wizjami. Zrodzona ze świadomości marnowania swego geniuszu frustracja, którą Witkacy, swym krwistym językiem, radził przewyciężyć „naciągnięciem jajowodów, aby dokonać ostatecznego spermotrysku”¹², zbliżała Schulza do licznego grona twórców z pierwszej połowy dwudziestego wieku, niepotrafiących odnaleźć w sobie wspólnej platformy dla artysty i mieszczanina, wolności z jednej i skrępowania wykonywanym zawodem i przypisaną rolą społeczną z drugiej strony (spośród tych twórców wymienić by można Arthura Schnitzlera, Franza Kafkę, Hermanna Hessego). Jakby nieszczęście było mało, nawet recenzje książek Schulza nie dodawały otuchy. Wśród krytyków, którzy bodaj najostrzej rozprawili się z *Sanatorium pod Klepsydrą*, znaleźli się m.in. Kazimierz Wyka i Stefan Napierski. Nawet przekład *Procesu*, który miał gwarantować chwałę po śmierci, okazał się po latach marną mistyfikacją. Dziś wiemy, że powieści Kafki nie przetłumaczył Schulz, o czym zaświadczała i nadal zaświadcza tytułowa karta dzieła¹³, lecz jego narzeczona, Józefina Szelińska. Schulz miał jedynie dokonać korekty i – co ważniejsze – „użyć” swego znanego już wówczas w kręgach literackich nazwiska.¹⁴ Pośród zawodów i rozczarowań, bólu i cierpienia, frustracji i depresji, niespełnionych nadziei i niezrealizowanych planów światłkami w tunelu okazali się Zofia Nałkowska, która wydatnie pomogła w opublikowaniu pierwszej powieści, starszy brat, który sfinansował jej wydanie, przyjaźń z Witkacym, Gombrowiczem i Sandauerem, których oczarowała mityczna poetyka *Sklepów cynamonowych*.

Skoro otaczający świat nie nastrojał optymizmem, a po wybuchu drugiej wojny światowej stał się – dosłownie – śmiertelnym zagrożeniem, Schulz znalazł azyl w literaturze.¹⁵ Dostrzegł w niej przeciwwagę, rodzaj alternatywy dla nieprzychyl-

¹¹ „Nie chcę się skarżyć, ale ja żyję w bardzo ciasnych i krępujących warunkach. Mieszkam w 2 pokojach ze siostrą wdową, bardzo miłą osobą, ale chorą i smutną, ze starszą kuzynką, która prowadzi nam gospodarstwo, i z siostrzeńcem, 26-letnim młodzieńcem, który jest czymś w rodzaju melancholika” (ibidem, s. 84).

¹² Ibidem, s. 95.

¹³ Sam Schulz zresztą chwalił się dookoła przekładem *Procesu*. W jednym z listów pisał: „Moje tłumaczenie Kafki wkrótce ukaże się” (ibidem, s. 68).

¹⁴ Zob. J. Ficowski: *Przypisy*, w: KL, s. 140, 161.

¹⁵ Można tu postawić tezę, że mity rodzą się w sytuacji zagrożenia. Potwierdza to Barbour, który pisze: „Rozważmy najpierw *funkcje psychologiczne* mitów. Stanowią one mechanizm obronny przeciwko różnorodnym zagrożeniom jego bytu oraz środek przywracający równowagę w stosunkach jednostki z przyrodą i społeczeństwem. Są źródłem poczucia bezpieczeństwa i moż-

nej rzeczywistości, zwłaszcza że pisząc mógł uciec w mit, do „królestwa, w którym płynął inny, odrębny czas”¹⁶, w rządzącą się innymi prawami czasoprzestrzeni bez ściśle określonego celu i nadrzędnego sensu czy wręcz, jak stwierdza Ewa Wiegandt, w „inną formację kulturową”¹⁷. Trudno w ucieczce w mit nie widzieć zbawiennej idei świata spod znaku jedności, jako antidotum na szalejący nacjonalizm i antysemityzm. „Wielokrotnie nadmienia Schulz, że opowiadania jego dzieją się »w trzynastym nadliczbowym i niejako fałszywym miesiącu«, »na marginesie czasu«, »na bocznych jego torach«”¹⁸. Schulz sam czytał, najchętniej niemieckojęzycznych autorów, wśród których prym wiedli Thomas Mann, Rainer Maria Rilke i Franz Kafka, ale jeszcze chętniej sam tworzył mityczne światy, w których rozmywały się granice pomiędzy rzeczywistością a snem, historią a mitem, czasem a bezczasowością, śmiercią a narodzinami, sacrum a profanum, rozumem a zmysłami, jednostką a kosmosem, przeszłością a terażniejszością, kulturą a naturą, cywilizacją a barbarzyństwem. Świat mitu jawił się Schulzowi jako miejsce, w którym ziszczała się szeroko pojęta jedność.¹⁹ „Jedność wywodząca się z tych czasów, gdy ludzie porozumiewali się swobodnie ze zwierzętami i roślinami”²⁰. Chodziło o prajednię, w której człowiek jednoczył się z bogiem, z drugim człowiekiem²¹ i z naturą. A skoro mit w społecznościach wyznających

liwiają rozwiązania konfliktów poprzez ich przedstawienie w formie symbolicznej. Z punktu widzenia psychoanalizy w mitach, podobnie jak w snach, wyrażają się w sposób symboliczny nieuświadomione pragnienia” (Ian G. Barbour: *Mity. Modele. Paradygmaty. Studium porównawcze nauk przyrodniczych i religii*, Kraków 1984, s. 34; podkr. oryginalne). Inne zgoła podejście reprezentuje Sandauer, uważający, że mityczne myślenie i mityczna wyobraźnia Schulza mają wcześniejszy rodowód. W takim ujęciu nacjonalizm, antysemityzm, wojna i zagłada byłyby nie przyczyną zrodzenia się schulzowskiego mitu, lecz początkiem jego upadku. „Idea naoczności mitu i jego degradacji ma zresztą u Schulza odnośnik osobisty: książki jego powstawały w okresie, gdy w błocie i nędzy polskich miasteczek dogorywała najbliższa mu społeczność, w której powszednim życiu obecny upadek z minioną świetnością, charakter komercyjny z biblijnym najściślej się splatały” (A. Sandauer: *Rzeczywistość zdegradowana...*, op. cit., s. 24-25).

¹⁶ SSK, s. 89.

¹⁷ Ewa Wiegandt: *Mit Galicji w polskiej prozie współczesnej (rekonstrukcja tematologiczna)*, „Teksty”, 1979, nr 5, s. 57.

¹⁸ A. Sandauer: *Rzeczywistość zdegradowana ...*, op. cit., s. 28. Sam Schulz podkreśla w *Sklepkach cynamonowych*: „To, o czym tu mówić będziemy, dzieło się w owym trzynastym, nadliczbowym i niejako fałszywym miesiącu tego roku” (SSK, s. 122).

¹⁹ Zupełnie odmienny pogląd na temat związków między mitem a jednością prezentuje Caillois. Według francuskiego socjologa, „mity opowiadające o początkach plemienia nie uwypuklają początkowej jedności, lecz właśnie dwoistość”. Ponieważ pierwotne plemiona składają się z dwóch dominujących, opozycyjnych względem siebie rodów – fratirii, „wszystko, co należy do jednej fratirii, jest święte i wzbronione dla jego własnych członków, świeckie i dozwolone dla członków drugiej fratirii” (Roger Caillois: *Żywioł i ład*, przeł. Anna Tatariewicz, wyboru dokonał Andrzej Osęka, przedmowa opatrzył Mieczysław Porębski, Warszawa 1973, s. 81, 91).

²⁰ Zofia Sokolewicz: *Mitologia Czarnej Afryki*, Warszawa 1986, s. 203.

²¹ Tęsknota Schulza za mityczną jednością zmusza do postawienia jeszcze innego pytania: czy nie osiąga się jej w jednoczącym płci akcie miłosnym? Bynamniej nie tylko sytuacja życiowa Schulza-kawalera uzasadnia taki punkt widzenia. Mieści się on również, jak się okazuje, w mitycznym myśleniu. Pisze o tym pięknie i mądrze Kołakowski: „W intymności erotycznego spotkania próbujemy każdorazowo przywrócić realność odwiecznemu mitowi androgyne; wydaje się, jak gdyby istotnie – zgodnie z popularnym wierzeniem – nostalgia zagubionej połówki,

totemizm zrównywał ze sobą ludzi i zwierzęta, Schulz będzie starał się zaświadczyć o ich pokrewieństwie. W poszukiwaniu swych rodzinnych przodków sięgać będzie tak głęboko, że w końcu przyjdzie mu – jak w społeczeństwach totemicznych – rozpoznać wśród nich zwierzęta. W *Sanatorium pod Klepsydrą* główny bohater, jakby w archetypicznym odruchu, podobnie jak Dostojewski i Nietzsche²², pochyla się nad koniem, swym „bratem”²³. I bynajmniej nie tylko o litość tu chodzi, ale o antropomorfizm przyrody. O rewitalizację mitu kosmogonicznego, przez który przemawia zoolatria.²⁴ “Wyszedłem z dorożki. Dyszał [koń] ciężko ze zwieszoną głową. Przytuliłem jego łeb do piersi, w jego wielkich czarnych oczach lśniły łzy”²⁵.

W prozie Schulza odnajdujemy mit na wielu płaszczyznach. Po pierwsze i najważniejsze, Schulz myśli i obrazuje mitem, jego teksty są czymś więcej niż zwykłą intertekstualną grą z mitycznymi motywami i figurami, rozsadzają ramy tradycyjnego wykorzystywania i modyfikowania znanych (np. greckich) mitycznych fabuł. *Kometę* przenika poetyka mitu, coś na kształt i na kanwie mitu, kreślone przezeń światy są jak z bajki (raczej trzeba byłoby tu mówić o baśni, która jako szczególny rodzaj narracji wykazuje wiele zbieżności z mitem²⁶). Ta najistotniejsza, globalna przesłanka skutkuje wieloma kolejnymi, szczegółowszymi. A więc, po drugie, świat mityczny

pragnącej ponownie stać się częścią nieszczęśliwie rozszczępionej całości, ożywiła naszą interesowność seksualną” (Leszek Kołakowski: *Obecność mitu*, Wrocław 1994, s. 89).

²² U Dostojewskiego łeb katowanego przez woźnicę konia obejmuje we śnie Raskolnikow, Nietzsche natomiast czyni to osobiście, podczas pobytu w Turynie w styczniu 1889 roku, na krótko przed zdiagnozowaniem u niego psychicznego załamania.

²³ Émile Durkheim: *Elementarne formy życia religijnego. System totemiczny w Australii*, przełożyła i wstępem opatrzyła Anna Zadrożyńska, wstęp do wydania polskiego Elżbieta Tarkowska, Warszawa 2010, s. 193.

²⁴ Cudowne świadectwo mitycznej zoolatrii (kultu zwierząt) złożył Korczak. Najpierw, jako dziecko, urządził pogrzeb swemu kanarkowi. Będąc natomiast dorosłym, już w getcie warszawskim, szczególnym szacunkiem darzył wszy. Nosił się z zamiarem napisania na ich temat rozprawy, bronił się również przed instynktownymi reakcjami – zabiciem, gdy gryzą. Wynika z tego, że starał się przewartościować istniejący stosunek do zwierząt, odmieniając – niby dla żartu – perspektywę: „Wesz, nie człowiek, wszystek krwi nie wypije” (Janusz Korczak: *Pamiętnik i inne pisma w getta*, przypisy Marta Ciesielska, posłowie Jacek Leociak, Warszawa 2012, s. 19).

²⁵ SSK, s. 100.

²⁶ Związki między mitem, baśnią a eposem należą obecnie do kanonu badań nad mitem. W tym miejscu z przykrością trzeba stwierdzić, że zdecydowana większość badaczy ignoruje ustalenia literaturoznawców i zamiast „baśni” uparcie i błędnie stosuje termin „bajka”. Poza tym trzeba tu również stanowczo zaznaczyć, że twórczość Schulza jest co najwyżej próbą reaktywacji pierwotnego mitu jako opowieści o bogach i bohaterach, „przekształcającej chaos w kosmos” (E. Mielecinski: *Poetyka mitu*, op. cit., s. 209). Może baśń byłaby tu w istocie rzeczy bardziej adekwatnym pojęciem. Schulz wprawdzie jest współczesnym griotem (opowiadaczem mitu), a jego teksty wprowadzają nas w świat mitu, ale nie towarzyszy im rytuał (obrzęd). A ten przecież jest nieodłącznym elementem mitu. Więcej na temat podobieństw i różnic cechujących mit, baśń i epos zob. Bruno Bettelheim: *Cudowne i pożyteczne. O znaczeniach i wartościach baśni*, przełożyła, objaśnieniami i posłowiem opatrzyła Danuta Danek, Warszawa 2010; E. Mielecinski: *Pochodzenie eposu bohaterkiego. Wczesne formy i archaiczne zabytki*, przeł. Paweł Rojek, Kraków 2009; Jack Goody: *Mit, rytuał i oralność*, przeł. Olga Kaczmarek, wstęp Paweł Majewski, Warszawa 2012; Joseph Campbell: *Bohater o tysiącu twarzy*, przeł. Andrzej Jankowski, Poznań 1997; Susanne K. Langer: *Nowy sens filozofii. Rozważania o symbolach myśli, obrzędu*

autora *Wiosny* wpisany jest w koło, odrzuca linearny, typowy dla historii bieg dziejów i zakłada tożsamy przyrodzie cyrkulację, wieczny powrót, wiosenne zmartwychwstanie i zimowe obumieranie. To, co koliste i cykliczne, staje się przeciwieństwem linearności również dlatego, że znosi wieńczący cel. Historia ze swą chronologią z jednej, jak i racjonalność z drugiej strony zabiły mit. Historyczne chrześcijaństwo i Sokrates ze swą apoteozą rozumu mieli w „zwyrodnieniu mitu”²⁷ swój wydatny udział. Po trzecie, „wujcio Brunio”²⁸ ucieka w mit prapoczątku, do miejsca, z którego tryska źródło, do czasu i miejsca spójnej całości, nierozbitej na skonfliktowane ze sobą części. Prapoczątek zwykło się kojarzyć z sięgającymi dalekiej przeszłości złotymi czasami, dzieciństwem, arkadią i rajem. U Schulza funkcję prapoczątku w skali makro pełni zawarte między Mojżeszem a Bogiem przymierze, w skali mikro z kolei tęsknota za dzieciństwem i jego idealizacja. Po czwarte, Schulz realizuje typową dla mitu, a wyodrębnioną wiele lat później przez Lévi-Straussa binarność.²⁹ U polskiego autora binarna struktura mitu widoczna jest w opozycyjnym, bodaj najbardziej „fundamentalnym [dla mitu – G.K.] przestrzennym przeciwstawieniu”³⁰ góra – dół, które w późniejszych religiach zastąpione zostało przez dychotomię sacrum – profanum.³¹ Wydaje się, że z perspektywy ostatniej opozycji łatwiej jest nam dostrzec wagę schulzowskiej Księgi, okazującej się raz świętym artefaktem, innym razem z kolei – godzącym przeciwieństwa kosmosem. Zastrzec tu jednak należy, że w micie sacrum i profanum są względem siebie komplementarne, jedno bez drugiego zaistnieć nie zdoła. Po piąte, można założyć, że mit poprzedził religię, że to właśnie od niego wywodzą się religia, filozofia, metafizyka.³² W pierwotnych wspólnotach, których członkowie w rytualnych obrzędach odnawiali, niejako ożywiali mit, świat przyrody nosił boskie znamię, był ucieleśnieniem i emanacją boskiej mocy. Stąd też

i sztuki, przeł. Alina Hanna Bogucka, słowem wstępnym opatrzyła Hanna Buczyńska-Garewicz, Warszawa 1976.

²⁷ L. Kołakowski: *Obecność mitu*, op. cit., s. 9.

²⁸ Taki tytuł nosi rozdział książki Siedleckiej poświęcony Schulzowi (zob. J. Siedlecka: *Wypominki*, op. cit., s. 100-115).

²⁹ „Szerokie operowanie semantycznymi opozycjami w analizie mitów i mitologii wprowadził jako pierwszy Lévi-Strauss; uwagę skupiał on przede wszystkim na samej zasadzie logiki binarnej jako na instrumencie mitologizowania, na występowaniu biegunowości i rozwiązywaniu podstawowych antynomii” (E. Mieleński: *Poetyka mitu*, op. cit., s. 288).

³⁰ Bogusław Żyłko: *Semiotyka kultury. Szkoła tartusko-moskiewska*, Gdańsk 2009, s. 141.

³¹ Durkheim uznał właśnie podział sacrum – profanum za element wspólny dla wszystkich form religijnych. Dopiero na gruncie tego podziału tworzą się społeczności. Stąd w religiach totemicznych jako świętość i cel najwyższy jawi się totem, który jako duch opiekuńczy gwarantuje jedność i integralność grupy. Zob. É. Durkheim: *Elementarne formy życia religijnego...*, op. cit.

³² „»Mit jest jednym z głównych zjawisk w historii kultury i najstarszym sposobem konceptualizacji otaczającego nas środowiska i ludzkiego losu. Mit to pierwszy model wszelkiej ideologii i, jak to przed chwilą powiedziano, synkretyczna kolebka nie tylko literatury, sztuki, religii, ale w istotnym stopniu filozofii, a nawet nauki«” (Andrzej Szyjewski: *Chaos a kosmos w życiu i badaniach Eleazara Mieleńskiego*, w: E. Mieleński: *Pochodzenie eposu bohatera...*, op. cit., s. XIII).

w dawnych formach religijnych, religiach naturalistycznych i animistycznych³³ (totemizm, animizm) wielką czią darzono ciała niebieskie, zwierzęta i rośliny. Nie inaczej rzecz ma się z opowiadaniem Schulza. Poza samymi ich tytułami (np. *Kometa*) za totemicznością przemawiają – dosłownie – dziesiątki rozmaitych zwierząt, jakie przewijają się na ich kartach.³⁴ Część z nich to nie przez przypadek najstarsi reprezentanci fauny i najczęstszy bohaterowie najdawniejszych mitologii. Mowa o wężu, żółwiu, krokodylu, rybach i ptakach, które pojawiły się na ziemi na długo przed człowiekiem. Już sam ten fakt sprawia, że są to zwierzęta silnie nacechowane symbolicznie, o wielkim religijnym znaczeniu.³⁵ Po szóste wreszcie, binarna struktura mitu przeniknęła nie tylko twórczość, lecz także życie samego Schulza. W ileż tajemniczych, mrocznych, nieodgadnionych, mglistych, mitycznych zgoła zrzędzeń losu obfitowało całe jego życie? Jednym z licznych tego przykładów był esesman Landau – protektor, anioł-stróż Schulza, a zarazem rzeźnik, strzelający z balkonu swego domu do przechodzących obok ulicą czy pracujących w pobliżu Żydów.³⁶ Nie inaczej rzecz się ma z Drohobyczem, piekłem i niebem na ziemi. W piekło zamieniło się to prowincjonalne miasteczko z chwilą wkroczenia do niego Niemców (1 lipca 1941). Rozpoczęła się wówczas masowa rzeź jego mieszkańców. Niebem natomiast pozostawało ono ze względu na działalność cichych bohaterów, osób jak Eberhard Helmrich³⁷ czy porównywanym z Wallenbergiem i Schindlerem Berthold Beitz³⁸.

W kontekście nadzwyczajnego przesiąknięcia twórczości Schulza mitem myliłby się ten, kto związek ten chciałby zrzucić na karb czystego przypadku względnie nadzwyczajnej intuicji autora *Sanatorium pod Klepsydrą*. Prawda bowiem wygląda nieco inaczej. Schulza oczarowało dzieło życia Thomasa Manna *Józef i jego bra-*

³³ Zob. É. Durkheim: *Elementarne formy życia religijnego...*, op. cit., s. 41.

³⁴ Lektura *Sklepów cynamonowych* pozwala sporządzić następujące zestawienie: muchy, szarańcza i świerszcze; wąż; jelen, kraby, żółwie i pająki; motyl; papugi, tukany, salamandry i bazyliuszki; koń; krokodyl; kondor; karakon; kogut; ryby; żubry i wielbłądy; pawie. I tak już bogatą listę zwierząt uzupełnia lektura *Sanatorium pod Klepsydrą*: jaskółki, skowronki i kolibry; kanarki, szczygły i szpaki; kuny, tchórze i lisy; gołębie; bizony; wiewiórki i dziecięty; żuki; chrabąszcze; lew; rak i skorpion (SSK, s. 40, 68, 76, 85, 93, 100, 102, 112, 114, 119, 130, 131, 132, 136, 143, 155, 160, 216, 221, 259, 297, 308, 344). Wiele z wymienionych tu zwierząt występuje w micie Bagre z północnej Ghany, badanym przez wiele lat przez Goody'ego (zob. J. Goody: *Mit, rytual i oralność*, op. cit., s. 239-241).

³⁵ Dla przykładu podam, że w mitach Czarnej Afryki żółw symbolizuje wieczność i wieczny porządek, wąż – płodność i boskość, ptaki – geniuszy, duchy i zmarłych. Sokolewicz reasumuje: „Zgodnie z mitem ptak pojawił się na ziemi razem z krokodylem, wężem, żółwiem, kameleonem. Pierwszy też został zabity i zjedzony, przez co stał się symbolem śmierci” (Z. Sokolewicz: *Mitologia Czarnej Afryki*, op. cit., s. 176).

³⁶ „Landau siedział ze swoją małżonką na balkonie, zobaczył, że nic nie robią [żydowskie dziewczynki, które przed wytynkowaniem ściany czekały na zaprawę – G.K.], przyniósł z pokoju karabin i zastrzelił wszystkie trzy” (A. Schreyer: *Gra Alfred Schreyer z Drohobycza*, op. cit., s. 20).

³⁷ W wiosce niedaleko Drohobycza gospodarował cudowny człowiek, były oficer Wehrmachtu, Eberhard Helmrich, który uratował wiele istnień ludzkich, w tym kilkuset Żydów (zob. W. Budzyński: *Miasto Schulza*, op. cit., s. 216).

³⁸ Zob. ibidem, s. 218.

cia (niektórzy krytycy – z Mannem na czele – tetralogię właśnie uznają za *opus magnum*). Przez długi czas nasz rodzimy autor, który zresztą korespondował z niemieckim noblistą, nosił się z zamiarem gruntownej analizy przywołanego utworu.³⁹ A ponieważ czterotomowa powieść czerpie swą niebywałą moc z mitu kosmogonicznego (o początkach świata), etiologicznego (o pochodzeniu rzeczy) i eschatologicznego (o końcu świata), rozumiało wydaje się, że Schulz do jej hermeneutycznej interpretacji potrzebował pogłębionych studiów nad najstarszymi świadectwami „ustnej ludowej twórczości poetyckiej”⁴⁰. I lekcję tę odrobił wysmienicie.⁴¹

Aby wyjaśnić i zrozumieć istotę mitu, trzeba zdać sobie sprawę z tego, że wchodzi on w zakres kultury. Kultura okazuje się „wielką dostarczycielką mitów”⁴², a mit „nieodzownym składnikiem wszelkiej kultury”⁴³. Albo jeszcze inaczej: „kluczem, który otwiera badaczowi najwięcej drzwi [do kultury – G.K.] jest znajomość mitów”⁴⁴. Każdorazowo chodzi o „mit, którego nieobecności w naszej kulturze niepodobna sobie wyobrazić”⁴⁵. Chcąc zatem kompleksowo ująć zjawisko mitu, rozważania na jego temat winny zostać poprzedzone pogłębioną refleksją nad kulturą. Szacuje się, że kultura doczekała się mniej więcej 200 definicji.⁴⁶ Przybliża się ją jako wartości, normy, język, system symboli, historię, tradycję, ciągłość, dziedzictwo społeczne, innowacje (zmiany)⁴⁷, a także śmiech (ironię, przewartościowywanie). Bagby jest zdania, że „kul-

³⁹ „Kusi mnie zanalizować *Jakubowe historie* Manna – wspaniałą rzecz, na której można zademonstrować przemianę naszego pojęcia rzeczywistości i nowy pogląd na istotę życia” (KL, s. 44).

⁴⁰ E. Mieleński: *Pochodzenie eposu bohaterskiego...*, op. cit., s. 12.

⁴¹ W liście do Witkacego Schulz pisze: „Do jakiego rodzaju należą *Sklepy cynamonowe*? Jak je zaklasyfikować? Uważam *Sklepy cynamonowe* za powieść autobiograficzną. Nie tylko dlatego, że jest pisana w pierwszej osobie i że można w niej dopatrzeć się pewnych zdarzeń i przeżyć z dzieciństwa autora. Są one autobiografią albo raczej genealogią duchową, genealogią *kat’-e-xochen*, gdyż ukazują rodowód duchowy aż do tej głębi, gdzie uchodzi on w mitologię, gdzie gubi się w mitologicznym majaczeniu. Zawsze czułem, że korzenie indywidualnego ducha, dostatecznie daleko w głąb ścigane, gubią się w mitycznym jakimś mateczniku. To jest dno ostateczne, poza które niepodobna już wyjść. Imponującą realizacją tej myśli znalazłem później w *Jakubowych historiach* T. Manna, gdzie przeprowadzona ona jest w skali monumentalnej. Mann pokazuje, jak na dnie wszystkich zdarzeń ludzkich, gdy wyluskać je z plewy czasu i wielkości, ukazują się pewne praszematy, »historie«, na których te zdarzenia formują się w wielkich powtórzeniach. U Manna są to historie biblijne, odwieczne mity Babilonii i Egiptu. Ja starałem się w skromniejszej mej skali odnaleźć własną, prywatną mitologię, własne »historie«, własny mityczny rodowód. Tak jak starożytni wyprowadzali swych przodków z mitologicznych małżeństw z bogami, tak uczyniłem próbę statuowania dla siebie jakiejś mitycznej generacji antenatów, fikcyjnej rodziny, z której wywodzę mój ród prawdziwy” (KL, s. 65).

⁴² Jacques Le Goff: *Historia i pamięć*, przeł. Anna Gronowska, Joanna Stryczyk, wstęp Paweł Rodak, Warszawa 2007, s. 96.

⁴³ Janina Hajduk-Nijakowska: *Proces mityzacji współczesnych bohaterów*, w: Piotr Kowalski (red.): *Mit, prawda, imaginacja*, Wrocław 2011, s. 213.

⁴⁴ Z. Sokolewicz: *Mitologia Czarnej Afryki*, op. cit., s. 36.

⁴⁵ L. Kołakowski: *Obecność mitu*, op. cit., s. 24.

⁴⁶ Zob. Philip Bagby: *Kultura i historia. Prolegomena do porównawczego badania cywilizacji*, przeł. Jerzy Jedlicki, przedmową opatrzył Jerzy Topolski, Warszawa 1975, s. 127.

⁴⁷ „Ludzie mogą kształtować swoje zachowanie, ponieważ są istotami posiadającymi kulturę, zdolnymi do zmieniania samych siebie”, „Ludzie są mianowicie istotami posiadającymi kultu-

tura« to tyle, co »regularności w zachowaniu zewnętrznym członków społeczeństwa, wyjąwszy te regularności, których geneza jest na pewno dziedziczna«⁴⁸. Inni badacze z kolei skłonni są widzieć w niej dramat (teatr, przedstawienie)⁴⁹, tekst⁵⁰, więzi (Bindung)⁵¹, „semiosferę”⁵², „zsekularyzowaną obietnicę powołania człowieka do czegoś lepszego”, „indywidualne i kolektywne próby uporania się z istnieniem”⁵³, „wspieranie tożsamości peryferyjnych lub nowych grup”⁵⁴, „sumę dokonań człowieka w religii i technice, w nauce i polityce, w sztuce i prawie, w nauce i wszystkich innych formach życia”⁵⁵, „osiągnięcie przez człowieka subiektywności”⁵⁶, „złożoną całość obejmującą wiedzę, wierzenia, sztukę, prawo, moralność, obyczaje oraz wszystkie zdolności i nawyki nabyte przez człowieka jako członka społeczeństwa”⁵⁷.

Okazuje się jednak, że przy definiowaniu kultury da się pójść w jeszcze innym kierunku. Bodaj najlepiej z mitem koresponduje definicja kultury jako pamięci.⁵⁸ Jaka oszczędność w słowach, a jakie nagromadzenie treści. W końcu sam mit jest niczym innym jak formą pamięci. Antropolodzy z Malinowskim na czele przyjmują, że mit gwarantuje istnienie grupy, że zawiązuje się wokół niego wspólnota. Za tym, że mit i wspólnota do siebie przynależą, przemawia już ten najprostszy fakt, że opowiada się go w łonie i przy aktywnym współudziale grupy. Już zatem na samym etapie opowia-

re, które mogą modyfikować swoje zachowanie wskutek uczenia się, a następnie przekazywać swoją wiedzę następnym pokoleniom drogą pozagenetyczną. Oznacza to, że zróżnicowanie ludzkich zachowań jest o wiele większe niż w przypadku właściwie każdego innego gatunku: ludzki model rodziny to zarówno rozbudowany klan czy ród, jak i samotna matka z dzieckiem; w przypadku goryli czy drożdżów taka gama możliwości nie istnieje” (Francis Fukuyama: *Koniec człowieka. Konsekwencje rewolucji biotechnologicznej*, przeł. Bartłomiej Pietrzyk, Kraków 2008, s. 172).

⁴⁸ Zob. P. Bagby: *Kultura i historia...*, op. cit., s. 131.

⁴⁹ Zob. Wolfgang Lipp: *Kulturtypen, Kulturcharaktere. Zur Einführung*, w: idem (red.): *Kulturtypen, Kulturcharaktere. Träger, Mittler und Stifter von Kultur*, Berlin 1987, s. 18.

⁵⁰ Zob. Peter Burker: *Die italienische Renaissance und die Herausforderung der Postmoderne*, w: Gerhart Schröder, Helga Breuninger (red.): *Kulturtheorien der Gegenwart. Ansätze und Positionen*, Frankfurt am Main 2001, s. 34.

⁵¹ Zob. Helmut König: *Politik und Gedächtnis*, Weilerswist 2008, s. 182.

⁵² Jurij Lotman: *Uniwersum umysłu. Semiotyczna teoria kultury*, przekład i przedmowa Bogusław Żyłko, Gdańsk 2008, s. 213.

⁵³ Paul Hutter: *Alltagskultur und Kulturpolitik*, w: W. Lipp (red.): *Kulturpolitik. Standorte, Innensichten, Entwürfe*, op. cit., s. 155, 160; jeśli nie zaznaczono inaczej, cytaty podaję w moim przekładzie.

⁵⁴ Hans-Peter Meier-Dallach: *Weltweite Kulturprozesse – weltbürgerliche Kulturpolitik*, w: W. Lipp (red.): *Kulturpolitik. Standorte, Innensichten, Entwürfe*, op. cit., s. 298.

⁵⁵ Otto Gerhard Oexle: *Vorwort*, w: idem (red.): *Memoria als Kultur*, Göttingen 1995, s. 7.

⁵⁶ Jörn Rüsen: *Kultur macht Sinn. Orientierung zwischen Gestern und Morgen*, Köln i in. 2006, s. 14.

⁵⁷ Antonina Kłoskowska: *Kultura*, w: *Encyklopedia kultury XX wieku. Pojęcia i problemy wiedzy o kulturze*, pod red. Antoniny Kłoskowskiej, Wrocław 1991, s. 19.

⁵⁸ Między kulturą a pamięcią stawia znak równości szereg współczesnych badaczy. Zob. O.G. Oexle (red.): *Memoria als Kultur*, op. cit.; Jerzy Szacki: *Tradycja*, w: *Encyklopedia kultury XX wieku...*, op. cit., s. 208; H. König: *Politik und Gedächtnis*, op. cit., s. 108; Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992.

dania mitu ujawnia się jego towarzyski, wspólnotowy charakter. Grupa ma obowiązek pielęgnowania wspólnej pamięci przechowywanej w micie. Mit jako wspólna pamięć o przeszłości czy pamięć o wspólnej przeszłości opowiada o antenatach rodu, wielkich wydarzeniach, bohaterskich postaciach i wyczynach z jego dziejów. Zakładając, że kultura w swym najprostszym wydaniu zawiera się w pochówku, co oznaczałoby, że człowiek od niepamiętnych czasów starał się ratować zmarłych przed zapomnieniem, tj. – innymi słowy – przeciwdziałać śmierci, to ideę tę doskonale ucieleśnia mit, który mocą rodzinnej pamięci unieśmiertelnia zmarłych przodków. I tak ród (rodzina) przechowuje i kulturuje pamięć o swych zmarłych członkach, gdy tymczasem klan (naród) łączy i wiąże wspólna pamięć o jego najlepszych „ojcach” i „synach”. W pierwszym przypadku mówić można o rodzinnych legendach, w drugim – o mitach politycznych. Przekładając tak pojęty język mitu na język twórczości Schulza, należałoby stwierdzić, że opowiadania jego przepełniają legendy i mity rodzinne. A jeśli nawet okazałoby się, że Schulza w nie mniejszym stopniu intrygował temat szerzej pojętej wspólnoty, to działo się tak nie po to, by dzielić, ale po to, by łączyć. Mit polityczny (czy mit narodowy)⁵⁹, który swą sugestywną siłą krzewienia idei narodu czerpie z równoczesnego definiowania (i stygmatyzowania) wroga (tyleż zewnętrznego co wewnętrznego), jest Schulzowi obcy.⁶⁰ Bliski natomiast był mu mit tworzenia wspólnoty bez granic zewnętrznych i wewnętrznych, bez podziału na przynależność rasową, narodową, wyznaniową, klasową. Schulz oczami mitycznej wyobraźni widział społeczeństwo przedklasowe, przedpaństwowe i przednarodowe, choć w swych mitycznych wizjach szedł jeszcze dalej i sięgał do znacznie głębiej zalegających pokładów: do prapoczątków i „macierzystej prajedni”⁶¹, do „pępowinowych praobrazów, (...) kiedy byliśmy najbliżsi bytu”⁶², do „organicznej przedrefleksyjnej tożsamości podmiotu i przedmiotu”⁶³ i „jeszcze-nie-wyodrębnienia”⁶⁴ się ze świata natury, do czasów sprzed grzechu pierworodnego czy wręcz sprzed podziału na płci. „To było bardzo dawno. Matki jeszcze wówczas nie było. (...) Potem przyszła matka i wczesna ta, jasna idylla skończyła się”⁶⁵. Schulz dokopywał się do mitów sprzed ingerencji i modyfikacji ze strony kapłanów. Pomijał zatem ustanowione przez kapłanów mity religijne, które pełniły tę samą funkcję co w późniejszych okresach wielkie religie. Jedne i drugie kazały sankcjonować istniejący porządek społeczny, wymuszały akceptację korzystnej dla kapłanów społecznej hierarchii, rzekomego wyrazu boskiej woli. Trudno nie zauważyć, że w konstruowanym przez Schulza micie złotych czasów dla wszystkich, nie tylko dla wybrańców, „genialnej epoki”⁶⁶ czy raju tkwi idea wspólnoty, do

⁵⁹ Zob. Tadeusz Biernat: *Mit polityczny*, Warszawa 1989; H. König: *Politik und Gedächtnis*, op. cit.

⁶⁰ Mit polityczny, który – moim zdaniem – Schulza mało interesował, był z kolei szeroko rozpowszechniony w ówczesnej Europie. Podobną opinię głosi Barbour: „Istotnie w religiach Zachodu mity w większym stopniu związane są z wydarzeniami historycznymi niż ze zjawiskami naturalnymi” (I.G. Barbour: *Mity...*, op. cit., s. 33).

⁶¹ SSK, s. 80.

⁶² KL, s. 20.

⁶³ E. Mielecinski: *Poetyka mitu*, op. cit., s. 163.

⁶⁴ Ibidem, s. 203.

⁶⁵ SSK, s. 136.

⁶⁶ KL, s. 73.

ziszczenia której nie doszło w galicyjskim tygłu kulturowym. I choć Drohobycz, jako miasto wielonarodowe, zamieszkiwany był przez Ukraińców, Żydów i Polaków, to jednak konflikty polityczne, społeczne, etniczne i ekonomiczne, podsycane na dodatek przez silne wówczas w całej Europie ugrupowania prawicowe, uniemożliwiały zgodne sąsiedztwo, pokojową koegzystencję. Można zatem stwierdzić, że mit Schulza był taką samą projekcją co idea dialogu Bubera, nawet jeśli pierwszy z nich zwracał się ku przeszłości, a drugi – ku przyszłości. W przypadku żydowskiego filozofa, który dzieciństwo i młodość spędził we Lwowie, zaprezentowaną w *Ja i Ty* koncepcję należy traktować raczej jako postulat niż odzwierciedlenie sytuacji we wschodniogalicyjskim „Babilonie”. Innymi słowy: podczas gdy Buber był zdania, że dialog kultur dopiero czeka na zainicjowanie, Schulza nie opuszczała świadomość degradacji mitu. A skoro przyszłość nie nastrajała nadzieją, trzeba było się cofnąć w głęboką i odległą przeszłość.

Pora zastanowić się, w ramach jakiego mitu operuje Schulz. Doszliśmy wprawdzie już do wniosku, że „Wielki Bruno”⁶⁷ myśli i obrazuje na wskroś mitycznie, ale systemowym myśleniem o micie – w kontekście współczesnych badań antropologicznych – nazwać tego chyba nie można. Czytając *Wiosnę czy Kometę* dostrzegamy spłot różnorodnych mitów, kosmogonicznych, etiologicznych, eschatologicznych, apokaliptycznych, mesjanistycznych, biblijnych, pogańskich, bohaterskich, epicznych, ofiarnych, archaicznych, klasycznych (np. greckich), kalendarzowych, solarnych, a nawet agrarnych.

Posłużmy się dla podparcia naszej tezy wybranym przykładem. Postać ojca obu powieści nosi jawne znamiona bohatera, może zatem właśnie mit bohaterski upodobał sobie szczególnie ich autor? Figura ojca zmusza do postawienia pytania o jej pierwowzór: czy byłby to „heros kulturowy” w rodzaju dzielnego Prometeusza, mądrego Mojżesza z mitu fundacyjnego narodu żydowskiego czy też „trickstera”? Na ile schulzowski bohater wpisuje się w koncepcję Mioletinskiego, „że totemiczny przodek stawał się przede wszystkim herosem kulturowym i że mity o przodku-herosie kulturowym mogły się rozwijać zarówno w kierunku bohaterskiej idealizacji, jak i w kierunku komicznej parodii, przy czym częściej następowało przekształcenie herosa kulturowego w anegdotycznego trickstera”⁶⁸? Heros kulturowy w ujęciu radzieckiego antropologa czy „dobrodziej ludzkości”⁶⁹ w kształcie nakreślonym przez Campbella odznaczał się pewnymi zasługami na rzecz klanu, z którego się wywodził. A ponieważ klan (fratria, plemię) w swej perspektywie nie wykraczał poza swoje terytorium, działalność na jego rzecz była postrzegana jako równoznaczna z działalnością na rzecz całej ludzkości.⁷⁰ Heros kulturowy na mocy swych dokonań stawał się dobrem wspólnym, obiektem zbiorowej pamięci, ogniwem spajającym wspólnotę, magnesem,

⁶⁷ J. Siedlecka: *Wypominki*, op. cit., s. 100.

⁶⁸ E. Mioletinski: *Pochodzenie eposu bohaterskiego...*, op. cit., s. 57.

⁶⁹ J. Campbell: *Bohater o tysiącu twarzy*, op. cit., s. 28.

⁷⁰ Na taką tezę można przystać, mimo że plemiona sąsiadujące były jednocześnie traktowane jako obce i – co za tym idzie – „niższe” i gorsze. „Tradycyjny świat Afrykańczyka jest światem etnocentrycznym. To znaczy, że za granicami plemienia znajdują się obcy, określani często mianem nie ludzi, pozostający poza prawem plemiennym, nie mający na nie swoim terytorium żadnych

który strukturyzuje i porządkuje wokół siebie opiłki żelaza – członków społeczeństwa. Przecież to właśnie herosowi kulturowemu, który w mitach przedstawiany był jako „praprzodek, protoplasta ludzi, albo jako ich stwórca i nauczyciel”⁷¹, wspólnota (społeczeństwo, ludzkość) zawdzięczać miała umiejętność zdobywania ognia, pozyskiwania plonów, wyrabiania narzędzi, przyrządzania leków. Miał on również dać początek instytucjom społecznym, moralności, obyczajom i obrządkom czy też nauczyć ludzi wielu niezbędnych do życia czynności, z mówieniem, jedzeniem, pićm i stosunkami płciowymi włącznie. Tak rozumianym herosem kulturowym, charakterystycznym dla mitów bohaterskich, ojciec z powieści Schulza z pewnością nie jest.⁷²

Istnieje jednak, jak pisze Mioletinski, jeszcze jeden rodzaj herosa kulturowego, znacznie starszego bohatera, znanego nam z najdawniejszych opowieści mitycznych typu fińskiej *Kalevali*. Mowa o mitach i ich bohaterach we wspólnotach nieobytych z rzemiosłem i rolnictwem. Tu bohater nie posiadał jeszcze umiejętności, które dałoby się przekazać członkowi grupy w sposób charakterystyczny dla kultury, a więc niebiologicznie. Musiał więc w zdobywaniu dóbr uciekać się do magii i zaklęć. A skoro nie potrafił ognia skrzesać, trzeba go było wykraść. Główny bohater *Kalevali*, Väinämöinen, „jest herosem kulturowym starego typu, który powstał w okresie poprzedzającym wyodrębnienie się rzemiosła. Jest on twórcą w szerokim sensie, tak samo jak Prometeusz. Bohater zdobywa dobra kulturowe, kradnąc je pierwszym właścicielom, łowi ogień w rybacką sieć, robi łódź za pomocą topora i magicznych zaklęć. Twórczość tego rodzaju bohatera jest niezwykle różnorodna. Wiedza magiczna i mądrość przeważają w nim nad umiejętnością. Z tego względu postać bohatera jest niezmiernie pojemna – w różnych runach Väinämöinen staje przed nami to jako rzemieślnik, to jako potężny czarownik, to jako artysta-śpiewak, a nawet jako starzec i wojownik. Postać Ilmarinena [drugiego głównego bohatera *Kalevali* – G.K.] powstała w okresie rozwoju rolnictwa i wyodrębnienia się rzemiosła, które doprowadziły do wyraźnego oddzielenia się w świadomości człowieka natury od kultury. Różne dobra kulturowe zaczęły być odtąd uważane za rezultat konkretnej pracy, a zdolności praktyczne zaczęto odróżniać od wiedzy magicznej i mądrości”⁷³. Odnoszę wrażenie, że właśnie w herosa kulturowego typu Väinämöinena przyszło się wcielić głównemu protagoniście z powieści Schulza. Ojciec, żywy przykład „samotnego bohaterstwa”⁷⁴, mówi niezrozumiale, niczym czarownik wypowiadający magiczne zaklęcia. Czyżby to był język zwierząt, który niegdyś znali ludzie? Znika bez śladu na wiele dni. Czyżby udawał się w drogę? Wędrował, co – według Campbella – jest najistotniejszą

przywilejów, a mogący tam przebywać jedynie pod określonymi warunkami” (Z. Sokolewicz: *Mitologia Czarnej Afryki*, op. cit., s. 272).

⁷¹ E. Mioletinski: *Pochodzenie eposu bohaterskiego...*, op. cit., s. 23.

⁷² Przypomnijmy, jak bohatera definiował przed laty Czarnowski: „Bohaterami są wielcy wodzowie, założyciele miast lub państw, prawodawcy, a najogólniej – wszyscy dobroczyńcy ludzkości” (Stefan Czarnowski: *Kult bohaterów i jego społeczne podłoże. Święty Patryk – bohater narodowy Irlandii*, Warszawa 1956, s. 14).

⁷³ E. Mioletinski: *Pochodzenie eposu bohaterskiego...*, op. cit., s. 125.

⁷⁴ SSK, s. 58.

składową mitu, swoistym „jądrem mitu”⁷⁵? Ojciec wycofuje się ze swego królestwa na strychu, gdzie chowa gołębie, gdy przychodzi posprzątać (= zniszczyć) je służąca Adela. Nie jest więc ani dość silny, ani dość bohaterski, by się przeciwstawić. Nie tylko po śmierci, ale i jeszcze za życia przeistacza się w zwierzęta, nie tracąc przy tym nic w oczach swej rodziny. Budzi to jednoznaczne skojarzenia z religiami totemicznymi, które zrównywały ludzi i zwierzęta, umieszczając ich w wiecznym kołowym obiegu rzeczy. „Mity często rozpoczyna fraza: »Działo się to w czasach, kiedy zwierzęta były jeszcze ludźmi«, kończy zaś przemiana bohatera w odpowiednie zwierzę”⁷⁶. I choć ojciec zostanie zrazu złapany i ugotowany, to jednak i taką rzadką ewentualność religie totemiczne dopuszczają. Z pomocą przychodzi animizm i wiara w *mana*, siłę nadprzyrodzoną i bezosobową. Spożycie świętego zwierzęcia, wyłącznie w czasie świąt, jedynie w ramach rytuału, służy odnowieniu mitu, a więc spotęgowaniu mocy zarówno wspólnoty, totemicznie związanej z ofiarą, jak i samych poszczególnych jej członków, biorących udział w ofiarnej uczcie. Tak też „sens uczt ofiarnych” tłumaczy Durkheim, który uważa, że przemieniają one „to zwierzę, które zostanie złożone w ofierze, w coś świętego, co przenosi swą świętość na zjadającego je człowieka”⁷⁷.

Ojciec jest bohaterem powieści tak samo jak dla autora powieści bohaterem pozostawał jego ojciec. W liście do Witkacego Schulz opowiada o swym ojcu, posiłkując się obrazami zaczerpniętymi z *Króla Olch* Goethego.⁷⁸ To jedna z nielicznych różnic wobec Kafki, z którym Schulz często się porównuje: pierwszy swego ojca nie cierpiał, drugi miłował. We wspomnieniach jedna z kuzynek przedstawia rodziców Schulza, swoich dziadków, w następujący sposób: „prowadzili na rynku sklep bławatny, z materiałami łokciowymi, jak się wtedy mówiło, którym »zawiadywała« przede wszystkim babcia, bardziej praktyczna i życiowa od dziadka-fantasty. To dziadek właśnie występuje w utworach Brunia, na pewno więc był dla niego ważny”⁷⁹. Schulz zdaje się w swych opowiadaniach brać ojca w obronę. Czyni tak w obliczu zagrożeń zarówno ze strony kobiet, jak i nowej grupy bezwzględnych kupców (aferzystów, spekulantów, dorobkiewiczów)⁸⁰, których krytyce w *Buddenbrookach* poddał wiele lat wcześniej sam Mann. Obraz ojca, jaki wyłania się choćby z *Komety*, jest zdecy-

⁷⁵ Na monomit, czyli „jądro mitu” składa się wędrówka bohatera, która przebiega zawsze według pewnego schematu w trzech etapach: „odsunięcia się od świata, dotarcia do źródła mocy i krzepiącego życie powrotu” (J. Campbell: *Bohater o tysiącu twarzy*, op. cit., s. 37).

⁷⁶ E. Mieleński: *Poetyka mitu*, op. cit., s. 222.

⁷⁷ É. Durkheim: *Elementarne formy życia religijnego...*, op. cit., s. 290.

⁷⁸ „Do tych obrazów należy jeszcze u mnie obraz dziecka niesionego przez ojca przez przestrzenie ogromnej nocy, rozmawiającego z ciemnością. Ojciec tuli je, zamyka w ramionach, odgradza od żywiołu, który mówi i mówi, ale dla dziecka ramiona te są przezroczyste, noc dosięga je w nich i poprzez pieczyotę ojca słyszy ono nieustannie jej straszliwe perswazje” (KL, s. 63).

⁷⁹ J. Siedlecka: *Wypominki*, op. cit., s. 106.

⁸⁰ „Tak też ułożyło się jego [Schulza – G.K.] życie. Podczas gdy zaradniejsi – chociażby jego brat, dyrektor przemysłu naftowego – potrafili się urządzić »po tamtej stronie«, on, zakonserwowany w dożywnym dzieciństwie, wierny na zawsze sferze ojcowskiej: pustym ulicom, patriarchalnym obyczajom, pozostał w rodzinnym domu pod okiem siostry i kuzynki, które utrzymywał, jedynie ukradkiem marząc o tym, aby spod jarzma ascezy, jakie mu obecność tych dwu kobiet narzucała, wymknąć się czasem w świat rozkosznego upodlenia – na Ulicę Krokodyli!” (A. Sandauer: *Rzeczywistość zdegradowana...*, op. cit., s. 19).

dowanie cieplejszy od wizerunku matki⁸¹ i służącej. Decyduje o tym niezaradność życiowa, którą Schulz, jako że sam pod tym względem nie był do ojca inny, nie gani. Może nawet nieporadność ta jawi się w jego oczach jako szlachetna i godna podziwu, wszak przemawia przez nią duchowość, której udało się ostać pod naporem „komercjalizmu” i „pseudoamerykanizmu”⁸², wyraża się w niej krytyka cywilizacji, „rozczerowanie pozytywistycznym racjonalizmem, ewolucjonizmem i liberalną koncepcją postępu społecznego”⁸³. Znać na tych przykładach odmienną pozycję schulzowskich kobiet, które opanowały dom i zdominowały sklep. Budzące skojarzenia z matriarchatem sceny są jako żywo zaczerpnięte z archaicznego mitu. Schulz antycypuje tym samym wyniki badań antropologów i odkryć archeologów, co rusz dostarczających dowodów na matriarchalność pierwotnych społeczeństw.⁸⁴

Obrazy ze zdominowanym przez kobiety ojcem mogą mieć jeszcze inną wykładnię. W konwencji mitu biblijnego, a więc w obliczu kuszenia mężczyzny przez kobietę, uległość wobec matki i służącej oznacza pozbawienie sił ojca, jego rezygnację z powołania do wyższych celów, utratę przezeń twórczego niepokoju i niemożność sublimacji. Bóg na niewdzięczność ludzi zareagował odejściem. Grzesznymi miały się okazać kobiety. „W chwilę później schodził mój ojciec ze schodów swego dominium – człowiek złamany, król-banita, który stracił tron i królowanie”⁸⁵. Chrześcijański Kościół w grzeszności kobiet znalazł i wykorzystał pretekst do odsunięcia ich od urzędów kościelnych. Był to pierwszy krok ku patriarchatowi.

W wycofaniu się ojca skrywają się dwa nacechowane silnie mitycznie i symbolicznie obrazy. Po pierwsze, mamy tu do czynienia z mitycznym obaleniem króla. Detronizacja króla znosiła podziały i zrównywała ze sobą ludzi. W późniejszym okre-

⁸¹ Zob. SSK, s. 100, 111, 347.

⁸² Ibidem, s. 102.

⁸³ E. Mieleński: *Poetyka mitu*, op. cit., s. 15. Mitologizm Schulza można i należy czytać w jeszcze szerszej perspektywie. Poza głosem antyświecieniowym jest to stanowisko polemizujące z eurocentryzmem, tj. przeświadczeniem o wyższości kultury europejskiej nad społeczeństwami pierwotnymi (już samo szeroko stosowane określenie „kultura prymitywna” budzi niesmak i sprzeciw Schulza). Najnowsze badania wydają się zaocznie przyznawać rację autorowi *Wiosny*. W ich świetle nieuprawnionym jest mówić o zastoju społeczeństw opartych na micie, o wyodrębnionych Lévi-Straussa „zimnych społeczeństwach”, które miałyby się od współczesnych, „gorących” cywilizacji odróżniać rzekomym zawieszeniem w czasie. W drugiej połowie XX wieku kultury praktykujące mit wzięły w obronę Goody, Kołakowski i Mieleński, dowodząc, że nie istnieją kultury statyczne (kultura jest zawsze procesem dynamicznym) i że w kulturach nieznanających pisma mity – w przeciwieństwie do baśni – podlegały licznym zmianom i istniały w wielu odmiennych wersjach. Sprzyjała temu właśnie nieznanomość pisma, a więc brak kanonicznej wersji tekstu. Schulz twierdzi nieugięcie, że współczesne cywilizacje zachodnie bynajmniej nad dawnymi kulturami nie górują. Swą rzekomą przewagę (np. postęp) okupiły utratą tego, co stanowiło o sile tamtych (duchowość i wspólnota). Odrzuciwszy mit, oddaliły się od „pramaterii”, od której wszystko wzięło początek”, „od pierwszych »ziaren« poetyckiej narracji” (ibidem, s. 28, 155).

⁸⁴ Według Mieleńskiego, przejście od matriarchatu do patriarchatu nastąpiło wraz z pojawieniem się potrafiącego obrabiać metal kowala. Nadejście nowego herosa kulturowego pociągnęło za sobą zmianę struktury społecznej dawnych społeczeństw (zob. E. Mieleński: *Pochodzenie eposu bohaterskiego...*, op. cit., s. 67).

⁸⁵ SSK, s. 57.

sie idea ta przeniknęła do karnawału, w którym na role zamieniał się z królem lud.⁸⁶ Po drugie zaś, w przywołanej scenie daje o sobie znać binarna struktura mitu, w szczególności kluczowa dla niego opozycja góra – dół. Ojciec bodaj zawsze sytuowany jest u góry, w „górnym regionach pokoju”⁸⁷, raz na strychu, innym razem na drabinie czy przy suficie. Mityczna para opozycyjna góra – dół ma silnie symboliczny wymiar, przypomina o przeciwstawieniu sacrum i profanum, nieba i ziemi, Boga i człowieka. Jednostki, które operują w górnych rejestrach, siłą rzeczy znamionuje boskość. Tak więc w odniesieniu do tchnącej mitycznymi obrazami prozy Schulza można mówić o idealizacji czy deifikacji ojca, nieodłącznym elemencie bohaterskiego mitu. Ojciec bowiem pełni u Schulza funkcję demiurga, ostoi, symbolizuje porządek, gwarantuje ład, stabilność i bezpieczeństwo, jest ucieleśnieniem jedności: kiedy go zabraknie, świat ulega zawaleniu i rozbiciu, staje się nieludzki i obcy. Ten bardzo mocno osadzony w religii obraz zostaje na koniec wzbogacony o mityczną (totemiczną) przemianę ojca w kondora. Raz więc Schulz przenosi ojca do góry, ku niebu, innym razem z kolei w dół, ku zamierzczłym czasom. Przenoszenie ma jednak u Schulza każdorazowo charakter wynoszenia, spiętrzania, potęgowania i wywyższania. Odkąd ojciec zamienił się w *Sklepacek cynamonowych* w kondora, trzeba tyleż samo podnosić, co wyciążać wzrok, by go dostrzec.

W kontekście przemiany ojca w zwierzę nie należy jednakże zapominać o jednym: samo przeobrażenie w zwierzę bynajmniej nie staje się przez to mityczne. Musi po nim nastąpić odrodzenie, co w prozie Schulza faktycznie ma miejsce. Ojciec zamienia się w kondora i karakona, choć wciąż powraca do ludzkiej postaci, umiera po wielokroć, choć za każdym razem ożywa. Nawet wówczas, kiedy wydawało się, że „umarł był już definitywnie”⁸⁸. Jest to istotna różnica wobec Kafki i przeistoczenia się Greroga Samsy w karalucha. Zwraca na to uwagę Mioletinski, „Tak więc *Przemiana* stanowi w pewnym sensie mit odwrócony, antymit, jeśli mit starożytny uznamy za pewnego rodzaju wzorzec”. I od razu wyjaśnia, że u Kafki – w przeciwieństwie do prawdziwych mitów – brakuje perspektywy „zmarłychwstania, reinkarnacji, kultu zmarłego przodka”⁸⁹. Mit będzie więc powrotem do źródeł, do praźródeł, do prajedni; wyrażać się w nim będzie wiara, że śmierć nie wieńczy życia. Mityczna cykliczność czy kolistość nie zna początku ani końca, stąd śmierć staje się etapem przejściowym na drodze do kolejnych narodzin. Zawiera się tu odpowiedź na pytanie, dlaczego

⁸⁶ „Ideę, że najprostsz człowiek w ustalonym okresie roku może zajmować najwyższe stanowisko, znajdujemy już w starożytnej Babilonii, gdzie raz w roku człowiek postawiony najniżej w hierarchii społecznej, niekiedy nawet przestępca, osadzany był na królewskim tronie i odziewany w szatę królewską. Na czas rzymskich saturnaliów niewolnicy otrzymywali błżeńską wolność i byli nawet goszczeni przez swoich panów” (Manfred Lurker: *Przesłanie symboli w mitach, kulturach i religiach*, przeł. Ryszard Wojnakowski, Warszawa 2011, s. 332). Nie inaczej argumentuje Mioletinski, który sprowadza karnawał do mitu jedności lub wyrażającej się w micie jedności: „W świecie karnawału powstaje utopijna atmosfera wolności, równości, zniesieniu ulega też hierarchia społeczna, następuje pozorny tymczasowy powrót złotego wieku Saturna” (E. Mioletinski: *Poetyka mitu*, op. cit., s. 177).

⁸⁷ SSK, s. 53, 55-56, 123, 126-127.

⁸⁸ Ibidem, s. 343.

⁸⁹ E. Mioletinski: *Poetyka mitu*, op. cit., s. 437.

w grobach dawnych kultur grzebano ludzi w pozycji embrionalnej. W mitycznych wyobrażeniach pierwotnych ludzi śmierć była przygotowaniem do ponownego odrodzenia się.⁹⁰ A skoro śmierć przechodzi w narodziny, a starość zamienia się w młodość, mity muszą być jednoczesną transpozycją tęsknoty za dzieciństwem. Dla teoretyków niemieckiego romantyzmu, z Schellingiem na czele, mitologia, przez którą przemawia synkretyczna jedność i z której bije źródło poezji, łączy się nieodzownie z dziecięcym okresem rodzaju ludzkiego. Do grona niemieckich romantyków dołączają Schulz i Mielecinski, przekonani o licznych zbieżnościach między „myśleniem pierwotnym» a myśleniem dziecka”⁹¹.

Wielokrotne umieranie ojca z opowiadań Schulza ma mityczny charakter również z innego powodu. Według dawnych wierzeń dopiero śmierć, najlepiej ofiarna, w obronie przed wrogami, czyniła z jednostki bohatera. Już starożytni Grecy⁹² głosili, że prawdziwi bohaterowie nie mogą lękać się śmierci. Jedyнным motorem ich działania winno być pragnienie sławy. A skoro w dążeniu do sławy i chwały ignorowano śmiertelne zagrożenia, dziwić nie może, że sława nadchodziła pośmiertnie. Śmierć traktowano jako etap przejściowy. Trzeba było umrzeć, aby się ponownie odrodzić; trzeba było zginąć, aby stać się elementem pamięci kolektywnej, „miejscem pamięci”, znaleźć się w panteonie narodowych bohaterów. Mityczny wymiar bohaterskiej śmierci czy śmierci, która warunkowała i inicjowała kult zmarłego, znalazł odzwierciedlenie w średniowiecznych legendach świętych. Ale i dziś jeszcze pobrzmiwa echo mitycznych wyobrażeń o unieśmiertelniającej śmierci. Wystarczy przywołać przypadki

⁹⁰ „W neandertalskich grobach zwłoki często układano w pozycji embrionalnej, jak gdyby do ponownych narodzin” (Karen Armstrong: *Krótką historią mitu*, przeł. Ireneusz Kania, Kraków 2005, s. 7). U Schulza pojawia się zdanie, że „Księga jest mitem, w który wierzymy w młodości, ale z biegiem lat przestaje się ją traktować poważnie” (SSK, s. 138). Jeśli Księga jest mitem, w jaki wierzymy za młodu, to można z tego zdania wyciągnąć co najmniej dwa wnioski. Po pierwsze, istnieje podobieństwo między rozwojem jednostki a ludzkości. Świat młodego człowieka wypełniają baśniowe postaci i nierealne wydarzenia, w które wierzy się bez reszty. Z czasem człowiek inaczej – racjonalniej – zaczyna porządkować swój świat. Nie inaczej rzecz się ma na przestrzeni dziejów: niegdyś ludy wierzyły, opowiadały i przekazywały sobie z pokolenia na pokolenie mity o początkach świata, człowieka, rodu. Historie, które dziś kwituje się uśmieszkiem. Oto przyczyny, dla których Bultmann mówi o demitologizacji w XX wieku. Po drugie, wprawdzie mity pierwotnych społeczeństw zostały zupełnie odrzucone przez współczesną naukę (proces ten rozpoczął się już w oświeceniu), to jednak silna wiara, jaka się z nimi nierozłącznie wiąże, przetrwała. Trudno nam – współczesnym – zaakceptować mityczne światy bogów i półbogów z jednej strony, choć z drugiej z podobnym przekonaniem i nastawieniem podchodzimy do wielu innych zjawisk i narracji. Przykładowo niemała część Polaków wierzy głęboko w zamach pod Smoleńskiem, co da się sprowadzić do schulzowskiego odpowiednika historii Anny Csillag, profanum, szpargału i kiczu w obrębie symbolizującej mądrość Księgi.

⁹¹ E. Mielecinski: *Poetyka mitu*, op. cit., s. 202.

⁹² „Szczególnie w Grecji wyobrażenie bohatera jest wyobrażeniem zmarłego. Pindar powiada, że bohaterem można zostać dopiero po śmierci. Pojęcie śmierci jest tak bardzo istotne dla greckiej koncepcji bohatera, że w Grecji spotyka się kultury, których jedynym pretekstem jest istnienie grobowca, często nawet bezimiennego. (...) Widać stąd, że dla bohatera śmierć jest także przejściem, przygotowaniem, szczeblem w dążeniu do doskonałości” (S. Czarnowski: *Kult bohaterów i jego społeczne podłoże...*, op. cit., s. 21-22).

pośmiertnej heroizacji przedstawicieli świata popkultury czy polityki, z Michaeliem Jacksonem i Lechem Kaczyńskim na czele.⁹³

Bohaterski ojciec z obu powieści Schulza bynajmniej nie wyczerpał jeszcze swego całego mityczno-baśniowego potencjału. Przyjrzyjmy się zatem, w jakie postaci – obok zwierząt – przyszło mu się poza tym wcielić. W ramach mitu kosmogoniczno-etologicznego i mesjanistycznego najpierw w *Sklepiach cynamonowych* przybiera postać Mojżesza, bohatera założycielskiego mitu Izraela⁹⁴, aby w *Sanatorium pod Klepsydrą* wejść w rolę biblijnego Jakuba. Po drodze natomiast przechodzi przez wszelkie możliwe stadia mitycznych wcieleń. Jego działania przypominają Noego; strych, w którym szuka i odnajduje swój azyl, budzi skojarzenia ze stajnią Augiasza i biblijnymi plagami. Z podskórnej tkanki opowieści o ojcu przeziera do nas Edyp, pozostawiony sam na sam z matką syn czuje, „że mnie kokietuje jak kobieta mężczyzną”⁹⁵. Nieustannie zmieniane oblicza zastygają w końcu w *Sklepiach cynamonowych* w masce Mojżesza.⁹⁶ Ojciec jako przedstawiciel Izraelitów staje się stroną przymierza (zapisanego na tablicach i znanego jako Tora) z Jahwe. Mityczna opowieść sięga do początków historii Hebrajczyków i judaizmu jako pierwszej w dziejach świata religii monoteistycznej. Żydzi zgodnie z przymierzem deklarują gotowość oddawania czci wyłącznie Jahwe, Bóg w zamian obiecuje otoczyć ich naród szczególną opieką. W tym właśnie miejscu schodzą się drogi mitu i pamięci. Ażeby mit o przymierzu móc odnawiać mocą religijnych praktyk, ażeby nie sprzeniewierzyć się Bogu, ani Jego nie zdradzić, ani nie zawieść, Żydzi zmuszeni są do przekazywania mitu kolejnym pokoleniom. Jeśli kiedykolwiek złamią przymierze, zostaną srogo ukarani. W ten sposób dzięki mitycznej opowieści o Mojżeszu doszło najpierw do zawiązania się żydowskiej wspólnoty, a następnie do jej obejmującego aż cztery tysiąclecia rozwoju. Niektórzy badacze twierdzą, że granicę mitycznej opowieści o przymierzu wyznacza Shoah. Ich zdaniem, w przypadku przeprowadzonej przez nazistów eksterminacji narodu żydowskiego absurdem jest rozprawianie o zawinionym losie. Zagłada wymyka się kategoriom winy czy sprowokowanej katastrofy.⁹⁷

W *Sanatorium pod Klepsydrą* z kolei autor przenosi nas w czasy biblijnego Jakuba i Józefa. Mityczną historię, do rozwinięcia której młodszy z braci Mannów potrzebował czterech opasłych tomów, Schulz odtwarza w ledwie kilku zdaniach. Rzucone jakby mimochodem strzępki mitycznej opowieści wystarczają w pełni, by przydać ojcu, mitycznemu Jakubowi, bohaterskiego blasku. Większe jednak zgoła zasługi przypadają jego synowi. Józefowi bowiem udaje się zinterpretować właściwie tajemniczy sen faraona, a następnie już w charakterze wysokiego namiestnika przeprowadzić mą-

⁹³ Zob. J. Hajduk-Nijakowska: *Proces mityzacji współczesnych bohaterów*, op. cit., s. 213-232.

⁹⁴ Podobną rolę do Mojżesza, którego pojawienie się miało centralne znaczenie dla powstania i istnienia narodu izraelskiego, w narodzie irlandzkim pełnił św. Patryk. I Mojżesz, i św. Patryk są świetnymi przykładami bohaterów narodowych, o których narody musiały pamiętać, chcąc zachować jedność i przetrwać na przestrzeni dziejów chwile kryzysu (np. okresy niewoli). Bez mitycznej narracji pamięć ta byłaby niemożliwa. Zob. S. Czarnowski: *Kult bohaterów i jego społeczne podłoże...*, op. cit.

⁹⁵ SSK, s. 113.

⁹⁶ Ibidem, s. 128-130.

⁹⁷ Zob. H. König: *Politik und Gedächtnis*, op. cit., s. 221.

drze i szczęśliwie naród egipski przez klęskę ciągnącego się siedem lat nieurodzaju. O tym, że hossa i bessa stanowią nierozzerwalny i wieczny przeplot, i że wpisują się w kołowrót życia, mówił już mit. Przeto wiadomo, że po nastaniu „dla sklepu siedmiu długich lat urodzaju”, przyjść muszą załamanie i apel: „zbierajcie zapasy, ciułajcie ziarno, dobre i pożywne, słodkie ziarno, bo przyjdzie wielka zima, przyjdą lata chude i głodne i nie obrodzi ziemia w egipskim kraju”⁹⁸.

Komentując twórczość Schulza powiada się, że napisał wprawdzie dwa niewielkiej objętości dziełka, ale zawarł w nich wszystko, całą „teologię”⁹⁹. Nawet pod tym względem Schulz okazał się być autorem ze wszech miar mitycznym. Przecież wyobrażenie, że fragment zastępuje całość, wykazuje mityczną proveniencję. „Właśnie to, że część ma znaczenie całości, jest aksjomatem mitologii”¹⁰⁰, powiada Durkheim. Boska moc, która przenika cały świat, tkwi tyleż samo w dębie jako całości, co w jego składowych – listkach, pąkach, korzeniach. Skoro *mana* kryje się także w sercu, po zabiciu przeciwnika należy je spożyć, chcąc spotęgować własną moc. Przejęły owo mityczne wyobrażenie najpierw religie, ustanawiając święte relikwie, a więc czyniąc świętym czy pełnowartościowym to, co fragmentaryczne. Zmodyfikowaną wersję synekdochy (*pars pro toto*), gdzie fragment służy za całość, spotykamy także w idei koła hermeneutycznego. Po dziś dzień natomiast owo wyobrażenie dochodzi do głosu w myśleniu o narodzie, szczególnie w narodowych symbolach, wśród których pojedyncze przedmioty czy osoby ucieleśniają całość. W sztandarze, hymnie, wybitnym polityku czy sportowcu ziszczać się ma idea narodu. Zresztą mityczne (i mistyczne) wyobrażenie, na mocy którego w chwili drzemie wieczność, kropla deszczu staje się oceanem, a człowiek w chwili uniesienia czy upojenia stapia się z kosmosem, jest istotnym zacznym pod symboliczność ludzkiego języka i zachowania. Owej symboliczności doświadczamy na co dzień, tuląc do piersi pozostałość po pamiętce rodzinnej czy skrawek zdjęcia bliskiej nam osoby. Owe przedmioty, mimo że nie przedstawiają żadnej wartości materialnej, szczególnie w chwilach kryzysów wydają się mieć dla nas wartość bezcenną. I tak jak z największą nabożnością przechowywali Polacy na emigracji czy wygnaniu artefakty polskości, tak my, czytelnicy, za takie same artefakty mityczności uznajemy dziś spuściznę Brunona Schulza.

⁹⁸ SSK, s. 269, 340.

⁹⁹ „W swoich dwóch niepozornych książeczkach Schulz stworzył własną teologię – więcej można by już w ogóle nie pisać” (Wiktor Jerofiejew: *Ugotowaliśmy Boga*, przeł. Michał B. Jagiełło, „Gazeta Wyborcza”, 2012, nr 269, s. 26).

¹⁰⁰ É. Durkheim: *Elementarne formy życia religijnego...*, op. cit., s. 10.

Słowa kluczowe

Schulz, mit, wspólnota, bohater, jedność

Abstract

Mythical Bruno Schulz

The works of Bruno Schulz, which are limited to two novels, remain a contemporary reflection of old mythical narrative. In his short stories Schulz refers so strongly to great myths, that they even adopt their function and structure. And thus, as original myths changed chaos into cosmos, expressed unity (of man with God, another man and with nature) created communion and brought to life a protagonist, for a Polish writer of Jewish origin they seem to be an alternative for unstable times he lived in (nationalism, anti-Semitism). By means of myths man comes back to his roots, to the golden era, to the lost paradise and idealized childhood. Despite the fact that the main characteristic of *The Street of Crocodiles* and *Sanatorium Under the Sign of the Hourglass* is a binary structure of myths (Claude Lévi-Strauss), the border between reality and illusion, myth and history, death and birth, sacrum a profanum, senses and reason, individual and cosmos, past and present, nature and culture fades away.

Keywords

Schulz, myth, communion, protagonist, unity

Eseistyka Herty Müller jako wiwisekcja autorytarnej prze/mocy na przykładzie tekstów noblistki z tomów *Król kłania się i zabija* oraz *Głód i jedwab*

I.

Dwa tomy esejów Herty Müller *Król kłania się i zabija* oraz *Głód i jedwab* ukazały się w Polsce w odwrotnej kolejności w stosunku do ich pierwotnego czasu powstania i wydania. Teksty zgromadzone w tomie *Głód i jedwab* (niemiecki oryginał to *Hunger und Seide*) zostały opublikowane w Niemczech w roku 1995, natomiast ich polskie tłumaczenie pochodzi z roku 2008. W 2003 roku na niemieckim rynku księgarskim pojawił się zbiór esejów zatytułowanych *Król kłania się i zabija* (niemiecki oryginał to *Der König verneigt sich und tötet*), który dość szybko – bo już w roku 2005 – zaistniał wśród polskich czytelników. W obu przypadkach translacji dokonała Katarzyna Leszczyńska. Warto ją tutaj wspomnieć, gdyż tłumaczenia w idealny sposób oddają klimat języka noblistki.

II.

W tomie esejów *Głód i jedwab* zgromadzono teksty powstałe w pierwszej połowie lat 90. XX wieku i drukowane wcześniej w prasie niemieckojęzycznej, m.in. w „*Neue Züricher Zeitung*“, „*Frankfurter Rundschau*“, „*Die Zeit*“, „*Frankfurter Allgemeine Zeitung*” czy „*Tageszeitung*”. Są to najczęściej zapisy wystąpień Herty Müller, wówczas jeszcze nie-noblistki, które wygłosiła z okazji przyznania jej Nagrody im. Kleista (Kleist-Preis), *notabene* jednego z wysoko cenionych przez pisarkę autorów, oraz podczas udziału w panelach dyskusyjnych poświęconych problematyce tolerancji, utopii bądź dyktatury. Oscylują one wokół rumuńskiej rzeczywistości okresu rządów Ceaușescu, tj. lat 1965–1989, zatem od chwili objęcia przez Nicolae Ceaușescu funkcji pierwszego sekretarza Rumuńskiej Partii Robotniczej a następnie Rumuńskiej Partii Komunistycznej do momentu skazania go przez „trybunał rewolucyjny” na karę śmierci i niezwłocznego jej wykonania.¹ Stanowią one tym samym autobiograficzny zapis doświadczeń Herty Müller w państwie komunistycznej dyktatury – zapis jej

¹ Por. Małgorzata Willaume: Rumunia. Historia państw świata w XX wieku, Warszawa 2004, s. 213 oraz 252.

mocy i niemocy, a zasadniczo wszechobecnie panującej zorganizowanej przemocy ze strony totalitarnego państwa.

Drugi opublikowany tom esejów pod zbiorczym tytułem *Król kłania się i zabija* jest także autobiograficznym zapisem przeżyć pisarki z okresu jej życia w Rumunii do momentu emigracji do Republiki Federalnej² oraz obserwacji poczynionych już w samych Niemczech. W obu przypadkach Herta Müller rejestruje otaczającą ją rzeczywistość na wskroś krytycznym okiem. I podobnie, jak miało to miejsce w jej tomie *Głód i jedwab*, teksty zgromadzone w zbiorze *Król kłania się i zabija* były również drukowane w prasie niemieckiej. Część z nich jest wynikiem prowadzonych przez autorkę w latach 2000–2001 wykładów z poetyki w ramach tzw. Poetikdozentur na Uniwersytecie w Tybindze.³

III.

Urodzona 17 sierpnia 1953 roku w Nichișoarze koło Timișoary Herta Müller⁴ jest dzisiaj nie tylko powszechnie znaną literacką noblistką z roku 2009, lecz również świadkiem historii współczesnej Europy, a w szczególności jej totalitarnej odsłony w byłych państwach tzw. demokracji ludowej. Dla Herty Müller obszarem jej doświadczeń jest Rumunia jako kraj opresyjnej dyktatury Ceaușescu. Traktują o niej z jednej strony utwory prozatorskie, które w sposób mniej lub bardziej zawoalowany przetwarzają w fikcjonalnej warstwie świata przedstawionego świat realnie przeżyty, dokonując tym samym transferu z konkretnej przestrzeni topograficznej w obszar uniwersalny. Owa uniwersalizacja dokonana przez właściwy dla literatury proces fikcjonalizacji pozwala Hercie Müller przekroczyć wymiar autobiograficzności własnego pisarstwa i być czymś więcej aniżeli dokumentem minionego czasu. Specyficzną wartość dodaną stanowi tutaj silnie metaforyczny – pomimo swego realizmu – język kreowanych literacko przez pisarkę obrazów. Ich estetyka daleka jest od wszelkiego hermetyzmu, a jej wyróżnikiem wydaje się być nieomal programowe, bo stale powtarzające się, nakiero-

² Warto w tym kontekście mieć na uwadze, że wspomniana emigracja Herty Müller była możliwa na podstawie tajnego porozumienia z roku 1967, jakie zostało zawarte między Rumunią a Republiką Federalną reprezentowaną wówczas przez ministra spraw zagranicznych – Willy’ego Brandta, aczkolwiek emigracja ta była możliwa dzięki rekompensacie finansowej płaconej przez rząd w Bonn rządowi w Bukareszcie. W zależności od wieku i wykształcenia osób ubiegających się o wyjazd do RFN – byli to przede wszystkim niemieckojęzyczni mieszkańcy Siedmiogrodu, Banatu i Oltenii – stawki za osobę wahały się od 4 tys. do 10 tys. Marek. Sama emigracja trwała aż do upadku dyktatury Ceaușescu. Por. Małgorzata Willaume: Rumunia. Historia państw świata w XX wieku, Warszawa 2004, s. 221-222.

³ Por. notę edytorską w niemieckim wydaniu w/w esejów, Herta Müller: Der König verneigt sich und tötet, Frankfurt/Main 2009, s. 203. Polskie wydanie z roku 2005 nie zawiera wspomnianej noty. Por. Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005.

⁴ Por. Edward Białek: Herta Müller, [w:] Słownik współczesnych pisarzy niemieckojęzycznych. Pokolenia powojenne. Pod redakcją Jürgena Joachimsthalera i Marka Zybury, Warszawa 2007, s. 237.

wanie powieściowych narracji na szczegół. Owa optyka, która w centrum świata przedstawionego umieszcza detal, dokonuje rozbicia całościowego obrazu rzeczywistości, a tym samym poprzez jej atomizację następuje jej demontaż. Herta Müller z wyraźnym upodobaniem dekonstruuje w ten sposób totalność realnie doświadczonego przez nią świata w Rumunii epoki Ceaușescu. Transponując swoje przeżycia w przestrzeń tekstu literackiego, odwraca mechanizm zawłaszczającej wszystkich i wszystko totalitarnej władzy, której ostatecznie odbiera moc sprawczą.

Poszczególne utwory noblistki, poczynając od jej debiutanckiej powieści *Niziny* (tytuł niemieckiego oryginału *Niederungen*) z roku 1982 (wydanie polskie w roku 2006) aż po jej ostatni tekst *Huśtawka oddechu* (niemiecki tytuł *Atemschaukel*) z roku 2009 (polskie tłumaczenie ukazało się w bieżącym roku), są konsekwentną próbą kwestionowania owego totalizującego ujmowania świata. Noblistka, koncentrując się zatem w swojej prozie na szczególe, zaburza pozornie harmonijne i trwałe relacje między poszczególnymi elementami obrazowanej rzeczywistości. Obnaża ją, by w końcowym efekcie ją zdemaskować. W *Nizinach* odnosi się do społeczności banackich Niemców, do których też i sama przynależy, w *Huśtawce oddechu* do obozów pracy w sowieckiej Rosji. W obu tych powieściach, tak jak w innych swoich utworach prozą Herta Müller dotyka ważnej dla siebie, bo jak najbardziej realnie przeżytej, przemocy. Raz jest to siła monopolu władzy rumuńskiego państwa, raz lokalnej wspólnoty banackiej wsi, która nie inaczej niż dyktatura Ceaușescu narzuca normy, kwestionujące jednostkową indywidualność, by przez owe normatywne formatowanie móc dostosować człowieka do oczekiwań niwelującego wszelką odmienność kolektywu. Wyraźny staje się tutaj stosunek dominacji, który jest niczym innym jak uciskiem inności, a posługując się terminologią Michela Foucaulta, określić go można jako represję.⁵ Jest ona swoistą formą pierwotnego gwałtu, jakiego dokonuje się – jak zauważa Bartłomiej Błesznowski – na jednostce, by poddać ją procesowi uspołecznienia⁶, którego końcowym efektem ma być nadanie człowiekowi jego podmiotowości.⁷ Upodmiotowienie jawi się ostatecznie jako rezultat represji, co ze swej strony stanowi fundament wszelkiej władzy.⁸

IV.

W tej samej mierze, co w tekstach *stricte* literackich, również w swojej eseistyce Herta Müller pozostaje wierna obranej przez siebie drodze specyficznego nacinania rzeczywistości, a tym samym jej dekonstruowania. Dokonywane cięcia to wspomniana tutaj wiwisekcja, operacja na żywym ciele patriarchalnego systemu władzy, której moc działania w totalitarnym państwie jest zawsze – jak wielokrotnie wykazuje to noblist-

⁵ Por. Michel Foucault: Trzeba bronić społeczeństwa. Wykłady w Collège de France, 1976. Przełożyła Małgorzata Kowalska, Warszawa 1998, s. 29.

⁶ Por. Bartłomiej Błesznowski: Batalia o człowieka. Genealogia władzy Michela Foucaulta jako próba wyzwolenia podmiotu, Warszawa 2009, s. 18.

⁷ Tamże, s. 44.

⁸ Por. Michel Foucault: Trzeba bronić społeczeństwa. Wykłady w Collège de France, 1976. Przełożyła Małgorzata Kowalska, Warszawa 1998, s. 27.

ka – przemocą. Prawie wszystkie eseje Herty Müller zawarte w tomach *Głód i jedwab* oraz *Król kłania się i zabija* oscylują wokół totalitarnego aparatu władzy, którego reprezentantem jest *expressis verbis* postać dyktatora bądź też figura króla, w obu przypadkach patriarchalnego centrum autorytarnej i brutalnej siły władzy. Hannah Arendt już w pierwszych zdaniach swojego znamienego eseju zatytułowanego *O przemocy* wspomina, iż przemoc zawsze potrzebuje narzędzi.⁹

Tymi narzędziami w systemie patriarchalnym jest norma oraz jej przestrzeganie bądź też i nie. Wszelkie wykraczanie poza nią poddawane jest działaniom represyjnym. O nich właśnie traktuje eseistka Herty Müller. I choć dla Hanny Arendt władza i przemoc to przeciwieństwa¹⁰, w których przemoc niszczy władzę, to pojmuje ona władzę jako obszar, który nigdy nie jest własnością jednostki, a przynależy do grupy konstytuując ją.¹¹ Herta Müller zrównuje jednakże władzę i przemoc, gdyż w państwie totalitarnej dyktatury inna opcja nie jest możliwa. Hannah Arendt mimo wspomnianego już w swoim eseju rozdziału obu tych obszarów nie wyklucza ich mariażu, aczkolwiek wówczas władza sprawowana w oparciu o przemoc jest przede wszystkim środkiem ratunku, który pozwala zachować nienaruszoną strukturę władzy, aczkolwiek wbrew jednostkom.¹²

Herta Müller jednoznacznie pokazuje, iż władza i rządzenie – przez Michela Foucaulta postrzegane jako wikłanie ludzi i rzeczy¹³ – oparte na przemocy zawsze zwrócone są przeciw człowiekowi. W państwie, które usankcjonowane jest przez potężny aparat kontroli, którego tożsamość buduje ideologia kultu władcy, reprezentowanego przez symboliczną figurę króla, ludzka egzystencja pozbawiona zostaje cech indywidualności, a wyznacznikiem działania staje się odgórna norma. Stanowi ona wspomniany przez Hannę Arendt instrument przemocy i jak dodać można tutaj za Walterem Benjaminem, owa przemoc jest środkiem do celów władzy.¹⁴ Jest fundamentem następującej natychmiast represji, kiedy performatywna norma zostanie przekroczona, bo norma i jej wyraźne zdefiniowanie to, jak podkreśla Wolfgang Sofsky, wyznaczanie porządku, a ten tworzy równą dla wszystkich miarę, wyklucza i tłumi wszelką inność.¹⁵ Wszystko, co wykracza poza kategorię normalności, jest w ostatecznym rozrachunku wyłącznie patologią.¹⁶

Norma ta obecna była w wiosce w sposób niepisany, później stała się elementem miejskiej egzystencji Herty Müller, by następnie zaistnieć w formie normy państwo-

⁹ Por. Hannah Arendt: *O przemocy*, [w:] Hannah Arendt: *O przemocy*. Nieposłuszeństwo obywatelskie. Przekład Anna Łagodzka, Wojciech Madej, Warszawa 1999, s. 8.

¹⁰ Tamże, s. 72.

¹¹ Tamże, s. 56-57.

¹² Tamże, s. 60-61.

¹³ Por. Michel Foucault: „Rządomyślność”, [w:] Michel Foucault: *Filozofia. Historia. Polityka*. Wybór pism. Tłumaczenie i Wstęp Damian Leszczyński, Lotar Rasiński, Warszawa 2000, s. 172.

¹⁴ Por. Walter Benjamin: *Przyczynek do krytyki przemocy*, [w:] „Kronos”. *Metafizyka – Kultura – Religia*, nr 4 (11) 2009, s. 26.

¹⁵ Por. Wolfgang Sofsky: *Traktat o przemocy*. Przełożył Marek Adamski, Wrocław 1999, s. 17.

¹⁶ Por. Bartłomiej Błesznowski: *Batalia o człowieka. Genealogia władzy Michela Foucaulta jako próba wyzwolenia podmiotu*, Warszawa 2009, s. 31.

wej. Potocznie istniała w świadomości pisarki pod pojęciami: „normalny” i „nienormalny”. W eseju pt. *Tykanie normy* z tomu *Głód i jedwab* noblistka zauważa m.in.:

Nie pamiętam, abym choć raz spytała, co znaczy „normalny”. Tak jak w przypadku słowa „martwy” znalazłam znaczenie bez pytania. Widziałam po innych, czego żąda ode mnie to słowo. Niepisane prawa rządziły głowami jako opinia publiczna. Wszystko, co istniało, dzieliła ona na *poprawne* i *falszywe*. Ale opinia publiczna pochodziła z głów, którymi rządziła. Zawsze była przeciwko jednostce. Słowo „normalny” może się utrzymać jedynie w kolektywie. Wpędza ludzi w zależności od wspólnoty. Wpisuje głęboko w rozum przymus przynależności.¹⁷

Opisywana przez Hertę Müller norma stwarza wyraźne opozycje między tym, co poprawne a tym, co fałszywe. Wymaga podporządkowania się owemu dwupodziałowi, który wprowadzając dialektyczną relację w binarną opozycję „normalności” i „nienormalności”, porządkuje życie w grupie, wręcz rodzi podmioty,¹⁸ a tym samym stwarza podmiotowość niniejszej grupy. W tradycyjnym ujęciu systemu patriarchalnego porządkowanie jest podporządkowaniem możliwym dzięki obecności normy, która prefiguruje jednostkowe działanie. A jak zauważa Wolfgang Sofsky, stwarza ona zarazem okazje do wykroczeń mnożąc tym samym delikty, które wymagają następnie kolejnych środków dyscyplinarnych.¹⁹ Dla Herty Müller stanowi to specyficzny „dyktat normalności”²⁰, opresjonujący każdego, kto próbować będzie ustawić się poza ową tykającą normą. W kontekście swojej wiejskiej egzystencji pisarka patrząc retrospektywnie dochodzi do konkluzji:

W zawiązku z tym w każdej wsi żyli wykluczeni. Upośledzeni i obłąkani, którzy nie mogli spełniać norm opinii publicznej, byli zbywani zimną litością. Stali pośrodku drogi między porządkiem i gorliwością innych. Ci dostosowani do miarowego kroku, wyznaczonego wiarą w możliwość kształtowania życia, potracali ich w marszu ze łzami w oczach lub zniecierpliwionym syknięciem. Ale odtrąceni byli również ci, którzy inaczej malowali domy, inaczej się czesali albo opuścili męża czy żonę, ponieważ skończyła się miłość i związek oferował im tylko poniżenie. Opinii publicznej nigdy nie chodziło o to, co pod pozorem normalności dusi i pożera. Tylko o to, żeby zachować pozór, również za cenę wszelkiego nieszczęścia.²¹

Herta Müller jednoznacznie widzi w potrzebie kształtowania normatywnego porządku ‘ujarzmiający’ – mówiąc językiem Michela Foucaulta²² – mechanizm kontroli, w którym wspomniany „dyktat normalności” jest w rzeczywistości mechanizmem państwowego dozoru, szczególnie w systemie władzy autorytarnej i totalitarnej. Tzw. norma

¹⁷ Herta Müller: *Głód i jedwab*. Eseje. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2008, s. 99.

¹⁸ Por. Bartłomiej Błesznowski: *Batalia o człowieka. Genealogia władzy Michela Foucaulta jako próba wyzwolenia podmiotu*, Warszawa 2009, s. 44.

¹⁹ Por. Wolfgang Sofsky: *Traktat o przemocy*. Przełożył Marek Adamski, Wrocław 1999, s. 21.

²⁰ Herta Müller: *Głód i jedwab*. Eseje. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2008, s. 99.

²¹ Tamże, s. 100.

²² Por. Michel Foucault: *Nadzorować i karać. Narodziny więzienia*. Przełożył Tadeusz Komedant, Warszawa 1998, s. 27.

staje się pułapką, przede wszystkim dla tych, którzy nie podążają za nią ślepo, bo bezwarunkowo, którzy wyłamując się z „orszaku słowa: normalny” zdobywają się na refleksję nad przejawami owej normy w pojęciach: porządek, dyscyplina, pracowitość.²³ Kiedy tykanie normy, jak podkreśla noblistka, staje się nie do zniesienia, pozostaje wyjście z szyku, gestem oporu najpierw moralnego, a później także politycznego.²⁴ Lecz opuszczenie szeregu normy, wola wyzwolenia się ze specyficznego społeczeństwa normalizacyjnego, które – mówiąc językiem Michela Foucaulta – jest oparte na normie dyscypliny i normie regulacji²⁵, tj. subwersja owej normy nie pozostawała jednak bez konsekwencji. Był nią strach, w przeciwieństwie do zewnętrznej normy powstający wewnątrz zbuntowanego wobec niej człowieka. Strach ten potęgowany był przez strażników normy, we wsi byli to inni mieszkańcy, w państwie totalitarnym Ceaușescu służba bezpieczeństwa. A strażnicy ci uświadamiali dość wyraźnie – jak można by rzec za Wolfgangiem Sofskym – istnienie swoistej władzy dyscypliny, która ze swej strony sięga daleko, ogarnia myśli, ale też duszę i ciało.²⁶ We wspomnianym eseju poświęconym tykającej normie Herta Müller ostatecznie stwierdza:

Ponieważ dyktator i jego strażnicy przywłaszczają sobie normalność, każda dyktatura pozostawia po sobie ludzi *nienaruszonych, uszkodzonych i załamanych*. Tylko ten, kto nie zmagął się z bólem wypadnięcia z szyku, tylko ten, komu norma nie wymierzyła policzków, albo ten, kto pogodził się z tym, że policzkuje innych normą, mógł pozostać nienaruszony.²⁷

Kiedy Herta Müller pisząc zaczęła przekraczać pożądaną państwowo normę, a także normę obszarów tabu warunkujących stabilność lokalnej wspólnoty zamieszkującej banacką wieś, zaczęła odczuwać – by powiedzieć to jej własnym językiem – siłę wymierzanych jej policzków. Wydanie jej debiutanckiej powieści pt. *Niziny* ściągnęło na pisarkę ostracyzm wspomnianej tutaj lokalnej wspólnoty, gdyż odważyła się obnażyć, jak na pozór pozytywnie konotowane, od wieków utrwalone wartości w życiu banackich Szwabów z ich pragnieniem czystości, porządku oraz etosem pracy potrafią być – mówiąc za Hanną Arendt – instrumentem przemocy. Jak sama wspomina w tomie esejów *Król kłania się i zabija* po publikacji swojej pierwszej książki ludzie ze wsi pluli jej w twarz, kiedy spotykali ją na ulicy miasta, do którego wcześniej się przeprowadziła. Natomiast do samej wsi nie odważyła się pojechać.²⁸

Od tego również momentu ściągnęła na siebie oko władcy państwa, dozorujące spojrzenie służb specjalnych. Spotkań z nią nie zapomina się, a kto mówi, jak twierdzi noblistka, że wyparł je ze świadomości, kłamie. Bo pamięć, choć umykają jej niektóre przeżycia lekkości, zachowuje rzeczy związane ze strachem, ponieważ strach ma tę

²³ Por. Herta Müller: *Głód i jedwab. Eseje*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2008, s. 102-103.

²⁴ Por. tamże, s. 103.

²⁵ Por. Michel Foucault: *Trzeba bronić społeczeństwa*. Wykłady w Collège de France, 1976. Przełożyła Małgorzata Kowalska, Warszawa 1998, s. 250.

²⁶ Por. Wolfgang Sofsky: *Traktat o przemocy*. Przełożył Marek Adamski, Wrocław 1999, s. 17.

²⁷ Herta Müller: *Głód i jedwab. Eseje*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2008, s. 109.

²⁸ Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 28.

wyjatkową siłę, że ogarnia swą ofiarę całościowo, biorąc ją całą w swe władanie, paraliżuje uniemożliwiając jakąkolwiek ucieczkę.²⁹ I jak podkreśla Herta Müller:

Właśnie w tych przypadkach, gdzie panowała bezsilność, gdzie byliśmy w defensywie, wspomnienie staje się ofensywne. A nawet agresywne. [...] Pamięć nie opuszcza prawdy. Prawdę opuścić mogą, aby zmylić świat, jedynie usta.³⁰

Opresja lokalnej wspólnoty, z której autorka uciekła do miasta, a opisując ją, by się z niej w jakiejś mierze wyzwolić, dogania ją w przestrzeni państwowej, w której moc państwa, jego siła totalnej władzy w dyktaturze, jest przemocą. Przemoc ta, jak poetycko wyraża ją Herta Müller w figurze króla, szachuje w punkcie przecięcia się życia i śmierci. Narzędziem jego siły działania jest strach – „zaplanowany, aplikowany z zimną krwią, strach przegryzający nerwy.”³¹ Ów król jako synonim władzy, przemocy i strachu był obecny w świadomości autorki od samego dzieciństwa. Wspomina:

Tkwiał w rzeczach. Nawet gdybym nie napisała ani jednego słowa, byłby obecny. Po to, żeby przy pomocy tej złośliwej, ale dobrze mi znanej, przewodniej postaci mogła zapanować nad wciąż nowymi komplikacjami kolejnych dni. Tam, gdzie pojawił się król, nie należało oczekiwać pobłażliwości. Ale porządkował on też życie, bez słów radził sobie z mętlikiem, kiedy ten wymykał się mowie.³²

Król zadawania się w miejscu przecięcia świadomości i podświadomości, wpisuje się w nieusuwalny sposób w jednostkową tożsamość, by stać się wyznacznikiem oraz strażnikiem kolektywnego porządku. Porządek wspólnoty nie pozostawia prawie żadnej niszy dla próby własnej autokreacji, a jeśli zostaje ona podjęta, zawsze związana jest ze specyficznym przycinaniem jednostki do ustanowionego porządku, albo z niego wyłączenia. A porządek ten stanowi wyraz brutalnej dominacji i, jak stwierdza Michel Foucault, polega ona na wielorakich stosunkach podległości, jakie powstają w ciele społecznym.³³ Choć dla Herty Müller najboleśniejszą jest dominacja w relacji król dyktator a podwładni. Nie bez sarkazmu pisze więc:

‘Miejscem każdego człowieka urodzonego w Rumunii jest Rumunia.’ Również Ceaușescu bardzo często je powtarzał, nierzadko mając wtedy na myśli więzienną celę.³⁴

Wyjeżdżając ostatecznie z Rumunii w roku 1987 Herta Müller usłyszała z ust jednego ze strażników systemu, owych sług króla, zwanych przez pisarkę „napędzaczami strachu” całkiem wyraźne w swej dobitności słowa pogroźki: „Dopadniemy cię, gdziekolwiek byś była.”³⁵ Czyż nie miały one sugerować, iż ucieczka z aparatu przemocy

²⁹ Por. Wolfgang Sofsky: *Traktat o przemocy*. Przetłumaczył Marek Adamski, Wrocław 1999, s. 71.

³⁰ Herta Müller: *Głód i jedwab. Eseje*. Przetłumaczyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2008, s. 113.

³¹ Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przetłumaczyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 50.

³² Tamże, s. 56-57.

³³ Por. Michel Foucault: *Trzeba bronić społeczeństwa*. Wykłady w Collège de France, 1976. Przetłumaczyła Małgorzata Kowalska, Warszawa 1998, s. 36.

³⁴ Herta Müller: *Głód i jedwab. Eseje*. Przetłumaczyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2008, s. 166.

³⁵ Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przetłumaczyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 190.

jest niemalże niemożliwa? Reżim zawłaszczał wszystkich i wszystko, także wymiar prywatno-intymny ludzkiej egzystencji, gdyż wszystkie rzeczy, osoby i zdarzenia – jak ujmuje ów obłęd totalitarnego państwa Wolfgang Sofsky – muszą być zarejestrowane, posegregowane i połączone ze sobą, aby mogły pełnić rolę czynników szeroko zakrojonego planowania.³⁶ A planowanie było w reżimie właśnie zawłaszczaniem, w szczególności zawłaszczaniem kobiet, które w Rumunii pod pozorem socjalistycznej emancypacji poddawał państwowemu dozorowi, kusząc obietnicą awansu. Herta Müller nie pozostawia żadnych złudzeń, a jej diagnoza jest bolesna:

Awans kobiet w tak zwanym socjalistycznym społeczeństwie przynosił jedynie udział w krzywdzie. ‘Równouprawnienie’ istnieje tylko tam, gdzie obowiązuje prawo. Wszystkie funkcjonariuszki partyjne i dyrektorki, które znam, robiły bez zmużenia powieki to samo, co ich męskie odpowiedniki. EMANCYPACJA w odniesieniu do nich brzmi tak absurdalnie jak MIĘDZYJARODOWY w odniesieniu do odseparowanego kraju.³⁷

Funkcjonariuszki były co najwyżej funkcjonariuszami w spódnicy, a na ich twarzach widoczne było „szare, kamienne oblicze władzy”³⁸, która w „zewnątrznie odgradzonym, wewnątrznie nadzorowanym”³⁹ kraju nadzoruje kobiecy biologizm oraz reglamentuje seksualność. Ingerencja w intymność była realizacją odgórnego planu dyktatora, jego ewidentnej biowładzy, jak można by nazwać za Michele Foucaultem ową specyficzną formę polityki stosowanej wobec ludzkiego ciała.⁴⁰ Była ona wyrazem woli Ceaușescu, który w pewnym momencie pragnął władać dużym narodem i to za wszelką cenę. Jednakże koszty owego szaleńczego przyspieszenia demograficznego ponosił sam naród. Zarządcy systemu byli z nich zwolnieni, lecz nie wolni od również i im narzuconego posłuszeństwa, tworząc własną hierarchię. Herta Müller nazywa rzeczy po imieniu:

Dyrektorki i funkcjonariuszki partyjne tak jak mężczyźni kłaniały się unizienie przed wierchuszką i kopały tych z dołu. Kontrolowały ciężę innych kobiet, ponieważ prawo nakazywało posiadanie pięciorga dzieci. One same usuwały ciężę w partyjnych szpitalach, gdzie zajmowano się tylko takimi jak one.⁴¹

Restrykcyjna ustawa aborcyjna nie tylko prowadziła kobiety do śmierci, kiedy nielegalnie wbrew woli ‘kłaniającego się króla’ podejmowały próby usunięcia nieplanowanej ciąży⁴², lecz także pomnażały biedę niechcianych dzieci. Pięcioro rodziły tylko te kobiety, które stały w sklepach po zamrożony ochłap mięsa.⁴³ Dzieci w Rumuni były wy-

³⁶ Por. Wolfgang Sofsky: *Traktat o przemocy*. Przełożył Marek Adamski, Wrocław 1999, s. 20.

³⁷ Herta Müller: *Głód i jedwab*. Eseje. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2008, s. 118.

³⁸ Tamże.

³⁹ Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 159.

⁴⁰ Por. Michel Foucault: *Trzeba bronić społeczeństwa*. Wykłady w Collège de France, 1976. Przełożyła Małgorzata Kowalska, Warszawa 1998, s. 240.

⁴¹ Herta Müller: *Głód i jedwab*. Eseje. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2008, s. 117.

⁴² Por. tamże, s. 93.

⁴³ Tamże, s. 94.

łącznie problemem kobiet. Mężczyźni – jak konkluduje w swoim eseju *Głód i jedwab. Codziennosc mężczyzn i kobiet* Herta Müller – uważali w większości przypadków, że kobiety same muszą uporać się z tym, „co noszą w brzuchu”.⁴⁴ W swojej patriarchalnej optyce postrzegania świata twierdzili: „Babę trzeba bić, bicia nigdy nie jest dosyć. Bo nawet jak chłop nie wie za co, baba wie to na pewno.”⁴⁵ Wyraźna tutaj przemoc werbalna była zatem znamionym preludem do przemocy fizycznej, a ta pozostawiała ślady w psychice. Herta Müller w swoim własnym kontekście mówi o okaleczeniu psychicznym. Jest ono rezultatem „odgórnie sterowanego podupadania ludzi w dyktaturze”⁴⁶, z którego na zasadzie autoterapii wyzwala się pisząc. Kiedy pisze – jak sama wyznaje – znajduje się tam, gdzie jest „wewnętrznie najbardziej zraniona, w przeciwnym razie nie musiałabym pisać”.⁴⁷ Tym samym sugeruje, że zrozumieć może ją zasadniczo ten, kto zdolny jest do empatii, kto ma za sobą podobne doświadczenia.

Zadawana sukcesywnie ze strony totalitarnego aparatu państwa przemoc spychała ją na skraj wycieńczenia nerwowego, z którego jedyne wyjście dostrzegała w samobójstwie. Żyjąc, jak mówiła, „spartaczonym życiem” przedstawiała istnieć dla siebie samej.⁴⁸ Stawała się – jak można by rzec – coraz bardziej obca sama sobie. Tę obcość potęgował w niej strach, będący poza samą normą drugim elementem, na którym osadzona była moc dyktatury. Był on funkcją prześladowania politycznego. Herta Müller pisze w tym kontekście między innymi:

W przypadku politycznego prześladowania mamy do czynienia z długim strachem, staje się on częścią prześladowanego, wślizguje się w każdą chwilę, nieprzyzwoicie rozciągnięty towarzyszy wszystkiemu, o czym można pomyśleć. Ten DŁUGI strach, strach podstawowy, składa się z wielu strachów, mających jedno wspólne źródło: niezmiennie takie same wietrzne postaci, pracujące z pomocą zmyślonych metod nad tym, żeby w długim strachu nie pojawiły się luki, żeby stał się większy od ofiary, żeby człowiek należał do niego, nie mógł być kimś, kto ma stracha, lecz stał się kimś, kogo strach wzięł sobie na własność.⁴⁹

Strach jest wynikiem świadomości istnienia mechanizmów kontrolnych ze strony państwa, które nadzoruje przestrzeganie normy i jak zauważa Herta Müller, im bardziej zniewolony kraj, tym czujniejsza jest kontrola z jego strony.⁵⁰ Aparat dozoru doprowadza do coraz bardziej postępującego wyobcowania, do coraz mocniejszego zapominania o sobie. Pisarka dostrzega tutaj specyficzną dialektykę obserwacji i samoobserwacji, którą nazywa samopostrzeganiem. Jest się obserwowanym, ocenianym, trzeba się więc również samemu obserwować.⁵¹ Państwo totalitarne niczym ojcowskie oko rejestruje niemal każdą sytuację, spod którego pragnie uciec, lecz ucieczka jest

⁴⁴ Tamże.

⁴⁵ Tamże.

⁴⁶ Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 185.

⁴⁷ Tamże.

⁴⁸ Por. tamże, s. 97.

⁴⁹ Tamże, s. 187.

⁵⁰ Tamże, s. 136.

⁵¹ Tamże.

prawie niemożliwa. Jest to zasada Benthamowskiego Panoptikonu, który symbolizuje poniekąd współczesną formę sprawowania władzy. Jego mechanizm opiera się właśnie na nieustannym nadzorze i permanentnej obserwacji, gwarantując aparatowi władzy zarówno indywidualizację, jak i totalizację w relacji z „obrabianą” przez niego jednostką⁵², pozwalając jednocześnie na rejestrację i wykorzystanie każdego ruchu poddanego obserwacji człowieka.⁵³ Tym samym obserwacja, która jest obsesją ze strony dyktatury, doprowadza obserwowanego wręcz do obłądki bądź pragnienia obłądki. Hercie Müller wydawał się on być rodzajem alternatywy wobec samobójstwa, drogą ku uwolnieniu się od siebie.⁵⁴ Szaleństwo jest mimo wszystko pozorną wolnością, gdyż oddaje osobę chorą psychicznie pod jeszcze bardziej wzmożony nadzór państwa. Choć to właśnie w szaleństwie kryje się prawda, która przemawia w sposób nieświadomy przez usta osoby żyjącej w obłądce.⁵⁵ Aczkolwiek w przypadku Herty Müller jest to jednak świadoma wola szaleństwa będąca wynikiem rozpoznania prawdy o totalitarnym świecie, w którym przyszło jej żyć. To szaleństwo, w którym – podobnie do bohaterów sztuk teatralnych Szekspira – widzi się lepiej od innych, bo szaleniec, jak podkreśla Michel Foucault, obdarzony jest podwójnym spojrzeniem, lecz dostrzegającego więcej szaleńca i tak nikt nie słucha.⁵⁶ Bo czy też można słuchać szaleńców w racjonalizowanej przestrzeni jednoznacznie zdefiniowanych norm?

Państwowe oko reżimu strzegło monopolu władzy, jej monolitycznego charakteru, którego spoiwem, jak podkreśla noblistka, był kult Ceaușescu.⁵⁷ Samozwańczego geniusza Karpat, który – czego Herta Müller nie szczędzi mu wytknąć – „skończył czerę klasy i bardziej zawile treści oraz najprostsza gramatyka sprawiała mu problemy”⁵⁸. Aczkolwiek jego władzy strzegli wierni mu funkcjonariusze. To oni siali i zbierali plon strachu. To ich rolą było kształtowanie wiary w moc socjalistycznego państwa oraz kształtowanie kultu jednostki, popychającego ówczesną Rumunię w kierunku neostalinizmu o dość wyraźnym zabarwieniu azjatyckim – wzorami były tutaj Chiny i Korea Północna.⁵⁹ W eseju „Czerwony kwiat i kij” Herta Müller wspomina:

⁵² Por. Michel Foucault: *Nadzorować i karać. Narodziny więzienia*. Przełożył Tadeusz Komendant, Warszawa 1998, s. 242.

⁵³ Por. Bartłomiej Błesznowski: *Batalia o człowieka. Genealogia władzy Michela Foucaulta jako próba wyzwolenia podmiotu*, Warszawa 2009, s. 112.

⁵⁴ Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 147.

⁵⁵ Por. Michel Foucault: *Powiedziane, napisane. Szaleństwo i literatura*. Wybrał i opracował Tadeusz Komendant. Przełożyli Bogdan Banasiak, Tadeusz Komendant, Małgorzata Kwietniewska, Adriana Lewańska, Michał Paweł Markowski, Paweł Pieniążek. Posłowie Michał Paweł Markowski, Warszawa 1999, s. 245.

⁵⁶ Por. Michel Foucault: *Szaleństwo i społeczeństwo*, [w:] Michel Foucault: *Filozofia. Historia. Polityka*. Wybór pism. Tłumaczenie i Wstęp Damian Leszczyński, Lotar Rasiński, Warszawa 2000, s. 89.

⁵⁷ Por. Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 150.

⁵⁸ Tamże, s. 151.

⁵⁹ Por. Małgorzata Willaume: *Rumunia. Historia państw świata w XX wieku*, Warszawa 2004, s. 227.

Takimi samymi metodami, jakimi w dzieciństwie wioskowy ksiądz chciał zaszczyć mi w głowie strach przed Bogiem, funkcjonariusze szerzyli, swoją socjalistyczną religię: cokolwiek robisz. Bóg cię widzi, jest bezkresny i wszędzie. Tysiące portretów dyktatora w całym kraju wspierał jego głos.⁶⁰

Głos dyktatora jest jednak głosem ułomnym, jak sugeruje noblistka, kiedy pisze o wadzie wymowy Ceaușescu, któremu przy następujących po sobie samogłoskach i dłuższym szeregu spółgłosek zaczynała się płatać się język, a jego mowa stawała się bełkotem.⁶¹ Ułomność artykulacji będąca specyficzną niemocą osobistego wyrażenia komunikatu nie zmienia faktu, że nad społecznym posłuszeństwem zgodnie z wolą dyktatora wytrwale pracowano. I to już od najmłodszego dzieciństwa. Natomiast o (wszech)obecności samego dyktatora noszącego tytuł *conducător*, tj. przywódcy, przypominały poza jego głosem ogromne ilości porozwieszanych po całym kraju portretów.⁶²

Kiedy zwolniona z pracy z fabryki i kilku szkół z powodu „indywidualizmu, niedopasowania do kolektywu i braku świadomości socjalistycznej” Herta Müller znajduje pracę w państwowym przedszkolu, z przerażeniem stwierdza w jak perfidny sposób blokuje się u dzieci proces krystalizacji ich własnej osobowości. Zarazem przygotowuje się je do rezygnacji z siebie oraz uniżoności, jako fundamentu dla osiągnięcia czegokolwiek w totalitarnym systemie.⁶³ Paradygmatyczną staje się scena odśpiewania rumuńskiego hymnu, którą tak oto rysuje noblistka:

Dyrektorka przedszkola zaprowadziła mnie pierwszego dnia pracy do mojej grupy. Kiedy weszliśmy do sali, warknęła: ‘Hymn’. Dzieci ustawiły się automatycznie w półkoło, wyprostowane ręce przycisnęły do ud, wyciągnęły szyje, skierowały wzrok do góry. Od stolików poderwały się dzieci, ale w półkoło stali i śpiewali żołnierze. Więcej było w tym krzyku i szczekania niż śpiewu. Najważniejsza wydała się siła głosu i postawa.⁶⁴

Nie słowa prośby a warkot rozkazu, nie śpiew a krzyk i szczekanie, nie tekst a postawa stają się istotne w państwie opresyjnego nadzoru. Bojowość i gotowość do realizacji komend wydają się być pożądanym zachowaniem. Są gwarantem oddania się człowiekowi systemowi oraz jego nad nim władzy i kontroli – swoistych technik władzy, których celem jest determinowanie zachowań zdominowanych przez nią jednostek.⁶⁵ Posłuszeństwo i karność wpisane były w dyktaturę, która każdy obszar jednostkowej egzystencji przekształcała w pole działania politycznego, gdyż uległość i bezwolność gwarantują każdemu reżimowi jego ortodoksję i konformizm, stanowiąc podstawę logiki autorytarno-totalitarnego aparatu władzy.⁶⁶ I tak jak ciało u kobiet, tak fryzura

⁶⁰ Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 150.

⁶¹ Por. tamże, s. 151.

⁶² Por. Małgorzata Willaume: *Rumunia. Historia państw świata w XX wieku*, Warszawa 2004, s. 228.

⁶³ Por. Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 155.

⁶⁴ Tamże, s. 152.

⁶⁵ Por. Michel Foucault: *Techniki siebie*, [w:] Michel Foucault: *Filozofia. Historia. Polityka*. Wybór pism. Tłumaczenie i Wstęp Damian Leszczyński, Lotar Rasiński, Warszawa 2000, s. 249.

⁶⁶ Por. Wolfgang Sofsky: *Traktat o przemocy*. Przełożył Marek Adamski, Wrocław 1999, s. 85.

u mężczyzn pokazywała skalę ingerencji państwa w życie człowieka, a tym samym stopień jego ucisku. Unaoczniała siłę władzy, która swą obecność – by użyć tutaj określenia Michela Foucaulta – wypisywała na ciałach poddanych jej obywateli.⁶⁷ Herta Müller pisze tutaj:

Wszyscy mężczyźni, których państwo przywłaszczyło sobie na jakiś czas albo na zawsze, byli gołoni na łyso. Żołnierze, więźniowie, dzieci w domach sierot. I wszyscy uczniowie, którzy coś zbroili. W szkołach codziennie kontrolowano długość włosów – kark musiał być wygolony do połowy głowy, płatki uszu wystawać na szerokość palca. I nie tylko w niższych klasach, również w gimnazjum.⁶⁸

Poddany totalitarnemu dyktatowi kraj staje się w spojrzeniu noblistki nieomal skoszarowaną przestrzenią. Ogołoconą z indywidualizmu jak ogolone głowy mężczyzn, którzy zawłaszczeni przez państwową władzę są prawie jej własnością. Uniformizacja, jak pokazuje Herta Müller, jest jedyną formą dopuszczalnej przez reżim społecznej egzystencji, gdyż wszystko to, co inne, jest zawsze źródłem relatywizacji, niepewności i zagrożenia dla obecnego status quo władzy i stąd też owe wynikające z odmienności zagrożenie trzeba jak najszybciej zlikwidować.⁶⁹ Wielokrotnie tutaj wspomniana norma i jej przestrzeganie gwarantuje akceptację kolektywu. Noblistka nie łudzi się, kiedy stwierdza, że bycie poza wspólnotą nie jest w rzeczywistości możliwe. To specyficzny dramat uspołecznienia a z niego wynika fakt bycia połączonym ze społeczeństwem bądź właśnie wspólnotą więziami zależności.⁷⁰ Pytanie, które ją cały czas nurtuje, to kwestia opresyjności tejże wspólnoty bądź to w aspekcie lokalnym bądź to ogólnopaństwowym. Herta Müller reasumuje w tym kontekście:

Przynależność do wspólnoty determinuje wszystko, ponieważ niezbędna jest do życia. Jej warunki są w najmniejszym szczególe ustalone, bezwzględne i surowe. Jednostka kontrolowana przez wewnętrzne struktury wspólnoty nie ma praktycznie żadnej swobody działania. Między religijnymi normami a hierarchią wielopokoleniowej rodziny każde życie jest z góry wytyczone.⁷¹

I choć słowa te zawarte w eseju *Kurz jest ślepy – słońce to kaleka. O sytuacji Cyganów w Rumunii* odnoszą się do społeczności rumuńskich Romów, oddają one jej własne doświadczenia z życia we wspólnocie banackich Szwabów. Nadto parafrazując słowa ostatniego zdania można stwierdzić znając eseistykę noblistki oraz jej krytyczny stosunek do państwowej rzeczywistości w Rumuni, że każde życie w totalitarnym państwie było z góry wytyczone między ideologicznymi normami a hierarchią struktur partyjnych.

⁶⁷ Por. Michel Foucault: *Nadzorować i karać. Narodziny więzienia*. Przełożył Tadeusz Komendant, Warszawa 1998, s. 49.

⁶⁸ Herta Müller: *Król kłania się i zabija*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2005, s. 69.

⁶⁹ Por. Wolfgang Sofsky: *Traktat o przemocy*. Przełożył Marek Adamski, Wrocław 1999, s. 21.

⁷⁰ Por. Bartłomiej Blesznowski: *Batalia o człowieka. Genealogia władzy Michela Foucaulta jako próba wyzwolenia podmiotu*, Warszawa 2009, s. 47.

⁷¹ Herta Müller: *Głód i jedwab. Eseje*. Przełożyła Katarzyna Leszczyńska, Wołowiec 2008, s. 161.

Herta Müller pragnęła jednego – ucieczki ze zniewolonej przestrzeni, w której pozorną moc wspólnoty oznaczała dla niej przemoc w stłamszonej przestrzeni własnego życia. Chciała wyzwolenia z aparatu władzy wraz z wpisanymi w niego technologiami ‘ujarzmiania’ opartymi na manipulacji, maltretowaniu i tresurze.⁷² Wszystkie trzy stały się, choć z różną intensywnością, udziałem Herty Müller stygmatyzując ją aż po dzień dzisiejszy. A zadane piętno przemocy, które wnika w ciało, w jego układ nerwowy, wlewając w niego strach i zadając mu ból fizyczny, jak podkreśla Wolfgang Sofsky nie zostawiając przy tym jakiegokolwiek złudzeń, wymazać jest trudno.⁷³ To jednocześnie cecha władzy totalnej, która wkracza do przestrzeni prywatnej, intymnej, normalizując ludzkie zachowania, generuje prawdę o człowieku, a także ją przetwarza⁷⁴, wpisując go w mechanizmy dyscyplinarnej kontroli.⁷⁵

V.

Chcąc podsumować eseje noblistki, które oscylują wokół problematyki przemocy, owego zabijającego spojrzenia króla, by posłużyć się własnym określeniem Herty Müller, możliwe jest postawienie tezy, iż moc staje się zawsze przemocą – jakkolwiek banalnie brzmi to stwierdzenie –, kiedy wkracza siłą normy, strachu i dozoru w jednostkową przestrzeń każdego człowieka, by podjąć z nim, mówiąc za Michelelem Foucaultem, znamiennej gry ekskluzji i inkluzji.⁷⁶ I choć banalność tego sformułowania nie przedstawia już dzisiaj żadnego *novum*, to zastanawiający może być fakt jego aktualności. Czyż nie kto inny, jak Hannah Arendt pisała o banalności zła? Herta Müller w swoim nieraz paraliżującym ją doświadczeniu zniewolonej egzystencji, którą opisuje w swoich esejach, wydaje się to bezsprzecznie potwierdzać. I co ciekawe jest to prawie zawsze przemoc – ujmując to esencjalistycznie – męskiego świata.

⁷² Por. Michel Foucault: Nadzorować i karać. Narodziny więzienia. Przełożył Tadeusz Komen-dant, Warszawa 1998, s. 128.

⁷³ Por. Wolfgang Sofsky: Traktat o przemocy. Przełożył Marek Adamski, Wrocław 1999, s. 79 oraz 81.

⁷⁴ Por. Bartłomiej Błesznowski: Batalia o człowieka. Genealogia władzy Michela Foucaulta jako próba wyzwolenia podmiotu, Warszawa 2009, s. 70.

⁷⁵ Tamże, s. 113.

⁷⁶ Por. Michel Foucault: Szaleństwo i społeczeństwo, [w:] Michel Foucault: Filozofia. Historia. Polityka. Wybór pism. Tłumaczenie i Wstęp Damian Leszczyński, Lotar Rasiński, Warszawa 2000, s. 98.

Słowa kluczowe

Herta Müller, Michel Foucault, Hannah Arendt, przemoc, patriarchyzm, totalitaryzm, autorytarna władza, eseistyka literacka

Abstract

Herta Müller's essay writing as vivisection of the authoritarian violence in the Nobel Prize winner's works *Der König verneigt sich und tötet / The King Bows and Kills* and *Hunger und Seide/Hunger and Silk*

The author of the following paper discourses several essays of German Nobel Prize winner in literature – Herta Müller – in context of Michel Foucault's model knowledge-power. Additionally modern concepts of violence by Hannah Arendt and Wolfgang Sofsky are essential to the thesis. Herta Müller's particular description of Romania during the period of Nicolae Ceaușescu's dictatorship focuses on problems of captivity, first psychic and then physical resulting from living in totalitarian system. The general uniformity process by authoritarian rules and standards questioned the liberty of individual and society. Its only foundation was the communist ideology. Nothing exists beyond the ideology. Herta Müller's essay writing presented here has strong autobiographical character. It seems to be a record of time the writer spent in Romania as well as subsequent critical reflections about the lack of liberty and its search in the world of panoptical power.

Keywords

Herta Müller, Michel Foucault, Hannah Arendt, violence, patriarchy, totalitarianism, authoritarian / authoritative power, literary essay writing

Felix A. Voigt i jego „Gerhart Hauptmann-Jahrbuch” w latach 1936, 1937, 1948

Nie często się zdarza, że kilka numerów naukowego czasopisma sprzed lat kilkadziesiąt, które przestało się wkrótce ukazywać, odegrało w badaniach literackich tak istotną rolę i wciąż jeszcze stanowi jedno z podstawowych źródeł wiedzy o pisarzu – swoim patronie – i jego twórczości.

A fakt taki miał miejsce w przypadku stanowiących dzisiaj rzadkość antykwaryczną trzech tomów „Gerhart Hauptmann-Jahrbuch”, powołanych do życia przez Felixa A. Voigta jeszcze za życia pisarza, znajdując jego pełną akceptację i pomoc w postaci użyczenia pismu do druku nieznanymi jeszcze utworów, co w dużym stopniu przyczyniło się do wysokiego poziomu i atrakcyjności nowego rocznika.

Na jego łamach publikowali najwybitniejsi znawcy Gerharta Hauptmanna, uczeni o międzynarodowej renomie z kilkunastu krajów, jak S.D. Stirck, W.A. Reichart, F.W.J. Heuser czy W. Studt, a także cenieni artyści i pisarze, m.in. O. Loerke, J.M. Avenarius, M. Herrmann-Neisse, E. Rülke, E. Glaeser czy G. Pohl.

Wprawdzie stopka redakcyjna nadmienia, że oprócz głównego redaktora – Felixa A. Voigta rocznik wydawany był we współpracy z doborowym zespołem znawców Gerharta Hauptmanna (m.in. H.G. Fiedler z Oxfordu czy P. Merker z Friedrich-Wilhelms – Universität we Wrocławiu), to przecież rzeczywistym pomysłodawcą i redaktorem „Gerhart Hauptmann-Jahrbuch” był jeden człowiek – Felix A. Voigt.

O ile każdy badacz zajmujący się postacią śląskiego noblisty wielokrotnie brał do ręki nie tylko „Gerhart Hauptmann-Jahrbuch”, ale także liczne książki i studia Felixa A. Voigta, to przecież postać i naukowe zasługi tego wybitnego znawcy autora *Die Weber* wciąż jeszcze nie zostały w pełni zbadane i opisane.

Złożyło się na to wiele przyczyn, jak przedwczesna śmierć badacza w 1962 roku, a także stopniowy zanik zainteresowania Gerhartem Hauptmannem w Niemczech w drugiej połowie XX stulecia. Po okresie pewnej stagnacji w ostatnich latach zarysowuje się jednak nie tylko renesans wielkiego pisarza, który w bieżącym 2012 roku obchodzi 150. rocznicę urodzin, ale także wzmożone zainteresowanie wybitnymi osobistościami z kręgu przyjaciół i znajomych niemieckiego twórcy.¹ Wśród nich pocze-

¹ Por. serię trzech tomów przynoszących portrety przyjaciół i znajomych pisarza, opublikowanych przez Klausa Hildebrandta i Krzysztofa A. Kuczyńskiego: (1) *Weggefährten Gerhart Hauptmanns. Förderer – Biographien – Interpreten*, Würzburg 2002 (2) *Gerhart Hauptmanns Freundeskreis. Internationale Studien*, Włocławek 2006 (3) „*Habt herzlichen Dank für Eure Freundschaft...*” *Menschen um Gerhart Hauptmann*, Włocławek 2011.

sne miejsce zajmuje ceniony znawca dzieła Gerharta Hauptmanna, redaktor „Gerhart Hauptmann-Jahrbuch” Felix A. Voigt.

Niezwykła osobowość Gerharta Hauptmanna, laureata literackiej Nagrody Nobla z 1912 roku, jego wielki i ogólnie ceniony dorobek spowodował, że z biegiem lat stał się jednym z najbardziej „opisanych” pisarzy europejskich XX w.² O jego twórczości pisali wybitni krytycy i historycy literatury, tacy jak: Theodor Fontane, Franz Mehring, Alfred Kerr, Georg Lukács, Paul Rilla, Benno von Wiese, Hans Mayer czy Peter Sprengel.

Zwłaszcza w okresie międzywojennym, kiedy Gerhart Hauptmann był uważany za reprezentanta Republiki Weimarskiej, a jego sześćdziesiąte oraz siedemdziesiąte urodziny (1922 oraz 1932) były wydarzeniami ogólnonarodowymi i pisarz był fetowany przez oficjalne czynniki państwowe, dały się odnotować liczne o nim publikacje krytyków i literaturoznawców nierzadko z nim zaprzyjaźnionych, jak Carl F.W. Behl, Walter A. Reichart, Walter Requardt, Hans von Hülsen czy Felix A. Voigt.

Ci właśnie krytycy szczególnie intensywnie i ofiarnie propagowali na przestrzeni kilkudziesięciu lat twórczość Gerharta Hauptmanna, kładąc podwaliny pod coraz rozleglejszą wiedzę o autorze *Die Weber*. Będąc – jak wspomniano – z wielkim pisarzem zaprzyjaźnieni, mieli swobodny dostęp do jego archiwum, mieszczącego się w willi „Wiesenstein”.³

Do najbardziej zasłużonych badaczy życia i twórczości Gerharta Hauptmanna należy wrocławianin Felix A. Voigt, mający w swym dorobku szczególnie wiele edycji dzieł niemieckiego autora, w tym dzieła zbiorowe, liczne o nim prace naukowe, a także redakcję cenionego „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch”.

Felix A. Voigt już w latach trzydziestych uchodził za wyróżniającego się znawcę dzieł Gerharta Hauptmanna, czego wyrazem było m.in. pełnienie przez pewien okres funkcji sekretarza wielkiego pisarza. O ile jednak innym badaczom tego okresu, jak Carlowi F.W. Behlowi, Walterowi A. Reichartowi czy Walterowi Requardtowi⁴ poświęcono z czasem sporo uwagi – czy to w postaci artykułów omawiających ich sylwetki, czy nawet w postaci tomów ich zebranych prac drobnych – to w wypadku Felixa A. Voigta jego sylwetka jawi się nieco mniej wyraziście. Z pewnością przedwczesna śmierć 1962 w roku – była to setna rocznica urodzin Gerharta Hauptmanna – spowodowała, iż jego cenne osiągnięcia naukowe i edytorskie zostały nieco odsunięte na dalszy plan, a na czoło wybiły się nowsze prace żyjących i aktywnie działających innych krytyków i badaczy.

² Por.: S. Hoefert, *Internationale Bibliographie zum Werk Gerhart Hauptmanns*, Bd.1-3, Berlin 1986-2003; *Gerhart Hauptmann*, hg. v. H. J. Schrimpf, Darmstadt 1976 (Wege der Forschung, Bd. 107); *Gerhart Hauptmann w krytyce polskiej 1945-1990*, red. N. Honsza, K.A. Kuczyński, A. Stroka, Wrocław 1992.

³ O początkach archiwum pisarza por.: L. Jauner, *Der Geburtshelfer des Hauptmann Archivs*, [w:] *Max Pinkus 3. Dezember 1857 bis 19. Juni 1934*, hg. v. W. A. Reichart, C. F. W. Behl, München 1957, s. 24-26.

⁴ Por. np.: C. F. W. Behl, *Aufsätze-Briefe-Tagebuchnotizen. Autobiographisches und Biographisches zu Gerhart Hauptmann*, hg. v. K. Hildebrandt, München 1981; W. A. Reichart, *Ein Leben für Gerhart Hauptmann. Aufsätze aus den Jahren 1929-1990*, ausgewählt und hg. v. K. Hildebrandt in Zusammenarbeit mit H. Pingel, Berlin 1991.

W setną rocznicę urodzin Felixa A. Voigta, wybitnego znawcy dzieła Gerharta Hauptmanna, warto poświęcić nieco uwagi jego sylwetce, jakże ważnej w całokształcie niemieckiej myśli literaturoznawczej na temat życia i działalności śląskiego pisarza.

II

Felix Alfred Voigt urodził się 13 października 1892 r. we Wrocławiu. Tutaj uczęszczał do szkół, w roku 1910 uzyskał świadectwo maturalne w humanistycznym König-Wilhelm-Gymnasium. W tymże samym roku rozpoczął studia na Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität, słuchając wykładów w zakresie filologii klasycznej, germańskiej, historii, filozofii i historii religii. W roku 1913 uzyskał – w uznaniu za swoje bardzo dobre wyniki – trzymiesięczne stypendium naukowe we Włoszech. W latach 1915–1918 odbywał służbę wojskową, z powodu ran odniesionych na froncie został zwolniony latem 1918 r.

Wkrótce potem uzupełnił rozpoczęty przed wojną egzamin państwowy. Jesienią 1918 r. Felix A. Voigt rozpoczął swoją długoletnią, owocną działalność pedagogiczną, m.in. w Beuthen, Görlitz oraz Kreuzburgu.⁵ Latem 1933 został zwolniony ze służby nauczycielskiej jako „politycznie niepewny”.

Felix A. Voigt był przez wiele lat inicjatorem licznych imprez kulturalnych, m.in. w związku z twórczością Jakuba Böhme oraz Gustava Freytaga. Był działaczem Deutsche Demokratische Partei na szczeblu lokalnym, pełnił wiele funkcji w zarządzie ze stanowiskiem prezesa włącznie.

Po wspomnianej dymisji z zawodu nauczycielskiego rozpoczął wkrótce, bo już jesienią 1933 r., intensywne badania związane z twórczością Gerharta Hauptmanna, m.in. uzyskał możliwość korzystania z Schlesier-Bücherei, zgromadzonej przez Maxa Pinkusa w Neustadt/OS.⁶

Dzięki pośrednictwu Maxa Pinkusa, zaprzyjaźnionego z pisarzem, poznał osobiście Gerharta Hauptmanna. Jego pierwszy pobyt w willi „Wiesenstein” w Agnetendorf miał miejsce 6 grudnia 1933 r. Od tej chwili bywał tam często, korzystał obficie z materiałów zgromadzonych w archiwum, co pozwoliło mu w niedalekiej przyszłości na tak liczne publikacje. Szybko też stał się – jak wspomniano – czołowym znawcą dzieł Gerharta Hauptmanna, uzyskując sympatię i przyjaźń rodziny wielkiego pisarza. Z końcem 1937 r. oraz w pierwszym kwartale 1938 r. pełnił funkcję sekretarza Gerharta Hauptmanna podczas jego tradycyjnego, corocznego pobytu w Rapallo.

⁵ M.in.: W. Gambke-Ganse, *Später Dank. Erinnerungen an Felix A. Voigt*, „Kreuzburger Nachrichten“ 1992, Nr 3, s. 1-2.

⁶ O śląskim fabrykancie, mecenasie sztuki i przyjacielu Gerharta Hauptmanna, narosła już literatura fachowa, choć jej ilość nie oddaje jeszcze w pełni znaczenia postaci Maxa Pinkusa. Por. m.in.: *Max Pinkus...*; A. Reichart, *In Memoriam Max Pinkus*, [w:] Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch 1948, Goslar 1948; A. Zappel, *Max Pinkus*, Leverkusen 1992 (Grüne Reihe, H. 8. Vereinigung ehemaliger Angehöriger der Gerhart-Hauptmann-Oberrealschule Breslau); A. Baron, *Max Pinkus 1857-1934. Śląski przemysłowiec i mecenas kultury*, Opole 2008; Max Pinkus we wspomnieniach, pod red. A. Barona i J.I. Zapruckiej, Jelenia Góra [2010].

Mając ułatwiony dostęp do pisarza, jak i jego archiwum, podjął – obok wielu innych prac – szeroko zakrojone badania nad całokształtem działalności Gerharta Hauptmanna. Ich rezultatem jest kilkutomowa, niezwykle drobiazgowa i dokładna rekonstrukcja biografii autora. O jej objętości może świadczyć fakt, że np. tom I liczył w maszynopisie ok. 1000 stron, niestety maszynopis zaginał podczas ewakuacji z Wrocławia w 1945 r.⁷

Szczególnie wyrazistym dowodem uznania dla Felixa A. Voigta, jako znawcy twórczości Gerharta Hauptmanna, było powierzenie mu przez wielkiego pisarza redakcji jego dzieł zbiorowych, tzw. *Ausgabe letzter Hand* w czerwcu roku 1941. Ponieważ propozycja ta zbiegła się w czasie z identyczną inicjatywą Suhrkamp Verlag wobec C.F.W. Behla, obaj znawcy twórczości wielkiego dramaturga, za pośrednictwem Margarete Hauptmann, rozpoczęli wspólnie wielką pracę edytorską związaną z osiemdziesiątą rocznicą urodzin Hauptmanna w 1942 r.⁸

Przed wybuchem wojny Felix A. Voigt opublikował liczne książki i artykuły związane z Gerhartem Hauptmannem, m.in. *Antike und antikes Lebensgefühl im Werke Gerhart Hauptmanns* (1935), *Hauptmann-Studien. Untersuchungen über Leben und Schaffen Gerhart Hauptmanns* (Bd. I, 1936) czy pracę wydaną razem ze znanym germanistą amerykańskim Walterem A. Reichartem pt. *Hauptmann und Shakespeare* (1938), o której to jeszcze w 1991 r. pisał Klaus Hildebrandt: „Wenn auch inzwischen in der Forschung Ergänzendes geboten wurde, hat diese Darstellung bis heute Gültigkeit. Das Buch über die Beschäftigung des Schlesiens mit dem Großen der Weltliteratur und dessen Werk bleibt eine Leistung von grundsätzlicher Bedeutung“.⁹ Szczególną wagę miały także tomy „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch”, wydawane przez Felixa A. Voigta w latach 1936–1937, grupujące artykuły wielu znawców dzieł Hauptmanna.

Felix A. Voigt był nierzadko prelegentem podczas oficjalnych uroczystości poświęconych rocznicom urodzin Gerharta Hauptmanna, jak np. w roku 1937 z okazji siedemdziesiątej piątej rocznicy urodzin pisarza, kiedy to 26 listopada w Schlesische Gesellschaft für Vaterländische Cultur we Wrocławiu wygłosił uroczystą mowę. Jak wspomina Günther Grundmann: „Der Anstoß hierzu ging von Professor Merker, dem Literarhistoriker der Breslauer Universität aus, der den damaligen Vorsitzenden der Gesellschaft für diese Veranstaltung zu gewinnen vermochte. Wenn er gewonnen wurde, so vielleicht deshalb, weil ihm Professor Merker als Redner einen der besten Kenner des Schaffens Gerhart Hauptmanns vorschlagen konnte, Felix A. Voigt [...]“.¹⁰

Mimo dwuznacznej pozycji Gerharta Hauptmanna w okresie III Rzeszy, kiedy to z jednej strony był – z powodu swego światowej sławy nazwiska – tolerowany przez hitlerowskie władze, z drugiej narażony na wyraźne ograniczenia, np. w odniesieniu do możliwości wystawiania swych dzieł dramatycznych w teatrach, jego jubileusz osiemdziesiątych urodzin nie mógł być całkowicie w Niemczech zignorowany.¹¹ Wobec złożo-

⁷ Według informacji uzyskanych od córki, dr Mechthild Pfeiffer-Voigt we wrześniu 1991 r.

⁸ Tamże.

⁹ K. Hildebrandt, *Vorwort*, [w:] W. A. Reichart, *op. cit.*, s. X.

¹⁰ G. Grundmann, *Begegnungen eines Schlesiens mit Gerhart Hauptmann*, Hamburg [1953], s. 47.

¹¹ Por. m.in.: B. Drewniak, *Jubileusz Gerharta Hauptmanna*, [w:] tenże, *Kultura w cieniu swastyki*, Poznań 1969, s. 261-279.

nej sytuacji postanowiono, iż główne uroczystości odbędą się nie jak zwykle w Berlinie, lecz we Wrocławiu, stolicy Dolnego Śląska. Tam też w dniu urodzin, 15 listopada 1942 r. „[...] fand der Festakt im Oberpräsidium statt, bei dem die Hauptrede Felix A. Voigt hielt, um nach der großen literarhistorischen Würdigung die auf das schlesische Klima bezogene Seite von Hauptmanns Schaffen in einer von persönlicher Freundschaft und grenzenloser Verehrung getragenen Darstellungsweise zu eindringlicher Wirkung zu bringen.“¹²

Rok 1942 przyniósł – oprócz pomnikowego wydania *Das gesammelte Werk. Ausgabe letzter Hand* w 17 tomach – także inne pozycje, które ukazały się przy współudziale Felixa A. Voigta, jak np. ceniona wysoko przez badaczy *Gerhart Hauptmanns Leben. Chronik und Bild*, opracowana wspólnie przez Voigta i C.F.W. Behla. Wówczas także ukazała się kolejna książka Felixa A. Voigta *Gerhart Hauptmann der Schlesier*; która w następnych latach doczekała się czterech wydań.

Na przełomie roku 1942/1943 powstało nieoficjalne koło przyjaciół twórczości Gerharta Hauptmanna, do którego należeli wrocławscy entuzjaści śląskiego pisarza, m.in. archeolog prof. Weege, germanista Merker oraz Felix A. Voigt, a także Grete Heinhold, Cosmus Flam oraz Kubczakowie, będący właścicielami Ostdeutsche Buchhandlung we Wrocławiu. Z okazji każdego spotkania – podczas jednego z nich np. Voigt czytał fragmenty z pisanej wówczas przez Hauptmanna noweli *Winkelmanns Tod* – jego uczestnicy wysyłali do willi „Wiesenstein” uroczysty telegram.¹³ Według Günthera Grundmanna w działalności tego koła można się dopatrywać załączka mającego powstać w przyszłości (w roku 1952 w Baden-Baden) Gerhart-Hauptmann-Gesellschaft.

Z rodziną Voigtów związany jest także ważny epizod dotyczący dziejów utworu Hauptmanna *Die Finsternisse*, napisanego ku pamięci jego przyjaciela Maxa Pinkusa, zmarłego w Neustadt w 1934 r., kiedy to Gerhart i Margarete Hauptmannowie byli nielicznymi aryjczykami na pogrzebie żydowskiego przemysłowca.¹⁴

Utwór, poświęcający prożydowskie sympatie Hauptmanna, mógł go – w razie odnalezienia rękopisu przez gestapo – narazić na poważne nieprzyjemności. W tej sytuacji Gerhart Hauptmann postanowił wiosną 1942 r. zniszczyć nieopublikowany jeszcze utwór, powstały przed laty w Rapallo w 1937 r. W słusznej trosce o losy dzieła, żona Voigta – Camilla, przepisała *Die Finsternisse*, które następnie oddano na przechowanie C.F.W. Behlowi w Berlinie. Jak wiadomo, Gerhart Hauptmann rzeczywiście zniszczył oryginał, ale dzięki kopii utwór za zgodą pisarza został wydany przez Waltera A. Reicharta w roku 1947 w Stanach Zjednoczonych.

W końcu stycznia 1945 r. nastąpiła ewakuacja ludności cywilnej Wrocławia. Także Felix A. Voigt z rodziną byli zmuszeni opuścić swoje mieszkanie przy ówczesnej Damaschkestraße (obecnie Monte Cassino). Z ewakuacją z Wrocławia łączy się ściśle utrata wspomnianej już obszernej, doprowadzonej do najnowszych czasów, biografii Gerharta Hauptmanna, pisanej od dłuższego czasu przez Felixa A. Voigta przy pomocy samego pisarza i na podstawie zgromadzonych w willi „Wiesenstein” archiwaliów do-

¹² G. Grundmann, *op. cit.*, s.85.

¹³ Tamże.

¹⁴ Przy okazji warto podkreślić mało znany fakt, że oprócz małżeństwa Hauptmannów był na pogrzebie obecny także aktor teatru lalek, a także literat Jörg Breuer.

tyczących życia i twórczości autora *Die Weber*. O znaczeniu tej biografii pisał w 1944 r. znany germanista Ernst Alker: „Sehr bedauerlich ist es, daß der im Manuskript vorhandene, etwa tausend Seiten umfassende erste Band der großen Gerhart-Hauptmann-Biographie von Voigt, wohl dem besten Hauptmann-Kenner, welchem auch das sonst verschlossene Archiv im Haus Wiesenstein offen steht, noch nicht zum Druck gelangen konnte.“¹⁵

Manuskrypt biografii, wręczony przez Felixa A. Voigta zaprzyjaźnionemu proboszczowi katolickiego kościoła „Zur Heiligen Familie“, Franzowi Fritschowi, został następnie przez tegoż w roku 1946 przekazany do Archiv des Erzbischöflichen Ordinariats we Wrocławiu. Od tego czasu ślad po 5 tomach biografii Gerharta Hauptmanna zagałał, mimo usilnych poszukiwań po wojnie prowadzonych przez samego Felixa A. Voigta, m.in. za pomocą Szwedzkiej Akademii Nauk, a także przez córkę Mechthild Pfeiffer-Voigt podczas jej pobytu w 1973 r. we Wrocławiu.¹⁶

Felix A. Voigt z końcem stycznia 1945 r. opuścił Wrocław, udając się początkowo do Szklarskiej Poręby, gdzie od pewnego czasu przebywała starsza córka Mechthild. W pierwszych dniach lutego odbył ostatnią rozmowę telefoniczną z Gerhartem Hauptmannem.

Z początkiem marca Voigt udał się z rodziną w dalszą drogę, kierując się przez Pragę w kierunku Bawarii, pragnąc zatrzymać się u przyjaciół w Würzburgu. Jednak w obliczu faktu zbombardowania tego miasta dnia 16 marca oraz poważnych trudności komunikacyjnych, Voigt podjął decyzję przerwania podróży. Jego wybór padł na małe miasteczko Kemnath w Oberpfalz, gdzie 20 kwietnia wkroczyli Amerykanie.

Los chciał, że właśnie na zamku Kaibitz leżącym opodal miasteczka, w którym się osiedli, umieszczono archiwum Gerharta Hauptmanna, za zgodą pisarza wywiezione z Agnetendorf przez C.F.W. Behla. Z nim razem zamierzał Felix A. Voigt, wykorzystując okazję, by prowadzić pracę nad projektowaną drugą serią dzieł Gerharta Hauptmanna. Niestety przetransportowanie archiwum w inne, początkowo nieznanne miejsce, przez syna pisarza Benvenuto, uniemożliwiło te ważne dla nauki plany. Zostały one zrealizowane częściowo dopiero wiele lat później, gdy od roku 1962 zaczęto wydawać kolejne tomy tzw. Centenar-Ausgabe, opracowane przez Hansa-Egona Hassa, a po jego śmierci kontynuowane przez M. Machatzke i W. Bungiesa.

Dzięki radiu w Kemnath dociera do Voigta wiadomość o śmierci Hauptmanna. Wkrótce wraz z C.F.W. Behlem, pisarzem Friedrichem Schulze-Maizier i innymi Voigt bierze udział w prywatnym wieczorze poświęconym pamięci wielkiego śląskiego twórcy, podczas którego wygłasza on odczyt o zmarłym w polskim już Jagniątkowie pisarzu.

Warto dodać, że właśnie do Voigta Hauptmann wysłał swój ostatni list, datowany Agnetendorf 9 maja 1946 r., w którym pisze m.in.: „Sie fehlen mir – und ich freue mich doch, dass Sie nicht auch hier sind. Es schwebt allerlei. In alter Liebe und alter Erinnerung Ihr Gerhart Hauptmann“.¹⁷ W dalszej części listu wiele serdecznych słów

¹⁵ E. Alker, *Das neue Gerhart-Hauptmann-Bild*, „Der Neue Tag“ (Prag), 17.05.1944.

¹⁶ Według informacji uzyskanych od córki, dr Mechthild Pfeiffer-Voigt we wrześniu 1991 roku.

¹⁷ Cyt. za: K. L. Tank, *Gerhart Hauptmann. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Hamburg 1988, s. 160.

do Voigta zmieściła także Margarete Hauptmann, informując o stanie zdrowia Gerharta Hauptmanna, o otrzymaniu wiadomości od Benvenuto oraz o postępach w pracy literackiej, m.in. o kontynuowaniu *Der neue Christophorus*.

Po wojnie zainteresowanie Voigta twórczością Hauptmanna trwało dalej, choć z przyczyn obiektywnych nieco zmalało, ale warto tutaj odnotować m.in. kolejny tom (i niestety ostatni) „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch” w roku 1948 oraz dalsze artykuły zarówno naukowe jak i wspomnieniowe, drukowane na łamach licznych czasopism i gazet. W roku 1947 Voigt wraz z żoną Camillą odwiedził Margarete Hauptmann, przebywającą w sanatorium w Ebenhausen w pobliżu Monachium.

Po wkroczeniu wojsk amerykańskich do Kemnath Voigt, jako prześladowany przez władze hitlerowskie, został mianowany kierownikiem tamtejszego urzędu finansowego. Z czasem awansowany do stopnia Oberregierungsrata, pozostał w czynnej służbie, jako wysoki urzędnik urzędu finansowego w Norymberdze. Do jego zadań należało m.in. wygłaszanie szkoleniowych referatów dla początkujących finansistów na terenie Bawarii. Brał aktywny udział w życiu społecznym Kemnath, np. w uroczystościach siedemsetlecia tej miejscowości. W roku 1957, będąc już na emeryturze, Voigt przeniósł się do Würzburga.

Okres powojenny to, oprócz pracy zawodowej, także czas dalszego propagowania życia i twórczości Gerharta Hauptmanna. Jego wybitne na tym polu osiągnięcia zostały m.in. wysoko ocenione przez Uniwersytet w Würzburgu, który w 1947 r. przyznał mu tytuł doktora *honoris causa*. Na dyplomie honorowym można przeczytać m.in., że godność ta została mu przyznana „in Anerkennung seiner grundlegenden Arbeiten auf dem Gebiet der Gerhart-Hauptmann-Forschung, die er allseitig, philologisch-textkritisch, geistesgeschichtlich und ästhetisch, in hervorragendem Maße gefördert hat [...]“.

Jako nestor badaczy nad życiem i twórczością Gerharta Hauptmanna był Felix A. Voigt zapraszany do licznych publikacji zbiorowych, jak np. katalog wystawy urządzonej z okazji setnej rocznicy urodzin pisarza przez Deutsches Literaturarchiv w Marbach, będący do dzisiaj jednym z podstawowych źródeł naszej wiedzy o Gerhartcie Hauptmannie. Brał udział w najbardziej prestiżowych konferencjach, np. w marcu 1962 r. w Berlinie, zorganizowanej z okazji przygotowywanych na szeroką skalę uroczystości na wspomniane stulecie urodzin.

Rok 1962, pamiętany jako setna rocznica urodzin jego wielkiego przyjaciela Gerharta Hauptmanna, jest jednocześnie rokiem jego śmierci. Felix A. Voigt zmarł niespodziewanie 31 marca 1962 w Würzburgu.

Przypadająca z kolei w 1992 r. rocznica setnych urodzin Felixa A. Voigta przyniosła renesans jego postaci i zasług. W dniu 28 listopada 1992 r. została zorganizowana przez Gerhart-Hauptmann-Museum w Erkner koło Berlina sesja poświęcona jego pamięci, natomiast 19 grudnia 1992 r. nowo powstałe Polskie Towarzystwo im. Gerharta Hauptmanna na swojej pierwszej konferencji, która odbyła się w murach Uniwersytetu Wrocławskiego – uczelni, na której kiedyś studiował i sam Felix A. Voigt – pierwszy referat poświęciło właśnie jemu, jako „najwybitniejszemu znawcy twórczości Gerharta Hauptmanna w okresie międzywojennym, zasłużonemu badaczowi kultury śląskiej”.

III

Niektóre z książek i artykułów Felixa A. Voigta ukazały się w kolejnych wydaniach także w okresie powojennym, co dowodnie świadczy o ich wadze i znaczeniu wśród bogatej literatury poświęconej Gerhartowi Hauptmannowi.¹⁸

Wśród jego licznych publikacji warto szczególną uwagę poświęcić pozycjom książkowym, jak np. pracy *Antike und antikes Lebensgefühl im Werke Gerhart Hauptmanns* z roku 1935, która następnie – w opracowaniu Wilhelma Studta – ukazała się ponownie w roku 1965. W napisanym przez Camillę Voigt wstępie do wydania powojennego czytamy:

Diese zweite Auflage seines Buches der Öffentlichkeit zu übergeben, blieb Felix A. Voigt versagt. Schwere Schicksalsschläge, zuletzt eine schleichende, tückische Krankheit und sein vorzeitiger Tod am 31.3.1962 verhinderten es. Erst in seinem literarischen Nachlaß entdeckte sein langjähriger Freund, Herr Wilhelm Studt, Hamburg-Rahlstedt, das vollständige, 1948 druckfertig abgeschlossene Manuskript für eine zweite erweiterte Auflage. Dieser Kenner der Hauptmann-Literatur fand, daß <keine andere Veröffentlichung zum Thema = Antike bei Gerhart Hauptmann = sich auf so intime Kenntnis des Stoffes, der Werkentstehung und der Eigentümlichkeit des Dichters> stützen könne. Darauf hin entschloss ich mich, nun doch noch die Arbeit meines Mannes der Öffentlichkeit vorzulegen [...].¹⁹

Pierwsze wydanie książki, które ukazało się w latach 1932/1933, wynikało ze słusznego przeświadczenia Felixa A. Voigta, że „der ganze Hauptmann ohne das antike Lebensgefühl, ohne das Erleben des Mutterbodens von Hellas, ohne die enge und stete Fühlungnahme mit der antiken Literatur schlechthin nicht verstanden werden kann“.²⁰

Autor, z wykształcenia także i filolog klasyczny, w swej książce gruntownej analizie poddał motywy klasyczne twórczości Gerharta Hauptmanna, a warto przypomnieć, że Hauptmann do świata starożytnego nawiązywał w swych dziełach wielokrotnie, m.in. w takich jak: *Germanen und Römer*, *Der Bogen des Odysseus*, *Veland* czy w tetralogii mykeńskiej, pisanej w ostatnich latach życia. W analizie twórczości Hauptmanna poświęconej światu antycznemu Felix A. Voigt stwierdził m.in.:

Hauptmanns Bild der Antike hat seine ganz eigenen Züge, die ihn nicht ohne weiteres in die Reihe der „Dionysier“ der Zeit um 1900 treten lassen, gerade die Verehrung der chthonischen Götter und Mächte in seinem Alterswerke teilt er mit keinem zweiten seiner Zeitgenossen [...]. So ist ihm die große antike Literatur meist nur Mittel zu seinen Zwecken. Gewiss reizt ihn die realistische Seite der alten Welt, und deshalb teilt er mit Platon die Vorliebe für den Mimos und die mimische Literatur, aber er dringt auch durch die Natur in das gebärende Geheimnis des hellenischen Heimatbodens vor [...] nur die griechische Natur, Mystik, Religion, Philosophie, kurz nur das hellenische Urerlebnis konnte ihn zu dem visionären Schauen seiner Alterswerke führen.²¹

¹⁸ Por.: S. Hoefert, *op. cit.*

¹⁹ C. Voigt, *Vorwort*, [w:] F. A. Voigt, *Gerhart Hauptmann und die Antike*, Berlin 1965, s. 8.

²⁰ F. A. Voigt, *op. cit.*, s.7.

²¹ Tamże, s. 178.

Książka Felixa A. Voigta wywołała duży rezonans wśród znawców, m.in. F. R. Schröder napisał na łamach cenionego czasopisma fachowego „Germanisch-Romanische Monatsschrift”: „[...] Das Buch gehört zum besten, was über den Dichter überhaupt geschrieben worden ist [...]. So ist es gewiss nicht zuviel gesagt, wenn man die Arbeiten von Voigt als Marksteine der Hauptmann-Forschung bezeichnet“.²²

W roku 1936 ukazał się tom wybranych studiów pióra Felixa A. Voigta *Hauptmann-Studien. Untersuchungen über Leben und Schaffen Gerhart Hauptmanns*, w których autor zajął się życiem i twórczością niemieckiego pisarza w latach 1880–1900. Następny planowany tom niestety nie ukazał się, można przypuszczać, że wojna oraz brak dostępu do archiwum Hauptmanna były głównymi powodami nie kontynuowania tej nad wyraz interesującej i ważnej publikacji. Felix A. Voigt we wstępie pisze:

Die vorliegenden *Hauptmann-Studien* beruhen zur Hälfte auf bereits früher veröffentlichten Aufsätzen, zum andern Teil sind sie unmittelbar aus den Vorarbeiten für eine große wissenschaftlich unterbaute Biographie Gerhart Hauptmanns erwachsen. Bei den langen Vorbereitungen dafür durch fast ein halbes Menschenalter musste ich immer wieder feststellen, wie unsicher unsere Kenntnis von vielen Einzelheiten dieses großen Lebens war und wie gering die Zahl der wirklich fordernden Untersuchungen hierüber[...].²³

W obliczu zaginionej biografii o Hauptmannie, tom studiów Felixa A. Voigta wnoszący wiele istotnych szczegółów do dzieła wielkiego dramatopisarza stał się tym cenniejszym źródłem dla kolejnych generacji badaczy.

W willi Hauptmanna „Wiesenstein” Felix A. Voigt poznał wielu pisarzy, artystów, uczonych pielgrzymujących do Agnetendorf, aby złożyć hołd wielkiemu pisarzowi. Wśród poznanych tam osób był młody wówczas germanista amerykański Walter A. Reichart, z którym wkrótce miał opublikować jedną z najważniejszych swoich książek. Reichart, jeden z najbardziej zasłużonych z czasem badaczy dzieła Hauptmanna pisał o tym w 1990 r.:

Im April 1934, nach einer schonen Reise durch Sizilien, Italien und Österreich, kam ich nach Breslau, wo ich mich mit Felix Voigt an die Arbeit machte, um unsere Studie *Hauptmann und Shakespeare* zu schreiben, nachdem wir beide Vorstudien dafür schon erledigt hatten. Mein dreimonatiger Breslau-Aufenthalt ermöglichte immer wieder Tage in Agnetendorf [...].²⁴

Była to książka *Hauptmann und Shakespeare. Ein Beitrag zur Geschichte des Fortlebens Shakespeares in Deutschland*, opublikowana w roku 1938, a następnie wznowiona po wojnie w roku 1947.

Obaj autorzy akcentują we wstępie, że obok świata antycznego oraz dzieła Johanna Wolfganga Goethego, właśnie twórczość Shakespeare’a odcisnęła najtrwalsze piętno

²² F. R. Schröder (rec.) [w:] „Germanisch-Romanische Monatsschrift“ 1935, s. 73; por. także: A. Brandl (rec.) [w:] „Archiv für das Studium der Neueren Sprachen“, Bd. 90, s. 135.

²³ F. A. Voigt, *Hauptmann-Studien. Untersuchungen über Leben und Schaffen Gerhart Hauptmanns*, Bd. 1: Aufsätze über die Zeit von 1880 bis 1900, Breslau 1936, s. 7.

²⁴ W. A. Reichart, *op. cit.*, s. 164.

na twórczości Gerharta Hauptmanna. Przypominają, że „seit frühester Jugend tritt der Dichter in eine ganz enge und innige Beziehung zu dem größten dramatischen Genie germanischer Prägung, zu Shakespeare, der ihm – wie noch jedem großen deutschen Dichter der Neuzeit – Lebensbegleiter und Gefährte geworden ist“.²⁵

Przyglądając się dziejom życia Gerharta Hauptmanna, można rzeczywiście zauważyć, że – jak pisze on o tym w książce *Abenteuer meiner Jugend* – już w roku 1870, a więc w wieku zaledwie 8 lat, miał styczność z utworami angielskiego twórcy. W kilka lat później we Wrocławiu oglądał przedstawienia *Juliusza Cezara* i *Macbetha*.

Felix A. Voigt i Walter A. Reichart stwierdzają duży wpływ Shakespeare'a na dzieło Hauptmanna już we wczesnej fazie jego twórczości, np. w *Germanen und Römer*, gdzie zastosował nie tylko pięciostopowe jamby (wzorując się tutaj na Friedrichu Schillerze), ale także i wplatając sceny prozatorskie. Są oni zdania, co ukazują w licznych analizach wielu utworów Hauptmanna, iż „in zahllosen Einzelheiten Shakespeares Dramen ihren Nachklang in den Werken Gerhart Hauptmanns hinterlassen (haben): angefangen bei kleinen Reminiszenzen und reichend bis zu der mächtigen Auseinandersetzung mit dem *Hamlet* in einer großen Werkreihe durch ein volles Jahrzehnt hindurch“.²⁶

Z okazji prapremiery *Hamlet in Wittenberg* w Lipsku, Gerhart Hauptmann powiedział:

Ich habe Hamlet ein langes Leben hindurch rum unsterblichen Freunde gehabt. Überall ist er um mich gewesen und hat sich dabei allmählich von den schonen Fesseln der Shakespeareschen Dichtung ganz befreit. In unzähligen Stunden, Wanderungen durch Feld und Wald, Vigilien der Nächte meiner Gebirgsheimat, haben wir miteinander gesprochen und Meinungen ausgetauscht.²⁷

Opracowanie *Hamleta*, przy uwzględnieniu tłumaczenia Augusta Wilhelma Schlegla, było ważną pozycją w dorobku Hauptmanna. Omawiając różnice w ujęciu postaci Hamleta, obaj autorzy stwierdzają, że „Die Ähnlichkeiten treten allerdings stärker hervor. Sehr gewichtige sind bereits erwähnt: die gleiche Liebe zu der Fülle der Menschengestaltung, die offene Aufnahme der Totalität der Welt, die Vorliebe für ‚pathologische‘ Gestalten in dem oben erklärten Sinne[...]“²⁸

Jest zasługą autorów, iż nie jest ich zamiarem stawianie obu pisarzy obok siebie w celu stwierdzenia, który z nich jest twórcą wybitniejszym. Koncentrują się oni natomiast na wskazaniu wpływu Shakespeare'a na Gerharta Hauptmanna oraz na stwierdzeniu innowacji, które w swoim dziele wprowadził niemiecki dramatopisarz w stosunku do wielkiego pierwowzoru.

Felix A. Voigt, będąc Ślązakiem z urodzenia, nie mógł w swych badaniach nie uwzględnić tak oczywistego tematu badawczego w twórczości Gerharta Hauptmanna, jakim jest tkanka śląska, przewijająca się w bardzo licznych jego utworach zarówno dramatycznych, jak i prozatorskich. Efektem badań nad tym zagadnieniem jest praca

²⁵ F. A. Voigt, W. A. Reichart, Hauptmann und Shakespeare, Breslau 1938, s.1.

²⁶ Tamże, s. 98.

²⁷ G. Hauptmann, „Leipziger Neueste Nachrichten“, 19.11.1935.

z 1942 r. *Gerhart Hauptmann der Schlesier*, przynosząca analizę wpływu śląskiego krajobrazu na twórczość, jak również omawiająca śląskie aspekty długiego życia niemieckiego pisarza, który na Śląsku spędził wiele dziesięcioleci swego żywota, umierając w Jagniątkowie 6 czerwca 1946 r.

Książka wręczona Gerhartowi Hauptmannowi z okazji osiemdziesiątej rocznicy urodzin cieszyła się dużą popularnością, o czym świadczą jej cztery wydania, ostatnie w 1988 r. w znanej oficynie Bergstadtverlag W. G. Korna w Würzburgu.

Inną pozycją Felixa A. Voigta, która do dzisiaj stanowi ważny element w badaniach nad życiem i twórczością pisarza, jest ułożona wspólnie z C.F.W. Behlem kronika życia Gerharta Hauptmanna, opublikowana po raz pierwszy w 1942 r. pt. *Gerhart Hauptmanns Leben. Chronik und Bild*. W roku 1993 ukazało się jej kolejne, uzupełnione wydanie, opracowane przez córkę, doktor Mechthild Pfeiffer-Voigt. Także to najnowsze, trzecie wydanie, ukazało się nakładem Bergstadtverlag W.G. Korna w Würzburgu. Obrazuje ono w postaci drobiazgowej dokumentacji bardzo szeroko rozbudowane kontakty Hauptmanna, jego liczne podróże, a także chronologię jego dzieł.

IV

Jak już wspomniano, Felix A. Voigt był redaktorem bardzo wartościowych tomów „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch”, do współpracy nad nimi zapraszał wielu uznanych badaczy z kilku krajów, takich jak: H. G. Fiedler, Fr. W. J. Heuser, P. Merker, W. A. Reichart. Na łamach rocznika były drukowane nie tylko artykuły związane z twórczością Hauptmanna, ale także fragmenty niepublikowanych dotychczas jego dzieł, jak np. fragmenty z *Der große Traum*, *Die Wiedertäufer*, *Kynast*, *Helios und Phaethon*, względnie sonety np. *Nur wenig Schritte*.

W okresie przedwojennym ukazały się 2 roczniki, w roku 1936 i 1937. W przedmowie do tomu I Felix A. Voigt w następujący sposób nakreślił ich genezę:

Seit einem halben Jahrhundert wurde die Welt nicht müde, sich mit Gerhart Hauptmanns dichterischem Werk – oft in leidenschaftlichen Kämpfen – auseinanderzusetzen, so dass heute die Literatur, die sich mit ihm beschäftigt, nahezu unüberschaubar geworden ist. Auch dort, wo man glaubte, schweigend an ihm vorbeigehen zu können, blieb der Dichter immer im Mittelpunkt hohen geistigen Interesses.

Unüberschaubar, wie die Literatur über ihn, erscheint aber auch sein Werk selbst. Es reicht weit über den Rahmen des heute Bekannten hinaus. Im Archiv des Hauses Wiesenstein zu Agnetendorf ruhen noch in Fülle Dichtungen und Dichtungsfragmente, die bisher von ihrem Schöpfer der Öffentlichkeit nicht übergeben wurden, und ebenso Aufzeichnungen aller Art, die Gerhart Hauptmanns Persönlichkeit ungeahnt über die heute zugänglichen Bezirke ausweiten. Ein Kreis deutscher, englischer, amerikanischer und skandinavischer Gelehrter und Künstler ist zusammengetreten mit der Absicht, eine würdige Stätte zur Veröffentlichung dieses bisher noch zurückgehaltenen literarischen Gutes zu schaffen [...] Das *Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch* will damit der Vorbereitung einer großen kritischen Gesamtausgabe, darüber hinaus aber auch der Darstellung, Betrachtung und Deutung dieses reichen Lebenswerkes selber dienen. Alles, was irgendwie unsere Kenntnis dieses Werkes und seines Schöpfers nach Breite und

Tiefe in ernster künstlerischer oder wissenschaftlicher Darstellung erweitert, soll hier seinen Platz haben: vornehmlich auch Veröffentlichungen von primärem Quellenwert als: Erinnerungen, Briefe aus dem Freundeskreis des Dichters, Gespräche mit ihm und ähnliches. Endlich soll die bibliographische Arbeit, die seit dem Erscheinen der beiden Bibliographien von V. Ludwig und W. Requardt nicht fortgeführt wurde, laufend gefördert werden [...]²⁸

Lektura roczników pozwala stwierdzić, że zamierzenia przedstawione we wstępie do tomu pierwszego całkowicie zostały spełnione, można tam odnaleźć wszystkie awizowane pozycje, m.in. pierwszą próbę zestawienia kroniki życia i twórczości Gerharta Hauptmanna, z czego w kilka lat później wyrosła wspomniana pozycja książkowa w opracowaniu Voigta i Behla.

Sytuacja polityczna w okresie III Rzeszy jak i atmosfera wokół Gerharta Hauptmanna oraz trudności samego Felixa A. Voigta złożyły się na okoliczność, że przed rokiem 1939 ukazały się tylko wspomniane dwa tomy. Kolejny, trzeci i zarazem – jak się miało wkrótce okazać – niestety ostatni tom „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch” został wydany w roku 1948. Przygotował go Felix A. Voigt w trudnych warunkach finansowych, odcięty od archiwum i większych ośrodków miejskich podczas swojego pobytu w bawarskiej miejscowości Kemnath. Planowany (a nawet istnieją przesłanki, iż przygotowany) tom 4 niestety nie ujrzał światła dziennego, być może m.in. wskutek niezbyt przychylnego stanowiska wobec rocznika, a zwłaszcza faktu ewentualnego dostarczania wydawcy dalszych niepublikowanych fragmentów dzieł Gerharta Hauptmanna, jego syna z drugiego małżeństwa z Margarete – Benvenuto.

Wiosną 1948 r. we wstępie do trzeciego tomu Felix A. Voigt pisał:

Die Herausgabe des *Gerhart-Hauptmann-Jahrbuchs* verwirklicht einen Plan, der schon seit langen Jahren besteht. Bereits vor einem Jahrzehnt fand sich ein Stab internationaler Gelehrter zusammen, um ein *Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch* in würdigster Weise herauszugeben. Der Dichter selbst unterstützte unsere Absicht in jeder Weise und gestattete, aus seinem Hausarchiv besonders wertvolle Bruchstücke unveröffentlichter Dichtungen erscheinen zu lassen. Indes, die Zeit war diesem Unterfangen damals nicht günstig. Gerhart Hauptmann selbst war, wenn nicht verfemt, so doch dem Naziregime unwillkommen, der langsam heraufziehende Krieg ließ das Interesse weiterer Kreise bald erlahmen, die Regierung versagte das nötige Papier [...]. Nun wird auf anderer Grundlage, den veränderten Zeitumständen entsprechend, dieser Plan wieder in die Tat umgesetzt [...]. In erster Linie haben wir Frau Margarete Hauptmann zu danken, dass sie im Geiste des Verewigten uns ihre Hilfe zugesichert und die Erlaubnis erteilt hat, ein wichtiges Dichtwerk Hauptmanns aus seiner Frühzeit erstmalig zu veröffentlichen.²⁹

Nadzieje na możliwości kontynuowania tej ważnej dla nauki pozycji niestety nie spełniły się. Jednak trzy tomy „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch” świadczą niezbicie o wielkim zaangażowaniu redaktorskim Felixa A. Voigta, jego wielkiej pasji naukowej, a przede wszystkim są nieodzownym elementem dalszych badań nad fenomenem twórczości Gerharta Hauptmanna.

²⁸ F. A. Voigt, W. A. Reichart, *op. cit.*, s. 116.

²⁹ F. A. Voigt, *Vorwort* [w:] „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch“, Bd. I, Breslau 1936, s. 3.

V

Powojenna twórczość naukowa i popularyzatorska Felixa A. Voigta nierzadko dotyczyła aktualnych dyskusji wokół osoby Gerharta Hauptmanna.

W roku 1946 opublikował on na łamach „Monatshefte für den deutschen Unterricht” ważną rozprawę na temat stosunku pisarza do III Rzeszy. Był to wówczas jeden z najbardziej istotnych głosów w tym zakresie, natomiast o jego znaczeniu świadczy fakt, że artykuł ten uwzględnił Hans Joachim Schrimpf, zbierając najistotniejsze publikacje o Hauptmannie na przestrzeni dziejów i wydając następnie w zbiorowym tomie *Gerhart Hauptmann* w roku 1976 w ramach znanej serii *Wege der Forschung*.³⁰

Felix A. Voigt uzasadnił okoliczność pozostania pisarza po roku 1933 w Niemczech jego przywiązaniem do ojczyzny, zarówno do Niemiec, jak i do ziemi śląskiej. Ponadto wskazał na fakt, że w utworach jego nie ma najmniejszego nawet ukłonu wobec nazizmu, sam zaś pisarz nie raz dawał dowody swojego humanistycznego nastawienia, m.in. w kwestii żydowskiej (np. *casus* Maxa Pinkusa), i to zarówno w swej twórczości, jak i w sytuacjach dnia codziennego.

Z perspektywy czasu postawę twórcy (nie tylko Hauptmanna) oceniamy dzisiaj w określonym kontekście, a więc przy uwzględnieniu wielu czynników, m.in. sytuacji w okresie III Rzeszy. Słusznie napisał Hubert Orłowski, iż w przypadku „sprawy Hauptmanna” problem „nie polega na stwierdzeniu, co przeważa w postawie Hauptmanna w latach 1933–1945 czy zasługi, czy potknięcia, ale na istnieniu pisarskiej niekonsekwencji, na niezrozumieniu, że zachowanie twarzy u pisarza jest czymś więcej niżli sprawą jego prywatnej etyki”.³¹

Chociaż z wywodami Felixa A. Voigta nie zawsze można się w pełni zgodzić, należy przyznać, że zawarł w swym artykule wiele ważnych argumentów na korzyść Gerharta Hauptmanna.³²

Innym aspektem związanym z wielkim pisarzem już tylko pośrednio, który żywo interesował kręgi intelektualne w Niemczech po wojnie przez okres kilku lat, była sprawa archiwum Gerharta Hauptmanna wywiezionego na przełomie lutego/marca 1945 r. przez C.F.W. Behla do zamku Kaibitz w Bawarii, będącego własnością zaprzyjaźnionego z rodziną Hauptmannów Ericha Ebermayera. Kilka miesięcy później, w grudniu 1945 r., Benvenuto wywiózł archiwum w nieznanym wówczas kierunku.³³ Szereg badaczy dzieła Gerharta Hauptmanna, m.in. zaprzyjaźnieni z nim w okresie międzywojennym Hans von Hülsen, Gerhart Pohl oraz Behl, wszczęło kampanię prasową wobec spadkobierców pisarza, domagając się udostępnienia archiwum dla celów naukowych. Patrząc z pozycji spadkobierców, mieli oni prawo do dowolnego dysponowania spuścizną po wielkim pisarzu, patrząc natomiast od strony korzyści nauki, rację mieli także i badacze, pragnący w jak najpełniejszy sposób zbadać nieznaną

³⁰ F. A. Voigt, *Vorwort*, [w:] „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch“ 1948, Goslar 1948, s. 5.

³¹ F. A. Voigt, *Gerhart Hauptmann unter der Herrschaft des Nazismus*, [w:] *Gerhart Hauptmann*, hg. v. H. J. Schrimpf, Darmstadt 1976, s. 116-123.

³² H. Orłowski, *Literatura w III Rzeszy*, Poznań 1975, s. 256.

³³ Por. także: B. Drewniak, *Film i teatr Trzeciej Rzeszy. W systemie hitlerowskiej propagandy*, Gdańsk 2011 (zwłaszcza rozdział „Gerhart Hauptmann”, s. 71-81).

jeszcze, pozostające w maszynopisie, dzieła Hauptmanna. W tej wieloletniej dyskusji wziął także udział Felix Voigt, który rozgoryczony niewątpliwie trudnościami z dalszym wydawaniem „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch”, jednoznacznie opowiedział się za udostępnieniem archiwum dla celów naukowych, publikując m.in. artykuł *Warum Schweigen Sie, Benvenuto Hauptmann?*³⁴

Po roku 1948, kiedy to ukazał się trzeci tom „Gerhart-Hauptmann-Jahrbuch”, Felix A. Voigt – zapewne rozzarowany sytuacją panującą wokół badań nad twórczością Gerharta Hauptmanna, a prawdopodobnie także zmuszony poświęcać wiele czasu pracy zawodowej, jakże odległej od badań naukowych – dziełu wielkiego pisarza poświęcać mógł już niewiele uwagi.

Oprócz wznowień jego przedwojennych, względnie opublikowanych podczas wojny książek, pisał już stosunkowo niewiele. Są to jednak zawsze bardzo wartościowe prace, tym cenniejsze, że przecież podczas ewakuacji z Wrocławia stracił swoją wiele lat kompletowaną bibliotekę, zawierającą wiele unikatowych pozycji związanych z Gerhartem Hauptmannem. Dlatego też sporo artykułów i szkiców miało charakter wspomnieniowy, co jednak – biorąc pod uwagę wyjątkową pozycję badawczą Felixa A. Voigta i jego międzywojenne koneksje z samym pisarzem i licznymi uznanymi badaczami – nie umniejsza ich wagi i znaczeniu, jak np. szkic z 1962 r. przynoszący interesujące dane o wspólnym pobycie w Rapallo, kiedy to pełnił u Gerharta Hauptmanna funkcję sekretarza.

Z tym większym więc zainteresowaniem został przyjęty tom jego wybranych rozpraw i szkiców, który w 1999 roku wydała córka Mechthild Pfeiffer-Voigt pt. *Gerhart-Hauptmann-Studien 1934–1958*.³⁵ Zainteresowany czytelnik mógł po raz pierwszy ocenić rozproszony dotąd dorobek wrocławskiego znawcy Gerharta Hauptmanna. Lektura tomu raz jeszcze potwierdziła wysoką pozycję Felixa A. Voigta w międzynarodowym gronie znawców życia i twórczości autora *Die Weber*.³⁶

³⁴ Po zabraniu archiwum z zamku Kaibitz, jak również pozostałych materiałów złożonych częściowo w Müggelheim, Benvenuto Hauptmann przetransportował całość do Ronco w Szwajcarii. Począwszy od roku 1960 zaczął udostępniać niektórym uczonym wybrane maszynopisy ojca, m.in. prof. Hansowi-Egonowi Hassowi dla przygotowywanej przez niego edycji tzw. Centenar-Ausgabe. W roku 1968 żona Benvenuto, Barbara, sprzedała archiwum Stiftung Preussischer Kulturbesitz, przekazane następnie Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz w Berlinie. Por.: H. R. Külz, *Schicksale eines Dichternachlasses*, [w:] „Jahrbuch der Stiftung Preussischer Kulturbesitz“ 1969, Bd. 6, Köln 1969, s.41-55.

³⁵ Artykułu tego nie odnotowuje bibliografia S. Hoeferta, *op. cit.*

³⁶ F.A. Voigt, *Gerhart – Hauptmann – Studien 1934-1958*, hg. von M. Pfeiffer-Voigt, Berlin 1999.

Film jako kontekst dzieła literackiego w dydaktyce nauczania literatury (na przykładzie adaptacji filmowej *Von morgens bis mitternachts*)

Trudno wyobrazić sobie obecnie repertuar kinowy bez adaptacji współczesnych bestsellerów czy klasyków światowej literatury, zaś film zyskuje coraz większe znaczenie nie tylko jako forma rozrywki, ale i między innymi w nauczaniu języków obcych, także podczas zajęć z historii literatury i literaturoznawstwa. Porównywanie ekranizacji z ich literackimi pierwowzorami stwarza nie tylko wiele możliwości dydaktycznych, ale i pozwala na głębsze zrozumienie obu mediów i ich dzieł, stąd od lat 90-tych XX-go wieku coraz większą popularnością w dydaktyce nauczania literatury cieszy się postulat integracji literatury z innymi mediami – w tym z filmem. Integracja ta oznacza łączenie dwóch lub trzech nośników medialnych jako różnych form prezentacji utworu literackiego (czyli druku, mediów audiowizualnych i cyfrowych), wykorzystujące wszystkie ich walory dla poznania danego dzieła i dalszego realnego rozwoju uczącego się.¹

Analizując cele stawiane pracy z tekstami literackimi (poza kształceniem językowym i krajoznawczym) wymienia się zwykle cele kognitywne, skierowane na przekazanie wybranych informacji na temat autora, epoki czy gatunku literackiego, pragmatyczne, dotyczące rozpoznania kluczowych momentów akcji i specyficznych cech gatunku literackiego, oraz afektywne, związane z czerpaniem przyjemności z obcowania z literaturą, szacunkiem dla literatury jako elementu kultury oraz z rozbudzaniem zainteresowania światowym piśmiennictwem.² Cele te często przedstawiane są obrazowo przy pomocy tzw. modelu trzykolumnowego, w którym zdobywanie wiedzy w dziedzinie literatury opiera się na trzech filarach: przyjemności natury estetycznej czerpanej z czytania, połączone ściśle z motywacją do sięgania po książki, następnie na rozumieniu tekstu, związanym z zaangażowaniem emocjonalnym i stwarzaniem pewnych wyobrażeń na temat lektury, po trzecie zaś na wiedzy o literaturze i jej kontekstach.³ Bez wątplenia można zatem stwierdzić, iż w edukacji filologicznej niepodzielnie panuje „literaturocentryczna” koncepcja kształcenia, którą jednak obecnie zdecydowanie powinno zastąpić otwarcie na koncepcje o charakterze inter-

¹ Por. G. Rupp / J. Boelmann, *Literaturdidaktik heute – Positionen und Probleme*, s. 18.

² E. Turkowska, *Literarische Texte im Deutschunterricht. Theorie und Praxis*, s. 75.

³ M. Leubner / A. Saupe / M. Richter, *Literaturdidaktik*, s. 39.

dyscyplinarnym. Biorąc pod uwagę medialny charakter współczesnego społeczeństwa i mentalność młodych ludzi, warto korzystać z dostępnych obecnie możliwości technicznych i poszerzyć kształcenie przygotowujące do odbioru tekstu literackiego o pracę z filmem, traktowanym jako kontekst dzieła literackiego, pełniący wobec literatury funkcję pomocniczą. Nie chodzi bowiem o zaproponowanie oglądania adaptacji zamiast czytania książek, lecz o wprowadzenie dodatkowo elementów kształcenia filmoznawczego, między innymi poprzez oswojenie z fachową terminologią. Film bez wątpienia powinien być obecny w kształceniu humanistycznym, bowiem współczesna kultura jest zdominowana przez obraz i dźwięk, stając się w coraz mniejszym stopniu kulturą słowa pisanego.

Należy przy tym zwrócić uwagę na różnice w specyfice przekazu literackiego i filmowego: Podczas gdy tworzywem literackim jest słowo, materiał filmowy jest wielowarstwowy, składa się bowiem z obrazu (tworzonego przez ruch, barwę, światło), muzyki (komentującej daną sytuację, podnoszącej jej nastrój), słów (budujących dialogi, przekazujących informacje), dźwięków (towarzyszących różnym zjawiskom) oraz kreacji aktorów (którzy poprzez swoją mimikę, typ urody, charakter, wiek oraz grę przekazują w filmie jego główną treść). Uświadomienie sobie przy tym możliwości przechodzenia postaci i tematów z jednego medium do drugiego zwraca uwagę na fakt, iż opowiadanie historii nie jest zastrzeżone dla mediów zdominowanych przez język, zaś dzięki zmianie formy medialnej i estetycznej tak postaci jak i tematy oraz samo tradycyjne medium ukazują się w nowym świetle, który to fenomen jest szczególnie interesujący tak dla dydaktyki nauczania literatury jak i języka obcego.

Dyskusje na temat wykorzystania mediów podczas zajęć dydaktycznych rozpoczęły się w pokresie powojennym: W latach 50-tych dotyczyły one głównie pracy ze słuchowiskami i ekranizacjami, zaś począwszy od lat 70-tych i później 90-tych zaczęły pojawiać się koncepcje zajęć z literatury integrujących różne media, kierujące się zdecydowanie w stronę mediów audiowizualnych i tzw. nowych mediów.⁴

Ekranizacje literackie przez długi czas traktowane były jednak jako drugorzędne medium wobec pierwowzoru literackiego, a postawa taka znajdowała swoje odbicie podczas zajęć z literatury. Film fabularny nie miał zatem dotąd mocnej pozycji podczas zajęć szkolnych, stąd obecnie metodyka pracy z filmem znajduje się dopiero w fazie rozwoju. Najczęściej stawiane przy tym pytanie, padające zwykle w kontekście pracy z filmem, a mianowicie: czy książka jest tak samo dobra jak film, opiera się na błędnej przesłance: Książka i film to dwa całkowicie odmienne media, operujące odmiennymi systemami znaków i kodów, nie można ich zatem w ogóle porównywać w stosunku „jeden do jednego”. Ekranizacja nie stanowi filmowej kopii tekstu literackiego, lecz jest przełożonym na język filmu jednym z możliwych sposobem odczytania względnie interpretacją tego tekstu.⁵ Filmy zasadniczo różnią się od tekstów literackich sposobem przedstawiania, wykorzystują bowiem przede wszystkim obraz, nierozzerwalnie związany w procesie recepcji z językiem werbalnym i dźwiękiem. Nadal jednak często spotkać można się z lekceważącą opinią o rzekomo mniejszej wartości

⁴ Tamże, S. 20-21.

⁵ M. Staiger, *Literaturverfilmungen im Deutschunterricht*, s. 8-9.

filmu w porównaniu z dziełem literackim, zwłaszcza w aspekcie dydaktyczno-pedagogicznym: Podczas gdy czytanie tekstów (literackich) pobudzać ma kognitywną aktywność uczących się, ich fantazję i kreatywność, to recepcja filmów prowadzi do biernej postawy konsumpcyjnej. Jednak wśród młodzieży to właśnie filmy odgrywają największą rolę ze wszystkich mediów, gatunek ten zaś posiada bez wątpienia duży potencjał edukacyjny, obejmuje bowiem wiele ambitnych dzieł. Zdaniem licznych badaczy ogromne znaczenie filmów fabularnych w pełni uzasadnia uzupełnienie omawianych na zajęciach literaturoznawczych głównych gatunków literackich o film jako czwarty gatunek.⁶

Według M. Staiger'a ekranizacja literacka stanowi rezultat zmiany medium z językowo-werbalnego, w pisemnej formie utrwalonego tekstu na medium audiowizualne, przy czym w relacji tekstu literackiego do filmu istotny jest ich wzajemny stosunek intermedialny. Określenie to ma elementarne znaczenie, ponieważ podkreśla fakt, iż porównywane są tutaj dwa różne media z ich specyficznymi kodami, uwarunkowaniami technicznymi, formami recepcji i dystrybucji itd. Wszelkie dyskusje na temat ekranizacji nie mogą zatem pomijać kwestii medialności.⁷

Przez długi czas film stawiany był w pobliżu teatru, jednak przy analizie filmowych adaptacji tekstów dramatycznych również nie refleksyjnie nie wyrażano w wystarczający sposób relacji między teatrem a filmem, czyli na przykład aspektu inscenizacji i performancje'u w obu mediach. W historii kina i ekranizacji można odnaleźć wiele filmów, których twórcy zadowolili się „sfilмовaniem” spektaklu teatralnego. Filmy te faktycznie mają charakter dokumentalny, nie były bowiem w stanie sprostać wymaganiom filmu fabularnego jako medium dysponującego własnymi sposobami przedstawiania.

Francuski teoretyk filmu A. Bazin określił teatr jako fałszywego przyjaciela kina, którego złudne podobieństwo prowadzi w ślepią uliczkę. Porównania tego Bazin dokonał w swoim słynnym eseju z roku 1952 na temat adaptacji filmowych, wskazując równocześnie na niebezpieczeństwa, jakie niesie ze sobą każdy przekład. Podczas ekranizacji nie może mianowicie chodzić o to, by w możliwie jak najniższym stopniu zmodyfikować tekst literacki. Celem powinien być raczej udany przekład tego, co najistotniejsze, na inne medium. Dla Bazin'a adaptacja nie powinna być zobowiązana do iluzorycznej wierności względem oryginału, wymaga ona bowiem od twórcy filmu raczej suwerennego obchodzenia się z właściwymi filmowi strukturami estetycznymi oraz pełnego respektu podejścia do adaptowanych powieści i dramatów. Zachowanie wierności wobec dzieła literackiego oznacza według Bazin'a stworzenie ekranizacji będącej udanym przekładem, co w praktyce może oznaczać daleko idące zmiany treściowe i formalne.⁸

Dla zilustrowania możliwości wykorzystania ekranizacji jako kontekstu dzieła literackiego w dydaktyce nauczania literatury wybrałam dramat Georga Kaisera z 1912 roku *Von morgens bis mitternachts / Od poranka do północy* oraz jego filmową wersję, powstałą w roku 1920. Przy doborze dramatów omawianych na zajęciach literaturoznawczych decydujące powinny być następujące kryteria (według Leubner, Saupe

⁶ M. Leubner / A. Saupe / M. Richter, *Literaturdidaktik*, s. 204.

⁷ M. Staiger, *Literaturverfilmungen im Deutschlandtettricht*, s. 12-13.

⁸ Por. A. Bazin, *Für ein unreines Kino. Plädoyer für die Literaturverfilmung*, s. 110-138.

i Richter): Teksty powinny dotyczyć tematów ważnych dla danej grupy wiekowej, być reprezentatywne dla danego autora, epoki lub prądu literackiego, a także adekwatne pod względem stopnia trudności językowych. Kryterium pomocnicze może stanowić także dostęp do udanej inscenizacji / ekranizacji, najlepiej w teatrze, ale także w postaci zapisu audiowizualnego.⁹ Jak pokaże poniższa analiza, utwór G. Kaiser'a spełnia wszystkie te wymogi. Po pierwsze, jest on uznawany za typowy przykład dramatu ekspresjonistycznego. Charakteryzuje go struktura stacyjna, poszczególne stacje stanowią wizjonerskie obrazy, odzwierciedlające kolejne etapy w procesie kształtowania się nowego człowieka. Ważniejsze od akcji są tu problemy głównego bohatera i stany jego duszy: „Scena ekspresjonistyczna przekształca się w trybunę, z której [...] bohater [...] odwołuje się do publiczności, uświadamiając tragiczną samotność i bezradność człowieka w rzeczywistości świata konsumpcji, industrializacji, fetyszyzacji pieniądza, świata ogarniętego symptomami kryzysu, w którym człowiek zredukowany został do przedmiotu czy maszyny [...]”.¹⁰ Bez wątplenia są to zatem problemy, z którymi niejednokrotnie konfrontowani są także współcześni młodzi ludzie. Teatr ekspresjonistyczny zrywa przy tym z tradycją iluzji scenicznej, a poprzez wykorzystanie skromnej scenografii, kubistycznych dekoracji oraz efektów świetlnych i dźwiękowych dąży do ukazania nie tyle realistycznych detali, co typowych postaci i rekwizytów świata mieszczańskiego. Temu samemu celowi służy typizacja, czyli brak imion występujących postaci, określanych po prostu jako „Kasjer”, „Dama”, „Syn Damy”, „Dyrektor Banku”. Utwór Kaiser'a spełnia zatem nie tylko kryterium reprezentatywności literackiej, ale także jego treść i forma są interesujące dla uczących się, mimo dystansu czasowego nie prezentują bowiem tematyki zbyt odległej, nazbyt abstrakcyjnej ani archaicznej.¹¹

Do typowych zadań z zakresu analizy dramatu należą m.in.: określanie kluczowych momentów akcji, streszczanie poszczególnych scen, analiza dialogów, charakterystyka postaci. W celu aktywizacji ucznia i pobudzenia jego kreatywności nauczyciel może zaproponować ponadto np. napisanie biografii poszczególnych postaci, przeprowadzenie wywiadu z wybranym bohaterem lub ocenę aktualności tekstu (uczący się mogą np. opisać historię o akcji podobnej do przedstawionej w dramacie, ale rozgrywającej się we współczesnych realiach).¹² Wśród zadań związanych z analizą tekstu wymienić można przykładowo: analizę sytuacji bohatera oraz wyjaśnienie, jak doszło do powstania tej sytuacji czy też streszczenie obejmujące myśli, uczucia, postępowanie postaci i określenie na tej podstawie głównych cech jego charakteru. Nauczyciel może zaproponować również przedstawienie wersji wydarzeń z perspektywy różnych osób (jako opowiadanie w pierwszej osobie), napisanie opowiadania, stanowiącego alternatywne zakończenie historii opowiedzianej w dramacie, czy wreszcie zainscenizowanie przez całą grupę rozprawy sądowej, podczas której przed sądem staje główny bohater dramatu.

⁹ M. Leubner / A. Saube / M. Richter, *Literaturdidaktik*, s. 126.

¹⁰ M. Czarniecka, *Historia literatury niemieckiej*, s. 245.

¹¹ Por. A. Kozłowski, *Literatura piękna w nauczaniu języków obcych*, s. 86.

¹² Obszerny przegląd metod zorientowanych na twórcze działanie przedstawia G. Waldmann w swojej książce *Produktiver Umgang mit dem Drama*.

Praca dydaktyczna z tekstem literackim uwzględnia zwykle różnorodne, mniej lub bardziej kreatywne językowo i intelektualnie formy i techniki pracy. Interpretacji i analizie należy poddać przy tym treść utworu, jego problematykę, postaci dramatu, język, jakim się posługują, a także parametry czasowo-przestrzenne utworu czy też przykładową scenografię i realizację sceniczną.¹³ Zatem obok analizy samego tekstu, koncentrującej się na podstawowych elementach dramatu takich jak struktura czasoprzestrzenna, akcja, bohaterowie, ich wypowiedzi i działania, uwzględnić należy także takie środki wyrazu jak mowa ciała, mimika, scenografia. Biorąc pod uwagę nie tylko tekst, ale i jego sceniczną realizację, istotne informacje zawarte są również w didaskaliach, jak najbardziej zasadne będzie zatem wspomniane odwołanie się do przykładowej inscenizacji – czy też ekranizacji. Należy brać pod uwagę przy tym, iż podstawowe elementy dramatu – zwłaszcza możliwość bezpośredniego scenicznego przedstawienia akcji – odnaleźć można nie tylko w dramatach, ale i w dziełach związanych z innymi mediami, chociażby w słuchowiskach, operach, filmach, grach komputerowych. Wgląd w strukturę i potencjał oddziaływania elementów dramatycznych można z korzyścią przenieść na płaszczyznę analizy filmu, zwłaszcza, iż w zakresie popularności współczesnych mediów teatr pozostaje w tyle za filmem i telewizją, a ostatnio także za mediami cyfrowymi, zaś „dobrowolna” lektura utworów dramatycznych wśród młodych ludzi praktycznie się już nie zdarza. Lektura dramatu obcojęzycznego w oryginale może stwarzać także trudności językowe, zatem godną polecenia alternatywą dla wcześniejszego zapoznania się z tekstem w domu może być wspólne obejrzenie przez grupę zarejestrowanego na dowolnym nośniku spektaklu lub filmu, co pozwoli na pierwsze globalne zrozumienie przebiegu akcji i tematyki oraz na określenie punktów ciężkości dalszej pracy z tekstem.

W 1920 roku reżyser teatralny Karlheinz Martin – po udanej inscenizacji teatralnej – wyreżyserował na podstawie dramatu Georga Kaiser’a *Von morgens bis mitternachts* film o tym samym tytule. Scenariusz napisał wraz ze swoim przyjacielem Herbertem Juttke, udziałowcem w małej firmie produkcyjnej, sam film nakręcono zaś w przerwach teatralnych z zespołem doskonale znającym koncepcje sceniczne reżysera i współwyznającym jego rewolucyjne hasła, zwłaszcza dotyczące sztuki jako imperatywu wolności i praw twórczych artysty. Oprawa sceniczna, będąca dziełem Roberta Neppach’a, wykorzystywała środki wyrazu typowe dla ekspresjonizmu: malowane dekoracje, schematyczne kostiumy oraz wyrazistą, przepelnioną wręcz przesadną mimiką i gestykulacją grę aktorską. Należy przy tym podkreślić, iż film Martin’a powstał w roku premiery słynnego *Gabinetu Dr. Caligari*, uznawanego bezdyskusyjnie za paradygmat filmu ekspresjonistycznego, jednak mimo iż bohaterowie u Martin’a są – w duchu ekspresjonizmu – bezimienni (stanowiąc jedynie typy), to obok elementów formalnych akcja pozbawiona jest cech irracjonalności czy niesamowitości. W pierwszej scenie w banku pojawia się Dama, aby podjąć znaczną sumę pieniędzy na kupno obrazu. Kiedy Dyrektor Banku odmawia jej wypłaty, pomoc postanawia jej Kasjer – zachęcony opacznie zrozumianym gestem Damy (który dla niej pozbawiony był jakiegokolwiek podtekstu) i podniecony swoimi wyobrażeniami

¹³ A. Kozłowski, *Literatura piękna w nauczaniu języków obcych*, s. 88.

o światowym życiu, jakie mógłby wieść u boku tej kobiety. Gdy jednak zjawia się u niej ze skradzionymi pieniędzmi, ta ze śmiechem odrzuca jego ofertę, gdyż i tak może pozwolić sobie na zakup. W międzyczasie w banku odkryty zostaje brak pieniędzy, zaś odrzucony Kasjer wraca do ponurego domu i nudnej, mieszczańskiej rodziny. Zdając sobie sprawę z konsekwencji popełnionego przez siebie czynu, decyduje się na ucieczkę. Zaopatruje się w eleganckie ubranie, po czym udaje się na wyścigi kolarskie, grając rolę korzystającego z uciech życia światowca. Kolejnymi „stacjami” jego wędrówki stają się kolejno bar, lokal taneczny, pojawia się drogi szampan, a także przypadkowo poznana kobieta. Podczas gdy Kasjer zabawia się grą w karty, policja rozsyła za nim list gończy. Wkrótce pojawia się Armia Zbawienia, w Kasjerze budzą się wspomnienia o jego rodzinie, zaś prześladowający go strach przed więzieniem skłania mężczyznę do wyznania swojej historii kolejnej przypadkowo napotkanej dziewczynie. Ostatecznie rozdaje on swoje pieniądze między biednych, nowa znajoma zaś krótko przed północą donosi o jego obecności przechodzącym policjantom. Chcąc uniknąć aresztowania zdesperowany Kasjer popełnia samobójstwo.

Von morgens bis mitternachts jest jednym z pierwszych niemieckich filmów, podejmujących tematykę pokus „wielkiego świata” i „wielkowiejskiej ulicy”. Tym samym można go uznać za prekursora tak zwanych „Straßenfilme” („filmów ulicznych”), do których należą między innymi *Die Straße* (1923) Karla Grunes’a czy *Die freudlose Gasse* (1925) Georga Wilhelma Pabst’a.¹⁴ Jednak film Martin’a nie odbił się zbyt szerokim echem wśród publiczności: pokazywany był prawdopodobnie jedynie w nielicznych kinach i na prywatnych pokazach, został zignorowany przez krytyków, nie odniósł także sukcesu komercyjnego, po czym na długi czas uznano go za zaginiony. Dopiero w 1962 roku w Japonii pojawiła się jego kopia, zakupiona niezwłocznie przez Państwowe Archiwum Filmowe NRD, zaś w roku 1963 odbyła się w Berlinie Wschodnim oficjalna prapremiera. W 2010 roku film pokazała telewizja *arte*.

Von morgens bis mitternachts miał pokazywać zdeformowany świat, jednak na początku lat 20-tych film ten odbierany był jako zbyt ostry, obcy i niekonwencjonalny, dlatego też przypuszczalnie nie znalazł akceptacji nawet wśród przyzwyczajonej do szokujących obrazów publiczności berlińskiej metropolii. Można interpretować go także jako dyskusję z ograniczeniami czasowo- materiałowymi medium filmowego, *Von morgens bis mitternachts* jest bowiem filmem pozbawionym przestrzeni, koloru oraz dźwięku, przy czym deficyty te nie mają zostać ukryte, lecz wręcz podkreślone. Zafascynowany eksperymentami Martin stworzył film operujący niezwykle sugestywnymi obrazami, które niemal całkowicie wypierają słowa.

Typowa analiza filmu obejmuje zwykle analizę jego struktury, gatunku oraz kontekstu, przy czym na największą uwagę zasługuje tu pierwsza kategoria, dająca się podzielić na analizę warstwy narracyjnej (dramaturgii, ewentualnej obecności narratora), wizualnej (tj. montażu, obrazu, scenografii, oświetlenia, sposobów ujęć i prowadzenia kamery) oraz akustycznej.¹⁵ Jeśli chodzi o metody pracy z filmem, najbardziej godną polecenia formą jest tu dyskusja. W literaturze przedmiotu wprawdzie często polecane

¹⁴ W. Jacobsen / A. Kaes / H. H. Prinzler (red.), *Geschichte des deutschen Films*.

¹⁵ S. Munaretto, *Wie analysiere ich einen Film?*

są metody rozwijające kreatywność (np. samodzielne nagrywanie przez uczących się alternatywnych epizodów), jednak w wielu wypadkach metody takie wywołują wiele wątpliwości. Po pierwsze, wiążą się z koniecznością dużego nakładu pracy i zaangażowania środków technicznych, koniecznych do realizacji takich przedsięwzięć, po drugie zaś ze względu na jakość stwarzanych w ten sposób „produkcji”, która z reguły pozostaje dużo poniżej poziomu oryginału.¹⁶

Reasumując, za włączaniem mediów do zajęć z zakresu literatury przemawiają trzy istotne argumenty: Po pierwsze, audiowizualne i cyfrowe produkcje medialne mogą być traktowane jako rezultat przemiany medialnej, uzupełniającej pole dzieł literackich o produkcje bliskie literaturze. Filmy fabularne „opowiadają” przecież pewne historie – podobnie jak utwory epickie i dramatyczne, zmianie ulega jedynie medium opowiadania. Film, na podstawie swojej szczególnej popularności, przejął wiele istotnych funkcji, przypisywanych wcześniej literaturze, jak chociażby stwarzanie możliwości przyswajania sobie i wykorzystywania nowych sposobów widzenia rzeczywistości. Po drugie, produkcje medialne mogą posiadać ogromne możliwości dydaktyczne. Często mamy tu do czynienia z kompleksowymi, utrzymanymi na wysokim poziomie artystycznym dziełami sztuki, wymagającymi od odbiorcy zaangażowania w proces recepcji i przybliżającymi mu zróżnicowany sposób widzenia rzeczywistości. Zwłaszcza wśród filmów fabularnych znajduje się wiele klasycznych dzieł, których znajomość bez wątpienia stanowić powinna część kształcenia medialnego. Po trzecie zaś, media posiadają wysoką wartość w rzeczywistości pozaszkolnej. Trudno wprawdzie zgodzić się do końca z panującym powszechnie poglądem, jakoby filmy, programy telewizyjne i gry komputerowe odciągały młodych ludzi od czytania, jednak bez wątpienia audiowizualne i cyfrowe produkcje medialne faktycznie wywierają ogromny wpływ na medialne doświadczenia dzieci i młodzieży, i to na długo przed tym, zanim nauczą się oni czytać. Poza tym, odbiorcy często mają do czynienia z produktami oferowanymi równocześnie za pośrednictwem kilku mediów, na przykład w formie książkowej, jako słuchowisko, wersja filmowa, a często także gra komputerowa. Cele stawiane pracy z produkcjami medialnymi odpowiadają przy tym w dużym stopniu celom przyświecającym pracy z tekstami literackimi, uzupełnionymi o umiejętność porównania literatury i innych mediów, celem nadrzędnym staje się zaś kształcenie medialne, polegające – podobnie jak kształcenie literackie – przede wszystkim na rozwijaniu kompetencji rozumienia.¹⁷

Jak słusznie stwierdza Kern, nie powstała jeszcze dydaktyka pracy z filmem, istnieją jedynie jej zaczątki i liczne propozycje metodyczne, dotyczące pojedynczych przykładów. Można by wymienić wiele przyczyn tego deficytu, wszystkie wiążą się zaś z faktem, iż zajęcia z literatury od początku związane były z kulturą pisma. W szkolnych kanonach do dziś niewiele się pod tym względem zmieniło, chociaż każdy nauczyciel musi sobie uświadomić, iż w rzeczywistym zachowaniu konsumpcyjnym uczniów książka odgrywa coraz mniejszą rolę – w odróżnieniu od filmu w najróżniejszych odmianach (od spotów reklamowych po wideoklipy). W dobie komputerów

¹⁶ Por. M. Leubner / A. Saupe / M. Richter, *Literaturdidaktik*, s. 210.

¹⁷ Tamże, s. 200.

także komunikacja ma często charakter multimedialny, co z kolei skutkuje fundamentalną zmianą paradygmatu w świadomości estetycznej uczących się, pociągającą za sobą również daleko idące konsekwencje w dziedzinie zajęć z literatury. Konieczna staje się zmiana orientacji w zakresie kompetencji estetycznych, a film staje się niezbędnym materiałem roboczym, który strukturalnie stanowi rodzaj multimedialnego pakietu: Nie tylko dlatego, iż syntetycznie łączy pisane i mówione słowo, dźwięk, muzykę, obraz, formę i kolor, ale ponieważ za pomocą aparatury produkcyjnej zastępuje konstytuującą dotychczasowe pojęcie tekstu konsystencję zmysłową przerywaną akumulacją sieci zmysłów.¹⁸

Mimo iż dawniej to literatura była sztuką „wyższą”, ambitniejszą w stosunku do filmu, to jednak biorąc pod uwagę zmianę okoliczności, oczekiwań i wymagań odbiorców, można mówić obecnie o odwróceniu się tej zależności. Film stał się najsukcesowniejszą metodą dotarcia do odbiorcy, zaś zadanie to ułatwia mu fakt, iż jednocześnie jest w stanie przyciągać tak intelektualistów, jak i odbiorców masowych. Celem kształcenia humanistycznego powinno być zatem przygotowanie do świadomego czy wręcz twórczego odbioru kultury, stąd integralną część edukacji filologicznej stanowić muszą elementy wiedzy o kulturze, w tym również o filmie. Dzieło filmowe w zestawieniu z tekstem może stworzyć podstawy do pracy z książką jak również jako kontekst interpretujący dzieło literackie przyczynić się do głębszego zrozumieniu utworu, stanowiąc przy tym medium atrakcyjne dla młodzieży.

Bibliografia

- Andre Bazin, *Für ein unreines Kino. Plädoyer für die Literaturverfilmung*, [w:] *Was ist Film?* red. Robert Fischer, Berlin 2004, s. 110-138.
- Mirosława Czarniecka, *Historia literatury niemieckiej. Zarys*, Wrocław 2011.
- Wolfgang Jacobsen / Anton Kaes / Hans Helmut Prinzler (red.), *Geschichte des deutschen Films*, Stuttgart 2004.
- Peter Christoph Kern, *Film*, [w:] red. Klaus-Michael Bogdal / Hermann Korte, *Grundzüge der Literaturdidaktik*, München 2010, s. 217-229.
- Aleksander Kozłowski, *Literatura piękna w nauczaniu języków obcych*, Warszawa 1992.
- Martin Leubner / Anja Saupe / Matthias Richter, *Literaturdidaktik*, Berlin 2012.
- Gerhard Rupp / Jan Boelmann, *Literaturdidaktik heute – Positionen und Probleme*, [w:] red. Edward Białek / Czesław Karolak, „Schuhnummer oder Leben!“ *Beiträge zur Literaturdidaktik und zum kinder- und jugendliterarischen Schrifttum*, Dresden – Wrocław 2007, s. 13-32.
- Michael Staiger, *Literaturverfilmungen im Deutschunterricht*, München 2010.
- Ewa Turkowska, *Literarische Texte im Deutschunterricht. Theorie und Praxis*, Radom 2006.
- Günter Waldmann, *Produktiver Umgang mit dem Drama. Eine systematische Einführung in das produktive Verstehen traditioneller und moderner Dramenformen und das Schreiben in ihnen*, Baltmannsweiler 1999.

¹⁸ P. Kern, *Film*, s. 217.

Między Nietzschem a Wyspiańskim: teoria dramatu Ostapa Ortwina

Spójną charakterystykę Ostapa Ortwina jako teoretyka dramatu sformułować można opierając się na cyklu trzech, mocno związanych wspólnym węzłem tematycznym, artykułów: *Ibsen w rozwoju dramatu*, *Utopie o dramacie* oraz *O teatrze tragicznym*. Tekstem dającym początek teoretycznym refleksjom Ortwina był – opublikowany w 1900 roku we lwowskim „Promieniu” – *Ibsen w rozwoju dramatu*. Już w tym artykule krytyk bardzo wyraźnie (i z niemałym kontenansem) formułuje swoje poglądy dotyczące istoty sztuki dramatycznej: dramat wymaga równowagi między „indywidualną a społeczną duszą człowieka”¹, gdyż, jako zwierciadło życia zbiorowego, jest „najbardziej społeczną ze wszystkich gałęzi sztuki”² – tak można by sformułować główny

¹ Pierwodruk: O. Ortwin, *Ibsen w rozwoju dramatu*, „Promień” 1900, nr 3, 5, 7. Cyt. za: tegoż, *O Wyspiańskim i dramacie*, oprac. i szkicem biograficznym poprzedziła J. Czachowska, Warszawa 1969, s. 56. Dodajmy, że monografista krytycznoliterackiej recepcji twórczości Henrika Ibsena, Jan Michalik, wymienia ten artykuł jako jedną z pierwszych ważnych, wręcz prekursorskich, analiz dorobku norweskiego dramaturga: „Jedyny, bardzo interesujący, właściwie aż do odczytów z 1905 r. Lucjana Rydla i Wilhelma Feldmana odosobniony dokument recepcji (pozytywnej) twórczości Ibsena przez środowisko krytyczne Młodej Polski, to pełen entuzjazmu dla pisarza artykuł Ostapa Ortwina” (J. Michalik, *Twórczość Ibsena w sądach krytyki polskiej 1875 – 1906*, Wrocław 1971, s. 30, przypis 87). Nieco wcześniej, w 1899 roku, o dorobku dramaturgicznym Ibsena pisała Malwina Posner-Garfeinowa, *Z literatury obcej. «Kurhan» i «Olaf Lilienkrans», dwa nieznane dramaty Ibsena*, „Krytyka” 1899, z. 1.

² Istotne dopełnienie tej myśli zawarł Ortwin w jednym z późniejszych artykułów: „Jest teatr widomym wyrazem i ucieleśnieniem niezatrąconego jeszcze komunizmu duchowego, owego dna narodowej kultury, z którego wyrasta rozgałęziony pień ogólnospołecznego życia. [...] Na rzecz i korzyść tej pierwotnej, jednej i niepodzielnej wspólnoty rozplywa się w teatrze i unicestwia odrębność indywidualna” (O. Ortwin, *O teatrze tragicznym*, [w:] tegoż, *O Wyspiańskim i dramacie*, s. 84). Podobne przeswiadczenia zdaje się czerpać Ortwin z lektury *Narodzin tragedii* Nietzschego, gdzie czytamy: „to jest pierwszym działaniem tragedii dionizyjskiej, że państwo i społeczeństwo, w ogóle przepaść między człowiekiem a człowiekiem, ustępuje przemożnemu uczuciu jedności” (F. Nietzsche, *Narodziny tragedii czyli hellenizm i pesymizm*, przeł. L. Staff, Kraków 2005, s. 39. Kolejne cytaty z tej pozycji lokalizowane będą bezpośrednio w tekście głównym po skrócie *N*). Gotowość do takiej postawy winna przyświecać nie tylko odbiorcy, ale także twórcy, jak poucza Nietzsche: „na każdej wyżynie sztuki wymagamy przede wszystkim pokonania podmiotowości, wyzwolenie się od «ja» i zamknięcia wszelkiej indywidualnej woli i chętki” (tamże, s. 30). Tragedia umożliwia wyjście poza siebie i zjednoczenie z prabytem, które rodzi rozkoszne uczucie ulgi, gdyż indywidualność stanowi powód cierpienia – Nietzsche określa ją jako ciężącą na człowieku kłętą i przyczynę zła.

argument tego studium. Od dramaturga wymaga Ortwin dogłębnego zrozumienia praw powodujących ludzkimi zachowaniami, a od widza głębokiego wczucia w psychikę postaci oraz intensywnego przeżycia oglądanych na scenie wydarzeń. Takie założenie staje się punktem wyjścia do krytyki współczesnego Ortwinowi teatru („Do teatru chodzi się nie jak do świątyni, ale jak do kasyna”), dramatu („Na scenie rozpanoszyła się farsa, lekka komedia i sztuka z tezą”) oraz upodobań widzów („W teatrze rządził przedsiębiorca, spekulujący na drobnostkowe gusty filisterskiej publiczności”)³. Ortwin wskazuje również na kierunki rozwoju teatru, prowadzące – jego zdaniem – do kryzysu sztuki scenicznej (wymienia m.in. francuskie komedie salonowe oraz niemieckie dramaty historyczne⁴), by na tym negatywnym tle uprawomocnić swoje przekonanie o przełomie, jaki zaszedł wraz z pojawieniem się na literackiej scenie Ibsena – „największego dramaturga czasów nowożytnych”. Powiada Michał Głowiński, że Ortwin interpretuje Ibsena jednostronnie i stronniczo, gdyż „szuka w jego twórczości potwierdzenia dla swej z Nietzschego się wywodzącej koncepcji dramatu”⁵. Zgoda, lecz w tym momencie istotniejsze wydaje się jednak to, że tekstem tym, balansującym na pogra-

Jeszcze tytułem wyjaśnienia: choć przed kilkunastoma laty pojawiło się nowe polskie tłumaczenie debiutanckiej książki Nietzschego (*Narodziny tragedii albo Grecy i pesymizm*, przeł. B. Baran, Kraków 1994), korzystam z powstałego w 1907 roku przekładu Leopolda Staffa. Choć Bogdan Baran eliminuje pewne błędy merytoryczne, które pojawiły się w tłumaczeniu Staffa oraz nasycza tekst terminologią filozoficzną (w miejsce młodopolskiej manieri stylistycznej, którą przesiąknięty jest przekład Staffa – zwraca na to uwagę Piotr Goźliński, *Nietzsche – adwokatem teatru*, „Dialog” 1995, nr 8, s. 106-107), pozostają jednak przy wersji z początku XX wieku (z wszystkimi jego wadami i zaletami), mając na względzie, że przekład ten jest bardzo mocno związany z epoką i przez całe dziesięciolecie wpływał na recepcję filozofii autora *Wiedzy radosnej*. *Nota bene* to właśnie Ortwin zwrócił uwagę Staffa na dzieło niemieckiego filozofa, przyczyniając się zapewne pośrednio do powstania przekładów Nietzschego, które wyszły spod pióra autora *Snów o potędze*: Ortwin „niewątpliwie w znacznym stopniu przyczynił się do rozbudzenia w przyszłym poecie nietzscheańskich fascynacji. Swoistym dowodem na zaistnienie recepcji Nietzschego *via* Ortwin jest korespondencja Staffa do przyjaciela” (J. Sucharzewska, *Staff i Nietzsche*, [w:] *Friedrich Nietzsche i pisarze polscy*, praca zbiorowa pod red. W. Kunickiego, przy współpracy K. Polechońskiego, Poznań 2002, s. 134).

³ O. Ortwin, *Ibsen w rozwoju dramatu*, [w:] tegoż, *O Wyspiańskim i dramacie*, s. 58. Może to właśnie podobne sformułowania Ortwina sprawiły, że Tymon Terlecki dostrzegł w artykule o Ibsenie inspiracje marksowskie: „w tym młodzieńczym studium łatwo jest wychwycić umiarkowane zresztą echa marksizmu, ataki na świat mieszczański i instytucję państwa” (T. Terlecki, *Ostap Ortwin*, [w:] *Straty kultury polskiej 1939-1944*, praca zbiorowa pod red. A. Ordęgi i T. Terleckiego, t. II, Glasgow 1945, s. 348).

⁴ Tak podsumowywał to Terlecki: Ortwin „powstaje gwałtownie przeciwko dramatowi francuskiemu, «*pièce bien faite*», sztuce-sztuczce *à la* Sardou i niemieckiemu dramatowi historycznemu o ambicjach archiwalnej, muzealnej ścisłości” (T. Terlecki, dz. cyt., s. 351). Być może w podobnych sądach wyrażanych przez Ortwina trzeba lokalizować źródło pewnych zarzutów, które pod jego adresem kierował Wilhelm Feldman: „teorie jego przemieniają się w jego rękę nieraz w doktrynę, niezdołną objąć wszystkich przejawów wolnej twórczości dramatycznej” (W. Feldman, *Piśmiennictwo polskie 1880 – 1904*, t. IV *Współczesna krytyka literacka w Polsce*, Lwów 1905, s. 397).

⁵ M. Głowiński, *Portret krytyka: Ostap Ortwin*, [w:] tegoż, *Ekspresja i empatia. Studia o młodopolskiej krytyce literackiej*, Kraków 1997, s. 361-362.

niczu manifestu programowego i recenzji, otwiera Ortwin szerokie pole do prezentacji koncepcji, które w jaśniejszym świetle pojawiają się już w następnych pracach.

Utopie o dramacie, w połączeniu z kolejnym artykułem – *O teatrze tragicznym*, przynoszą rozwinięcie i uzupełnienie poglądów ledwie wcześniej przez krytyka naskicowanych. Jeśli ująć ten zestaw tekstów całościowo, okazuje się, iż przynosi on wizję na tyle kompletną i wielostronną, że przyjmuje ona ramy swoistej teorii⁶. Prezentację swojego stanowiska rozpoczyna autor od wyeksponowania przekonania o religijnej proveniencji tragedii: „Obrzędem mistycznym jest tragedia. Z religijnego kultu powstała, w nim ma swój cel, swą istotę i swe jedyne uzasadnienie”⁷. Przeświadczenie takie niesie daleko idące konsekwencje: Ortwin patrzy na tragedię przez pryzmat nabożeństwa religijnego, dla którego tłem i impulsem jest „ofiara tłumnie na chwałę bóstwu składana”, gdzie scena staje się ołtarzem, twórca – dysponentem „natchnionego słowa kapłańskiego”, a przed oczyma widzów dokonuje się „zwiastowanie głębokich tajemnic wiekuiście samotnej duszy” oraz „objawienie symbolicznych sił przyrodzonych” [U 107]. Pozostaje jednak tragedia, podobnie jak nabożeństwo, „organicznie nierozdzielna symfonią”, „architektonicznym utworem” skomponowanym z pełną świadomością celów i środków służących realizacji twórczej idei. Zaakcentowana w ten sposób wartość artystyczna kunsztownej kompozycji dramatu będzie później przez krytyka konsekwentnie stosowana jako wyznacznik poziomu recenzowanych utworów.

W postawie krytycznej Ortwina wyraźnie dostrzegalne są inspiracje filozofią Nietzschego, czerpane głównie z *Narodzin tragedii* – dzieła, które musi się tutaj stać nieodzownym kontekstem interpretacyjnym, pozwalającym lepiej zrozumieć swoistość stanowiska i poglądów krytyka⁸.

⁶ Jako prekursor krytyki formalnej oraz teoretyk literatury zasłynął Ortwin dopiero w dwudziestoleciu międzywojennym, kiedy to do swoich tekstów zaczął wprowadzać kategorię momentu (określanego przezeń jako podstawowy budulec, z którego autor konstruuje dzieło literackie), rozważania dotyczące kategorii fikcji oraz refleksje nad zagadnieniem prawdy w utworze literackim (prawdy, która w jego ujęciu przestaje być traktowana jako zwykła relacja między światem kreowanym w dziele, a doświadczaną rzeczywistością). Zwracał także uwagę na projektowaną przez dzieło literackie aktywną postawę odbiorcy. Por. M. Gorceyński, *Prace u podstaw. Polska teoria literatury w latach 1913-1939*, Wrocław 2009, *passim*.

⁷ O. Ortwin, *Utopie o dramacie*, „Krytyka” 1901, z. 2, s. 107. Kolejne cytaty z tej pozycji lokalizowane będą bezpośrednio w tekście głównym po skrócie *U*. Por. także tegoż, *O teatrze tragicznym*, [w:] tegoż, *O Wyspiańskim i dramacie*, s. 88-89.

⁸ Por. T. Terlecki, dz. cyt., s. 348; 350-351; M. Głowiński, dz. cyt., s. 361; M. Janion, *Romantyzm, rewolucja, marksizm. Colloquia gdańskie*, Gdańsk 1972, s. 31. Marta Kopij wprowadza dwudzielną strukturę recepcji Nietzschego: bezpośredni wpływ niemieckiego filozofa, przejawiający się cytatami, kryptocytatami oraz innymi odwołaniami, a także nieuświadomione inspiracje jego ideami. Por. M. Kopij, *Recepcja Nietzschego w Młodej Polsce*, „Nowa Krytyka” 2003, nr 15. Choć Ortwin w przywoływanych tutaj tekstach wspomina o Nietzschem sporadycznie, nie posługuje się też raczej cytatami z jego dzieł, jednak pokrewieństwo dramatycznej teorii Ortwina i Nietzschego jest tak bliskie, że nie sposób określić postawy Ortwina inaczej niż jako bezpośrednią twórczą inspirację poglądami estetycznymi zaczerpniętymi z *Narodzin tragedii*.

W *Utopiach* Ortwin odwołuje się do Nietzscheańskiej koncepcji scalenia przeciwstawnych żywiołów: apollinińskiego i dionizyjskiego, w czym upatruje źródeł harmonii estetycznej tragedii:

To zespolenie wytężonego życia muzycznego duszy ludzkiej z najwyższym wysiłkiem trzeźwej myśli, to rozmyślnie trzymanie na wodzy buntowniczo przelewającego się w nadmiarze uczucia, ten jego powolny upust kryształowym łożyskiem dialogu, ten płomienny war, co kłębi się pod skorupą lodową, stoi na czele zasadniczych pierwiastków formalnego piękna tragedii [U 108].

Krytyk podąża wyraźnie za wprowadzonym przez Nietzschego dychotomicznym podziałem na pierwiastek apolliniński oraz pierwiastek dionizyjski: oba te prądy twórcze – jak czytamy w *Narodzinach tragedii* – „idą równolegle, najczęściej w otwartej z sobą rozterce, pobudzając się wzajem do coraz nowszych, silniejszych porodów” [N 19]. Najdoskonalszy przykład takiego twórczego „porodu”, czyli rezultatu połączenia tych dwóch żywiołów, stanowi tragedia attycka: „wspólny cel obu popędów, których tajemny związek małżeński, po długich poprzednich walkach uświetnił się w takim dziecku, będącym zarazem Antygoną i Kasandrą” [N 30]. W tragedii jednoczą się obie moce twórcze: Apollinińska introspekcyjna, kontemplacyjna, wewnętrzna wizja „pięknego pozoru świata snów”, w którym człowiek zatapia się z największą rozkoszą, wizja będąca generatorem kreacji wizualnych oraz urzeczywistnienia zasady piękna, a także dionizyjskie ekstatyczne, wyzwalające, niepohamowane ekspansywne upojenie, przepełnione podniecającą grozą samozapomnienia, czyli złamania zasady indywidualności (*principium individuationis*), co w rezultacie kończy się w ten sposób, że nieokiełznane twórcze libido uprzedmiotawia indywiduum, sprowadzając artystę do roli narzędzia podporządkowanego wyrazowi artystycznemu⁹.

W kulturze archaicznej Grecji te dwie, wpływające z ludzkiej natury, antagonistyczne siły twórcze zespoliły się ze sobą w tragedii attyckiej: tragedia ta powstała z ekstatycznego tańca (cielesnej formy komunikacji) oraz dytyrambicznych śpiewów chóru dionizyjskiego¹⁰, które ujęte zostały w ryzy sztuki teatralnej zbudowanej po-

⁹ Por. H. Benisz, *Nietzsche i filozofia dionizyjska*, Warszawa 2001, *passim*; K. Górnjak, *Kultura antyku jako wizja przeszłości (Kilka uwag o „Narodzinach tragedii” Fryderyka Nietzschego)*, „Studia Filozoficzne” 1981, nr 1, s. 121-123. Zob. na ten temat C.G. Jung, *Rebis czyli kamień filozofów*, wybrał, przeł. i poprzedził wstępem J. Prokopiuk, Warszawa 1989 [tu: rozdz. III *Pierwiastek apolliniński i pierwiastek dionizyjski*]. Jung zwraca uwagę na pewien znamieny szczegół, który warto mieć na uwadze: otóż Nietzsche (podobnie zresztą Ortwin) wspominając o religijnych źródłach tragedii redukuje analizę tego zagadnienia tylko do jego aspektu estetycznego: „Estetyzm jest nowoczesnymi okularami, przez które psychologiczne tajemnice kultu Dionizosa widzi się w takim świetle, w jakim starożytni nigdy ich nie widzieli ani nie przeżywali. [...] u Nietzschego religijny punkt widzenia zostaje całkowicie przeoczony i zastąpiony rozważaniami estetycznymi” (tamże, s. 93-94).

¹⁰ „Chór dionizyjski oddaje prarelację zachodzącą między rzeczą samą w sobie a zjawiskiem. Jest «praoddźwiękiem» przepełnionego bólem sedna bytowania człowieka, rzeczywistości, do której muzyka dociera bez pomocy obrazów. Dla Nietzschego chór jest więc artystycznym prazjawiskiem, wskazującym na to, co nadaje sztuce znaczenie. Tym czymś jest wnikanie w najgłębszą istotę wszechrzeczy i nadawanie jej artystycznego kształtu. Oczarowanie chórem to istota prze-

dług przejrzystych zasad o apollińskiej proveniencji, jak pisze Nietzsche: „winniśmy tragedię grecką rozumieć jako chór dionizyjski, który ciągle na nowo wyładowuje się w apollińskim świecie obrazowym. [...] Dramat jest zatem apollińskim uzmysłowieniem dionizyjskich poznań i działań” [N 43].

Kolejny kluczowy wyznacznik swoistości Ortwinowskiej teorii wiąże się z położeniem dużego nacisku na muzyczność tragedii: „muzyczne oszołomienie” zmysłów stanowi „decydujący czynnik formy dramatycznej”, gdyż, jak pisze krytyk, „Co nie jest zdolne być tekstem do śpiewu, podkładem nieskończonych melodii, jest niegodne umieszczenia w dramacie” [U 108]. Przeświadczenie takie stanowi również niezwykle istotny atrybut rozważań Nietzschego: „słowo, obraz, pojęcie szuka – czytamy w *Narodzinach tragedii* – analogicznego z muzyką wyrazu” [N 35], choć – przekonuje dalej autor *Wiedzy radosnej* – „wszechsymbolice muzyki nie można w żaden sposób dostatecznie sprostać mową” [N 36], gdyż „sama muzyka w całkowitej swej nieograniczoności nie potrzebuje obrazu ani pojęcia, tylko go obok siebie cierpi” [N 36]. Trafnie komentuje te rozważania Piotr Goźliński:

Tylko w przypadku muzyki sztuka może wyczerpać, zdaniem Nietzschego, treść przekazywanego dionizyjskiego przesłania. Tylko muzyka jest ostatecznym wtajemniczeniem w istotę rzeczywistości, czyli w dramata pra-jedni. Warunkiem jest współdziałanie żywiołu dionizyjskiego, który w muzyce jest nosicielem czystej prawdy, wykraczającej poza świat zjawiskowy, i żywiołu apollińskiego, udostępniającego mechanizmy konieczne do ujawnienia owej prawdy¹¹.

Konkluzja, do której dochodzimy – muzyka jest nadrzędna wobec innych dziedzin sztuki – staje się źródłem silnego u Nietzschego (ostatniego ucznia filozofa Dionizosa, jak sam o sobie mówił) przeświadczenia, że widocznym wyrazem upadku kultury jest wzrost przewagi słowa i obrazu kosztem muzyki. Przyświeca przy tym Nietzschemu rozróżnienie istic platońskiej natury: muzyka jest ideą, wtórny w stosunku do niej dramat (szerzej: mowa, słowo) stanowi tylko jej odbicie (dodajmy, że często nieuchronnie zafałszowane). Toteż w momencie rozerwania uswięconego związku muzyki z tragedią, nastąpić musiał upadek tej drugiej, ponieważ wyzuta została ona ze swojej prawdziwej esencji¹².

Zakreślone w ten sposób pole odniesień, pozwalając Ortwinowi wyjaskrawić charakter przemian zachodzących w tragedii współczesnej, stanowi jednocześnie dobry punkt wyjścia do prezentacji własnych przemyśleń. Jeśli dramat nowożytny wziął „rozbrat z muzyką chóralną i instrumentalną” [U 108], to dramaturg – wchodząc w rolę niewidzialnego dyrygenta dysponującego „dialogową uwerturą”, czyli „muzyką słów, symbolów, gestów i mimiki” [U 109] – staje przed zadaniem wygenerowania odpowiednika muzycznego składnika tragedii antycznej w „duszy zbiorowej” zebranej na

życia estetycznego i wrażenia tragicznego”. J. Dankowska, *Miejsce muzyki w filozofii Fryderyka Nietzschego*, „Estetyka i Krytyka” 2001, nr 1, s. 28-29. Zob. także: K. Kerényi, *Dionizos. Archetyp życia niezniszczalnego*, przeł. I. Kania, Warszawa 2008, s. 267-279.

¹¹ P. Goźliński, *Nietzsche – adwokat teatru*, „Dialog” 1995, nr 8, s. 111.

¹² Por. J. Dankowska, *Miejsce muzyki w filozofii Fryderyka Nietzschego*, „Estetyka i Krytyka” 2001, nr 1, s. 31-33.

spektaklu publiczności¹³. Reakcje widowni, uzyskiwane poprzez właściwe dyrektywy inscenizatora („uderzenia w odpowiednią strunę duszy”), powinny zatem stanowić naturalny „akompaniament” do akcji rozgrywającej się na scenie. „Zbiorowa dusza publiczności” może spełniać rolę orkiestry symfonicznej na tej zasadzie, na jakiej tło muzyczne stanowi uzupełnienie dla emocji przeżywanych przez postaci tragedii¹⁴.

Zadaniem autora-dyrygenta jest poprowadzenie widza tak, aby po zakończeniu przedstawienia towarzyszyło mu „ostatecznie skryształizowane uczucie”, ekstatyczne doznanie, stanowiące „kwintesencję oddziaływania tragedii” [U 110]¹⁵. Niekoniecznie musimy wrażenie to ujmować w ramach definiowanej przez Arystotelesa *katharsis*. Bliższe jest ono raczej swego rodzaju epifanii, czyli uczuciu, z którym człowiek, jak powiada Ortwin, „nad brzegiem morza słuca odwiecznej skargi kosmicznego żywiołu, a na najwyższych szczytach patrzy śmierci w oczy, gdzie go dzieli od niej jedna chwila i jeden skok dziki w świat, w którym się nic nie śni” [U 110]¹⁶.

¹³ „Dramat ma przecie z góry przeznaczenie być grany wobec szerokich kół społecznych, tworzących wtedy wraz z artystami zupełnie nowe ciało, nowy organizm podległy zupełnie odmiennym normom psychologii rzeszy [...]. Ta grupa ulega wtedy wyższemu nakazom potężnego ducha autora, poety, filozofa, który narzuca jej wolę, nadaje jej myśлом celowo pewien kierunek [...]”. O. Ortwin, *Ibsen w rozwoju dramatu*, [w:] tegoż, *O Wyspiańskim i dramacie*, s. 57.

¹⁴ Przykładem realizacji zarysowanej przez Ortwina wizji są dramaty muzyczne Ryszarda Wagnera. Także Nietzsche widział w Wagnerze (do pewnego czasu) wskrzesiciela muzyki stanowiącej źródło mitu tragicznego (*Narodziny tragedii* były wszak holdem złożonym autorowi *Tannhäusera*): „Wagner, uosobienie artystycznych mocy genialnego człowieczeństwa, potrafi oddziaływać na apollińsko-dionizyjską rzeczywistość i tworzyć sztukę, która obejmuje zarówno muzykę, jak i język oraz grę sceniczną. W oczach młodego Nietzschego Wagner jawi się jako dionizyjski artysta, którego całościowe dzieło sztuki odwołuje się do całości życia i w nim samym jednocy słuchaczy w wielką wspólnotę służ boga Dionizosa”. H. Benisz, dz. cyt., s. 28.

¹⁵ Dzisiaj powiedzielibyśmy, że jest to zadanie dla reżysera, jednak Ortwin widział w nim jedynie inscenizatora, którego rolą jest wierne przeniesienie na deski sceniczne utworu literackiego. Warto może w tym miejscu wspomnieć, że w sporze o pierwszeństwo między dramatem a teatrem Ortwin stawał zdecydowanie po stronie tekstu literackiego. Ganił w ostrych słowach wszelkie „kompromisy ze sceną”, czyli pozbawianie tekstu nadrzędności wobec realizacji scenicznej, a próby podziału dramatów na sceniczne i niesceniczne uważał wręcz za absurd: „Scena nie ma żadnych odrębnych, od poezji dramatycznej izolowanych tajników i wymogów; technika sceniczna mieści się bez reszty w technice formy dramatycznej. Doskonały, istocie i właściwościom dramatu ściśle odpowiadający utwór dramatyczny zawiera w sobie wszystkie warunki sceniczne już w chwili tworzenia, a tkwią one w nim immanentnie”. O. Ortwin, *O teatrze tragicznym*, [w:] tegoż, *O Wyspiańskim i dramacie*, s. 94. Ortwin uważał zatem teatr jedynie za „syntezę sztuk w usługach dramatycznego wyrazu”. Tegoż, *Konstrukcja teatru Wyspiańskiego*, „Krytyka” 1906, z. 1, s. 35-36. Komentując te poglądy, Terlecki pisał, że Ortwin „trwał uparcie przy koncepcji *«le théâtre pur»*, jeśli użyć terminu Gide’a, teatru na wskroś dramatycznego, przyznawał dramatowi pierwszeństwo przed teatrem”. T. Terlecki, dz. cyt., s. 354. Zob. także A. Wanat, „Dogmatyka dramatyczna” *Ostapa Ortwina*, „Dialog” 1970, nr 12, s. 140-143.

¹⁶ Ze znaczeniem arystotelesowskiej kategorii *katharsis* polemizował także Nietzsche. Autor *Niewczesnych rozważań* uważał, że to nie implikowane przez *katharsis* trwoga i współczucie stanowią istotę tragedii, ale potęgowane przez nią poczucie energii życiowej oraz woli walki, mobilizowanie do rzucenia wyzwania losowi i zmagania się z niesionymi przez życie przeciwnościami.

Kolejny krok na drodze do budowy teorii dramatu stawia Ortwin podejmując próbę uściślenia definicji istoty tragizmu. Krytyk ujmuje tragiczność jako „fatalną predestynację, wiodącą człowieka na ścieżki zguby”, połączoną z „nieubłaganym wpływem sił transcendentálnych, [...] popychających chytrze i bez miłosierdzia bezbronne istoty w objęcia zatury” [U 111]. Arystotelesowskie fatum jest, zdaniem Ortwina, „osią, dokoła której układają się brylantowe kryształki poezji; kanwą, na której tragik rozpościera swoje pomysły, kombinacje i różnorodne motywy życiowe” [U 111]. Nieprzenikniony fenomen fatum wymusza konieczność stworzenia zupełnie nowej formy, która dawała będzie sposobność ukazywania spowijających człowieka zależności od sił sterujących jego losem. Jednakże w odróżnieniu od czasów antycznych, siły owe („mistyczne siły, które na nas zastawiają łowcze obierze”) mają charakter nie transcendentny, lecz immanentny – Ortwin lokalizuje je w ludzkiej psychice¹⁷:

W nas gospodarzy nasz najgroźniejszy wróg, który łakomi się na naszą zgubę, czarotowską magią przywołując przeznaczenie z zewnątrz. [...] Rozkazy absolutu, których żadna siła ludzka nie zreformuje, pod których przymusem działamy – to sygnały wiekuiestej tragedii, manifestujące się w żelaznej konieczności logiki dramatu [U 113].

W jednej z późniejszych wypowiedzi komentował Ortwin ten wątek swych rozważań teoretycznych tak:

Nie wierzę w fatalizm, wierzę w wolność. [...] Tragedią jest dążenie do zguby w imię wartości, które są nieosiągalne. [...] Żywiol tragiczny to nie predestynacja losu osobisteo: to starcie stroju iluzji i mitu z realizacją¹⁸.

II

Zarówno w pamięci współczesnych, jak i w późniejszych wypowiedziach popularyzatorów i badaczy dorobku Ortwina, zapisał się lwowski krytyk głównie jako wybitny komentator twórczości Stanisława Wyspiańskiego¹⁹. Główną trybuną, pozwa-

¹⁷ Realizację takiej istoty tragizmu odnajduje Ortwin w dramatach Ibsena: „Rządzi nimi już nie zewnętrzne fatum greckich bogów ni wulkaniczna namiętność renesansu, ani konflikt kategorycznego imperatywu obowiązków i etyki z uczuciami egoizmu (jak u Schillera), ale jakby obnażona, zasadnicza nieuchronność fatalizmu ludzkiego, jego fundamentalna niezdolność przekroczenia ciasnych granic, wytkniętych duszy ludzkiej, chcąceo się nieskrępowanie wyżyć i wyszumieć w obrębie własnym i poza nim”. O. Ortwin, *Ibsen w rozwoju dramatu*, [w:] tegoż, *O Wyspiańskim i dramacie*, s. 69.

¹⁸ Cyt. za: *Rozmowy patetyczne. Ostap Ortwin*, „Czas” 1936, nr 354, s. 27.

¹⁹ „Miarą wyżyn jego krytyki stał się przede wszystkim stosunek do Wyspiańskiego. To, co Ortwin pisał o Wyspiańskim, to kształtowanie ideowego posagu poety, odsłanianie istotnego duchowego oblicza”. J. Kleiner, [Słowo wstępne], [w:] O. Ortwin, *Próby przekrojów. Ze studiów nad teatrem, liryką i powieścią 1900-1935*, ze słowem wstępnym J. Kleinera i W. Kozickiego, Lwów 1936, s. VII; „Obok Stanisława Lacka, on jest najważniejszym z pierwszych egzegetów Wyspiańskiego. [...] Wyspiańskologia Ortwina była nie tylko jaśniejsza i «czytelniejsza», ale i na ogół ważniejsza dla publiczności”. A. Grzymała-Siedlecki, *Najdawniejszy przyjaciel Staffa*, [w:] *Księga pamiętkowa ku czci Leopolda Staffa 1878-1948*, zebrali i przygotowali do druku J. Gomulicki

lającą Ortwinowi realizować ten aspekt aktywności krytycznoliterackiej, były karty, redagowanej przez Wilhelma Feldmana, krakowskiej „Krytyki”, na których w latach 1903-1907 ukazało się pięć artykułów zogniskowanych wokół tematyki ściśle związanej z twórczością autora *Wesela*.

Za jedno z najważniejszych studiów podejmujących próbę interpretacji dramaturgii autora *Akropolis* uznać niewątpliwie wypada *O „Wyzwoleniu” Wyspiańskiego*, gdzie krakowskiego artystę, stojącego wobec „hamletowskiej nędzy bezskuteczności dzieła”²⁰ (czyli niezrozumienia *Wesela* przez widzów i krytyków), charakteryzuje Ortwin jako „rozbrojonego Hamleta, fehmistrza nie lada, fehmistrza ironii” [*W* 115], przygotowującego „nową łapkę na myszy. Łapkę ulepszonej roboty” [*W* 115], czyli *Wyzwolenie*, które ma się stać „trzaśnięciem w łeb wszystkim generalnym mówcom pro i contra; nową chłostą i oćwiczeniem społeczeństwa” [*W* 116]²¹. W ciekawej interpretacji Ortwina autor *Wyzwolenia*, stawiając naprzeciwko siebie „nagą prawdę rzeczywistości i kapryśną iluzję teatru”, ucieka się do gry dwoma wielkimi motywami literackimi: teatru w teatrze (wybieg to, rzecz jasna, hamletowski) oraz *theatrum mundi*:

Oznacza tu teatr w symbolicznej przenośni zwykłego fenomenu życia komedię ideału, którą wspólnymi siłami, z rutyną i w zgranym ansamblu, w kostiumach, każdy w swej roli, jak kogo stać, przebiczowujemy w niedzielę i święta. Oznacza humbug, błagę, pozę, gest, krasomówczą swadę i bohaterski górny lot od parady. Oznacza marną parodię uczuć, szych i szminkę, tragiczną maskę, kaznodziejski ton [...]. Wrodzonej, ogólnoludzkiej, a polskiej specjalnie chorobie „teatromanii”, prawdziwy polot ducha stymulującej surogatem, autor z pasją rzuca rękawicę [*W* 117, 119]²².

i J. Tuwim, Warszawa 1949, s. 282; „W dziejach recepcji krakowskiego poety egzegezy lwowskiego krytyka odegrały rolę przebojową, torującą drogi rozumieniu, przynajmniej instynktownemu uznaniu, później zaś pogłębionemu badaniu”. Tymon Terlecki, dz. cyt., s. 303-304.

²⁰ O. Ortwin, *O „Wyzwoleniu” Wyspiańskiego*, „Krytyka” 1903, z. 2, s. 114. Kolejne cytaty z tej pozycji lokalizowane będą bezpośrednio w tekście głównym po skrócie *W*.

²¹ Artykuł stanowi publikację tekstu odczytu wygłoszonego 5 lutego 1903 roku we Lwowie przed audytorium Związku Naukowo-Literackiego. Pewne akcenty ideowe tej wypowiedzi Ortwina, podobnie jak daleko idąca krytyka poczynań niektórych interpretatorów twórczości Wyspiańskiego (zwłaszcza *Wesela*), wzbudziły ostre kontrowersje pośród zgromadzonej na odczycie publiczności. Por. J. Czachowska, *Ostap Ortwin (Szkic biograficzny)*, [w:] Ostap Ortwin, *O Wyspiańskim i dramacie*, s. 19. Takie zachowanie Ortwina łączyć można z rosnącą lawinowo rzeszą owych „mówców pro i contra”, którzy po premierze *Wesela* przyczynili się do powstania olbrzymiej – jak to sformułował Tadeusz Pini – „fali enuncjacji”: „Piszą o nim zawodowi krytycy, publicyści, poeci, politycy, ba, nawet księża, rozpatrując jego utwory ze stanowiska literackiego, politycznego lub teologicznego”. T. Pini, *Najnowsze prace o Stanisławie Wyspiańskim*, „Pamiętnik Literacki” 1903, z. 4, s. 704; zob. także: B. Chlebowski, *Twórczość Wyspiańskiego w świetle krytyki współczesnej. (Ku uczczeniu pierwszej rocznicy zgonu poety w dniu 28 list. 1907)*, „Książka” 1908, nr 12, s. 495. Próbę analizy krytycznoliterackiego rezonansu *Wyzwolenia* podjął Głowiński, *Konstelacja Wyzwolenia*, [w:] tegoż, *Ekspresja i empatia. Studia o młodopolskiej krytyce literackiej*, Kraków 1997, s. 306-358.

²² Rozważania te warto skonfrontować z koncepcjami Nietzschemo dotyczącymi aktorstwa, maski, gry – tymi pojęciami określa Nietzsche uniwersalny mechanizm ludzkich zachowań oraz kształtowania relacji społecznych. Jak czytamy w *Wiedzy radosnej*: „Fałsz z czystym sumieniem,

O ile w podsumowaniu recenzji *Wyzwolenia* Ortwin pisze w uniesieniu, że na dramat Wyspiańskiego pada „cień utopijnego widma tragicznego teatru” [W 121], a „metafizyczne, absolutne pierwiastki [...] z tej sztuki czynią jedną z manifestacji teatru tragicznego” [W 124], o tyle dwa kolejne szkice dotyczące dramatów autora *Nocy listopadowej* zwracają uwagę nasyceniem pewnymi akcentami krytycznymi. Poprzednie dramaty Wyspiańskiego (*Wyzwolenie* i *Wesele*) – powiada Ortwin – posiadały wszystko, czego można wymagać od dzieła perfekcyjnego artystycznie, zabrakło im jedynie trafnego odczytania ze strony krytyki. Natomiast w *Achilleis* i *Sędziach*, jak stara się dowieść lwowski krytyk, nie ustrzegł się autor pewnych błędów. *Achilleis* określa Ortwin wręcz jako „potknięcie” Wyspiańskiego:

w miarę dokładnego zapoznawania się z ustrojem utworu, coraz trudniej przychodzi się opędzić arcyprzykremu podejrzeniu, jakoby całość była dziełem niejednolitej, gorączkowej improwizacji raczej niż owocem konsekwentnego namysłu i rozwagi twórczej²³.

Ów „ustrój utworu”, czyli kompozycję („architektonikę dramatu”, jak czytamy w innym miejscu), charakteryzuje recenzent jako „zawiły konglomerat, kalejdoskopową mozaikę luźnych, epizodycznych, urywkowy scen”, „rozgardiasz dysonansów” [A 114]²⁴. Brak szczegółowo opracowanego i konsekwentnie realizowanego planu artystycznego skutkuje wrażeniem „dorywczej przypadkowości” [A 107], niedopuszczalnej w dramacie, który wszak powinien charakteryzować się żelazną logiką i precyzyjną konstrukcją. Poczucie chaosu potęguje dodatkowo brak selekcji materiału („redukcji dramatycznej”), czyli koniecznego „wyłączenia czynników zbędnych, a nieprzydatnych do uwy-

rozkosz maskowania się, wybuchająca jako siła, usuwająca na bok tak zwany «charakter», zaptapiając go, czasem gasząc; wewnętrzne pożądanie wejścia w rolę, maskę, w złudę; nadwyżka zdolności przystosowawczych wszelkiego rodzaju, które już nie umieją się zadowolić w służbie najbliższego, najciaśniejszego pożytku: wszystko to jest może nie tylko istotą aktora?”. F. Nietzsche, *Wiedza radosna (La gaya scienza)*, tłum. L. Staff, Warszawa 1907, s. 327-328. Więcej na temat związków Wyspiańskiego z nietzscheanizmem zob. T. Sinko, *Antyk Wyspiańskiego*, Kraków 1916, s. 39-40; 128-129; A. Lempicka, *Nietzscheanizm Wyspiańskiego*, „Pamiętnik Literacki” 1958, z. 3-4; W. Mackiewicz, *Nietzscheanizm i marksizm w literaturze i filozofii Młodej Polski*, Warszawa 1989, s. 153-166; J. Waligóra, *Kategoria życia w twórczości Wyspiańskiego w kontekście filozofii Nietzschego*, [w:] Stanisław Wyspiański. *W labiryncie świata, myśli i sztuki*, pod red. A. Czabanowskiej-Wróbel, Kraków 2009.

²³ O. Ortwin, „*Achilleis*” *St. Wyspiańskiego*, „Krytyka” 1904, z. 2 oraz z. 3, s. 107. Kolejne cytaty z tej pozycji lokalizowane będą bezpośrednio w tekście głównym po skrócie *A*.

²⁴ Kwestia kompozycji *Achilleis* leżała w kręgu zainteresowań większości recenzentów, choć nie wszyscy odnosili się do niej w tonie aż tak krytycznym jak Ortwin. Tytułem przykładu: Józef Kotarbiński skłonny był niedoskonałości kompozycyjne zrzucić na karb „twórczego kaprysu”: „[Wyspiański] Rzucił odłamy poematu jeden po drugim, niby rozbite skorupy wazy antycznej, której krawędzie nie przystają szczerlnie do siebie”. J. Kotarbiński, *Pogrobowiec romantyzmu. Rzecz o Stanisławie Wyspiańskim*, Warszawa 1909, s. 206. Sam Wyspiański wspominał m.in. w korespondencji do Adama Chmiela o trudnościach piętrzących się przy realizacji wyzwania artystycznego, jakie przed sobą postawił; o kompozycji pisał: „Nie tak łatwo ująć tę całą sprawę w architektonikę pewną. Ale ją powoli odnajduję”. S. Wyspiański, *Listy zebrane*, t. IV *Listy Stanisława Wyspiańskiego. Różne – do wielu adresatów*, teksty listów oprac. M. Rydlowa, komentarz napisała M. Rydlowa z wykorzystaniem materiałów L. Płoszewskiego, Kraków 1998, s. 197.

datnienia zasadniczej idei twórczej” [A 110]. Poza zaniedbaniami w ekonomice przekazu literackiego, dramaturg, „nazbyt kapryśnie fantazjując” [A 109], sprzeniewierza się kanonicznym antycznym przekazom literackim²⁵. Wszystko to prowadzi Ortwiną do przykrew konstatacji – Wyspiański świadomie odstepuje od wzorcowej formy tragedii antycznej, a co za tym idzie, nie sposób nawet „zamarzyć o prostym, harmonijnym i przejrzystym rysunku hieratycznej tragedii greckiej” [A 110], co prawda dopatrzeć się można jej załączków, nie pojawia się jednak „nigdzie [...] ona sama w pełni swej grozy i nagości” [A 198]. Kolejnym zarzutem krytyka jest brak wiarygodnej psychologicznej motywacji zachowań tytułowego bohatera – Wyspiański, zdaniem Ortwiną, przeocza tragizm tkwiący *in potentia* w postaci greckiego herosa. Kreowane przez autora fatum nie posiada niezbędnego zaplecza w postaci wiarygodnej motywacji psychologicznej („Znamy [...] tylko jedną fatalną konieczność: psychologiczną, i od tej chyba na włos nam odstąpić się nie godzi” [A 191]), miast tego realizuje je dramaturg poprzez „czysto zewnętrzny bieg wypadków” [A 194]. W artykule Ortwiną pojawiają się także zastrzeżenia dotyczące konstrukcji postaci tytułowej. Achilles Wyspiańskiego charakteryzuje się bezwładem, biernością, wycofaniem, co „składa się w tym utworze na cechy ogólnej rezygnacji i melancholii, na właściwości zatem z istotą dramatu i tragedii sprzeczne” [A 195], nie może być przeto uznany za wzorcowego bohatera tragicznego, jakiego chcieliby widzieć zarówno Ortwin, jak i Nietzsche. Mógłby się nim natomiast stać, gdyby autor skonfrontował go z głębokimi psychologicznymi konfliktami („żarłocznymi nowotworami duszy”, „urojonymi widmami” [A 198]), czyli przeciwnościami pozbawionymi metafizycznej motywacji, bo rodzącymi się w jego własnym umyśle. Powyższe zastrzeżenia doprowadzają Ortwiną do przeświadczenia, że *Achilleis* stanowi bezzasadny ekskurs na artystycznej drodze Wyspiańskiego:

Z którejkolwiek zechcę się strony dobierać do wnętrza *Achilleidy*, próżno będę usiłował wpaść na choćby utajoną dialektyczną jej z całą dotychczasową dramaturgią Wyspiańskiego ciągłość, którą uchwycić tak żywo odczuwam tęsknotę. [...] Takiej wewnętrznej łączności między ostatnim utworem Wyspiańskiego a poprzednią jego działalnością dopatrzeć się trudno i trzeba z góry wyrzec się prób jej odszukania [A 108].

²⁵ Zabieg ten przez krytyków był rozmaicie oceniany. Część recenzentów, wtórując Ortwinowi, piętnowała postawę Wyspiańskiego: „Ilekróć Wyspiański zetknął się z tradycją poetycką: z Homerem, z Corneille’em, z Szekspirem czy Mickiewiczem, zawsze z umyślną dumą samodzielność swej osobistości podkreślał”. J. Flach, *Stanisław Wyspiański. Studium*, Brody 1908, s. 42-43. Inni zaś krytycy posiłkowanie się tradycją literacką i nadawanie jej indywidualnego piętna poczytywali za dodatni rys postawy twórczej autora *Wesela*: „Z całego obszaru kultury literackiej starogrecka tradycja i to głównie z doby homeryckiej wdążyła się w głąb natury poety. Przyswoił ją sobie, jako integralną część umysłowości, uległ jej tak dalece, że symbole greckie płaczą się często w dziełach ostatnich z wrażeniami rzeczywistości, z wizjami swojskiego charakteru”. J. Kotarbiński, dz. cyt., s. 196. U współczesnej badaczki, w kontekście *Achilleis*, czytamy zaś: „Gest powtórzenia był fundowany na przeświadczeniu, że obdarzając znane opowieści nowymi znaczeniami, czyni się je także lustrem współczesności. [...] U podstaw tego gestu powtórzenia leżał proces poznawania innego tekstu, a zarazem zawłaszczania go dzięki praktyce myślenia się w niego, ilustrowania, komentowania, opowiadania o nim”. M. Rusek, *Wokół „Achilleis” Stanisława Wyspiańskiego*, [w:] *Stanisław Wyspiański. W labiryncie świata, myśli i sztuki*, dz. cyt., s. 243, 245.

Podobny krytyczny ton pojawia się w artykule „Sędziowie” Wyspiańskiego. Tak jak w poprzednim przypadku, zastrzeżenia Ortwina dotyczą niedoskonałości kompozycyjnych. Krytyk zauważa, że dramat dobrze zaplanowany i sprawnie zrealizowany staje się świadectwem artystycznego kunsztu, kiedy natomiast kompozycja jest niedopracowana, tak jak w *Sędziach*, „całość sprawia wrażenie koncepcji przełamanej i niedociągniętej”, utwór wydaje się „nie wykończony i połowiczny”²⁶. Zarzut „skrzywienia akcji dramatycznej” [S 427], która dodatkowo oparta jest na, jak to określa krytyk, „aferyze kryminalnej” [S 426], podbudowuje Ortwin zastrzeżeniami dotyczącymi kreacji bohaterów (pojawiają się postaci, których rola jest dla przebiegu dramatu obojętna).

Nie jest to więc – czytamy w podsumowaniu – ahaswerowa tragedia heroicznych uczuć i porywów, wstrząsająca tragedia wolnych duchów, owiana jehowicznym tchnieniem proroków i wieszczów; nie zdumiewa wysokością napięcia, nie upokarza, jak tyle innych utworów Wyspiańskiego, ogromem koncepcji [S 427].

Taka skrupulatność w wytykaniu potknięć w konstrukcji dramatów skłania do refleksji, że Ortwin, bardziej niż na ideologiczną wymowę dzieł Wyspiańskiego, zwracał uwagę na ich kunszt artystyczny – w tym wypadku zgodność z aprobowanym wzorem tragedii. To właśnie harmonijne współbrzmienie z tym, uświęconym antycznym rodowodem, paradygmatem staje się podstawowym punktem odniesienia przy formułowaniu sądów wartościujących. Oba wspomniane dramaty umieszcza Ortwin w grupie tych utworów Wyspiańskiego, które, dotknięte licznymi usterkami, pełne „skrzywień, zaniedbań, mętności”, znacznie ustępują „skończonym, jakby z monolitu wykutym, harmonijnym arcydziełom” [S 424], których od autora *Wesela* można, zdaniem recenzenta, oczekiwać²⁷.

Nieodzowne do dopełnienia charakterystyki postawy krytycznej Ortwina wydaje się poświęcenie odrobiny uwagi sposobowi, w jaki autor *Prób przekrojów* ujmował wyjątkowość dramatów historycznych Wyspiańskiego – pisarza, który, zdaniem lwowskiego krytyka, potrafił swoim dziełom o tematyce historycznej nadać niezwykle szeroką perspektywę czasową, sięgającą zarówno do przeszłości, jak i ku przyszło-

²⁶ O. Ortwin, „Sędziowie” Wyspiańskiego „Krytyka” 1907, z. 12, s. 424. Kolejne cytaty z tej pozycji lokalizowane będą bezpośrednio w tekście głównym po skrócie S.

²⁷ Te akcenty (konstruktywnej przecieź) krytyki, spotkały się z dezaprobatą redaktora „Krytyki”, który oba artykuły opatrzył komentarzami w przypisach, wartymi przytoczenia *in extenso*: „Nie piszę się na wszystkie wywody szanownego recenzenta – komentuje Feldman recenzję *Achilleis*. Dzieło Wyspiańskiego ideą Ironii Losu łączy się z całą poprzednią poety twórczością, tragizmem zaś walki jednostek uduchowionych z Koniecznością wywołuje nie apoteozę śmierci, lecz Ducha, nie rezygnację, lecz Katharsis. Przy budowie więcej epicznej, na co sam już tytuł wskazuje, poemat posiada piękności malarskie i liryczne oraz tak głębokie rzuty w naturę ludzką, że może być zaliczany do wspaniałości poezji polskiej. Bliższe umotywowanie tego sądu – przy innej sposobności”. W.F. [W. Feldman], „Krytyka” 1904, z. 3, s. 201; „Umieszczając powyższe wywody jednego z najlepszych w Polsce znawców twórczości Wyspiańskiego, zaznaczam, że wielu jego wywodów nie podzielim. *Sędziowie* już w samym tytule zawierają ideę naczelną; wykonanie dzieła nad wyraz artystyczne i potężne, w całości ją uplastycznia. Szczegółowe omówienie zachowuję sobie na czas najbliższy”. W.F. [W. Feldman], „Krytyka” 1907, z. 12, s. 428.

ści. Autor *Wesela* wskrzeszał przeszłość poprzez osadzanie zdarzeń ukazywanych w swoich dramatach „głęboko w gruncie, na którym się toczą i z którego wyrastają”²⁸. Ekwiwalentem ciągłości rozwoju historycznego jest zatem teren, na którym rozgrywa się dramat – teren zamieszkały przez duchy przeszłości, naznaczony piętnem tradycji, bagażem kulturowych konotacji, stanowiący wreszcie materialny ślad przeszłości. Miejsce akcji pełni w dramatach Wyspiańskiego rolę tak istotnego komponentu, że, jak pisze Ortwin, są one „właściwie udratyzowaniem dziejów terenu” [Sk 33] – miejsce wypadków jest zatem czymś więcej niż tylko tłem wydarzeń²⁹. Horyzont przyszłości otwiera się wówczas, kiedy uświadomimy sobie, że Wyspiański, poza nagim, niezinterpretowanym, a zatem pustym i niemym faktem historycznym, daje czytelnikowi także legendę, czyli owego faktu interpretację³⁰. Ortwin stwierdza, że legenda jest w stosunku do faktu „rzeczywistością drugiego rzędu” [Sk 159]; „zawiła projekcją, wykładnikiem, który trzeba odgadnąć, rozłożyć, rozwiązać”; „poglądem, oceną, ustaleniem wartości” [Sk 28]. Przy tym największą jej zaletą jest zmienność: legenda zakorzeniona w świadomości społeczeństwa żyje jego życiem – ulega przeobrażeniom analogicznym do tych, jakie w niej (owej świadomości) zachodzą i dźwiga w sobie balast wszystkich tych przeobrażeń, nadając w ten sposób życie opowiadanej historii („wskrzesza, z martwych budzi, ożywia, wprawia w ruch” [Sk 29])³¹. A że odwołuje się wówczas do obszaru wspólnego całemu społeczeństwu, stąd można, jak dowodzi Ortwin, zbudowanym na legendzie sztukom Wyspiańskiego przyznać miano uniwersalnego „dramatu zbiorowego i narodowego” [Sk 34].

Jak z szerszej perspektywy ocenić koncepcje teoretyczne rodzące się pod piórem Ortwina? Wydaje się, że pouczającym probierzem może być współczesna recepcja twórczości Wyspiańskiego, który, jak mieliśmy okazję się przekonać, miał być koryfe-

²⁸ O. Ortwin, *O „Skalce” Wyspiańskiego*, „Krytyka” 1907, z. 1 oraz z. 2, s. 33. Kolejne cytaty z tej pozycji lokalizowane będą bezpośrednio w tekście głównym po skrócie *Sk*.

²⁹ Dramaturgię Wyspiańskiego łączył Ortwin nierozdzielnie z architekturą wawelską. Wawel uważał za „kolebkę teatru Wyspiańskiego, źródło jego stylu, podwalinę budowy i całego ładu”. Tegoż, *Konstrukcja teatru Wyspiańskiego*, „Krytyka” 1906, z. 1, s. 33. To pod powierzchnią Wawelu „tai się dramat wewnętrzznego życia” (tamże), który stanowi źródło niewyczerpanej inspiracji oraz „dramatycznego wyrazu użycza” (tamże, s. 36). Zob. także: M. Prussak, *Wyspiański w labiryncie teatru*, Warszawa 2005, s. 100-109.

³⁰ Michał Paweł Markowski, także utożsamiając legendę z interpretacją, pisze: „Fakt bez legendy jest niemy, co oznacza, że świat, który ma mieć jakikolwiek sens, jest już światem zinterpretowanym. [...] Tekst ma sens, jeśli służy do czytania. Życie ma sens, jeśli można je opatrzyć legendą. Nie ma więc rozdziału między faktem a jego interpretacją, podobnie jak nie ma rozdziału między tekstem a czytaniem”. M.P. Markowski, *Polska literatura nowoczesna. Leśmian, Schulz, Witkacy*, Kraków 2007, s. 19.

³¹ „W stronę przyszłości zaś idzie Wyspiański za rozwojem żywej świadomości historycznej. Nie ogranicza się do tego kompleksu rzeczywistych faktów, z którymi ma do czynienia w danym momencie dziejowym, ale snuje swój dramat z tego materiału, który się w toku dziejów nagromadza w kolejnych fazach powszechnej świadomości. [...] Przedstawia zatem historię żywą, która żyje w pamięci ogółu, nie zaś martwą, trupią, o której dawno zapomniano” [Sk 34].

uszem postulowanych przez krytyka przemian w literaturze. Choć znaczenia dorobku artystycznego autora *Wesela* nikt dzisiaj nie kwestionuje, to jednak w pracach na nowo rozkładających akcenty³², wyznaczających inne od utartych linie rozwojowe polskiej literatury modernistycznej, dorobek Wyspiańskiego schodzi nader często na dalszy plan, przysłaniany przez dokonania Irzykowskiego, Brzozowskiego czy Berenta³³. W projekcie autora *Prób przekrojów*, cierpliwie kreślonym na przestrzeni lat, twórczości Wyspiańskiego przypisana zostaje funkcja katalizatora pozytywnych przemian prowadzących do odrodzenia literatury narodowo-społecznej³⁴. To, co w programie lwowskiego krytyka najsilniejsze – przewyciężenie tendencji dekadencjki (wrażnych jeszcze na przełomie XIX i XX wieku) dokonane poprzez częściowy zwrot do aprobowanych przezeń filozoficznych i artystycznych wartości epoki romantyzmu (Ortwin na jednego z patronów odrodzonej tragedii namaścił Adama Mickiewicza) oraz przysposobienie współczesnych idei witalistycznych (głównie nietzscheizmu, w takim jego ujęciu, jakie było Ortwinowi najbliższe³⁵) – okazało się niewystarczająco stymulujące artystycznie, aby stworzyć dzieła o bezwzględnie trwałej wartości. Natomiast wytrwale promowanie teorii opartej w dużej mierze na reaktywacji starożytnego wzorca tragedii skazane było na niepowodzenie³⁶. Stąd na cały program Ortwina rozszerzyć można zarzut, który Karol Irzykowski wysunął pod adresem Wyspiańskiego w *Czynie i słowie*³⁷: krytykując idącą za jego twórczością powrotną

³² Mam na myśli m.in.: R. Nycz, *Język modernizmu. Prolegomena historycznoliterackie*, Wrocław 1997; tegoż, *Literatura nowoczesna: cztery dyskursy*, „Teksty Drugie” 2002, nr 4; W. Bolecki, *Modernizm w literaturze polskiej XX wieku*, „Teksty Drugie” 2002, nr 4.

³³ Próbę zlokalizowania pozycji Wyspiańskiego w hierarchii wyznaczonej przez nową konceptualizację zjawisk literackich podejmuje Teresa Walas w artykule *Wyspiański jako problem polskiego modernizmu*, [w:] Stanisław Wyspiański. *W labiryncie świata, myśli i sztuki*, dz. cyt. Zob. także: M. Popiel, *Wyspiański. Mitologia nowoczesnego artysty*, Kraków 2008, s. 7-10.

³⁴ „Wyspiański realizował ideał dramatu, o jakim marzył Ortwin, i realizował go w sposób odrębny, na wskroś polski – i Wyspiański odpowiadał społecznym i narodowym dążnościom krytyka, który pragnął zaktualizowania wszystkich sił narodu, postawy bojowej, heroicznej”. J. Kleiner, *Ostap Ortwin*, „Pamiętnik Literacki” 1946, z. 3-4, s. 303.

³⁵ Najwięcej pokrewieństwa z filozofią Nietzschego wykazują poglądy Ortwina dotyczące zadań i znaczenia sztuki. Pomijając omówioną wyżej teorię tragedii, więcej jest zapatrywań dzielenych wspólnie przez krytyka i filozofa: negatywny stosunek do wyrafinowanego estetyzmu stanowiącego cel sam w sobie (Nietzsche sztukę dla sztuki określał jako węża zjadającego własny ogon); odrzucenie wszelkich pretensji moralizatorskich; postulat sztuki będącej bodźcem do działania i afirmacji życia, a co za tym idzie krytyka postaw dekadencjki interpretowanych przez Nietzschego jako symptom choroby artystów i całego społeczeństwa. Por. W. Kaniowski, *Koncepcja sztuki F. Nietzschego*, „Studia Filozoficzne” 1976, nr 4.

³⁶ Z czasem sam Nietzsche, zarówno w *Próbie samokrytyki* dodanej po latach do kolejnego wydania *Narodzin tragedii*, jak i w późniejszych dziełach filozoficznych, zrewaloryzował wiele poglądów wyrażonych w debiutanckiej książce. Wyraźnie odciął się od Wagnera i skutecznie zwalczył wpływy Schopenhauera; odszedł od koncepcji sztuki jako drogi zbawienia, porzucił metafizyczne założenia oraz przekonanie o dualistycznej strukturze rzeczywistości (pozór i istota), na których oparte były *Narodziny tragedii*. Por. M.P. Markowski, *Nietzsche. Filozofia interpretacji*, Kraków 2001, s. 83-86.

³⁷ Irzykowski stał na stanowisku, że dokonywana przez Wyspiańskiego rewaloryzacja pewnych idei romantycznych przynosi skutek odwrotny do zamierzonego: „jego rzekome zamachy na

falę romantyzmu, pisał o autorze *Wyzwolenia*, że „dla wyładowania swojego talentu potrzebował koniecznie aparatu greckiego, oddziałął pod tym względem na literaturę polską reakcyjnie”³⁸.

Słowa kluczowe

krytyka literacka, teoria dramatu, czasopiśmiennictwo modernistyczne, Ostap Ortwin, Fryderyk Nietzsche, Stanisław Wyspiański

Abstract

Between Nietzsche and Wyspiański: Ostap Ortwin's drama theory

Ostap Ortwin was one of the most influential and significant Polish literary critics from the Young Poland period. One of the most distinctive part of his writings could be briefly characterized as *sui generis* drama theory, which have been shaped under inspirations of Friedrich Nietzsche's crucial views on tragedy formulated in *The Birth of Tragedy from the Spirit of Music* – book published by this German philosopher in 1872. In studies and articles, which have been regularly published in Polish modernist journals, such as „Krytyka” – edited by Wilhelm Feldman, Ortwin articulates essential aspects of his drama theory and its implications. Then, on this background, Polish critic aims to show and explain historical evolutions and development of modern tragedy. His major attempt is to situate on this theoretical background writings of the most distinguished authors, such as Henrik Ibsen or Stanisław Wyspiański.

Keywords

literary criticism, drama theory, modernist journals, Ostap Ortwin, Friedrich Nietzsche, Stanisław Wyspiański

przeszłość właśnie rozbudziły u nas niebywały dotąd szal retrospekcyjny”. K. Irzykowski, *Czyn i słowo*, [w:] tegoż, *Pisma*, pod red. A. Lama, Kraków 1980, s. 303.

³⁸ Tamże, s. 415.

Tematyka kulturalna w czasopiśmie przedmiotowym „Język Rosyjski”

Wychodzące w latach 1948–1990 czasopismo „Język Rosyjski” informowało o rozwoju różnych dziedzin kultury rosyjskiej: malarstwa, życia teatralnego, muzyki, filmu, wystawiennictwa. Autorzy artykułów starali się przybliżyć czytelnikom kulturę obu narodów – rosyjskiego i polskiego, opisując różne wydarzenia kulturalne. Łącznie we wspomnianym okresie opublikowano w piśmie ponad 50 artykułów na ten temat, co stanowi 1,52% ogólnej liczby zamieszczonych tam prac. W niniejszym artykule zostaną zaprezentowane najważniejsze i najciekawsze przedsięwzięcia artystyczne i kulturalne ukazujące polsko-rosyjskie związki artystyczne, popularyzację kultury rosyjskiej w Polsce oraz proces polsko-rosyjskiej wymiany artystycznej.

Malarstwo ruskie i rosyjskie upowszechniał w „Języku Rosyjskim” Wojśław Molé w cyklu artykułów pod wspólnym tytułem *Z dziejów sztuki rosyjskiej*¹. Autor ten omawiał na łamach pisma architekturę staroruską, podkreślając, że jej początki łączą się z pierwszymi wystąpieniami Słowian wschodnich na arenie dziejów europejskich, a każdy etap tej historii stanowi żywą ilustrację jednego z ważnych okresów w rozwoju narodu i państwa rosyjskiego. Według tego historyka sztuki ikony ruskie nawiązywały do ikon bizantyjskich, uświęconych tradycją. Najwybitniejszym zachowanym dziełem malarskim z tego okresu jest ikona św. Trójcy pędzla malarza-mnicha Andrieja Rublowa. Także w malarstwie ściennym z XIII i XIV wieku Molé dostrzegał nawiązanie do sztuki bizantyjskiej, a czasem do sztuki włoskiej.

Artykuł okolicznościowy z okazji 600. rocznicy urodzin Rublowa, mnicha klasztoru Andronikowskiego, świętego prawosławnego, pisarza, najwybitniejszego przedstawiciela moskiewskiej szkoły malarskiej dawnej Rusi, opublikował w „Języku Rosyjskim” Józef Moskwa. Jego zdaniem ikony soboru Błagowieszczeńskiego na Kremlu w Moskwie, freski i ikony soboru Uspienskiego we Włodzimierzu oraz ikony w soborze Troickim ławry Troicko-Siergiejewskiej (w ówczesnym mieście Zagorsku – dzisiaj Siergijew Posad) to najważniejsze dzieła Rublowa. Autor informował, że wiele ikon malarza znajduje się w Galerii Tretiakowskiej, wśród nich najwspanialsza

¹ Zob. W. Molé: *Z dziejów sztuki rosyjskiej. Architektura staroruska*. „Język Rosyjski” 1948, nr 2, s. 8-18; *Z dziejów sztuki rosyjskiej. Malarstwo rosyjskie*. „Język Rosyjski” 1949, nr 2 (4), s. 8-16; *Z dziejów sztuki rosyjskiej. Sztuka XVIII w.* „Język Rosyjski” 1950, nr 1/2 (8/9), s. 15-29; *Z dziejów sztuki rosyjskiej. Malarstwo XIX wieku – początki realizmu*. „Język Rosyjski” 1950, nr 5 (12), s. 1-11; *Z dziejów sztuki rosyjskiej (I. Riepin i W. Surikow)*. „Język Rosyjski” 1951, nr 4 (16), s. 1-10.

ikona św. Trójcy, namalowana przez Rublowa i zespół artystów około roku 1423 (lub wcześniej) do ikonostasu soboru Troickiego wspomnianej ławry. Moskwa podkreśla, iż twórczość Rublowa została doceniona przez radzieckie władze państwowe, utworzono bowiem Muzeum im. Rublowa na miejscu jego domniemanego pochówku w monasterze Andronikowskim².

Wojśław Molé zwracał się także ku XVIII-wiecznemu malarstwu rosyjskiemu i pisał, że za panowania Piotra I dokonał się wielki przewrót w całym życiu gospodarczo-politycznym i kulturalnym carskiej Rosji, co znalazło odbicie także w dziedzinie sztuki: sztuka rosyjska XVIII wieku przeszła długą drogę, chociaż ukaz cara z 1714 roku zabraniał tworzenia architektury kamiennej poza Petersburgiem i zahamował na dłuższy okres wszelką działalność architektoniczną zarówno w Moskwie, jak i w innych miastach Rosji. Molé podkreślał, że znaczniejsze ożywienie zaznaczyło się dopiero w drugiej połowie XVIII wieku, kiedy powstał nowy kierunek w opozycji do przeładowanego, zbyt ozdobnego baroku bądź rokoka i nastąpił zwrot ku spokojnemu, bardziej umiarkowanemu, prostemu klasycyzmowi.

Dzięki artykułowi Molégo czytelnik mógł się dowiedzieć również o malarstwie rosyjskim XIX stulecia, o tym, że jego drogi są bardzo różnorodne i rozchodzą się w rozmaitych kierunkach, w większym lub mniejszym stopniu zbliżonych do prądów panujących wówczas w krajach zachodnioeuropejskich, a czasem bezpośrednio z nimi związanych. Molé pisał, że pojawiała się sztuka przedstawiająca rosyjską rzeczywistość – początki realizmu, który zaznaczył się u Oriesta Kiprienskiego, Aleksieja Wenecjanowa, Pawła Fiedotowa, Wasilija Pierowa. Badacz twierdził, iż w pierwszej połowie XIX wieku w twórczości artystów intensywnie rozwijał się realizm, a sztuka związana była z życiem, co pokazują dzieje tzw. pieriedwiżników, m.in. Iwana Kramskiego, Wiktora Wasniecowa, którzy uważali, że sztuka powinna być w służbie narodu doniosłym czynnikiem umacniania i rozbudowy jego kultury, powinna uczyć i walczyć, przedstawiając prawdę życiową.

Molé zwrócił też uwagę na Ilię Riepina, na to, że on nigdy nie utracił związku z ludem, z którego wyrósł i do którego wciąż powracał. Czytelnik dowiadywał się, że Riepin studiował w Petersburgu i w Finlandii, zasłynął zaś jako autor obrazów rodzajowych i historycznych oraz portrecista, a jego twórczość zapoczątkował pełen ekspresji i głębi obraz *Burlacy na Woldze* (1870–1873). W artykule czytamy też, że inną problematykę reprezentowało malarstwo Wasyla Surikowa, który był przede wszystkim malarzem przeszłości rosyjskiej, a stroną ideową jego obrazów stanowiły wielkie, przełomowe chwile dziejowe, w których przedstawione są obszernie monumentalne starcia mas ludowych z gwałtem tyranii lub starcia przeciwstawnych sobie światów.

Z artykułu Jerzego Wierzbickiego wynika, że osiągnięciem urbanistycznym było założenie przez Piotra Wielkiego nowej stolicy nad Newą (rozbudowanej następnie przez Katarzynę II i Aleksandra I) i że Moskwa miała inny charakter jeszcze na przełomie XVIII i XIX wieku. Zdaniem Wierzbickiego jedynie zespół Kremla stanowił wielką dominantę architektoniczną w urbanistycznej sylwetce miasta, a druga poło-

² Zob. J. Moskwa, *Andrzej Rublow i jego dzieło (w sześćsetną rocznicę urodzin)*. „Język Rosyjski” 1961, nr 2 (75), s. 32-36.

wa XIX i początki XX wieku nie wniosły żadnych pozytywnych wartości w rozwój Petersburga i Moskwy³.

Ciekawemu zjawisku w kulturze rosyjskiej, jakim była karykatura polityczna, poświęcił artykuł Andrzej Nowicki, który twierdził, że karykaturzyści jako pierwsi reagowali na aktualne wydarzenia międzynarodowe, zdawali sobie sprawę z tego, iż otwierają się przed nimi pewne możliwości, ponieważ różnego rodzaju zjawiska mogą oni wyjaśnić lepiej niż autorzy artykułów publicystycznych. Zdaniem Nowickiego u podstaw radzieckiej karykatury leżała wysoka społeczna i moralna zasada uczciwej oceny zjawisk, a serią dobrych karykatur można w ciągu kilku minut odpowiedzieć na wiele pytań, takich jak: z kim, o co i jak należy walczyć?⁴

Niektórzy autorzy tematy kulturalne rozpatrywali w kontekście kontaktów polsko-rosyjskich. Aleksander Zujewski przypomniał, że dwaj najwięksi malarze realisci, Iłja Riepin i Jan Matejko, żyli w okresie nieufności i wrogich stosunków między Polską a Rosją. Podkreślił on, iż pierwszy raz z obrazami Jana Matejki (*Kazanie Skargi, Unia lubelska*) zapoznał się Riepin na wystawie w Wiedniu w 1873 roku, wywarły one na autorze *Burlaków na Woldze* bardzo pozytywne wrażenie. Riepin śledził twórczość Matejki i aby poznać osobiście polskiego malarza, przyjechał do Krakowa jesienią 1883; spóźnił się jednak, ponieważ autor *Bitwy pod Grunwaldem* zmarł, wskutek czego Riepin uczestniczył tylko w pogrzebie. Z omawianego artykułu można się dowiedzieć, że w 15. rocznicę śmierci polskiego artysty Riepin wystąpił w petersburskiej Akademii Sztuk Pięknych z referatem o jego życiu i twórczości. Zujewski podkreśla, iż rosyjskie kręgi reakcyjne nie mogły darować Riepinowi tego, że chwalił twórczość Matejki⁵.

Temat kontaktów polsko-rosyjskich w dziedzinie sztuki pojawiał się w „Języku Rosyjskim” niejednokrotnie. Stanisław Nosowicz akcentował, że znajomość sztuki polskiej w ZSRR wpływała na wzmocnienie przyjaźni między naszymi narodami. Dzięki temu autorowi czytelnik mógł się dowiedzieć o wystawie malarstwa, o publikacjach w prasie radzieckiej na temat obrazów wielkich malarzy realistów drugiej połowy XIX wieku, o nowych sztukach polskich dramaturgów wystawianych w Moskwie, o pobycie Adama Mickiewicza w Rosji oraz o tym, że Michaił Glinka komponował muzykę do jego utworów, czy o serdecznej przyjaźni łączącej Glinkę ze Stanisławem Moniuszką⁶.

Historyk sztuki i muzealnik Stefan Kozakiewicz zwracał uwagę czytelników na związki sztuki polskiej ze sztuką ruską i rosyjską. Z artykułów Kozakiewicza⁷ wnioskujemy, że jednym z ważniejszych zadań historii sztuki było badanie wpływów

³ Zob. J. Wierzbicki, *Architektura ZSRR w służbie narodu*. „Język Rosyjski” 1954, nr 2 (30), s. 29-34.

⁴ Zob. A. Nowicki, *Karykatura radziecka w walce o pokój i postępy*. „Język Rosyjski” 1951, nr 1 (13), s. 15-22.

⁵ Zob. A. Zujewski, *Riepin i Matejko*. „Język Rosyjski” 1952, nr 5 (22), s. 38-40.

⁶ Zob. S. Nosowicz, *Sztuka – czynnikiem wzmacniającym przyjaźń radziecko-polską*. „Język Rosyjski” 1953, nr 6 (28), s. 25-27.

⁷ Zob. S. Kozakiewicz: *Związki sztuki polskiej ze sztuką ruską i rosyjską*. Cz. 1: *Od X w. do pocz. XVIII w.* „Język Rosyjski” 1960, nr 4 (71), s. 36-40; *Związki sztuki polskiej ze sztuką ruską i rosyjską*. Cz. 2. „Język Rosyjski” 1960, nr 5 (72), s. 41-43; *Związki sztuki polskiej ze sztuką ruską i rosyjską*. Cd. „Język Rosyjski” 1960, nr 6 (73), s. 33-38; *Związki sztuki polskiej ze sztuką rosyjską na przełomie wieków XIX-XX*. „Język Rosyjski” 1961, nr 1 (74), s. 8-10.

i powiązań w tej dziedzinie między poszczególnymi krajami. Powiązaniom między Polską a dawną Rusią (później Rosją) sprzyjało sąsiedztwo obu krajów, stosunki gospodarcze i polityczne. Autor informował, że wpływy polskie zaznaczyły się w architekturze, malarstwie i rzemiośle artystycznym, a w budownictwie ruskim pojawiły się w tym czasie ozdobne zwieńczenia, podobne w formie i szczegółach do tzw. atyki polskiej. Badacz porusza także temat polskich artystów, którzy pracowali w warsztatach moskiewskiej zbrojowni na Kremlu i przyczynili się do wprowadzenia techniki malarstwa olejnego, a ta dopiero zaczynała się rozpowszechniać na Rusi.

Czytając artykuły Kozakiewicza, można dowiedzieć się o tym, że jednym z pierwszych Polaków studiujących w Akademii Sztuk Pięknych w Petersburgu był Wincenty Smokowski, że w Petersburgu mieszkał i tworzył malarz klasycysta, autor kompozycji historycznych i mitologicznych oraz portretów Józef Oleszkiewicz. Kozakiewicz informował, że w ostatnim trzydziestoleciu XIX wieku wyrazem ścisłych związków polskiego i rosyjskiego środowiska artystycznego była twórczość Henryka Siemiradzkiego, absolwenta Akademii Sztuk Pięknych w Petersburgu. Najbardziej owocne były wpływy akademii petersburskiej na grupę malarzy studiujących na tej uczelni lub przebywających w Rosji około 1900 roku. W Rosji przebywali wówczas m.in. Ferdynand Ruszczyc, Konrad Krzyżanowski, Jan Stanisławski. Według autora artykułu najważniejszym przejawem związków malarstwa polskiego z rosyjskim, rozumianym jako pokrewieństwo kierunku, było wielkie uznanie, jakim twórczość Jana Matejki darzyli krytyk rosyjski Włodzimierz Stasow oraz Ilja Riepin.

Wśród współpracowników „Języka Rosyjskiego” pojawił się jeden z najwybitniejszych artystów i reżyserów polskiej sceny, aktor, dyrektor teatrów, pedagog Aleksander Zelwerowicz, który w 1948 roku opublikował dwa artykuły o teatrach radzieckich. W kręgu zainteresowań Zelwerowicza znalazło się życie teatralne w Związku Radzieckim, jego organizacja i polityka, które miały planową, znakomicie przemyślaną, konsekwentnie przeprowadzaną, stale kontrolowaną strukturę wewnętrzną. Zelwerowicz pisał, że repertuar zarówno rodzimy, jak i obcy obejmował w ZSRR niezwykle szeroką gamę utworów: wystawiano Szekspira, Calderona, Lopego de Vegę obok Gribojedowa, Gogola, Ostrowskiego, a z polskich autorów Fredrę, Rittnera, Zapolską, Rostworowskiego, Szaniawskiego. Zelwerowicz ocenił także liczne i różnorodne moskiewskie zespoły teatralne, podkreślając, że oprócz teatrów z repertuarem w języku rosyjskim były w Moskwie inne teatry, np. teatr żydowski, teatr cygański, osobną zaś grupę stanowiły teatry dla dzieci i młodzieży, rejonowe, świetlicowe. Na specjalną uwagę zasługiwał według Zelwerowicza teatr kukielkowy Obrazcowa, uchodzący w Europie za najciekawszą awangardową placówkę tego typu. Autor artykułu informował o pięćdziesięcioleciu działalności Moskiewskiego Akademickiego Teatru Artystycznego im. Maksyma Gorkiego (MChAT), którego jubileusz obchodzono uroczystie nie tylko w Moskwie, ale i w całym świecie kulturalnym. Zelwerowicz uważał, iż wielkość i sława tego teatru wybiegała znacznie poza granice Rosji i można było powiedzieć, że cały ówczesny teatr dramatyczny czerpał siły i opierał się na wzorach MChAT-u⁸.

⁸ Zob. A. Zelwerowicz: *Teatry radzieckie*. „Język Rosyjski” 1948, nr 1, s. 19-21; *Moskiewski teatr artystyczny, jego rola i znaczenie*. „Język Rosyjski” 1948, nr 2, s. 23-25.

Tematyka życia teatralnego Moskwy i Leningradu pojawiła się też w artykule Eugeniusza Sawrynowicza. Wynikało z niego, że repertuar teatrów w tych miastach obejmował swoim zasięgiem całą dramaturgię światową. Według Sawrynowicza dla widza radzieckiego teatr był instytucją, która zaspokajała potrzeby kulturalne najwyższego rzędu, a jednocześnie uczyła i wychowywała go systematycznie, od najmłodszych lat. Czytelnik mógł też się dowiedzieć, że teatr radziecki, podobnie jak inne dziedziny sztuki, był realistyczny we wszystkich swych przejawach, począwszy od gry aktorów, a na dekoracjach i oświetleniu skończywszy; że moskwianie lubili swoje teatry, interesowali się każdym nowym spektaklem i po kilka razy oglądali ulubione sztuki⁹.

Igor Raczuk opisuje m.in. pobyt polskich artystów w Moskwie i zapoznanie się z zespołem Moskiewskiego Teatru Dramatu i Komедии, który przygotował wówczas przedstawienie na motywach sztuki Stefana Żeromskiego *Grzech* w reżyserii A. Płotnikowa¹⁰.

Kolekcję zdjęć przedstawiających sceny z różnych sztuk Czechowa, pozyskanych z MChAT-u, opisał i zamieścił w „Języku Rosyjskim” Jan Orłowski, który pragnął zainteresować swoich uczniów twórczością tego pisarza z okazji jego 100. rocznicy urodzin. Orłowski chciał też pomóc w ten sposób nauczycielom języka rosyjskiego, chciał zachęcić ich do wykorzystywania takich materiałów w pracy dydaktycznej¹¹.

Sporo pozytywnych wrażeń teatralnych z Moskwy przywiózł i opisał w analizowanym piśmie poeta, dramaturg, powieściopisarz i krytyk teatralny Eugeniusz Żytomirski. Z jego artykułów można się dowiedzieć, że repertuar teatrów moskiewskich był różnorodny, wystawiano sztuki rodzimych twórców, ale także pozycje amerykańskich, angielskich, fińskich, włoskich, hiszpańskich oraz niemieckich pisarzy, coraz częściej występowała w nich umowna, bliska rozwiązań awangardowych scenografia, a przede wszystkim zróżnicowaniu uległy zainteresowania i gusta publiczności. Autor podkreślał, że najpilniej strzegącym szlachetne tradycje był jeszcze ciągle MChAT, a naśladowanie tego teatru groziło radzieckiej sztuce trwaniem w niezmienniej postaci. Żytomirski informował, że barwnym i wszechstronnym repertuarem mógł się poszczycić niewielki Teatr im. Marii Jermołowej. Za godny odnotowania fakt uznał autor artykułu to, że w szukaniu nowych rozwiązań w problematyce obyczajowej pomagał autorom powstały w 1955 roku Teatr-Studio „Sowriemiennik”, że teatry radzieckie wystawiały różne sztuki – poważne i lżejszego gatunku, również autorów mniej znanych, a także to, że dramaturgia radziecka ciągle poszerzała zakres swej tematyki, przeżywając okres dominacji problematyki obyczajowej. Żytomirski dokonał również przeglądu sztuk rosyjskich wystawianych w wielu polskich teatrach. Rozpoczął go od Krakowa, gdzie na scenie Teatru Kameralnego wystawiono dramat Maksyma Gorkiego *Na dnie*; publiczność warszawska miała okazję obejrzeć sceniczną przeróbkę *Zmartwychwstania* Lwa Tołstoja, a rocznicę powstania Armii Radzieckiej uczcił Teatr im. Juliusza Osterwy w Lublinie premierą *Tragedii*

⁹ Zob. E. Sawrynowicz, *Życie teatralne w Moskwie i w Leningradzie*. „Język Rosyjski” 1949, nr 2 (4), s. 40-45.

¹⁰ Zob. I. Raczuk, *Teatralnaja żyzń Moskwy*. „Język Rosyjski” 1955, nr 5 (39), s. 35-38.

¹¹ Zob. J. Orłowski, *Teatr MChAT przychodzi z pomocą polskim rusycystom*. „Język Rosyjski” 1960, nr 3 (69), s. 64-65.

optymistycznej Wsiewołoda Wiszniewskiego. Dalej autor wyliczał, że Warszawski Teatr Dramatyczny wystawił współczesną sztukę *Czas młodości* Leonida Zorina, na scenie Teatru Ludowego w Warszawie grano *Lata wędrówek* Aleksego Arbuzowa, a sceniczną przeróbkę *Złotego cielęcia* Ilji Ilfa i Eugeniusza Pietrowa wystawił Teatr Komedia na Żoliborzu¹².

W „Języku Rosyjskim” pisano również o muzyce. Tematykę muzyczną zapoczątkował Jerzy Kuryluk artykułem o śmierci pianisty radzieckiego Konstantego Igumnowa, pisząc o tym, że repertuar zmarłego artysty odznaczał się bogactwem i różnorodnością, a on sam był z Polską związany poprzez muzykę Chopina jako jej wykonawca. Kuryluk podkreślał, że Igumnow kontynuował tradycję rosyjskiej szkoły pianistycznej, której naczelną normą estetyczną stały się zasady Antoniego Rubinsteina, wymagającego od artysty zwracania większej uwagi na muzyczną stronę wykonania¹³.

W 1949 roku na łamach „Języka Rosyjskiego” opublikowała artykuł *Szkolnictwo muzyczne w ZSRR* Zofia Lissa – znana muzykolog. Lissa zwracała uwagę na to, że zadaniem tego szkolnictwa było przygotowanie kadry zawodowych muzyków, a także rozpowszechnianie kultury muzycznej i muzycznego wykształcenia wśród najszerzych mas ludności, czemu służyć miał oparty na demokratycznych zasadach system kształcenia muzycznego. Podkreślała ona, że uczyć się mogły wszystkie dzieci: robotników, inteligencji i kołchoźników, gdyż podstawą powszechności edukacji muzycznej w Kraju Rad była niska opłata za naukę i wysokie stypendia dla uczących się¹⁴.

Sylwetkę Michaiła Glinki, założyciela szkoły wokalne, kompozytora oraz twórcy narodowej opery rosyjskiej, zaprezentowała w „Języku Rosyjskim” Marianna Schneider, która przypominała, że otworzył on drogę całej plejadzie utalentowanych rosyjskich kompozytorów, takich jak Dargomyżski, Musorgski, Bałakiriew, Borodin, Rimski-Korsakow. Autorka zwróciła uwagę na epokę, w której żył i tworzył Glinka, na to, że były to lata mrocznej reakcji, kiedy tłumiono wszelkie odruchy wolności, a Puszkini i Lermontow ponosili konsekwencje za swe wolnościowe utwory¹⁵.

O twórcach rosyjskiej muzyki narodowej, wybitnych kompozytorach XIX wieku pisała Natalia Zwierzowa. Z jej artykułu czytelnik dowiadywał się, że pionierem muzyki narodowej był Glinka, a jego następcą – Aleksander Dargomyżski, m.in. autor oper *Rusalka* i *Kamienny gość*. Według Zwierzowej wybitną rolę w petersburskim świecie muzycznym odegrał muzyk-kompozytor Milij Bałakiriew, wokół którego skupiali się współcześni mu kompozytorzy i krytycy (Modest Musorgski, Nikołaj Rimski-Korsakow, Aleksander Borodin, Władimir Stasow i Cezar Cui). Wszyscy oni walczyli o nowy kierunek w sztuce i przeszli do historii pod nazwą „Potężna Gromadka”. Według autorki najważniejszy punkt ich programu stanowiła walka o muzykę narodową, opartą na motywach ludowych i rodzimej historii. Utwory członków tej grupy artystów były grane i śpiewane na wieczornicach studenckich pomimo zakazu ich wy-

¹² Zob. E. Żytomirski: *Moskiewska Melpomena*. „Język Rosyjski” 1960, nr 3 (69), s. 40-46; *Kilka uwag o spektaklach rosyjskich w Polsce*. „Język Rosyjski” 1961, nr 4 (77), s. 69-72.

¹³ Zob. J. Kuryluk, *Muzyka w ZSRR. Zmarł Konstanty Igumnow*. „Język Rosyjski” 1948, nr 1, s. 26-27.

¹⁴ Zob. Z. Lissa, *Szkolnictwo muzyczne w ZSRR*, „Język Rosyjski” 1949, nr 1 (3), s. 33-36.

¹⁵ Zob. M. Schneider, *Michał Glinka*. „Język Rosyjski” 1951, nr 2 (14), s. 48-51.

konywania i surowej cenzury. Odegrano po raz pierwszy fragmenty rosyjskich oper narodowych, takich jak *Sadko* i *Śnieżka* Rimskiego-Korsakowa, *Kniaź Igor* Borodina, *Chowańszczyzna* oraz *Borys Godunow* Musorgskiego¹⁶.

Temat Piotra Czajkowskiego pojawił się w artykule Oktawii Opólskiej-Daneckiej. Zaprezentowała ona podmoskiewskie miasteczko Klin, w którym Piotr Czajkowski spędził ostatnie dwa lata życia w willi zamienionej później w Dom-Muzeum, z pamiątkami (fotografiami, portretami) pozwalającymi przybliżyć biografię kompozytora. Z artykułu dowiadujemy się, że Czajkowski miał zdolności literackie: w archiwum w Klinie znajduje się zbiór 18 brulionów rękopisów kompozytora; zachowały się szkice niektórych baletów. Opólska-Danecka podkreślała, że kompozytor realizował się również jako tłumacz: przetłumaczył na język rosyjski tekst opery *Wesele Figara* Mozarta. Przełożył oraz sam ułożył wiele romansów. Pisał również libretta do własnych oper. Jego natchnieniem były utwory Puszkina. Teksty do swych utworów wokalnych zapożyczał od różnych poetów: Goethego, Heinego, Musseta, Mickiewicza. Autorka zwracała uwagę na to, że kompozytor prowadził dziennik i korespondencję z gronem swoich bliskich i przyjaciół. Dom w Klinie jest miejscem odwiedzin turystów, gdzie odbywają się też koncerty¹⁷.

Problematykę polsko-rosyjskich związków muzycznych na przestrzeni 100 lat (od końca XVIII do końca XIX wieku) przybliżyła w „Języku Rosyjskim” Wiera Miller, charakteryzując prace wybitnego muzykologa radzieckiego Igora Bełzy, piszącego o twórczości Karłowicza, Szymanowskiego i Fitelberga i ich związku z muzyką rosyjską, o rozwoju polsko-rosyjskich kontaktów muzycznych w XX wieku¹⁸. W 1960 roku Miller informowała czytelników pisma o ukazaniu się publikacji zawierającej biografię artystyczną słynnej polskiej pianistki i kompozytorki Marii Szymanowskiej. Wysoko oceniła ogromny materiał poznawczy książki o pierwszej kobiecie, dla której działalność artystyczna była zarazem pracą zawodową, zaznaczyła, że książkę oparto na materiałach źródłowych (dokumentach, listach, pamiętnikach, wspomnieniach krewnych i znajomych). Autorka artykułu ze wspomnianej biografii wydobyła takie wątki, jak koncerty Szymanowskiej w Moskwie i Petersburgu, *tournee* po Ukrainie i Galicji. Miller pisała, że do salonów i na dwór panujący w Rosji wprowadził Szymanowską książę Piotr Wiaziemski, a także o tym, że od cara Mikołaja I otrzymała ona *engagement* jako pierwsza fortepianistka dworu carskiego w Petersburgu. Według autorki wydarzenie na dworze carskim spowodowało, iż jesienią 1827 roku Szymanowska przeniosła się wraz z rodziną do Rosji, gdzie otaczała ją kolonia polska, a wśród niej był malarz Aleksander Orłowski, kompozytor Józef Kozłowski oraz Franciszek Malewski i Adam Mickiewicz¹⁹.

¹⁶ Zob. N. Zwierzowa, *Potężna gromadka („Moguczaja kuczka”)*. „Język Rosyjski” 1952, nr 1 (18), s. 42-47.

¹⁷ Zob. O. Opólska-Danecka, *W odwiedzinach u Piotra Czajkowskiego*. „Język Rosyjski” 1963, nr 1 (84), s. 43-49.

¹⁸ Zob. W. Miller, *Igor’ Bełza: Iz istorii russko-polskich muzykalnych swiaziej*. „Język Rosyjski” 1956, nr 4 (44), s. 64.

¹⁹ Zob. W. Miller, *O rosyjskich przyjaciolach wybitnej polskiej pianistki*. „Język Rosyjski” 1961, nr 1 (74), s. 51-54. Biografia M. Szymanowskiej: T. Syga, S. Szenic, *Maria Szymanowska i jej czasy*. Warszawa 1960.

Na łamach „Języka Rosyjskiego” ukazywały się także artykuły o tematyce filmowej. O roli filmu jako środka wychowawczego, kształcącego i upowszechniającego wiedzę pisał historyk Stanisław Wroński. Według Wrońskiego film stanowił nieodzowną pomoc szkolną na lekcjach: filmy dokumentalne i kroniki zapoznające widzów z odkryciami naukowymi, wynalazkami, służyły popularyzacji wiedzy. Dzięki autorowi można się dowiedzieć, że znaczącą wartość w pracy wychowawczej odgrywały filmy historyczne²⁰.

Ludwika Jazukiewicz analizowała film *Wojna i pokój* w reżyserii Sergiusza Bondarczuka, zrealizowany na podstawie powieści Lwa Tołstoja. Podkreślała ona, że reżyser postawił sobie ambitny cel i chciał odtworzyć Tołstojowskie odczucie świata przy skrupulatnym zachowaniu historycznych wydarzeń, filozoficznych i artystycznych poglądów autora, jak również specyfiki twórczości wielkiego pisarza. Z artykułu można się dowiedzieć o czteroczęściowej strukturze filmu i o tym, że realizowano go dwa lata, z uwzględnieniem prawie wszystkich wątków, wydarzeń, postaci, i że Bondarczuk postąpił uczciwie wobec klasycznego dzieła literackiego i jego kinowej adaptacji²¹.

Czytając „Język Rosyjski”, czytelnik mógł się dowiedzieć również o różnych muzeach. Pierwszy artykuł na ten temat opublikował Leon Gomolicki, opisując Centralne Muzeum im. Lenina w Moskwie, które cieszyło się ogromną popularnością: ekspozycje odtwarzające drogę życiową Lenina zgrupowano w 22 salach, z których każda ilustrowała jeden z zasadniczych okresów jego biografii. Gomolicki informował, że w sali nr XVIII zebrano utwory Lenina i Stalina, wydane w 117 językach o łącznym nakładzie 683 mln egzemplarzy, a w następnych salach zgromadzono dzieła sztuki poświęcone Leninowi: portrety, rzeźby, drzeworyty wybitnych artystów radzieckich²².

W artykule Kazimiery Grottowej czytamy, że najbogatszy zbiór malarstwa staroruskiego oraz bogatą kolekcję nowszych dzieł zawiera Galeria Trietiakowska, gdzie reprezentowane są wszystkie szkoły dawnego malarstwa rosyjskiego. Badaczka sygnalizuje, że w atmosferę dawnej Rosji wprowadzają zwiedzających podmoskiewskie muzea-zabytki w Zagorsku i Kołomińskim, a wśród muzeów leningradzkich na pierwszym miejscu znajduje się Ermitaż, mający w swoich zbiorach malarstwo i rzeźbę zachodnioeuropejskie, kolekcję rzeźby i ceramiki antycznej, porcelanę i meble. U Grottowej znalazła się także refleksja nad szkołą holenderską, reprezentowaną przez dzieła znanych twórców. Autorka pisała także o bogactwie kolekcji flamandzkiej, kolekcji malarstwa włoskiego i francuskiego, zachwycała się pięknym empirowym pałacem, w którym mieści się Muzeum Rosyjskie z bogatą kolekcją malarstwa rodzimego oraz największy w ZSRR zbiór rzeźb i sztuki stosowanej²³.

²⁰ Zob. S. Wroński, *Film radziecki*. „Język Rosyjski” 1948, nr 2, s. 27-29.

²¹ Zob. L. Jazukiewicz, „*Wojna i pokój*” – film radziecki. „Język Rosyjski” 1968, nr 4 (112), s. 51-53.

²² Zob. L. Gomolicki, *O organizacji muzeów radzieckich: Centralne Muzeum im. Lenina*. „Język Rosyjski” 1948, nr 1, s. 22-24.

²³ Zob. K. Grottowa, *Muzea sztuki dawnej Moskwy i Leningradu*. „Język Rosyjski” 1948, nr 2, s. 19-22.

Ważne miejsce wśród przybliżanych czytelnikowi zagadnień kulturalnych zajmowały muzea literatury, które jako instytucje naukowo-badawcze i kulturalno-naukowe były w owym czasie celem organizowanych przez nauczycieli wycieczek literackich. Artur Bardach informował czytelników o tym, że w listopadzie 1937 otwarto Muzeum Maksyma Gorkiego, a w roku 1938 powstało Muzeum Puszkina, do którego ekspozycję zaczerpnięto z zorganizowanej w 1937 roku Wszechzwiązkowej Wystawy Puszkiniowskiej. Wspomniany autor pisał, że w Muzeum Lwa Tołstoja zwiedzający zapoznawali się z ewolucją poglądów Tołstoja na świat, z wielką spuścizną literacką po tym znakomitym twórcy. Bardach sygnalizował, iż wiele dzieł Tołstoja powstało w moskiewskim domu pisarza, w którym mieszkał on z rodziną w latach 1882–1901; zachowały się przedmioty codziennego użytku (nakryty rozsuwany stół w sali jadalnej, szachy i albumy w salonie) oraz rękopisy na biurku w dawnym gabinecie pisarza. Z artykułu dowiadujemy się, że w domu, w którym mieszkał Włodzimierz Majakowski, otwarto muzeum (1926), a w 1937 roku nadano mu nazwę Państwowej Biblioteki i Muzeum im. Majakowskiego, oraz że w 1940 roku w domu, w którym mieszkał Mikołaj Ostrowski, także otwarto muzeum, gdzie zgromadzono wiele pamiątek po pisarzu (listy, portrety, fotografie, szkice miejscowości związanych z jego życiem); można także usłyszeć głos pisarza utrwalony na płycie gramofonowej²⁴.

Wiktor Jakubowski zwrócił uwagę czytelników na Muzeum Literatury Instytutu Literatury Rosyjskiej (Dom Puszkiniowski) Akademii Nauk ZSRR w Leningradzie, które popularyzowało wiedzę o literaturze poprzez organizowanie wystaw poświęconych twórczości pisarzy rosyjskich. Jakubowski zwiedził wiele z nich, w tym poświęcone L. Tołstojowi, Turgieniewowi, Czechowowi, Radiszczewowi. Jakubowskiego szczególnie zainteresowała prezentacja staroruskiego poematu *Słowo o wyprawie Igora*, w której organizatorzy stosowali metodę polegającą na powiązaniu tego zabytku piśmiennictwa ze środowiskiem, w jakim powstał, obyczajowością, stylem epoki²⁵.

Z artykułu Heleny Jaźwińskiej można się dowiedzieć, że Muzeum Literackie w Jasnej Polanie zgromadziło materiały z życia i twórczości Lwa Tołstoja: książki (ok. 22 tys. tomów), rękopisy, fotografie, portrety. Wśród książek było wiele bezcennych egzemplarzy, zawierających uwagi na marginesie. Autorka informowała o wąskiej alejce łączącej dom z oficyną, w której w latach 1859–1862 pisarz urządził szkołę dla dzieci i umieścił redakcję czasopisma „Jasna Polana”. Jaźwińska pisze, że Tołstoja odwiedzało wielu wybitnych przedstawicieli rosyjskiej literatury, sztuki i nauki, np. Turgieniew, Fet, Leskow, Garszin, Czechow, Korolenko, Gorki, Andriejew, Kramskoj, Riepin, Miecznikow, a także liczni cudzoziemcy²⁶.

W 1963 roku A.N. Swiatkowskaja zwracała uwagę czytelnika na Muzeum Włodzimierza Majakowskiego w Moskwie. Autorka przypomniała, że w latach 1926–1930 poeta ten mieszkał w dwupiętrowym domu niedaleko placu Tagańskiego, a wśród

²⁴ Zob. A. Bardach, *Muzea literatury w Związku Radzieckim*. „Język Rosyjski” 1950, nr 1/2 (8/9), s. 40-47.

²⁵ Zob. W. Jakubowski, *W radzieckim muzeum literatury (z wrażeń z podróży do ZSRR)*. „Język Rosyjski” 1952, nr 2 (19), s. 21-24.

²⁶ Zob. H. Jaźwińska, *O żywych i umarłych w Jasnej Polanie*. „Język Rosyjski” 1958, nr 3 (55), s. 16-19.

odwiedzających go gości byli zarówno znani Rosjanie, jak i obcokrajowcy. Swiatkowskaja podkreślała, że w muzeum znajdują się książki polskich pisarzy (Władysława Broniewskiego, Brunona Jasińskiego) oraz dziesiątki listów Majakowskiego do rodziny i przyjaciół, a także przykłady jego twórczości plastycznej: plakaty oraz ilustracje do utworów²⁷.

O pobycie w Galerii Trietiakowskiej pisał Aleksander Doros. Autor podkreślał zasługi założyciela galerii, kupca i mecenasa sztuki Pawła Trietiakowa, który rozpoczął zakup obrazów w 1856 roku w antykwiariatach i na wystawach. Według Dorosa galeria cieszyła się niezwykłą popularnością, a jej zbiory powiększały się o najwybitniejsze dzieła przed- i porewolucyjnych malarzy. Największe wrażenie zrobił na autorze artykułu obraz *Jawlenie Christa narodu* Aleksandra Iwanowa oraz *Iwan Groźny i syn jego Iwan III Riepina*, a ciekawe są również obrazy Fiedotowa oraz bogato reprezentowana twórczość Makowskiego, Riepina, Sierowa, Surikowa, Szyszkina, Wasniecowa²⁸.

W artykule Anny Zarembiny, która zwiedziła i opisała muzeum zorganizowane w domu letniskowym Antoniego Czechowa w Jałcie, czytamy, że w 1899 roku autor *Trzech siostr* wybudował dom w Jałcie i tam zamieszkał razem z rodziną, ale często wyjeżdżał do Moskwy, gdzie mieszkała jego żona, aktorka Olga Knipper-Czechowa; po śmierci pisarza domem i całą spuścizną po nim zaopiekowała się jego siostra Maria Pietrowa²⁹.

W.S. Nowosiółowa opisała muzeum w posiadłości Abramcewo. Z relacji autorki artykułu możemy się dowiedzieć, że w 1843 roku posiadłość tę nabył Siergiej Aksakow i zamieszkał w niej razem z rodziną, a z czasem stworzył tam miejsce spotkań artystów, do którego przyjeżdżali przyjaciele i znajomi pisarza, a wśród nich Nikołaj Gogol, Iwan Turgieniew, poeta Fiodor Tiutczew, pisarz Michaił Zagoskin, znany aktor Michaił Szczepkin. Nowosiółowa przypomniała, że po śmierci Aksakowa jego córka Zofia sprzedała majątek człowiekowi obdarzonemu niezwykłym talentem wokalnym, Sawwie Mamontowi, a on stworzył w Abramcewie ośrodek artystyczny, w którym spotykali się najwięksi ówczesni artyści: malarze, rzeźbiarze, kompozytorzy, aktorzy, architekci i muzycy. O sztuce rozmawiali tam m.in. Ilja Riepin, Iwan Turgieniew, Wiktor Wasniecow, Wasilij Polenow, rzeźbiarz Mark Antokolski. W późniejszym okresie przyjeżdżali do dworku w Abramcewie malarze: Walentin Sierow, Michaił Niesterow, Michaił Wrubel. Nowosiółowa dodaje, że cała posiadłość została ozdobiona pracami odwiedzających ją twórców kultury i sztuki, a w dworku Mamontowa utworzono teatr domowy, którego aktorami byli członkowie tej rodziny oraz przybywający tam twórcy³⁰.

O jednym z najstarszych historycznych i architektonicznych zabytków Sankt Petersburga, twierdzy Pietropawłowskiej, pisze Janina Sałajczyk, dodając, że na terenie

²⁷ Zob. A.N. Swiatkowskaja, *Dom-muzej W.W. Majakowskiego*. „Język Rosyjski” 1963, nr 2 (85), s. 30-36.

²⁸ Zob. A. Doros, *Garść wrażeń z Galerii Tretjakowskiej*. „Język Rosyjski” 1957, nr 5 (51), s. 289-294.

²⁹ Zob. A. Zarembina, *Dacza-muzej Czechowa w Rimie*. „Język Rosyjski” 1958, nr 3 (55), s. 19-21.

³⁰ Zob. W.S. Nowosiółowa, *Muzej-usad'ba Abramcewo*. „Język Rosyjski” 1961, nr 5 (78), s. 30-35.

twierdzy znajdują się dwa obiekty: bastion Trubieckiego (tajne carskie więzienie) oraz sobór Piotra i Pawła. Sałajczyk przypomina, że twierdza stała się miejscem odosobnienia rosyjskich rewolucjonistów; przebywał tu m.in. wielki pisarz i rewolucjonista A.N. Radiszczew, krytyk i rewolucjonista N.G. Czernyszewski oraz Maksym Gorki. W artykule czytamy, że ostatnimi więźniami byli członkowie Rządu Tymczasowego z 1917 roku, których po kilku tygodniach wypuszczono, a w 1922 roku w więzieniu i w soborze utworzono muzea. Sporo uwagi Sałajczyk poświęca soborowi Piotra i Pawła, miejscu pochówków carów³¹.

Słowa kluczowe

kultura, architektura, malarstwo, teatr, muzea

Abstract

Cultural topics in the magazine „Język Rosyjski” [The Russian Language]

The first annuals of „Język Rosyjski” magazine contained articles devoted to various cultural topics. The articles which we presented were mostly informational in nature.

One of the most interesting was a series of articles written by Wojśław Molé, devoted to architecture and painting. Other articles talked about Moscow theatres, literary museums, political satire, the paintings of Riepin and Matejko, the music of Tchaikovsky.

The connections between these cultural topics and Poland were presented in many different forms. Teachers of Russian had a chance to familiarise themselves with different examples of artistic creativity. Information on organized exhibitions and museums must also have been very useful in teaching.

Keywords

culture, architecture, painting, theatre, museum

³¹ Zob. J. Sałajczyk, *Twierdza Pietropawłowska dawniej i dziś*. „Język Rosyjski” 1962, nr 3 (81), s. 27-30.

Co nas przeraża w maszynach? – O kulturowej antypatii i lęku przed techniką

Powracające od czasu do czasu dyskusje o technicyzacji różnych obszarów życia człowieka mogą wywołać przekonanie o wyjątkowej aktualności tego tematu, który jawi się w ten sposób jako „dylemat naszych czasów”. Tak można łatwo przeoczyć fakt, że technika i narzędzia techniczne towarzyszą człowiekowi od niepamiętnych czasów. Póki jednak technika ograniczała się do rodzaju rzemiosła i była tylko instrumentem wspierającym ludzkie rękodzielnictwo zdawała się nie budzić większego niepokoju. Dopiero nadejście rewolucji przemysłowej spowodowało, wraz z przejściem od techniki rozumianej jako prostego narzędzia do techniki skupiającej się przede wszystkim na dostarczaniu odpowiedniej siły i napędu (a w dalszej perspektywie także „techniki informacyjnej”¹), pewną istotną zmianę, która niemal natychmiast stała się źródłem lęku, czego wyrazem był choćby ruch luddystów. Wspomina o tym Martin Heidegger, gdy w swoim *Pytaniu o technikę* zastanawiając się nad istotą techniki czyni rozgraniczenie między wywodzącą się z greckiego pojęcia *techne* techniką rękodzielniczą a techniką współczesną, wyrażającą się np. w technice silników. Podczas gdy ta pierwsza jest sposobem odkrywania, istnieje w obszarze odkrycia, czyli prawdy (*aletheia*)², współczesną technikę opanowuje roszczenie, by traktować wszystko jako zasób, służący tylko i wyłącznie do dostawiania do innych kolejnych zasobów³. To, co jest postrzegane jako zasób, jest zasadniczo niesamodzielne, ma sens tylko będąc „dostawionym do tego co dostawialne”⁴. Można więc powiedzieć, że współczesna technika pozbawia rzeczy ich indywidualności, redukując je do pozbawionych jednostkowych właściwości części procesu produkcyjnego. Niebezpieczeństwo, które ta zmiana niesie ze sobą, jest o tyle duże, że nie wpływa tylko na proces technicznej produkcji, lecz także na ogólnie rozumiane postrzeganie świata przez człowieka⁵.

¹ ELM, Theo (red.); HIEBEL, Hans H. (red.): *Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter*. Freiburg im Breisgau: Rombach, 1991, str. 10-11.

² HEIDEGGER, Martin: *Die Frage nach der Technik*. W: idem: *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen: Neske, 1985, str. 16-17.

³ Ibid., str. 20-21.

⁴ „Was im Sinne des Bestandes steht, steht uns nicht mehr als Gegenstand gegenüber” [„To, co stoi w sensie zasobu, nie stoi już naprzeciw nas jako przedmiot“ – tłum. Janusz Mizerski] Ibid., str. 20.

⁵ Co może mieć wpływ na wszystkie dziedziny życia, od sztuki począwszy na polityce skończywszy. Por. np. BENJAMIN, Walter: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit: drei Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.

Przypatrując się kulturowej recepcji techniki współczesnej można odnieść wrażenie, że jednak to nie ta jej właściwość, a przynajmniej nie w głównej mierze, jest przyczyną pewnej nieufności, jeśli nie lęku przed techniką, uosabianą głównie przez maszyny. Tym nie mniej to właśnie z kierującej techniką zasady przekształcania wszystkiego w użyteczny w produkcji zasób wywodzi się potrzeba usprawniania procesu technologicznego poprzez zautomatyzowane maszyny, wyręczające i sukcesywnie zastępujące ludzi przy różnego typu pracach. Tak gwałtowny rozwój techniki i coraz szybsze wdzieranie się jej w sfery dotąd uważane za wyłącznie ludzkie wywołały reakcję obronną kultury. Nad tą kwestią pochyła się m.in. Gilbert Simondon we wstępie do swej pracy *Du mode d'existence des objets techniques*⁶. Zastanawiając się nad przyczynami antypatii, czy wręcz jak chce tego francuski filozof – ksenofobii kultury wobec techniki, można by dojść do wniosku, że najbardziej niepokojącą cechą techniki jest pewien margines nieokreśloności, pewien margines błędu, którego skutki mogą być nieprzewidywalne. Niepokój ten jest dość wyraźnie widoczny w wielu kulturowych wizjach przyszłości, w których to wskutek rozwoju techniki maszyny stają się coraz doskonalsze (i, co jest z tym w pewien sposób związane, coraz bardziej podobne do człowieka) aż do tego momentu, gdy pojawia się jakieś nie spodziewane (nie wliczone w rachubę zysków i strat przy produkcji danych maszyn) zdarzenie, po którym maszyny obracają się przeciwko ich twórcom. Dzieje się tak np. w filmach z serii *Terminator*. Technicznie zaawansowany system *Skynet* zyskuje samoświadomość i dąży do unicestwienia ludzkości. W słynnym filmie Stanleya Kubricka i powstałej równoległe z nim powieści Arthura C. Clarke'a *2001: Odyseja kosmiczna* obdarzony świadomością superkomputer HAL 9000 staje się głównym wrogiem załogi statku, którego systemami kieruje. Podobny schemat widać np. w głośnej swego czasu grze komputerowej z gatunku cyberpunk – *System Shock* – tam również maszyna – tym razem system operacyjny stacji kosmicznej – nagle postanawia pozbyć się „zbędnego czynnika ludzkiego” na pokładzie. Golem XIV, główna postać tekstu Stanisława Lema o tym samym tytule, nie przejawia wprawdzie żadnych morderczych skłonności wobec ludzi, jest jednak w pełni świadomy swojej wyższości nad człowiekiem i często ją manifestuje, czym wzbudza u pracujących z nim uczonych zarówno frustracje jak i niepokój⁷. W kontekście dwóch sformułowanych przez Simondona postaw ludzi wobec maszyn można by wizje te zinterpretować jako wyraz pewnych przesądów wobec techniki, których symbolem jest figura robota. Z jednej strony człowiek traktuje obiekty techniczne jako zwykłe narzędzia, jako obiekty materialne bez własnego immanentnego znaczenia, które mają jedynie

⁶ W niniejszym artykule będę posługiwał się angielskim tłumaczeniem tekstu Simondona.

⁷ „Przez pewien czas ponawialiśmy próby wykładania stosunku GOLEM – ludzie w kategoriach relacji dorosły – dziecko. [...] Takie analogie wypowiedane były, zwłaszcza przez psychologów, z myślą o GOLEMIE wśród nas wszystkich. Lecz analogia ta, jak bodaj każda, ma swą granicę. Dziecko bywa niezrozumiałe dla dorosłego, lecz GOLEM nie zna takich problemów. Potrafi, gdy zechce, penetrować rozmówcę w sposób niesamowity. Poczucie istnego, prześwietlenia umysłu na wylot, jakiego się wtedy doznaje, wprost poraża.” LEM, Stanisław: *Biblioteka XXI wieku. Golem XIV*. Warszawa: Agora, 2009, str. 222.

funkcję użytkową. Z drugiej strony w kulturze przypisywana jest tymże narzędziom pewna intencjonalność. Simondon mówi o tym w ten sposób:

Our culture thus entertains two contradictory attitudes to technical objects. On the one hand, it treats them as pure and simple assemblies of material that are quite without true meaning and that only provide utility. On the other hand, it assumes that these objects are also robots, and that they harbour intentions hostile to man, or that they represent for man a constant threat of aggression or insurrection.⁸

Dochodzimy więc do pewnego paradoksu, gdyż narzędziu, czyli obiektowi *per definitionem* (mam tu na myśli definicję słownikową) pozbawionemu wszelkiej intencjonalności, będącemu jedynie przedłużeniem intencji i woli jego użytkownika, przypisuje się własne, oczywiście wrogie człowiekowi intencje i własną, płynącą z jego wnętrza wolę. W ten sposób błąd człowieka w obchodzeniu się z maszyną polegałby nie na niedoszacowaniu i pominięciu pewnego marginesu błędu w działaniu maszyny, lecz na zignorowaniu jej (zapewne niecnym) intencji, za sprawą których tylko na chwilę niepoddana kontroli maszyna zaczyna czynić swojemu użytkownikowi „wszelkie możliwe zło”. Można by to zobrazować w następujący sposób: posługując się narzędziem, powiedzmy młotkiem, który jest bądź co bądź prostym, ale jednak instrumentem technicznym, możemy – zaniedbując zasady BHP, czyli nie uwzględniając różnego rodzaju *worst case scenarios* – przy wbijaniu gwoździ uderzyć się w palec. Nikt przy zdrowych zmysłach nie obwinałby jednak za tę sytuację młotka – uderzenie się w palec wynikło po prostu z naszego nieumiejętnego obchodzenia narzędziem. Wina leży tutaj po stronie użytkownika, który nie wziął pod uwagę, co może się stać, gdy nieprecyzyjnie wyceluje młotkiem w gwoździe, jaki może być skutek uboczny błędnego zastosowania narzędzia. Przekładając tę sytuację na analogiczne przypadki nieumiejętnego obchodzenia się z bardziej zaawansowanymi technicznie narzędziami, jak różnego rodzaju maszyny przemysłowe należałoby przyznać, że zasada pozostaje niezmienna. Jeśli pewnego dnia ramię robota składającego karoserię samochodów nagle chwyci jakiegoś nieszczęsnego robotnika, łamiąc mu przy tym rękę w kilku miejscach, będzie to również skutek nieuwzględnienia możliwego błędu w działaniu maszyny. Nie ma tutaj większego znaczenia, czy błąd ów spowodowany był niewłaściwym zachowaniem robotnika, pomyłką inżyniera programującego robota czy też projektanta, który powiedzmy źle wyliczył pewne zmienne potrzebne do prawidłowego funkcjonowania zabezpieczeń robota. W każdym jednak wypadku zachowanie maszyny można sprowadzić do błędu ludzi, mających z nią do czynienia na różnych etapach jej technicznego „życia”. W przypadku robotów kultura, jak przekonuje Simondon, znajduje jednak inne wytłumaczenie przyczyn ich niepożądanego

⁸ “W ten oto sposób nasza kultura żywi dwie sprzeczne postawy wobec obiektów technicznych. Z jednej strony traktuje je jak zwykłe i proste zestawy materiału, które są całkowicie pozbawione prawdziwego znaczenia i które tylko zapewniają użyteczność. Z drugiej strony zakłada, że te obiekty są także robotami i że skrywają wrogie człowiekowi intencje albo stale zagrażają człowiekowi agresją lub powstaniem.” [wszystkie przypisy w moim tłumaczeniu, chyba że podano inaczej – M. Sz.] SIMONDON, Gilbert: *On the Mode of Existence of Technical Objects*. University of Western Ontario, 1980, str. 12.

zachowania. Wspomniane nastawienie kultury do maszyn, zakładające ich świadomą i oczywiście zawsze wrogą ludzkości intencjonalność, każe we wspomnianym robocie widzieć zbuntowaną maszynę, swoistego terminatora, pragnącego dołożyć swą cegielkę do zgładzenia ludzkości poprzez porachowanie kości owemu nieszczęsnemu robotnikowi. Gdy jednak uświadomimy sobie, że podobny tok myślenia w przypadku, być może nie młotka, którego trudno nazwać maszyną, ale np. jakiejś prostej dźwigni, będącej już maszyną prostą, ocierałby się o absurd, możemy zrozumieć, że sformułowany przez Simondona krytyczny sposób postrzegania techniki przez kulturę jest w istocie trochę bardziej nowoczesną formą animizmu, który kazał naszym przodkom widzieć np. w naturalnych zjawiskach atmosferycznych, jak błyskawice, wołę bogów, a rwącemu nurtowi rzeki, porywającemu domostwa w czasie powodzi przypisywać intencjonalność. Podobnie jak dawne praktyki animistyczne, pełne przesądów podejście kultury do maszyn zasadza się na tym samym – na niezrozumieniu i niewiedzy. Dlatego też trudno przypisywać intencjonalność takim maszynom jak dźwignia prosta, gdyż mechanizm jej działania jest doskonale znany każdemu przeciętnemu uczniowi szkoły podstawowej.

Jeśli jednak chodzi o zrozumienie mechanizmu działania robotów przemysłowych nie można już powiedzieć tego samego, stąd uproszczone sposoby rozumienia tych mechanizmów poprzez przypisanie im intencjonalności i woli zniszczenia ludzkości, gdyż to, co nieznanne, postrzegane jest również jako zagrożenie. Można to zrozumieć więc jako rodzaj myślenia magicznego, zaklinanie nieznanego, jakim jest maszyna, poprzez sprowadzanie mechanizmów jej działania do tego, co znamy intuicyjnie, a więc do zachowań ludzkich. Stąd bierze się też zapewne powszechna tendencja do antropomorfizacji działań maszyny, która jest tym większa, im bardziej maszyna przypomina bądź człowieka, bądź jakikolwiek inny organizm żywy. Dobrym przykładem może być tu pewne badanie, w którym grupie kilkuletnich dzieci przedstawiono dwa modele tańczących robotów. Jeden zaprogramowany był tak, by jego ruchy były nieprzewidywalne, pozornie spontaniczne, czyli takie jakich można by było spodziewać się po organizmie żywym. Drugi natomiast wykonywał powtarzalne „mechaniczne” ruchy. Dzieci szalały na widok pierwszego robota, traktując go jak kolegę – bawiły się z nim, nakrywały kocem, gdy udawał, że śpi. Drugi robot, ten „bardziej” mechaniczny nie wzbudził ich większego zainteresowania⁹. Eksperyment ten dobrze tłumaczy przyczynę wspomnianego przez Simondona nastawienia kultury wobec techniki, nie przybliżyła nas jednak do zrozumienia kwestii zasadniczej – mianowicie gdzie tkwi źródło „obcości” techniki, obcości, która każe nam uciekać się to takich sztuczek jak antropomorfizacja czy przypisywanie maszynom intencjonalności. Kluczem do zrozumienia owej obcości jest pojęcie automatyzmu, o którym Simondon również wspomina:

Idolators of the machine generally assume that the degree of perfection of a machine is directly proportional to the degree of automatism. Going beyond what can be learnt from experience, they suppose that an increase in and improvement of automatism

⁹ Fox, Douglas: In our own image: Why we treat things like people. W: *New Scientist*, 27.11.2010 (2778), str. 32-37.

would lead to the bringing into oneness and mutual interconnection of all machines – the creating of a machine made up of all machines. Now, in fact, automatism is a fairly low degree of technical perfection. In order to make a machine automatic, it is necessary to sacrifice many of its functional possibilities and many of its possible uses. Automatism, and that use of it in the form of industrial organisation which we call automation, has an economic or social, rather than a technical, significance. The real perfecting of machines, which we can say raises the level of technicality, has nothing to do with an increase in automatism but, on the contrary, relates to the fact that the functioning of the machine conceals a certain margin of indetermination.¹⁰

Moim zdaniem to właśnie automatyzm maszyny, który w błędnym przekonaniu „czcicieli” techniki jest wprost proporcjonalnie związany ze stopniem jej doskonałości, jest tym, co nas najbardziej w niej przeraża. I choć na pierwszy rzut oka mogłoby się здаwać, że to właśnie ten pewien margines nieokreśloności powinien budzić największy niepokój, to automatyzm jest tą (w przypadku najbardziej zaawansowanych maszyn *de facto* postulowaną) przyczyną obcości maszyn, czego potwierdzenie można znaleźć w licznych tekstach kultury, traktujących o maszynach i ich możliwym buncie, unicestwieniu ludzkości itp¹¹. Dla jasności można by to zobrazować w sposób następujący: wyobraźmy sobie, że w recepcji w naszym miejscu pracy została zainstalowana ultranowoczesna maszyna – człękoksztalny robot, pozdrawiający wszystkich wchodzących, udzielający odpowiednich informacji itp. Tak zaawansowane urządzenie nie mogłoby, zgodnie z tym co mówi Simondon, być w pełni automatyczne, powinno posiadać pewien margines nieokreśloności, który pozwalałby mu dostosowy-

¹⁰ „Czciciele maszyny zwykle zakładają, że stopień doskonałości maszyny jest wprost proporcjonalny do stopnia automatyzmu. Wykraczając poza to, co można poznać doświadczalnie, przyjmują oni, że zwiększenie i ulepszenie automatyzmu doprowadziłyby do wprowadzenia jedności i wzajemnego połączenia między wszystkimi maszynami – do stworzenia maszyny składającej się z wszystkich maszyn. Jednak automatyzm stanowi w gruncie rzeczy dość niski stopień technicznej doskonałości. W celu uczynienia maszyny automatyczną konieczne jest poświęcenie wielu jej możliwości funkcjonalnych i wielu z jej możliwych zastosowań. Automatyzm oraz jego zastosowanie w postaci organizacji procesu przemysłowego, które nazywamy automatyzacją, ma w większym stopniu znaczenie ekonomiczne lub społeczne niż techniczne. Prawdziwe udoskonalanie maszyny, które, można by rzec, podnosi poziom zaawansowania technicznego, nie ma nic wspólnego ze zwiększaniem automatyzmu, ale wręcz przeciwnie odnosi się do faktu, że działanie maszyny skrywa pewien margines nieokreśloności.” SIMONDON, Gilbert: op. cit., str. 12-13.

¹¹ Liczba wspomnianych tekstów tak duża, że wręcz trudno do oszacowania, dlatego omówienie ich wszystkich, nawet jeśli byłoby możliwe, z pewnością przekraczałoby ramy tego artykułu. Siłą rzeczy muszę ograniczyć wybór do kilku tekstów, będących moim zdaniem najbardziej reprezentatywnymi dla postawionej przeze mnie tezy, i jak każdy tego typu wybór będzie on subiektywny. Tym nie mniej jeśli chodzi o przykłady tego typu tekstów warto wymienić choćby zbiór opowiadań *I, Robot* Isaaca Asimova (wydany w Polsce jako *Ja, robot*) czy filmy z serii *Terminator*, *Matrix* czy *Battlestar Galactica*, lub gry komputerowe z serii *System Shock*, *Mass Effect*, itd. Warto także zaznaczyć, że już w sztuce Karela Čapka *R.U.R.*, w której to po raz pierwszy użyte zostało słowo „robot”, jest mowa o powstaniu robotów, które skutkuje zagładą ludzkości. Sztuczni ludzie w tekście czeskiego pisarza przypominają co prawda bardziej androidy lub klony, niż standardowe maszyny, są jednak produkowane w fabryce, w zautomatyzowanym procesie przemysłowym i dzięki środkom technicznym. ČAPEK, Karel: *R.U.R. (Rossum's Universal Robots)*. London: Penguin, 2004.

wać się do nowych, nieprzewidzianych w programie sytuacji i uczyć się odpowiednio na nie reagować. Ów margines nieokreśloności powinien niemal intuicyjnie budzić nasz niepokój – a co, jeśli naszemu mechanicznemu recepcjonście przestawi się jakiś tranzystor w jego elektronicznym mózgu i sympatyczny android stwierdzi nagle, że nienawidzi ludzkości i powinien zacząć ją eksterminować. W ten sposób słysząc doskonale wytworzone w synteźniku mowy robota „Dzień dobry!” będziemy zastanawiać się, czy nie kryją się za tym jakieś nieczne intencje. Kierowanie podobnych podejrzeń wobec maszyny jest oczywiście irracjonalnym przypisywaniem jej pewnej niezależnej od jej programu intencjonalności, jednak podejrzania te same w sobie nie mają nic wspólnego z techniką. Równie dobrze robota mógłby zastąpić recepcjonista z krwi i kości, co do którego również mogliśmy wysuwać podejrzenia o nagły atak amoku i chęć wymordowania ludzkości, wszakże często słychać w mass mediach o tego typu przypadkach, kiedy niepozorny i niespotykany spokojny pracownik korporacji przynosi do pracy broń z morderczymi zamiarami. Gdyby jeszcze doszły do tego stereotypy, np. gdyby ów recepcjonista należał do grupy etnicznej lub subkulturowej stereotypowo oskarżanej o różnego rodzaju nieczne występki, nasza czujność w jego obecności niechybnie wzrosłaby, nawet jeśli we własnym mniemaniu za nic mamy stereotypy. Zdaje się, że wchodzi tu w użycie ogólny mechanizm nieufności wobec „Innego”, tym silniejszy, im bardziej „Inny” jest nam obcy, czyli cecha, która w wypadku mechanicznego „Innego” osiąga prawdopodobnie najwyższy możliwy poziom. Jeśli na chwilę pominiemy jednak margines nieokreśloności, a przyjrzymy się nieco mniej rzucającemu się w oczy elementowi „automatyzmu”, zrozumiemy, jaki niepokój może budzić w nas maszyna. Niepokój ten, w odróżnieniu od pierwszej przedstawionej sytuacji, jest ściśle związany z techniką. Moim zdaniem to właśnie ów automatyzm jest tym, co nas przeraża w maszynach i będzie to źródło niepokoju właściwe tylko i wyłącznie maszynom. Wracając do naszego elektronicznego recepcjonisty – przekonanie o automatyzmie maszyny, to jest o jej pewnej samowystarczalności, o stabilności jej systemu, który nie potrzebuje człowieka do działania, może budzić niepokój i będzie to niepokój, którego nie będziemy odczuwać wobec człowieka recepcjonisty. Fakt, że robot stałby za biurkiem i mówił „dzień dobry” nawet gdyby jakiś bliżej nieokreślony kataklizm doprowadził do zniknięcia całej ludzkości lub że ten sam robot mógłby witać przedstawicieli kilku następujących po sobie pokoleń, albo mógłby całkiem obyć się bez ludzi i wykonywać zapisaną w swoim programie pracę póki nie skończyłaby mu się energia, może budzić niepokój, a nawet i strach. Jeśli robot byłby zaprogramowany tak, żeby uzupełniał swoje źródła energii albo korzystał ze źródeł odnawialnych, znaczyłoby to, że mógłby działać wiecznie. A to oznacza, że przynajmniej pod tym względem byłby lepszy, nadrzędny wobec człowieka. Niepokój wobec techniki zasada się na tej właśnie przewodzie techniki – maszyny (przynajmniej w powszechnym wyobrażeniu o nich) są trwalsze i bardziej stabilne niż ludzie.

Lęk przed tą przewagą maszyny jest wyraźnie widoczny w kulturowych wizjach przyszłości, które w różny sposób związane są z maszynami. Jak już wspomniano, zgotowany ludzkości przez maszyny techniczny armagedon można było za każdym razem sprowadzić do błędu, usterki w oprogramowaniu czy innego rodzaju anoma-

lii. Tego typu wizje przyszłości zwracają też przeważnie uwagę na winę człowieka w technicznej zagładzie ludzkości, która zasadza się na nierozpoznanie zagrożeń płynących z teje techniki, na nie braniu pod uwagę, na zbagatelizowaniu marginesu nieokreśloności maszyny. Za każdym razem przyjmuje się, że ten margines nieokreśloności, o ile tylko występuje, to niechybnie doprowadzi do niewyobrażalnej katastrofy. Nie tyle więc sama maszyna jest tutaj zagrożeniem, lecz niedokładne poznanie mechanizmów i wszystkich możliwych wariantów jej działania. W tak sformułowanych obawach wobec maszyn słychać echa środków ostrożności rzeczywiście podejmowanych podczas pracy ze skomplikowanymi (a co za tym idzie i obciążonymi dużą dozą nieokreśloności) mechanizmami jak np. uwzględniana przy projektowaniu elektrowni atomowej najcięższa hipotetyczna awaria (tzw. *maximum credible accident* albo *worst case scenario*), czy spopularyzowane w kulturze masowej a wywodzące się z autentycznych badań nad samolotami naddźwiękowymi i pojazdami kosmicznymi (tzw. projekt MX981) prawa Murphy’ego. Powszechny sposób rozumienia maszyn znajdujący wyraz w filmowych wizjach przyszłości zdaje się więc kierować zasadą – „jeśli coś może pójść źle, to pójdzie źle”. Samo w sobie stwierdzenie to nie jest specjalnie odkrywcze, zastanawiający jest fakt, dlaczego budzi ono takie emocje w odniesieniu do maszyn. Abstrahując od nieokreśloności w zachowaniu maszyny, które może spowodować awarię, to właśnie automatyzm, czyli fakt, że również źle działająca maszyna może działać bez końca, zachowując materialną przewagę nad człowiekiem, powoduje prawdziwy niepokój. Widać to np. we wspomnianym filmie „Terminator”, gdy przybyły z przyszłości sierżant Kyle Reese przestrzega Sarę Connor przed jej prześladowcą – tytułowym terminatorem:

Listen, and understand! That Terminator is out there! It can’t be bargained with. It can’t be reasoned with. It doesn’t feel pity, or remorse, or fear. And it absolutely will not stop, ever, until you are dead.¹²

Ta wypowiedź trafia w sedno, jeśli chodzi o ludzki lęk przed maszyną – maszyna nie współczuje, nie odczuwa strachu ani skruchy, nie można się z nią targować ani nie można jej wyperswadować raz zadanego programu – słowem jeśli coś pójdzie źle, maszyny nie da się zatrzymać. I to właśnie ta niezmienność, a co za tym idzie niesłychana przewaga maszyny nad człowiekiem, jest bardziej przerażająca od samej możliwości wystąpienia błędu. W przypadku człowieka również może dojść do sytuacji, którą można nazwać błędem, jednak w przeciwieństwie do błędu w zachowaniu maszyny, ludzki błąd jest łatwiejszy do opanowania.

Wyobraźmy sobie, że jesteśmy zamknięci w jakimś pomieszczeniu, z którego nie chce nas wypuścić strażnik. Jeśli strażnik ten byłby człowiekiem, nasza sytuacja nie byłaby beznadziejna. Moglibyśmy spróbować negocjacji, prośby lub przekupstwa, moglibyśmy spróbować ucieczki, w czasie gdy strażnik śpi lub załatwia potrzeby fizjologiczne. W ostateczności moglibyśmy liczyć na to, że strażnikowi w końcu znudzi się

¹² „Posłuchaj i zrozum! Terminator tam jest! Nie można się z nim targować. Nie można go przekonać. Nie czuje litości, żalu czy strachu. I w żadnym wypadku nie spocznie, nigdy, dopóki nie zginiesz.” Źródło: Wikiquote. http://en.wikiquote.org/wiki/The_Terminator Dostęp: 26.06.2011.

pilnowanie lub zmiany poglądy na temat kwestii przetrzymywania ludzi w zamkniętych pomieszczeniach i sam nas wypuści. Jeśli strażnikiem byłby robot podobny filmowemu terminatorowi, nasz los byłby praktycznie przesadzony. Jedyną możliwością ratunku byłoby czekanie na moment, w którym robotowi wyczerpią się baterie lub wystąpi jakiś nieoczekiwany błąd w oprogramowaniu. Czas oczekiwania na jedno i drugie wydarzenie mógłby być o wiele dłuższy niż jedno krótkie ludzkie życie. Podobna tematyka poruszona zostaje w trzynastym odcinku drugiego sezonu serialu *Star Trek: Voyager*. Załoga statku znajduje dryfującego w przestrzeni kosmicznej robota, zabiera go na pokład i uruchamia. Robot, przedstawiający się jako „Zautomatyzowana jednostka 3947” dziękuje załodze za ratunek i w imieniu całej swojej „rasy” prosi o pomoc. Okazuje się, że mimo swojego technicznego zaawansowania roboty takie jak 3947 nie są w stanie same budować nowych jednostek, co stało się kluczowym problemem dla ich przetrwania, ponieważ ich budowniczy już „wymarł”. Z powodu wielu wątpliwości załoga statku nie decyduje się pomóc robotom. Dowiedziawszy się o tym 3947 porywa główną inżynier Torres na swój statek i żąda od niej pomocy przy budowie nowych jednostek. W razie odmowy grozi zniszczeniem Voyagera. W czasie gdy załoga Voyagera obmyśla plan odbicia pani inżynier, w okolicy pojawia się drugi niemal identyczny statek, który pilotowany jest przez inną wrogą rasę maszyn. Między statkami robotów wywiązuje się walka, w tym zamieszaniu Voyagerowi udaje się uratować zakładniczkę i czym prędzej oddalić się w bezpieczne miejsce. Zanim jednak Torres zostaje przetransportowana z powrotem na swój statek udaje się jej dowiedzieć nieco więcej o wojnie między dwiema rasami robotów. Okazuje się, że dwie cywilizacje (określane jako „budownicowie”), które toczyły ze sobą wojnę, zaprojektowały i stworzyły roboty jako żołnierzy. Kiedy obie cywilizacje ogłosiły zawieszenie broni, postanowiły zakończyć działalność robotów. Jednak oprogramowanie robotów przewidywało jedynie walkę za wszelką cenę z robotami wrogiej cywilizacji, zatem obie linie robotów postanowiły usunąć przeszkodę, nie pozwalającą im na dalszą walkę. W rozmowie, będącej kulminacyjnym punktem odcinka, 3947 skwitował to w lakoniczny, chciałoby się powiedzieć właściwy maszynie, sposób:

[Torres] „Wait a minute. If both sides called a truce, then why didn't they stop you from fighting?”

[3947] „They attempted to do so.”

[Torres] „And?”

[3947] ”We terminated the Builders.”¹³

„Zautomatyzowane jednostki” okazały się systemem nadzwyczaj stabilnym – mimo że jako całość cywilizacja robotów podlegała pewnym zmianom, pewne jej własności, a więc zadany na początku program eksterminacji wszelkich wrogów, pozostały stałe. Ten swoisty imperatyw destrukcji stał się dla tych maszyn „niezmiennikiem” jak to

¹³ [Torres] „Chwileczkę. Jeśli obie strony zawarły rozejm, to dlaczego nie powstrzymali was od walki? [3947] „Starali się to zrobić.” [Torres] „I?” [3947] „Zlikwidowaliśmy Budowniczych.”
Źródło: [http://memory-alpha.org/wiki/Prototype_\(episode\)](http://memory-alpha.org/wiki/Prototype_(episode)) Dostęp 26.06.2011.

określa William Ross Ashby¹⁴. Co więcej „zautomatyzowane jednostki” mogły w ten sposób pozostać w stanie równowagi, który, jak dalej tłumaczy Ashby, polega na tym stan i transformacja są związane tak, że transformacja nie powoduje zmiany stanu. Robotom z serialu *Star Trek Voyager* brakowało tylko jednego do osiągnięcia tego stanu – umiejętności samoreplikacji. Gdyby maszyny były w stanie tworzyć swoje kopie, stałyby się systemem idealnie stabilnym – w zasadzie nikt i nic nie byłoby w stanie wytrącić ich z równowagi i przerwać wykonywania przez nie zadanego programu. W tym kontekście można wysnuć przypuszczenie, że stworzenie nie sztucznej inteligencji, wbrew medialnej i pop-kulturowej nośności tematu, tylko maszyny samoreplikującej wzbudza największy niepokój. Maszyna posiadająca sztuczną inteligencję, a nawet obdarzona samoświadomością, nie stanowi bowiem tak wielkiego zagrożenia dla człowieka, i życia w ogóle, jak relatywnie dużo mniej technicznie doskonała maszyna samoreplikująca, jak np. rozważana w dziedzinie nanotechnologii w kategorii możliwego zagrożenia tzw. szara maź¹⁵. Ewentualne zagrożenia ze strony sztucznej inteligencji są związane w pierwszej linii z wolną wolą i intencjami, które taka maszyna mogłaby posiadać¹⁶, a mniej ze stabilnością, związaną z poziomem automatyzmu, który siłą rzeczy musiałby być mniejszy w technicznie bardziej doskonałej maszynie. Natomiast względnie prymitywne¹⁷ maszyny, jak tworzące szarą maź nanoroboty, cechowałyby się o wiele większą dozą automatyzmu, a co za tym idzie były systemem bardziej stabilnym. Doskonałym zilustrowaniem tych przemysłów zdaje się być powieść „Niezwyciężony” autorstwa Stanisława Lema. Fabuła tego tekstu przedstawia próby odszukania zaginionego statku kosmicznego Kondor na planecie Regis III przez załogę bliźniaczej jednostki – tytułowego Niezwyciężonego. Podczas poszukiwań naukowcy rozpoczynają jednocześnie badanie planety i odkrywają coś zdumiewającego – cała planeta została zdominowana przez przypominające insekty maszyny, będące rodzajem quasi-życia, a przynajmniej zachowujących się podobnie do organizmów żywych i podlegających również mechanizmom ewolucji. Jak też można było przypuszczać w toku ewolucji, maszyny te wyparły z planety wszelkie istoty żywe, gdyż były od życia bardziej stabilne, to znaczy mimo zmian zewnętrznych form na coraz lepiej dostosowane do środowiska, ich program pozostawał niezmienny – replikować się i opanowywać nowe terytoria. Biolog z załogi Niezwyciężonego wysnuł teorię na temat możliwego przebiegu wydarzeń na planecie Regis III:

¹⁴ ASHBY, William Ross: *Wstęp do cybernetyki*. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe, 1963, str. 111-112.

¹⁵ Z ang. „grey goo”. Po raz pierwszy apokaliptyczny scenariusz rozwoju samoreplikujących nanomaszyn, który doprowadza do wyparcia wszelkiego życia, został zaprezentowany przez Erica Drexlera w książce *Engines of Creation: The Coming Era of Nanotechnology*. Por. DREXLER, K. Eric: *Engines of Creation: The Coming Era of Nanotechnology*. New York: Anchor Press, 1986.

¹⁶ W odróżnieniu od intencjonalności, która bywa niesłusznie i poprzez przesady przypisywana wszelkim maszynom, nie tylko tym posiadającym sztuczną inteligencję, a o której wspominał Gilbert Simondon.

¹⁷ Prymitywne odnośnie możliwości i funkcji, a nie zaawansowania technologicznego.

Proszę przyjąć, że kiedyś, właśnie przed milionami lat, wylądowała tu rakieta z innego systemu. [...] Dajmy na to, że wylądował tu statek zwiadowczy Lyran i że doszło do katastrofy. Albo do innego nieszczęśliwego wypadku, w którym zginęła cała załoga. Powiedzmy: jakiś wybuch reaktora, reakcja łańcuchowa... dość że wrak, który osiadł na Regis, nie miał na pokładzie ani jednej żywej istoty. Ocalały tylko... automaty.¹⁸

Kluczową cechą tychże automatów była ich zdolność do samoreplikacji, o czym naukowiec mówi w dalszej części swojego wywodu:

Uniezależniły się od tamtych. Być może miejscowa fauna usiłowała je atakować. Istniały tu jaszczuropodobne gady, były więc i drapieżniki, a drapieżnik pewnego typu atakuje wszystko, co się porusza. Automaty zaczęły z nimi walczyć i pokonały je. Do tej walki musiały się przysposobić. Przekształcały się tak, aby dostosować się najlepiej do panujących na planecie warunków. Kluczową sprawą było moim zdaniem to, że owe automaty posiadały zdolność produkowania innych, w zależności od potrzeb. [...] Dostyc, że w miarę upływu czasu te mechanizmy, które istniały na lądzie, przystosowały się do warunków doskonale — i udało im się pokonać wszystkie formy zwierzęcego życia planety. Roślinnego też. [...] To znaczy, że rozpoczęła się martwa ewolucja. Ewolucja urządzeń mechanicznych. Co jest naczelną zasadą homeostatu? Przetwarzanie w zmieniających się warunkach, nawet w najbardziej wrogich, w najcięższych.¹⁹

Maszyny rozpoczęły swoją ewolucję i, co należy zaznaczyć, jest to „martwa ewolucja”, a zatem ma ona olbrzymią przewagę na każdym organizmem żywym z tej właśnie przyczyny – człowiek, zwierzę, czy nawet roślina muszą się utrzymać przy życiu, aby móc się rozmnożyć i uczestniczyć w ewolucyjnej rywalizacji. Maszyny nie muszą, maszyny nie umierają, mogą spokojnie i cierpliwie odczekać tysiące lat aż nadarzy się sposobność, żeby zdominować środowisko. Maszyny cechuje automatyzm, dlatego są w stanie replikować się bez względu na wszystko, lepiej wykorzystują zasoby środowiska, cechuje je nieugięta „wola”²⁰ i dlatego mogą powielać się praktycznie w wykładniczym tempie. Na określenie tego mechanicznego pseudożycia bardziej niż martwe pasuje pojęcie zaczerpnięte z literatury fantasty – przedstawione przez Lema nanoroboty są w zasadzie istotami nieumarłymi²¹. W różnego rodzaju mitologiach a także

¹⁸ LEM, Stanisław: *Niezwykliczony*. Warszawa: Iskry, 1982, s. 113.

¹⁹ *Ibid.*, str. 115-116.

²⁰ Niebędąca oczywiście w rzeczywistości wola, tylko zestawem wcześniej zaprogramowanych instrukcji i imperatywów, których automaty trzymają się nieustępliwie i które wykonują w sposób nomen omen mechaniczny.

²¹ Warto jednak przy tym pamiętać o pewnej różnicy między dwoma często występującymi w kulturze popularnej typami „martwego życia”, mianowicie między wspomnianą „żywą” maszyną (podlegającą martwej ewolucji) a zombie, czyli żywym trupem. Mimo że w obu wypadkach mamy do czynienia z życiem istot martwych, to jednak o ile w wypadku „żywej” maszyny, oznacza to wartość pozytywną (tj. wartość dodaną), to w przypadku zombie oznacza to jednak stan negatywny – to co było kiedyś żywe, staje się martwe i na powrót (i na chwilę) ożywione, w istocie swej pozostaje jednak martwe. W przypadku „żywej” maszyny następuje pewien rozwój – to, co martwe, nabiera cech i możliwości organizmu żywego, nie tracąc przy tym pewnych korzyści wynikających z bycia maszyną, z bycia „martwym” (np. niemożliwość śmierci – maszyna może zostać zniszczona, ale nie może umrzeć).

w literaturze fantasy mianem nieumarłych określa się martwe ciała różnych stworzeń ożywione za pomocą czarów i rytuałów. Choć mieszanie dwóch różnych dyskursów science fiction i fantasy może wydać się tu nie na miejscu, to wydaje mi się, że pojęcie całkiem trafnie określa tego typu ewoluujące i namnażające się maszyny, które nie są wszak organizmami żywymi, ale nie są też martwą materią. Mogą konkurować z istotami żywymi i w ostateczności nawet wyprzeć je ze środowiska, choć same nie mogą umrzeć, ponieważ nie są żywe. I to właśnie myśl o takich maszynach, mogących być dla nas konkurentami w odwiecznej walce ewolucji, najbardziej nas przeraża, gdy patrzemy np. na wyposażony w sztuczną inteligencję toster²². To nie ewentualny bunt owego tosteru i wypowiedzenie przez niego wojny całej ludzkości możemy odczytywać jako poważne zagrożenie, ale możliwość nieskończonej replikacji urządzeń jemu podobnych, które w ostateczności zagarnęłyby wszystkie możliwe surowce i wyparły w ten sposób wszelkie formy życia, które poza tym, patrząc całkiem trywialnie, łatwiej unicestwić niż opancerzony metalową obudową toster. Na koniec warto jeszcze przytoczyć jedną scenę z *Niezwykłego*, w której oczami Rohana – głównego bohatera powieści – zostają przedstawione bezowocne próby eksterminacji nanorobotów przez załogę statku za pomocą innego robota:

Minęła minuta, i gdy dymy spłynęły nieco na boki, Rohan, wyężając wzrok, zobaczył następny etap walki. Nie zakończyła się, jak gotów był sądzić przed chwilą. Gdyby atakującymi były żywe istoty, masakra, jaka je spotkała, zmusiłaby chyba następne szeregi do odwrotu, a przynajmniej do zatrzymania się u wrót wznieconego piekła, lecz martwe walczyło z martwym, atomowy ogień nie wygasł, zmienił tylko kształt i kierunek głównego uderzenia – i wtedy Rohan po raz pierwszy zrozumiał, czy raczej domyślił się bez słów, jak musiały wyglądać te niegdyś toczące się na pustynnej powierzchni Regis III zmagania, w których jedne roboty miażdżyły i rozbijały inne, jakimi formami selekcji posługiwała się martwa ewolucja i co oznaczały słowa Laudy, że pseudoowady zwyciężyły, jako najlepiej przystosowane.²³

Walka martwego z martwym, ta swoista martwa ewolucja, bardziej przypomina odwieczne procesy chemiczne i fizyczne we wszechświecie, polegające na dynamicznych ruchach atomów, a spowodowane jedynie ich pewnymi, tylko pochodnymi właściwościami, a nie intencjami. Kultura patrząc nieufnie w stronę techniki obawia się zapewne tego, że mimo rozwoju coraz doskonalszych technicznie, a co za tym idzie bardziej otwartych i niezdeteminowanych maszyn, te pozostaną tym, czym w istocie są, martwą materią, dla której, choć jest ona zdolna do ruchu, rozwoju i być może nawet replikacji, pojęcia życia i ewolucji są tylko zgrabną metaforą.

²² W serialu *Battlestar Galactica*, również opowiadającym o ewolucyjnej konkurencji między ludźmi i maszynami, mianem „tosterów” określano owe cybernetyczne istoty, które zapragnęły rozwijać się kosztem ludzkości.

²³ LEM, Stanisław: op. cit., s. 151.

Bibliografia

- ASHBY, William Ross: *Wstęp do cybernetyki*. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe, 1963.
- ASIMOV, Isaac: *I, Robot*. New York: Bantam Books, 2004.
- BENJAMIN, Walter: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit: drei Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.
- ČAPEK, Karel: *R.U.R. (Rossum's Universal Robots)*. London: Penguin, 2004.
- CLARKE, Arthur C.: *2001 A Space Odyssey*. Demco Media, 1993.
- DREXLER, K. Eric: *Engines of Creation: The Coming Era of Nanotechnology*. New York: Anchor Press, 1986.
- ELM, Theo (red.); HIEBEL, Hans H. (red.): *Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter*. Freiburg im Breisgau: Rombach, 1991.
- FOX, Douglas: In our own image: Why we treat things like people. W: *New Scientist*, 27.11.2010 (2778), str. 32-37.
- HEIDEGGER, Martin: *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen: Neske, 1985.
- LEM, Stanisław: *Biblioteka XXI wieku. Golem XIV*. Warszawa: Agora, 2009.
- LEM, Stanisław: *Niezwyciężony*. Warszawa: Iskry, 1982.
- SIMONDON, Gilbert: *On the Mode of Existence of Technical Objects*. University of Western Ontario, 1980.

Słowa kluczowe

filozofia techniki, kulturowa wizja maszyny, lęk przed techniką, stabilność maszyn, intencjonalność maszyny, automatyzm, martwa ewolucja

Abstract

What Frightens Us in Machines? – On The Cultural Antipathy and Fear of Technology.

Rapid development of modern technology seems to coincide with an increasing concern for the field of technical knowledge as such which expresses itself in the cultural representation of technology and technical objects. The most significant and recognizable cultural images focus on depicting machines, especially the intelligent machine – the robot. It could be posited that apocalyptic scenarios of machine uprisings may indicate a deeply rooted antipathy towards technical objects. However, the real reason for the fear of technology can be attributed to its otherness and unfamiliarity. According to the French philosopher Gilbert Simondon a misled approach to understanding machines may lead to an erroneous belief that machines have mostly hostile intentions towards humans and show a substantial degree of automatism. On the grounds of a brief analysis of cultural texts which present rebelling and self-evolving machines it could be argued that automation of the machine and the risk of creating mechanical, and therefore undead, life is the real source of fear.

Keywords

philosophy of technology, cultural idea of the machine, fear of technology, machine stability, intentionality of the machine, automatism, dead evolution

***Himmelsreise* Necli Kelek jako przykład starań o kulturową integrację**

Necli Kelek, autorki tureckiego pochodzenia, osiadłej w Berlinie i piszącej po niemiecku w Republice Federalnej nie trzeba przedstawiać. Swoimi książkami o różnicach między światem Zachodu i kulturą islamu zyskała tam duży rozgłos i uznanie, a jej zaangażowanie w sprawy integracji napływowych mniejszości muzułmańskich z zastaną większością zostało docenione kilkoma nagrodami, m.in. Geschwister-Scholl-Preis w 2005 r., Hildegard von Bingen-Preis, a także Freiheitspreis Fundacji Friedricha Naumanna¹. Kelek udziela się w mediach, jest członkinią Niemieckiej Islamskiej Konferencji i aktywnie oraz odważnie uczestniczy w bieżących wydarzeniach społecznych. Za przykład może tu posłużyć udział w manifestacji będącej wyrazem protestu wobec tzw. zbrodni wykonywanych w imię honoru („Ehrenmorde”), za jaką uznać można czuwanie nad miejscem zabójstwa Hatun Sürücü². Sprawa ta stała się głośna w Niemczech wskutek zainteresowania mediów, ale także dzięki aktywności prominentnych oraz opiniotwórczych obywateli, do jakich z pewnością zalicza się Necla Kelek. Dodać trzeba, że wyrok wykonany na Hatun stanowi pewnego rodzaju symbol dla popełnianych tu tego typu czynów, chociaż istnieją odrębne zdania odnośnie do jego kwalifikacji jako tzw. zbrodni honorowej³, natomiast sama Hatun stała się wzorem dla kobiet usiłujących samodzielnie decydować o swoim losie⁴.

Taką silną, niezależną kobietą wydaje się również Necla Kelek. O jej osobowości i życiu powiemy za chwilę, tymczasem należy stwierdzić, że Kelek przede wszystkim pisze. To dzięki książkom i zawartej w nich krytyce stała się osobą znaną i rozpoznawalną w Niemczech i Turcji. Za sprawą tłumaczenia *Bittersüße Heimat – Słodko-gorzkiej ojczyzny*⁵ staje się znana także w Polsce. Poza wymienionymi wydała dotąd m.in. następujące pozycje: *Der Islam im Alltag*, *Die fremde Braut*, *Die verlorenen*

¹ Por. Necla Kelek, *Die Himmelsreise. Mein Streit mit den Wächtern des Islam*, München 2011, s. 2; oraz: http://de.wikipedia.org/wiki/Necla_Kelek, stan z 27.08.2013.

² Anna Reimann, „Ehrenmorde an Hatun Sürücü: Unvergessen, ungesühnt”, w: „Spiegel-Online“ vom 7.02.2008, <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/ehrenmord-an-hatun-sueruecue-unvergessen-ungesuehnt-a-533755.html>, stan z 20.08.2013.

³ Heide Oesterreich/ Sabine am Orde, *Eine Lust am Schaudern Interview mit Werner Schiffauer*, w: taz.de vom 15.10.2005.

⁴ Anna Reimann, „Ehrenmord an Hatun Sürücü”, op.cit.

⁵ Necla Kelek, *Bittersüße Heimat. Bericht aus dem Inneren der Türkei*, München 2009; Necla Kelek, *Słodko-gorzka ojczyzna. Raport z serca Turcji*, przeł. Elżbieta Kalinowska, Wołowiec 2011.

*Söhne, Chaos der Kulturen*⁶ oraz cytowaną wyżej *Himmelsreise*, o której będzie traktował niniejszy artykuł.

Postaramy się w nim przybliżyć polskiemu czytelnikowi postać Necli Kelek, prezentując, o ile to możliwe, jej credo w odniesieniu do problemu integracji, czyli główne zastrzeżenia czy uwagi odnośnie do pielęgnowanych przez imigrantów tradycji, jej zarzuty kierowane do uczonych i polityków zajmujących się problemem integracji oraz główne postulaty, których wypełnienie może, zdaniem autorki, przyczynić się do rzeczywistego pokojowego współistnienia muzułmanów i innych Europejczyków. Kelek pisze o wymienionych kwestiach niestrudzenie od kilkunastu lat, można zatem w wielu jej książkach znaleźć zarówno zajmującą analizę, jak i pomysły rozwiązania problemu. W niniejszym artykule skoncentrujemy uwagę na jednej z nowszych publikacji, a więc *Himmelsreise*, którą Gustav Seibt z „Süddeutsche Zeitung” raczej słusznie nazwał „sumą jej krytyki islamu”⁷. Spróbujemy naszkicować podstawowe zagadnienia podnoszone w tej książce, przytoczyć pytania, które nurtują autorkę i które sama wytrwale zadaje członkom muzułmańskiej mniejszości, wreszcie zastanowić się, czy, a jeśli tak, to w jakim stopniu jej działalność służy integracji.

Wprawdzie Kelek zwraca się w swoich enuncjacjach najczęściej do Turków, ale dyskutuje o kwestiach kulturowych nieobcych przecież i innym niż jej krajanie wyznawcom islamu. Co ważne, mówi o tych kwestiach z perspektywy „osoby z wewnątrz”, tzn. osoby zakorzenionej w tradycji wyrosłej z tego wyznania. A jednocześnie z punktu widzenia kobiety ukształtowanej w dużej mierze w liberalnej kulturze Zachodu. To połączenie czyni z tekstów Kelek bardzo specyficzną lekturę i zachęca do ich analizy. Nie mniej ważne wydają się przy tym doniosłość rozważanych przez autorkę problemów oraz zainteresowanie nimi – stale rosnące w Europie⁸.

Na wstępie powiemy kilka słów o życiu Necli Kelek. Urodziła się w latach pięćdziesiątych w Istambule w rodzinie muzułmańskiej. Jednak sama określa swych rodziców jako umiarkowanie religijnych i, jak można wnioskować, z dystansem odnoszących się do tradycji⁹. W 1966 r. ojciec Kelek przeprowadził się z żoną i trójką dzieci do Niemiec. W *Słodko-gorzkiej ojczyźnie* autorka tak będzie wspominać te czasy po

⁶ *Islam im Alltag. Islamische Religiosität und ihre Bedeutung in der Lebenswelt von Schülerinnen und Schülern türkischer Herkunft*, Münster 2002; *Die fremde Braut. Ein Bericht aus dem Inneren des türkischen Lebens in Deutschland*. Köln 2005; *Die verlorenen Söhne. Plädoyer für die Befreiung des türkisch-muslimischen Mannes*. Köln 2006; *Chaos der Kulturen: Die Debatte um Islam und Integration*, Köln 2012.

⁷ Por. Necla Kelek, *Himmelsreise*, op.cit., obwoluta książki.

⁸ Literatura na tematy związane z integracją i kulturowymi różnicami między muzułmańskimi imigrantami i większością społeczeństwa jest obfita i stale się powiększa, zob. np.: Tariq Ramadan, *Der Islam und der Westen*, Marburg 2000; Bassam Tibi, *Die fundamentalistische Herausforderung. Der Islam und die Weltpolitik*, München 2002; Günther Lachmann, *Tödliche Toleranz. Die Muslime und unsere offene Gesellschaft. Mit einem Beitrag von Ayaan Hirsi Ali über die Situation der muslimischen Frauen*, München/ Zürich 2007; Konrad Pędziwiatr, *Od islamu imigrantów do islamu obywateli: muzułmanie w krajach Europy Zachodniej*, Kraków 2007; Janine Ziegler, *Das Kopftuchverbot in Deutschland und Frankreich. Ein Beitrag zur Interpretation der Deutschen und französischen Islam-Politik*, Paderborn 2011.

⁹ Por. Necla Kelek, *Die Himmelsreise*, op. cit., s. 90.

latach: „A przecież wszystko zaczęło się tak obiecująco: Pierwsze lata w Niemczech były dla nas, dzieci, tak ekscytujące, obfitowały w tyle nowości, że do głowy nam nie przychodziło tęsknić za Turcją czy też za ‘ojczyzną’. Czuliśmy się częścią nowego społeczeństwa, braliśmy udział we wszystkim, co oferowało. Chodziliśmy do kina, ja grałam w baśni bożonarodzeniowej w teatrze miejskim. Później ojciec uznał, że za dużo tej wolności, i zakazał swoim trzem kobietom kontaktów z Niemcami. Nie wolno mi już było odrabiać lekcji z koleżankami z klasy ani chodzić na basen, mogłam uczestniczyć wyłącznie w życiu rodzinnym”¹⁰. Mimo pewnej izolacji od rdzennego społeczeństwa niemieckiego, jaka według Kelek, ale też Seyran Ates¹¹, na którą Kelek się powołuje, staje się zazwyczaj udziałem imigrantów, autorka *Himmelsreise* potrafiła odnaleźć się w nowej rzeczywistości. W Niemczech uczęszczała do szkoły, studiowała ekonomię polityczną i socjologię, a w 2001 na uniwersytecie Ernsta-Moritzza-Arnda obroniła dysertację o islamskiej religijności i jej znaczeniu w życiu uczennic i uczniów pochodzenia tureckiego, na podstawie której uzyskała stopień doktora¹².

W Republice Federalnej założyła rodzinę, urodziła syna, współpracuje, bądź współpracowała z wieloma instytucjami i organizacjami. Doradzała m.in hamburskim władzom penitencjarnym w sprawach dotyczących muzułmańskich więźniów pochodzenia tureckiego, rządowi Badenii-Wirtembergii w kwestii zaostrzenia sankcji za tzw. „małżeństwo przymusowe” („Zwangsheirat”), realizowała też projekt badawczy zatytułowany „Parallelgesellschaft” („Społeczństwo Równoległe”) w Evangelische Fachhochschule für Sozialpädagogik w Hamburgu¹³. Jak już nadmienialiśmy, Necla Kelek jest również autorką licznych publikacji. Wydaje książki, ale pisze także do niemieckich periodyków i gazet codziennych. Jej teksty drukuje czasopismo dla kobiet „Emma”, dzienniki „Frankfurter Allgemeine Zeitung”, „Tageszeitung” i inne¹⁴. A co nade wszystko istotne, teksty te, zarówno prasowe, jak i książkowe, są obszernie omawiane w Niemczech.

Pierwsza po dysertacji książka *Die fremde Braut* stała się tu bestsellerem. Korzystając z własnej biografii i wywiadów przeprowadzonych z tureckimi imigrantkami, a także porównując te wiadomości z przedmiotową wiedzą naukową, Kelek doszła do przekonania, że patriarchalne tradycje społeczeństw muzułmańskich stanowią dużą przeszkodę w procesie integracji. Na przykładzie kobiet przyjeżdżających do Republiki Federalnej często z woli rodziny po to, aby poślubić nieznanego sobie mężczyznę, pokazała fundamentalne trudności całego problemu. Kobiety te nie znające ani języka niemieckiego, ani niemieckiej kultury czy ogólnie zachodniej obyczajowości „sprowadzane” zostają nie do Niemiec, ale do obcych tureckich rodzin. W nowych środowiskach alienują się niejako podwójnie, wskutek czego cierpią wszyscy – one same, ich mężowie, dzieci, rodziny i naturalnie w dalszej konsekwencji całe społeczeństwo. Ów stale odnawiany rytuał wynika, zdaniem autorki, z archaicznych przyzwyczajęń, które należałoby poddać reformie, jeśli poważnie myśli się o integracji.

¹⁰ Necla Kelek, *Słodko-gorzka ojczyzna*, op.cit., s. 9.

¹¹ Zob. ibidem oraz: Seyran Ates, *Der Multikulti-Irtum*, Berlin 2008, s. 7.

¹² http://de.wikipedia.org/wiki/Necla_Kelek, stan z 27.08.2013.

¹³ Ibidem.

¹⁴ Ibidem.

Książka napisana z dużą dozą empatii szybko zdobyła zainteresowanie czytelników. Ale jednocześnie stała się przedmiotem krytyki. Środowiska naukowe zajmujące się problemem imigrantów zdezawuowały pracę autorki. Zarzucono jej przede wszystkim brak obiektywizmu i niefrasobliwość w ocenie zjawisk¹⁵. Najmocniejsze wydaje się jednak oskarżenie o brak naukowości¹⁶. W 2006 r. w tygodniku „Die Zeit” opublikowano petycję w formie listu otwartego, której sygnatariuszami stało się sześćdziesięcioro naukowców – przedstawicieli nauk społecznych, w tym badaczy migracji. Autorami listu byli profesor Yasemin Karakaşoğlu z Bremy oraz koloński psycholog i dziennikarz Mark Terkessidis. Zwracają się w nim przeciw eksponowaniu Kelek w oficjalnym dyskursie politycznym na temat imigrantów, twierdząc, że autorka bezpodstawnie uogólnia pojedyncze przypadki, a z wyjątków czyni cechy dystynktywne wyznawców islamu i w ten sposób stygmatyzuje całe grupy społeczne¹⁷. Ich zdaniem zapewne istnieją tzw. małżeństwa aranżowane, nie wykluczają też małżeństw zawieranych pod przymusem, ale ich źródeł dopatrują się w europejskiej polityce migracyjnej, zamykaniu się zamożnych społeczeństw przed przybyszami z biedniejszych rejonów świata, a nie w muzułmańskiej tradycji. Do takich wniosków, utrzymują, można jednakże dojść dopiero w wyniku skrupulatnej analizy, zarzucając łatwy pomysł przeciwstawienia kultury islamu cywilizacji Zachodu, a tego, ich zdaniem, Kelek nie potrafi¹⁸.

Autorka *Die fremde Braut* nie pozostała bierna. Jej replika ukazała się w kolejnym numerze „Die Zeit”, przedrukowała ją też „Die Tagszeitung”¹⁹. Natomiast w przedmowie do drugiego wydania książki Kelek w podobnym do owej repliki tonie broni się przed stawianymi jej zarzutami, wskazując, że działa w dobrej wierze, a ze swojej strony imputuje krytykom łatwowierność i brak należytego zaangażowania w pracę badawczą. Jej zdaniem uczeni ci powinni odwiedzać meczety, szkoły, poradnie dla cudzoziemców czy w końcu poczekalnie przed gabinetami ginekologów i szukać tam tureckich kobiet, od których dowiedzieliby się może, przy należyтым przygotowaniu, że we współczesnych Niemczech przymusowe małżeństwa, przemoc w rodzinie, a nawet poligamia są w wielu środowiskach na porządku dziennym. Autorka odrzuca również argument, iż w swojej książce nie kieruje się więcej wyważoną analizą, jak czyniła to, wedle krytyków, jeszcze w czasie dysertacji. Wówczas, podobnie jak jej adwersarze wierzyła w samoistną możliwość międzykulturowego porozumienia i przezwyciężenia zastanych różnic. Prowadzone od końca XX wieku badania problemu rysowały bowiem przyszłość w świetlanych barwach multikulturalizmu, a niektóre nawet wieszczyły sukcesywne dopasowywanie się imigrantów do wymagań i wartości Zachodu. Kelek uważa dzisiaj podobne przekonania za mrzonki, twierdząc że sama nie doceniała

¹⁵ Ibidem.

¹⁶ Yasemin Karakaşoğlu/ Mark Terkessidis, *Gerechtigkeit für Muslime*, w: zeit online z 1.02.2006 <http://www.zeit.de/2006/06/Petition>, stan z 28.08.2013.

¹⁷ Por. ibidem oraz http://de.wikipedia.org/wiki/Necla_Kelek, stan z 27.08.2013.

¹⁸ Yasemin Karakaşoğlu/ Mark Terkessidis, *Gerechtigkeit für Muslime*, w: zeit online z 1.02.2006 <http://www.zeit.de/2006/06/Petition>, stan z 28.08.2013.

¹⁹ Por. Necla Kelek, *Auf den Tisch damit!*, w: taz z 3.02.2006 <http://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=-2006/02/03/a0174>, stan z 28.08.2013.

siły wizji świata zbudowanej na tradycji islamu. Zaleca też przeciwnikom w dyskusji baczłą obserwację zmian w środowiskach muzułmańskich obecnych w Niemczech i lekturę badań, według których ponad połowa kobiet we wschodniej Anatolii wychodzi za mąż bez uprzedniego zajęcia stanowiska w sprawie wyboru męża. O tym, że wiele z nich jest „sprzedawanych” do Niemiec, informuje w swojej książce. Podobnie jak o innych tragediach wynikających z patriarchalnych tradycji, których uzasadnienia ich wyznawcy bezpodstawnie, zdaniem Kelek, szukają w Koranie. O karygodnych zaniechaniach swoich przeciwników autorka pisze natomiast m.in.:

Auch die 60 `Migrationsforscher` hätten solche Veränderungen registrieren können. Gerade sie hätten die Fragen stellen können, die ich gestellt habe – oder auch andere. Für sie stand allerdings nie die Frage der Integration im Zentrum ihres Interesses – die erledigte sich ja angeblich von selbst –, sondern eher die Frage, wie man die Herkunftsidentität der Migranten bewahren und schützen kann. Deren `eigene Kultur` wurde immer wieder als Rechtfertigung bemüht, wenn es um Praktiken ging, die frauenfeindlich und menschenrechtsverletzend sind, etwa dass die Söhne muslimischer Migranten auf eine starre Kultur der Ehre verpflichtet oder die Töchter in die Türkei an einen Ehemann verkauft werden. Die 60 `Migrationsforscher` haben in den vergangenen Jahrzehnten die Mittel und den Apparat gehabt, die Probleme von Zwangsheirat, arrangierten Ehen und Ehrenmorden zu untersuchen und damit einen Beitrag zur Integrationspolitik zu leisten. Das haben sie aber nicht getan. Sie haben sich in der Rolle vermeintlicher Fürsprecher der Muslime gesehen, deren Probleme aber haben sie nicht sehen wollen²⁰.

W obronie Kelek stanowisko zajęli m.in. Alice Schwarzer, redakcje „Die Welt” i „Die Tageszeitung”, Rahel Volz z organizacji *Terre des Femmes*, Seyran Ates i Hartmut Krauss – redaktor z Osnabrück, który zainicjował kontr petycję pod tytułem *Sprawiedliwość dla demokratycznych krytyczek islamu* i zebrał pod nią podpisy 53 dziennikarzy, naukowców, inżynierów, autorów, a także aktywistów (głównie z Iranu i Iraku) zajmujących się prawami człowieka²¹. Gazeta „Die Frankfurter Allgemeine” zwróciła uwagę na fakt, że wśród sygnatariuszy listu przeciw Kelek tylko jedna piąta podpisanych socjologów zajmowała się problemami imigracji tureckiej. Broniono autorki, podkreślając głównie jej odwagę w przełamywaniu społecznego tabu, jakie obejmowało dotąd poruszane przez nią problemy. Badacz migracji Werner

²⁰ Necla Kelek, *Die fremde Braut*, a.a.O., s. 14. [„Również tych sześćdziesięciu badaczy migracji mogłoby zarejestrować owe zmiany. To właśnie oni mogliby zadać te pytania, które ja zadałam – albo też inne. Dla nich jednakże kwestia integracji nigdy nie stała w centrum zainteresowania – ona miała się przecież dokonać sama – ich interesowało bardziej, jak zachować i chronić tożsamość tradycji, z jakich imigranci się wywodzą. Nadwyrężało się ‘własną kulturę’ imigrantów jako usprawiedliwienia zawsze wtedy, kiedy chodziło o praktyki wrogie wobec kobiet i łamiące prawa człowieka, np. kiedy synowie muzułmańskich imigrantów zostają zobowiązani wobec nieugiętej kultury honoru, a córki sprzedawane mężom w Turcji. Tych sześćdziesięciu badaczy imigracji miało w minionych dziesięcioleciach środki i narzędzia do tego, aby zbadać problemy przymusowych ślubów, aranżowanych małżeństw i morderstw w imię honoru, i w ten sposób wnieść własny wkład w politykę integracji. Nie uczynili tego. Widzieli się w roli rzekomych orędowników muzułmanów, ich problemów nie chcieli jednak dostrzec”. Tłum. A.W.]

²¹ http://de.wikipedia.org/wiki/Necla_Kelek, stan z 27.08.2013.

Schiffauer, który krytykę podzielał, ale listu nie podpisał, uznał, iż adresatem zarzutów nie powinna się stać Necla Kelek, ale niemieckie społeczeństwo, które „tylko czekało na kogoś takiego jak Kelek, kto wyłącznie potwierdzi to wszystko, co oni i tak zawsze o muzułmanach myśleli”²². W swojej ‘słodko-gorzkiej’ recenzji dokonania Kelek dobrze podsumowuje Alexandra Senfft, pisząc: „Es ist wahrscheinlich aber auch ihren Übertreibungen und groben Verallgemeinerungen zu verdanken, daß die deutsche Öffentlichkeit ihren Aufschrei überhaupt wahrnimmt”²³.

Skoro zdaniem publicystów i akademików Kelek przełamuje jakieś tabu w wydawałoby się otwartym oraz pozbawionym tajemnic kraju i wywołuje ogólnonarodową debatę, to nawet gdyby jej obraz rzeczywistości był błędny, a narracja fałszywa, warto się nad nimi zastanowić.

Świetną okazję do takiej introspekcji stwarza książka *Himmelsreise*. Stanowi bowiem zarówno swoiste podsumowanie rozważań Kelek o islamie, jak również może posłużyć za wprowadzenie w skomplikowaną problematykę współistnienia kultur.

Książka składa się z trzech głównych części dotyczących kolejno islamu jako religii, islamu w życiu codziennym oraz islamu w kontekście polityki. Poprzedza je przedmowa i krótki rozdział tłumaczący cel oraz tytuł pracy, a także błyskotliwie definiujący główne pojęcia i zakres podejmowanych zagadnień. W zakończeniu znajduje się natomiast spis wykorzystanej literatury przedmiotu. Autorka omawia w swej pracy wiele kwestii, m.in. historię powstania Koranu i islamu, główne wyznaczniki tej religii, jej oddziaływanie na kulturę europejską czy polityczne ambicje niektórych jej wyznawców. Przypomina w tym celu historie z życia Mahometa, dzieje i filozofię muzułmańskich myślicieli średniowiecza i czasów późniejszych, ale też aspiracje współczesnych organizacji zrzeszających muzułmanów, głównie Turków, działających w Niemczech. Germanistom ciekawa wyda się zapewne część zatytułowana *Die Deutschen und der Islam*, w której Kelek szkicuje wzajemne powiązania Turków i Niemców na przestrzeni dziejów, sięgając zarówno po opisy wydarzeń historycznych bardzo odległych w czasie, jak i nie tak dawnych czy zupełnie nowych, cytuje dzieła literackie oraz wystąpienia ważnych osobistości z życia kulturalnego, politycznego, religijnego.

Z punktu widzenia problemów integracji i zaznaczonego w tytule naszego artykułu znaczenia działalności Necli Kelek w tym procesie, jako najważniejsze potraktować należy środkowe pasażę książki, prezentujące islam w życiu codziennym. Tu, podobnie jak w niektórych miejscach części trzeciej, autorka rozpatruje różnice między tradycjami muzułmanów i społeczeństw Europy Zachodniej, głównie Niemiec, oraz stara się przekonać czytelnika, iż stanowią one poważną barierę w procesie integracji. Kilku wybranym fragmentom poświęcimy teraz nieco uwagi.

Na wstępie trzeba podkreślić, że w introdukcji Kelek dyskutuje rozpowszechniony, a jej zdaniem błędny, sposób patrzenia na problemy związane z odmiennościami

²² Ibidem.

²³ Alexandra Senfft, *Abrechnung mit dem Islam. Necla Keleks Aufschrei: muslimische Frauen in Deutschland*, w: „Frankfurter Allgemeine Zeitung” nr 123 z 31.05.2005, s. 9. [„Prawdopodobnie także dzięki jej generalizowaniu i przerysowaniom niemiecka opinia społeczna w ogóle usłyszała jej wołanie”. Tłum A.W.]

kultury muzułmańskiej. Głoszoną m.in. przez Hansa Künga metodę „przyglądania się i wewnętrznego-rozumienia“ („das Konzept des Von-innen-Verstehens“) odrzuca jako niewłaściwy tryb podejścia do sprawy. Zbliżanie się, szukanie podobieństw i wiara są dobre, jak pisze, dla religii. W dyskursie politycznym nie mają zastosowania – tu potrzebna jest platforma racjonalnego myślenia²⁴. A zatrzymywanie się na poziomie humanistycznego objaśniania po to, aby zrozumieć („erklären, um zu verstehen“) przyjęte także wśród badaczy islamu, ma, zdaniem autorki, często zgubne praktyczne konsekwencje. Pisze o tym m.in.: „Im harten religionspolitischen Alltag ist eine solche ‘verstehende’ Haltung faktisch eine Kapitulationserklärung vor jeder Freiheitsenteignung, die sich auf ‘religiöse Gebote’ beruft: Da wird ‘verstanden’, dass Familien ihre Töchter am Schwimmunterricht nicht teilnehmen lassen, da wird verstanden, wenn Mütter ihre Söhne mitten im Unterricht anrufen – die Familienbildung im Islam ist doch so wichtig! –, da wird verstanden, dass Mädchen im Alter von sechs Jahren Kopftuch tragen oder mit fünfzehn verschwinden, um in der Türkei verheiratet zu werden“²⁵. Dlatego zamiast infantylnej postawy wczuwania się i nawoływania do zrozumienia, Kelek proponuje dystans, analizę i krytykę. Dzięki nim, jak można wnioskować, odblokowana zostanie od dawna potrzebna w Europie, a szczególnie hamowana w Niemczech dyskusja o islamie, która dotąd skazywała politykę integracji na klęskę²⁶.

Sama analizuje, jak wspominaliśmy, rozliczne zagadnienia, które w jej ujęciu obciążone są dużym potencjałem antagonizmów sprzyjających dezintegracji. Dwóm charakterystycznym aspektom – noszeniu chust przez muzułmanki oraz budowie meczetów w Niemczech przyjrzymy się teraz nieco bliżej.

Wedle Kelek obydwie kwestie, zarówno chusty, jak i meczety, są czymś w rodzaju zewnętrznego symbolu świadomie wykorzystywanego politycznie. W przypadku budowy meczetów krytyczka nie podważa metafizycznych czy religijnych potrzeb wiernych, ale dokonujące się przy pomocy tych budowli utrwalanie patriarchalnego systemu podziału społeczeństw muzułmańskich czy, jak pisze – wertykalnego odseparowania mężczyzn od kobiet²⁷. Jeśli przydziela się tu ostatnim z wymienionych wyłącznie oddzielne pomieszczenia, to takie miejsca wydają się jej złym modelem integracyjnym. A islamskie domy modlitw powstające w Niemczech planowane są poza tym, według Kelek, z wielkim rozmachem – w okalającej je infrastrukturze oferuje się muzułmanom praktycznie wszystko, co potrzebne do życia, nie muszą zatem wchodzić w kontakt z miejscową ludnością. Fakt ten z pewnością nie służy integracji, dlatego autorka raczej słusznie pyta, co wspólnego mają meczety z salonami fryzjerskimi,

²⁴ Necla Kelek, *Himmelsreise*, op. cit., s. 18.

²⁵ Necla Kelek, *Himmelsreise*, op. cit., s. 19. [„W ciężkim codziennym życiu polityki integracyjnej takie ‘rozumiejące’ zachowanie oznacza praktycznie ogłoszenie kapitulacji przed wszelkimi formami pozbawiania wolności, które się powołują na ‘przykazania religijne’: w ten sposób ‘rozumie się’, że rodziny nie pozwalają swoim córkom brać udziału w lekcjach nauki pływania, rozumie się, kiedy matki dzwonią do swoich synów w środku lekcji – więzy rodzinne są przecież w islamie takie ważne! –, rozumie się, że sześćioletnie dziewczynki noszą chusty na głowach albo piętnastoletnie, że znikają, aby w Turcji zostać wydane za mąż”. Tłum. A.W.]

²⁶ Por. ibidem.

²⁷ Por. ibidem, s. 128.

handlem warzywami, sklepami jubilerskimi czy stoiskami z kebabem?²⁸ Argumentując w podobny sposób, dochodzi do przekonania, iż rzeczony projekty nie są kwestią religijną, tylko polityczną, również dla muzułmanów. Tych ostatnich zachęca, aby wreszcie odpowiedzieli sobie na pytanie, jak chcą żyć w Republice Federalnej – tak jak w Anatolii lub Marrakeszu, czy może jednak chcą się stać częścią społeczeństwa obywatelskiego²⁹. Podobnie Kelek apeluje do niemieckich zwolenników budowy meczetów oraz bojowników o wolności religijne, żeby wymagali od mężczyzn skupionych w muzułmańskich organizacjach zaakceptowania równouprawnienia i suwerenności dla wszystkich. Sugeruje także, iż ich kulturowa tolerancja w rzeczywistości jest tylko wyrazem obojętności, „postawą-wszystko-jedno” („Ist-doch-egal-Haltung”)³⁰.

Reasumując tę część wywodu, trzeba przyznać, że Kelek dotyka bardzo istotnych problemów, które dotąd zajmowały przede wszystkim zwykłych obywateli. A przecież wymowa jej wniosków jest niezwykle poruszająca. Autorka podsumowuje: „Solange die Moscheen nicht das gleichberechtigte Miteinander pflegen, sondern hinter dem *hijab*, dem Schleier, archaische und patriarchalische Strukturen befördern, solange es nicht Orte sind, an denen Männer und Frauen gleiche Rechte haben und gleich behandelt werden, sind solche Häuser demokratie- und integrationsfeindlich”³¹.

W analogiczny sposób Kelek prezentuje kwestię chust na głowach muzułmanek. Podobnie jak meczety chusty mają być ponoć widocznym politycznym znakiem, który służy oznajmianiu: „jesteśmy tu, jesteśmy inni i mamy do tego prawo”³². W zajmującym opowiadaniu autorka przypomina historię noszenia chust i powody zakrywania ciała przez muzułmanki, odwołując się do Koranu i dziejów islamu jako konstytuującego się systemu społeczno-politycznego w czasach średniowiecza. Syntetyzując ów wywód, można stwierdzić, iż Kelek postrzega ten symbol jako potrzebny może w Medinie w VII wieku element stroju, kiedy to kobiety postrzegano jako swego rodzaju „zwierzynę łowną” („Frauen als Freiwild”)³³, natomiast dziś, w czasach demokracji i rządów prawa zupełnie zbędny, po prostu anachroniczny. Choć Kelek stara się udowodnić, że świętej księdze islamu w ogóle obcy jest nakaz noszenia chusty, warto w tym miejscu przytoczyć jej wypowiedź z wywiadu telewizyjnego, jakiego udzieliła Peter Voßowi³⁴. Zastanawia się w nim m.in., czy prawidła islamu, gdyby prorok kodyfikował je dzisiaj, nie wyglądałyby zupełnie inaczej? W kontekście integracji ważna wydaje się natomiast następująca diagnoza: „Mit dem Kopftuch wird, wo immer Muslime leben, Präsenz gezeigt, und zwar nach innen wie nach außen, das Sonderrecht auf ‘ein religiöses Leben‘ beansprucht und die Abgrenzung zu ei-

²⁸ Por. ibidem.

²⁹ Por. ibidem.

³⁰ Por. ibidem, s. 129.

³¹ Ibidem. [„Dopóki meczety nie będą dbały o równouprawnione współistnienie, tylko wspierały za *hidżabem*, za zasłoną, archaiczne i patriarchalne struktury, dopóki nie staną się miejscami, w których kobiety i mężczyźni mają równe prawa i w których są jednakowo traktowani, dopóty domy takie są wrogi demokracji i integracji”. Tłum. A.W.]

³² Por. ibidem.

³³ Ibidem, s. 181.

³⁴ *Peter Voß fragt Necla Kelek – Hat Thilo Sarrazin recht?* w: 3 SAT-Mediathek <http://www.3sat.de/mediathek/index.php?display=1&mode=play&obj=21098> stan z 28.08.2013.

ner Gesellschaft demonstriert, in 'er alles erlaubt ist'³⁵. Kelek uważa ten stan rzeczy za dążenie do przezwyciężenia sekularyzacji i zastąpienia jej religią, za przejaw patriarchy pragnącego osłabienia równouprawnienia kobiet i nazywa ów stan „Geschlechter-Apathie” („płciowym apartheidem”)³⁶. Powołuje się też na badania Sonji Haug³⁷, której analiza problemów integracji nasuwa bardzo zbliżone wnioski: „(...) je enger der Kontakt zur Moschee oder einem islamischen Verein ist, desto spärlicher sind die Kontakte mit Deutschen. Musliminnen ohne Kopftuch haben in der Regel bessere Deutschkenntnisse, einen höheren Schulabschluss, sind häufiger berufstätig und halten mehr Kontakt zu Deutschen”³⁸.

W innych miejscach Kelek sugeruje, że sprawy, którymi się zajmuje i które wzbudzają tyle kontrowersji, zarówno wśród muzułmanów, jak i niemuzułmańskiej większości społeczeństwa, mogą już wkrótce zadecydować o przyszłości cywilizacji Zachodu. Powinny zatem obchodzić wszystkich mieszkańców Europy. Dla uzasadnienia takiego poglądu podaje kilka liczb, np.: w Unii Europejskiej żyje obecnie 20 milionów muzułmanów; wśród nich 12 milionów to imigranci w Europie Zachodniej, w tym około 4 milionów w Niemczech³⁹. Zwraca też uwagę, że np. rząd Turcji może w przyszłości silniej wykorzystywać orientację muzułmańską w europejskiej polityce wewnętrznej i zewnętrznej. Autorka dochodzi zatem do wniosku, iż dyskusja z islamem, w takiej postaci, w jakiej go aktualnie znamy, dotyka sedna europejskiej przyszłości⁴⁰. Trudno nie zgodzić się z powyższą opinią.

I chociaż refleksje Necli Kelek przywołują niekiedy na myśl dramatyczną narrację Oriany Fallaci⁴¹, używa bowiem miejscami agresywnego, miejscami ironicznego języka, to wydaje się, że warto się nad nimi zastanowić. Jako jedna z nielicznych kobiet tureckiego pochodzenia mieszkających w Niemczech osiągnęła spory sukces i poważnie traktuje sprawy, o których pisze. Z dużą empatią podchodzi również do ludzi stających się bohaterami jej reportaży. Zakorzenienie w dwóch kulturach: niemieckiej i tureckiej daje jej rzadką szansę popatrzenia na problemy jednocześnie niejako z dwóch stron. I szansę tę autorka raczej dobrze wykorzystuje, co staraliśmy się zaprezentować powyżej. Kontrowersje wywołuje dosadnością sformułowań oraz konkluzjami, na jakie inni się nie odważają. Do najważniejszych należy wniosek, iż

³⁵ Necla Kelek, *Himmelsreise*, op. cit., s. 176. [„Wszędzie tam, gdzie żyją muzułmanie, dzięki chustom zaznacza się obecność, i to zarówno do wewnątrz, jak i na zewnątrz, żąda się specjalnego prawa do 'życia religijnego' oraz demonstruje odgraniczenie od społeczeństwa, w którym 'wszystko jest dozwolone'”. Tłum. A.W.]

³⁶ Por. ibidem.

³⁷ Sonja Haug/ Stephanie Müssig/ Anja Stichs, *Muslimisches, Leben in Deutschland. Im Auftrag der Deutschen Islam Konferenz, Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Nürnberg 2009.*

³⁸ Cyt. za Necla Kelek, *Himmelsreise*, op. cit., s. 189. [„Im bliższy jest kontakt z meczetem lub jedną z organizacji muzułmańskich, tym słabszy z Niemcami. Muzułmanki bez chust z reguły lepiej znają niemiecki, kończą edukację na wyższym poziomie, częściej są zawodowo aktywne i utrzymują częściej kontakty z Niemcami”, tłum. A.W.]

³⁹ Podobne dane por. Konrad Pędziwiatr, *Od islamu imigrantów do islamu obywateli*, op. cit., s. 51-185.

⁴⁰ Necla Kelek, *Himmelsreise*, op. cit., s. 132.

⁴¹ Por. Alexandra Senfft, *Abrechnung mit dem Islam*, op. cit.

najbardziej konfliktogenne problemy w dyskursie o integracji muzułmanów dotyczą prawie zawsze relacji między kobietami i mężczyznami⁴². Problemy takie mogłyby się wydawać błahe, jednakże doświadczenie najnowszych wydarzeń w FRN przekonania tego raczej nie potwierdza⁴³. Natomiast istotnym postulatem Necli Kelek jest apel do wszystkich muzułmanów zamieszczony na końcu książki, utrzymany w estetyce słynnego hasła Karola Marxa, o uznanie własnej niezależności, własnego indywidualizmu⁴⁴. Realizacja tego dezyderatu może wprawdzie narazić adresatów na utratę części odziedziczonych przyzwyczajęń skodyfikowanych w szariacie, ale, zdaniem autorki, jawi się jako nieodzowny krok na drodze integracji. Necla Kelek wyraża także nadzieję, iż budowanie porozumienia muzułmanów z nie muzułmanami przy zachowaniu spirytualnego sensu życia każdej ze stron jest możliwe, zwłaszcza w takim kraju jak Niemcy. Jako autorka z pewnością przyczynia się do jej ziszczenia.

Literatura

- Seyran Ateş, *Der Multikulti-Irtum*, Berlin 2008.
- Ermordete Libanesin: Angehörige schweigen vor Gericht, w: „Spiegel-Online“, 15.03.2013, <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/getoetete-libanesin-angehoerige-schweigen-vor-gericht-in-hagen-a-889162.html>, stan z 19.08.2013
- Fall Arzu Ö.: Vater bestreitet Anstiftung seiner Kinder zum Mord, w: „Spiegel-Online“, 28.01.2013, <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/fall-arzu-oe-vater-soll-kinder-zum-mord-angestiftet-haben-a-880033.html>, stan z 19.08.2013.
- Sonja Haug/ Stephanie Müssig/ Anja Sticks, *Muslimisches Leben in Deutschland*. Im Auftrag der Deutschen Islam Konferenz, Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Nürnberg 2009.
- Yasemin Karakaşoğlu/ Mark Terkessidis, *Gerechtigkeit für Muslime*, w: zeit online z 1.02.2006 <http://www.zeit.de/2006/06/Petition>, stan z 28.08.2013.
- Necla Kelek, *Islam im Alltag. Islamische Religiosität und ihre Bedeutung in der Lebenswelt von Schülerinnen und Schülern türkischer Herkunft*, Münster 2002.
- Necla Kelek, *Die fremde Braut. Ein Bericht aus dem Inneren des türkischen Lebens in Deutschland*, Köln 2005.
- Necla Kelek, *Die verlorenen Söhne. Plädoyer für die Befreiung des türkisch-muslimischen Mannes*. Köln 2006.

⁴² Por. Necla Kelek, *Himmelsreise*, op. cit., s. 155.

⁴³ Por. np. dyskusje na temat morderstw w obronie honoru: Ermordete Libanesin: Angehörige schweigen vor Gericht, w: „Spiegel-Online“, 15.03.2013, <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/getoetete-libanesin-angehoerige-schweigen-vor-gericht-in-hagen-a-889162.html>, stan z 19.08.2013; Tumult im Gerichtssaal nach „Ehrenmord“-Urteil, w: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 15.07.2013, <http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/kriminalitaet/nordrhein-westfalen-tumult-im-gerichtssaal-nach-ehrenmord-urteil-12283467.html>, stan z 19.08.2013; Fall Arzu Ö.: Vater bestreitet Anstiftung seiner Kinder zum Mord, w: „Spiegel-Online“ vom 28.01.2013 <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/fall-arzu-oe-vater-soll-kinder-zum-mord-angestiftet-haben-a-880033.html>, stan z 19.08.2013.

⁴⁴ Por. ibidem, s. 301.

- Necla Kelek, *Auf den Tisch damit!*, w: taz z 3.02.2006 <http://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2006/02/03/a0174>, stan z 28.08.2013.
- Necla Kelek, *Bittersüße Heimat. Bericht aus dem Inneren der Türkei*, München 2009.
- Necla Kelek, *Śłodko-gorzka ojczyzna. Raport z serca Turcji*, przeł. Elżbieta Kalinowska, Wołowiec 2011.
- Necla Kelek, *Die Himmelsreise. Mein Streit mit den Wächtern des Islam*, München 2011.
- Necla Kelek, *Chaos der Kulturen: Die Debatte um Islam und Integration*, Köln 2012. http://de.wikipedia.org/wiki/Necla_Kelek, stan z 27.08.2013.
- Günther Lachmann, *Tödliche Toleranz. Die Muslime und unsere offene Gesellschaft. Mit einem Beitrag von Ayaan Hirsi Ali über die Situation der muslimischen Frauen*, München/ Zürich 2007.
- Heide Oesterreich/ Sabine am Orde, *Eine Lust am Schaudern Interview mit Werner Schiffauer*, w: taz.de vom 15.10.2005.
- Konrad Pędziwiatr, *Od islamu imigrantów do islamu obywateli: muzułmanie w krajach Europy Zachodniej*, Kraków 2007.
- Anna Reimann, *'Ehrenmord' an Hatun Sürücü: Unvergessen, ungesühnt*, w: „Spiegel-Online“, 7.02.2008, <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/ehrenmord-an-hatun-sue-ruecue-unvergessen-ungesuehnt-a-533755.html>, stan z 20.08.2013.
- Tariq Ramadan, *Der Islam und der Westen*, Marburg 2000.
- Alexandra Senfft, *Abrechnung mit dem Islam. Necla Keleks Aufschrei: muslimische Frauen in Deutschland*, w: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ nr 123 z 31.05.2005.
- Bassam Tibi, *Die fundamentalistische Herausforderung. Der Islam und die Weltpolitik*, München 2002.
- Tumult im Gerichtssaal nach „Ehrenmord“-Urteil*, w: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 15.07.2013, <http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/kriminalitaet/nordrhein-westfalen-tumult-im-gerichtssaal-nach-ehrenmord-urteil-12283467.html>, stan z 19.08.2013
- Peter Voß fragt Necla Kelek – *Hat Thilo Sarrazin recht?* w: 3 SAT-Mediathek <http://www.3sat.de/mediathek/index.php?display=1&mode=play&obj=21098> stan z 28.08.2013.
- Janine Ziegler, *Das Kopftuchverbot in Deutschland und Frankreich. Ein Beitrag zur Interpretation der Deutschen und französischen Islam-Politik*, Paderborn 2011.

Słowa kluczowe

muzułmanie, integracja, kultura, międzykulturowość, islam, Koran

Abstract

Journey to Heaven by Necla Kelek as an Example of an Attempt at Cultural Integration

For several years Necla Kelek, an authoress of Turkish origin writing in German, has been discussing the vital issues of differences between the two cultures – of Islam and contemporary Europe in her works. She illustrates those differences in the recently published book *Journey to Heaven* giving the detailed description of Muslim historical traditions.

The article aims at the synthetic summary of the aforementioned description and is the reflection on the possibility of successful integration of different cultures.

Keywords

Muslims, integration, culture, traditions, cross-cultural issues, Islam, Quran.

„Muszę mieć poczucie, że książka jest warta mojego trudu.”

Z Andrzejem Kopackim rozmawia Artur Robert Białachowski

Artur Robert Białachowski: Co skłoniło Pana do związania swojego życia zawodowego z językiem i kulturą niemiecką oraz do pójścia drogą historyka literatury?

Andrzej Kopacki: W latach osiemdziesiątych decyzja o wyborze zawodu była utrudniona przez specyficzne okoliczności. Nie chciałem wyrzekać się literatury, a jednocześnie usiłowałem zarobić trochę grosza, toteż postanowiłem uczyć się przekładu. Wydawało mi się, że to stosownie skromny, realistyczny i bezpieczny plan. Miałem poczucie, że jakoś radzę sobie z językiem, natomiast nie wiedziałem, jakim jestem dyletantem — jak wyboistą drogę trzeba przebrnąć, żeby osiągnąć w miarę przyzwoity poziom przekładowy. Zacząłem więc od tłumaczenia setek stron, w dużej części do szuflady. Po 1989 roku profesor Sauerland z warszawskiej germanistyki zaprosił mnie do powrotu na uczelnię. Wreszcie pod koniec lat dziewięćdziesiątych zacząłem pracować w „Literaturze na Świecie”. Dopiero wtedy przyszła pora na większe pisanie.

A.R.B.: W książce *Spod oka. Eseje o literaturze niemieckiej i nie tylko*, w rozdziale „Nierównomierność, czyli: Polak Niemca nie zrozumie?” pisze Pan, że podstawowymi przeszkodami w dialogu między naszymi dwoma krajami, zarówno na płaszczyźnie politycznej jak i w procesie wymiany myśli, który skądinąd ma wpływ również na sztukę przekładu, są trudności w komunikacji. Zdefiniował je Pan, jako „niewspółmierność doświadczeń duchowych i materialnych, która sprawia, że mimo najlepszej woli rozmówców wyrastają między nimi rafy nieporozumień”. Czy w Pańskiej opinii wielowymiarowe stosunki z naszym zachodnim sąsiadem uległy poprawie przez ostatnie dwie dekady, czy też nastąpiło jedynie pogłębienie dzielących nas różnic?

A.K.: Ten tekst opublikowałem najpierw w 1993 roku w Kwartalniku Politycznym „Krytyka”. Mówiąc o nierównomierności, sięgałem głęboko do historii politycznej i literackiej, chodziło mi o strukturalne różnice w doświadczeniach polskich i niemieckich, dotyczące na przykład znaczenia refleksji filozoficznej, odmienności w pojmowaniu narodu i państwa, charakterystyki romantyzmu w Polsce i w Niemczech etc. Oczywiście na początku lat dziewięćdziesiątych nie było jasne, jak się potoczą stosunki polsko-niemieckie. Potoczyły się niezłe, ale ćwierć wieku to wciąż za mało, by owe różnice, o których pisałem, przestały mieć znaczenie. Nie przeszkadzają chyba w definiowaniu bieżących interesów politycznych, gospodarczych czy kulturalnych, ale przecież nie zanikły. Na głębszym poziomie relacje polsko-niemieckie wciąż wymagają wzajemnej edukacji.

A.R.B.: Esej „Ostatni świat, czyli igraszki z zagładą z tego samego tomu jest zapisem Pańskich refleksji na temat powieści *Ostatni świat* Christopha Ransmayra. Chwali Pan jej tłumacza Jacka Burasa: jego styl „przekornej elegancji” i „pastiszowy rys”, świadczące o „fortunnej predylekcji do prozy utrzymanej w takim stylu”. Doskonały, godny oryginału przekład zachęca do traktowania obu dzieł jako ekwiwalentnych. Czy powinniśmy jednak utożsamiać tekst oryginalny z jego przekładem? Co w przypadku, kiedy marny efekt pracy translatorskiej w ogóle nie oddaje obrazu oryginału, czy też — spójrzmy na przeciwległy biegun — genialny przekład przerasta własną podstawę? W jakiej mierze można mówić o jedności oryginału i przekładu? Czy jako krytyk literacki komentujący teksty przekładane na język polski, zawsze sięga Pan dodatkowo do oryginału?

A.K.: A po co mielibyśmy utożsamiać oryginał z przekładem? Oczywiście nie powinniśmy tego robić, chodzi wszak o dwa różne teksty. Ale Pańskie pytanie zahacza o pewien problem, który wcale nie jest tak oczywisty — problem filologii obcej. Kiedy filolog obcy (względem przedmiotu badania, jakim jest oryginał) pisze dla swojej (to znaczy: nieobcej mu) publiczności siłą rzeczy posiłkuje się przekładem — nie zamykając, rzecz jasna, oczu na wspomnianą nietożsamość obu tekstów. Kiedy piszę po polsku o literaturze obcej, istniejącej w przekładach na polski, to te przekłady służą mi jako zapośredniczenia obcości, ale nie zastępują przedmiotu badań. Mniej oczywiste jest natomiast coś innego: otóż uważam, że przekład może być elementem metody badawczej filologa obcego. Dotyczy to zwłaszcza liryki, kiedy rozbirowi podlega język wiersza. Próbowałem pokazać, jak rozumiem tę użyteczność przekładu, w swojej ostatniej książce *Muszle w kapeluszu*.

A.R.B.: Początek, a zarazem największą trudność każdego przekładu, stanowi granica językowa, miejsce, w którym spotykają się dwa systemy semiotyczne. Owa bariera stanowi o interpretacyjności przekładu. Jakie techniki i strategie pozwalają tłumaczowi tę barierę przewyciężyć?

A.K.: Tłumacz nie musi być znawcą systemów lingwistycznych. Powinien być filologiem, bo przekład wymaga sprawności hermeneutycznej: trzeba rozumieć, co się dzieje w oryginale; ogarnąć nie tylko semantykę, ale też sposób działania językowego. Często zresztą intuicjonista radzi z tym sobie lepiej niż wyedukowany teoretyk. Co tu oznacza interpretacja? Interpretować tekst w przekładzie znaczy nie tylko: rozumieć, lecz także, tak jak w przypadku scenicznej interpretacji literatury: nadawać tekstowi nową postać w medium innego języka. Linia postępowania czy środki wyrazu zależą zawsze od wymogów, jakie stawia tekst źródłowy, i od możliwości kreatywnych; od tego, co może i potrafi zdziałać tłumacz w języku docelowym. Czyli: od determinant i determinacji. W zależności od determinanty źródłowej trzeba podjąć decyzję na przykład w kwestii wyboru metrum albo rejestru stylistycznego, archaizacji czy użycia żargonu. Decyzja może oczywiście być słuszna lub niesłuszna. A potem jeszcze należy ją — najlepiej tę słuszną — z determinacją, znanstwem i talentem zrealizować.

A.R.B.: Czy język niemiecki wykazuje jakąś specyfikę?

A.K.: Z pewnością. W niemczyźnie lirycznej często używa się rymów męskich, które są łatwiejsze i brzmią lepiej niż w polszczyźnie. W niemieckim pewnie łatwiej też budować skomplikowane, pudełkowe konstrukcje składniowe, inna jest funkcjonalność słów posiłkowych i zaimków dzierżawczych. Struktura niemczyzny przypomina gmach o wyszukanej, acz przejrzystej architekturze. Panują dość sztywne zasady dotyczące szyku, swoje zadania pełnią rodzajniki różnych kategorii. Można powiedzieć, że niemczyzna jest elastyczna inaczej niż polszczyzna. Na przykład złożeniowość rzeczownika niemieckiego, zwłaszcza w wersji barokowej, może być nieodtwarzalna po polsku. Z kolei czasowniki opatrzone przedrostkami wyglądają podobnie do naszych.

A.R.B.: W artykułach i esejach Pana autorstwa przewija się termin „pięknego posłuszeństwa”. Stanowi ono, Pana zdaniem, podstawowe prawo przekładu i obowiązek każdego tłumacza. Czy mógłby Pan rozwinąć tę myśl?

A.K.: Rzeczywiście, przy pewnej uroczystej okazji powiedziałem, że piękne posłuszeństwo to *raison d'être* każdej poważnej aspiracji przekładowej. Myślałem o związku pewnego wymogu warsztatowo-etycznego, jaki wynika z zależności przekładu od oryginału (mimo że ich zadłużenie jest wzajemne), i cechy estetycznej. Ale ta formuła to jednak poetyzm, od którego dziś wolałbym stronić. Chętniej posługuję się kilkupunktową typologią przekładu jako aktu performatywnego, podobnego do wykonania utworu na scenie teatralnej bądź muzycznej. W tej typologii pięknemu posłuszeństwu odpowiadałaby myśl, że przekład powinien być umiarkowanie swobodny. To znaczy, musi swobodnie dążyć do urodziwych rozwiązań artystycznych. Ta swoboda napotyka jednak granice wyznaczone przez oryginał i określające gatunkową tożsamość przekładu. Bo nie jest on adaptacją ani wariacją „na motywach”, tylko właśnie przekładem i jako taki — osobnym gatunkiem literackim.

A.R.B.: Najwyższą aspiracją przyświecającą pracy translatorskiej jest przekład totalistyczny. Ów cel jest zarazem wyzwaniem. Trudno oddać wszystkie niuanse oryginalnego tekstu, nie poświęcając przy tym jego estetyki. Czy nie jest tak, że koncepcja przekładu, który „chce wszystkiego”, często, nazwijmy to kolokwialnie, gryzie się z zasadą pięknego posłuszeństwa?

A.K.: Przeciwnie. „Totalizm” to inny punkt w mojej typologii. Przekład, który „chce wszystkiego”, jest, można by rzec, prymusem posłuszeństwa. To miara jego odpowiedzialności etycznej. Ale zarazem musi on być „tricksterem”; nie może poświęcać estetyki — to przecież jego żywioł. Pewnie, że trudno połączyć jedno z drugim i świadomi tego tłumacze rzadko są zadowoleni; mówimy wszak o pewnym ideale, do którego najlepsze przekłady zaledwie się zbliżają. Te świetne zapewne potrafimy policzyć, liczba tych spapanych jest nieprzejrzana. Uważam, że do zasadniczych nakazów etycznych obowiązujących zawodowego tłumacza należy autorefleksja, odpowiedź na pytanie: czy ja na pewno potrafię to przyzwoicie przełożyć? Jeśli nie potrafię, to powinienem dać sobie spokój. To oczywiście wymaga kompetencji estetycznej, potrzebnej do takiej (samo)oceny. I pewnej klasy.

A.R.B.: Jak daleko może się posunąć tłumacz podczas kreowania tekstu przekładu? Jak cienka jest granica między interpretacją a ignorancją?

A.K.: Ignorancja to innymi słowy brak kompetencji. Ale nadużycia w kreowaniu tekstu nie muszą wynikać z ignorancji w ścisłym sensie, mogą być efektem fałszywej samooceny tłumacza albo błędnego pojmowania wolności przekładowej. Tłumacz wie, jak powinien postąpić, ale postępuje „odważniej” — co nie znaczy trafniej. Jeśli przekład tylko udaje związek z oryginałem, to tłumacz posunął się za daleko: przekroczył miarę swojej wolności. Pytanie, jak tę miarę definiować. Najlepiej chyba stawiać je w stosunku do każdego tłumaczonego tekstu od nowa.

A.R.B.: Jak ważna dla przekładu jest warstwa akustyczna poszczególnych słów? Czy operacje i zabiegi metonimiczne, służące poprawieniu „brzmienia” poszczególnych wyrazów w tłumaczonym tekście nie grożą wypaczeniem pierwotnych znaczeń oryginału?

A.K.: Tłumacz niczego nie „poprawia”. Musi dostrzec efekt, jaki osiąga oryginał, i zrozumieć akcję językową — także o charakterze fonetycznym czy akustycznym — która pozwoliła go osiągnąć. Następnie powinien uzyskać analogiczny efekt za pomocą środków swojego języka. Środki mogą czy nawet muszą być inne, ponieważ inny jest język, ale efekt powinien być ekwiwalentny względem oryginału, a to znaczy: znaczenia pierwotne nie powinny się pogubić. Jeśli przekład gubi zbyt wiele, to nie jest dobry.

A.R.B.: Swego czasu napisał Pan, że analogicznie do utworów muzyki klasycznej, które, zamiast gnić na zakurzonych półkach, ożywają wciąż na nowo dzięki nowym wykonaniom i interpretacjom, literatura żyje dzięki kolejnym przekładom na języki obce. Czy uważa Pan, że należy na nowo tłumaczyć klasyków literatury niemieckojęzycznej, takich jak Goethe, Mann, Kafka lub Rilke, i czy są oni jeszcze atrakcyjni dla polskiego czytelnika?

A.K.: Jacques Derrida pisał o zadłużeniu oryginału w przekładzie, powiadał, że oryginał, który jest w sytuacji „braku i wygnania”, wręcz „żąda” przekładu. Jeśli tak, to tłumacz niejako udziela dłużnikowi życiodajnego kredytu. A mówiąc całkiem prosto: to jasne, że każdy kolejny przekład usiłuje na swój sposób zbliżyć się do oryginału i jeśli oryginał wart jest tej gry, a gracz — czy może raczej „performer” — dobrze sobie radzi, to wynikają stąd same korzyści. W najlepszym razie istnieją kanoniczne wykonania partytury, ale także wersje kontrowersyjne, a może też się pojawić nowa jakość aspirująca do kanoniczności. Bo płynie czas, przychodzą nowe generacje czytelników, zmienia się język. Jeśli polski czytelnik „odpada” dziś od klasyki w starych przekładach, to może potrzebuje nowych, które wydobędą coś, co tamte zapoznały?

A.R.B.: Jak układa się Panu współpraca z tłumaczonymi autorami? Czy kontaktuje się Pan z nimi regularnie i czy chętnie służą pomocą w razie konieczności dokonywania uściśleń?

A.K.: Odzywam się do autora tylko w sytuacjach najwyższej konieczności. Tak naprawdę traktuję jego wyjaśnienia z maksymalną podejrzliwością, bo tekst, odkąd

wydostał się spod ręki pisarza na świat, jest odrębnym, suwerennym bytem literackim. Może kryć w sobie rzeczy, o których autor nie ma pojęcia, a w świetle tego, co się tam nieoczekiwanie ujawnia, intencje autorskie schodzą na daleki plan. Mądrzy autorzy są świadomi albo intuicyjnie czują, że kiedy orzekają o własnym tekście, nic nie gwarantuje ich nieomyślności. Ale zdarzają się sytuacje, że czegoś w utworze oryginalnym nie rozumiem i ostatecznie nie ma lepszego sposobu niż zapytać autora. Nigdy mi się nie zdarzyło, żeby autor zareagował na to niechętnie.

A.R.B.: Martin Pollack, jako tłumacz polskich książek na język niemiecki oraz pisarz austriacki podejmujący ważne dla nas tematy, zyskał sobie w Polsce wierne grono czytelników. Jak doszło do tego, że zaczął Pan tłumaczyć jego książki?

A.K.: Jeśli dobrze pamiętam, pierwszą książkę Pollacka, *Podróż po Galicji*, przełożyłem na prośbę wydawnictwa. Drugą chyba też, choć dla innego wydawcy. Jakoś w tym samym czasie poznałem Martina Pollacka osobiście, ale inicjatywa edytorska należała zawsze do oficyny wydawniczej.

A.R.B.: Czy Pollack, jako polonista z wykształcenia i tłumacz, ma wgląd do polskiego przekładu? Czy zdarza się, że proponuje zmiany w przetłumaczonym przez Pana tekście?

A.K.: Nic o tym nie wiem, żeby Martin Pollack przeglądał moje przekłady przed drukiem, nigdy też nie sugerował żadnych rozwiązań przekładowych. Raz sam go prosiłem o wyjaśnienia w związku z jakimś długim cytatem w języku jidysz.

A.R.B.: Co sądzi Pan o warsztacie translatorskim Martina Pollacka? Chodzi mi szczególnie o przekłady książek Ryszarda Kapuścińskiego, za które w 2007 roku otrzymał Nagrodę imienia Karla Dedeciusa.

A.K.: Nie znam przekładów Martina Pollacka. Ale nawet gdybym znał, stroniłbym od ocen — nie jestem niemieckim *native speakerem*. Krytyka przekładu z polskiego na niemiecki nie należy do moich kompetencji. Krytyka niekompetentna przynosi same szkody; krzywdzi głównie tłumaczy. Na marginesie: gdy chodzi o przekłady z obcego na nasze, mamy niestety sporo przykładów takich szkód, bo fachowi krytycy przekładu to u nas wciąż wąska kasta. A o Martinie Pollacku mogę tylko powiedzieć, że cieszy się opinią wyśmienitego tłumacza i nie znam żadnego powodu, by podważać tę jego renomę.

A.R.B.: Jak ocenia Pan polską recepcję Martina Pollacka? Czy można powiedzieć, że jego proza trafiła już do polskiego kanonu literatury niemieckojęzycznej?

A.K.: Niewątpliwie Pollack należy do nielicznej grupy współczesnych autorów niemieckojęzycznych, którzy zaistnieli po polsku w stosunkowo bogatym wyborze przekładów. Wśród tych pisarzy są noblistki Herta Müller i głośna z powodów nie tylko literackich Elfriede Jelinek, jest też znakomity W. G. Sebald. Powody, dla których znaleźli się w tym gronie, są zapewne różne, dużą rolę odgrywają konsekwentne strategie wydawnicze, wysiłek promocyjny, a na przykład w przypadku Sebalda także szczęście do tłumaczki, Małgorzaty Łukasiewicz. Pollack dostał też w Polsce

ważną nagrodę. I chyba rzeczywiście jego pisanie ufrapia w jakieś polskie potrzeby czytelnicze. Natomiast nie wiem, czy istnieje „polski kanon literatury niemieckojęzycznej”, ciekaw byłbym jego opisu.

A.R.B.: Czy nie wydaje się Panu, że książka *Śmierć w bunkrze. Opowieść o moim ojcu* zmieniła sposób postrzegania twórczości Pollacka? Chociaż od chwili jej wydania w Polsce upłynęło już blisko siedem lat, pozostaje ona „najwdzięczniejszym” tematem wywiadów z pisarzem. Pytania z nią związane sięgają od tych oczywistych, dotyczących motywacji Pollacka do podjęcia literackiego rozrachunku z przeszłością, z własnym ojcem, po takie, które brzmią niekiedy jak cios poniżej pasa, na przykład „czy nazizm jest w pańskiej rodzinie dziedziczny?”

A.K.: Pytań głupich bądź nikczemnych chyba nie warto komentować, choć oczywiście jest to bardzo smutne, że zostały zadane. Istotnie *Śmierć w bunkrze*, trzecia książka Pollacka po polsku, przyniosła mu u nas rozgłos. Po trosze chyba z powodu sensacyjnego tematu, ale może także dlatego, że ta książka jest mocnym przykładem literatury dokumentalnej pewnego typu: z wyraziście obecnym narratorem, z silnym dążeniem do skądinąd niełatwej obiektywizacji. Narracja stoi na gruncie faktografii i – jak gdzieś napisałem – zdecydowanie broni swojej aspiracji do autentyczności. Tworzy świat, w który się chętnie wierzy. Daje czytelnikowi poczucie, że się dowiedział czegoś ważnego i ciekawego, i nie jest to poczucie złudne. A czytelnik potrafi to docenić.

A.R.B.: Martin Pollack jest jednak tylko jednym z wielu niemieckojęzycznych autorów, których dzieła zostały przez Pana przetłumaczone. Hans Magnus Enzensberger, Bertolt Brecht, Arno Holz czy Durs Grünbein to tylko kilka nazwisk z tej listy. Jak dochodzi do kolejnego przekładu? Czy czeka Pan na telefon z wydawnictwa, czy sam wychodzi Pan z propozycją? Co musi „mieć” autor czy książka, aby przyciągnąć Pańską uwagę?

A.K.: Historia tych wyborów jest bardzo różnorodna. Enzensbergerem zajmowałem się „od zawsze”, napisałem o nim doktorat i była to moja pierwsza książka esejistyczna. Skoro już odważyłem się tłumaczyć wiersze, trudno żeby go zabrakło. Do Brechta namówił mnie redaktor naczelny „Literatury na Świecie” i mój przyjaciel Piotr Sommer. Wybór wierszy Brechta, kilka lat po numerze „LnŚ” z Brechtem i Bennem, jest też ukoronowaniem pewnego pomysłu na „nieoczywistą” książkę przekładową. Holza zrobiłem na zamówienie, które przyjąłem, bo ten osobliwy poeta impresjonistyczny i naturalistyczny wydał mi się interesującym wyzwaniem warsztatowym. A Grünbein jest bardzo ciekawy literacko, wróciłem do niego po kilkunastu latach. Nie ma jednej zasady, według której dobieram teksty do przekładu. Ale powód, dla którego coś tłumaczę, musi być merytoryczny, muszę mieć poczucie, że książka jest warta mojego trudu. Chętnie odbieram telefony od wydawców, nie tłumaczę jednak bardzo dużo, mam jeszcze inne zajęcia literackie.

A.R.B.: Przełożył Pan tom Dursa Grünbeina *Mizantrop na Capri*, za który wyróżniono Panów, autora i tłumacza, nagrodą Europejski Poeta Wolności (2012). Jak by Pan opisał wyzwanie przekładowe, jakim jest ta liryka?

A.K.: Grünbein to *poeta doctus*. Gdy się tłumaczy erudyte, trzeba się mieć na baczności, żeby nie przegapić jakichś aluzji, w tym przypadku w związku ze starożytnością, ale też z twórczością poetów ważnych dla Grünbeina, takich jak choćby Kawafis. W warstwie językowej Grünbein bywa trudny, zwłaszcza gdy rymuje, stosuje skomplikowane schematy typu abc abc bądź ucieka ze schematu w nieregularność. Potrafi też mieszać rejestry, a ta mieszanka składa się na jego wyrazisty idiom. Trzeba znaleźć w przekładzie ekwiwalent tego idiomu.

A.R.B.: Zbiór *Mizantrop na Capri* to swoisty dialog z poetami-filozofami doby antyku jak Seneka czy postaciami historycznymi jak cesarz Tyberiusz, od którego tom bierze swój tytuł. Jest to swego rodzaju „most do starożytności”. Autorzy tacy jak Horacy czy Juwenal nie są, według Grünbeina, „tylko” łacińskimi klasykami, lecz twórcami, którzy mają wciąż wiele do powiedzenia dzisiejszemu czytelnikowi, i których Rzym nie jest wcale tak różny od dzisiejszego Nowego Jorku czy Berlina. Czy zgadza się Pan z tą opinią?

A.K.: Teza o „równoczesności nierównoczesnego” jest efektowna, pisałem o niej w szkicu *Otium et insomnia* w kontekście monumentalnego wiersza *Do Seneki*. Jako wehikuł tego wiersza albo narracji o Rzymie Juwenala jest ona też nośna literacko. Czy natomiast albo w jakiej mierze można jej bronić w perspektywie historii kultury i cywilizacji — to pytanie do historyków lub antropologów. Jeśli przyznają oni, że Rzym jako węzłowy punkt na mapie i na osi czasu historycznego jest także zwierciadłem dla czasów dzisiejszych, to zapewne jednym tchem opiszą też krzywizny tego zwierciadła.

A.R.B.: Co przygotowuje Pan dla polskiego odbiorcy zainteresowanego liryką i prozą języka niemieckiego?

A.K.: Wydałem w ciągu ostatnich trzech lat dwie bardzo grube publikacje poświęcone prozie i liryce niemieckiej oraz dwa tomy przekładów poetyckich. Czas na coś innego. Najważniejszy wśród kilku moich projektów na ten rok jest przekład książki Waltera Benjamina *Ursprung des deutschen Trauerspiels* [Niemiecki trauerszpil i jego źródło] – fundamentalnie ważnej i potwornie trudnej. Na szczęście przekład jest gotowy i niebawem ujrzy światło dzienne.

Słowa kluczowe

Andrzej Kopacki, Martin Pollack, Durs Grünbein, teoria i praktyka przekładu

Abstract

This interview with Andrzej Kopacki, as conducted by Artur Robert Białachowski, provides insight to his career experiences and his views upon the theory and practice of translation. In its first half Kopacki, a translator, poet, essayist and literati at the Institute for German Studies at the University of Warsaw, discusses the concepts of „fine obedience” and the „total translation”, present in his works. Its second half regards the silhouettes and work of authors translated by Andrzej Kopacki from German into Polish. The discussion concentrates mostly on the persons of the Austrian Martin Pollack and the, in Berlin born, poet Durs Grünbein.

Keywords

Andrzej Kopacki, Martin Pollack, Durs Grünbein, the theory and practice of translation

O konferencji „Estetyczne metamorfozy Petera Turriniego”

Literatura austriacka wciąż cieszy się w Polsce dużą popularnością, o czym może świadczyć sukces zorganizowanej w kwietniu 2012 roku konferencji poświęconej Peterowi Handkemu. Tym razem Instytut Filologii Germańskiej zainicjował ogólnopolską sesję naukową zatytułowaną *Estetyczne metamorfozy Petera Turriniego*, która odbyła się w dniach 9-10 kwietnia 2013 roku.

Wsparcia przy organizowaniu konferencji udzieliły Biblioteka Austriacka naszej uczelni, Austriacki Konsulat Generalny i Austriackie Forum Kultury w Krakowie, Konsulat Honorowy Republiki Austrii we Wrocławiu oraz Klub Muzyki i Literatury we Wrocławiu. Przedsięwzięcie koordynował dr Krzysztof Huszcza z Zakładu Dydaktyki Literatury IFG. Konferencję otworzyli prof. Iwona Bartoszewicz, dyrektor Instytutu Filologii Germańskiej, a także gość honorowy sesji Konsul Generalny Republiki Austrii Christoph Ceska. Salę obrad ozdobiły wykonane specjalnie na tę okazję portrety Petera Turriniego autorstwa dr Ewy Krupy.

Bohater sesji naukowej, Peter Turrini (ur. 1944), jest z całą pewnością jednym z najbardziej wpływowych dramatopisarzy z Austrii, którego utwory znane są nie tylko miłośnikom teatru niemieckiego obszaru językowego, lecz pojawiają się na scenach całego świata. W naszym kraju wystawiono w sumie jedenaście jego sztuk, zważywszy jednak na fakt, iż niektóre z nich zrealizowane zostały przez różnych reżyserów w różnych ośrodkach teatralnych, do roku 1990 zaprezentowano w sumie aż osiemnaście premier dramatów Turriniego. Jego dzieła sceniczne gościły także na deskach Teatru Telewizji, co w dużym stopniu przyczyniło się do popularyzacji twórczości austriackiego pisarza. Z całą pewnością atrakcyjność uprawianego przez Turriniego rzemiosła scenicznego polega na niekonwencjonalnym, często wręcz obrazoburczym traktowaniu najnowszych zjawisk społecznych, dlatego austriacki pisarz bywa często określany „dyżurnym krytykiem” narodowych przywar, jednak w rzeczywistości poruszane przez niego problemy mają charakter uniwersalny.

Pierwszy dzień obrad wypełniły referaty. Zaproszeni naukowcy zajmowali się różnymi aspektami badanej materii, nie tylko związanymi z recepcją utworów, oceną adaptacji scenicznych i przekładów. Uwerturą do rozważań naukowych była projekcja filmowej wersji dramatu Petera Turriniego pt. *Miłość na Madagaskarze* zrealizowanej przez Waldemara Krzystka dla Teatru Telewizji w 2000 roku. Po filmie odbyła się dyskusja z udziałem Marty Klubowicz, odtwórczyni głównej roli żeńskiej w spektaklu. Dyskusję na temat filmu moderował dr Piotr Rudzki, teatrolog i kierownik literacki Teatru Polskiego we Wrocławiu. W trakcie głównej części obrad tematy wystąpień poruszały szerokie spektrum zagadnień, m.in. poetykę teatru Turriniego,

twórczość publicystyczną oraz wątek polski w jego dziełach. Zamykając sesję dr Ewa Krupa przedstawiła swoją monografię poświęconą dramatopisarzowi, książkę *Von der Schockdramaturgie zur Bühnenwirksamen Sensibilität. Peter Turrinis ästhetische Metamorphosen* (Dresden-Wrocław 2012).

Zwieńczeniem pierwszego dnia spotkania naukowego był wieczór autorski w Klubie Muzyki i Literatury. Na początku uczniowie XIV LO im. Polonii Belgijskiej we Wrocławiu zaprezentowali interpretacje polskich przekładów poezji Turriniego z tomu *U szczytu smutku i gniewu*. Następnie grupa „The Bundle Of Joy”, złożona z absolwentów tego liceum, wykonała kilka utworów muzycznych zainspirowanych tekstami pisarza. Opiekę merytoryczną i artystyczną nad występami młodzieży sprawował Aleksander Wiewiórski.

W drugiej części wieczoru miała miejsce prezentacja tomiku wierszy Marty Klubowicz pt. *Odjazdy* (Wrocław 2013) oraz wyboru jej przekładów wierszy Josepha von Eichendorffa (*Memento*, Wrocław 2012). Prezentacje odbyły się przy akompaniamencie fortepianu, o oprawę muzyczną zadbała Zofia Zbroja, studentka germanistyki oraz Akademii Muzycznej. Całość wieczornego spotkania moderowali prof. Wojciech Kunicki i dyrektor KMiL Ryszard Sławczyński.

Drugi dzień konferencji rozpoczęła dyskusja panelowa na temat pozycji literatury we współczesnej Austrii. Wzięli w niej udział konsul Christoph Ceska, dr Krzysztof Huszcza oraz zaproszeni goście, austriaccy poeci: Hannes Vyorala i Nils Jensen. Z perspektywy pasjonującej opowieści świadków rewolucji, która dokonała się w społeczeństwie austriackim w latach siedemdziesiątych, dokonano krytycznej oceny postaw współczesnego społeczeństwa austriackiego, jego dokonań i kształtu obecnego życia literackiego w tym kraju. Po dyskusji miała miejsce prezentacja wierszy obu poetów oraz dwujęzycznego tomu Hannesa Vyoralala *streulich / rozproszone światło* wydanego w serii Biblioteka Austriacka pod redakcją Krzysztofa Huszczy (Dresden-Wrocław 2013) i przeznaczony zarówno dla polskiego jak i niemieckiego odbiorcy.

Zorganizowana przez Zakład Dydaktyki Literatury IFG ogólnopolska sesja naukowa pt. *Estetyczne metamorfozy Petera Turriniego* przebiegła pomyślnie, wzbudzając spore zainteresowanie nie tylko wśród młodzieży akademickiej, przyczyniła się także znacząco do popularyzacji literatury austriackiej na gruncie polskim.

Fortunato Bartolomeo de Felice et son idée de l’analogie dans l’*Encyclopédie* d’Yverdon

I.

Fortunato Bartolomeo de Felice (1723–1798), né dans une famille napolitaine, était l’un des grands pédagogues, publicistes, journalistes et éditeurs du XVIII^e siècle¹. Il a fréquenté le Collegio Romano jésuite à Rome, puis étudié la philosophie et les mathématiques à Brescia. En 1743, de retour à Rome, il est entré au couvent des Frères mineurs, dans lequel il a été ordonné prêtre trois ans plus tard. En 1750 il est devenu professeur de géographie ancienne et moderne à l’Université de Naples, et en 1752 il y a reçu la chaire de physique expérimentale, devenant propagateur des théories de Isaac Newton (1642–1727) en Italie. C’est de cette période que date son œuvre connue *Scelta de’ migliori opuscoli* (Naples 1755), contenant des textes traduits en italien, commentés et dotés de notes bibliographiques d’auteurs tels que: Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1698–1759), René Descartes (1596–1650) et Vincenzo Viviani (1622–1703)².

De Felice n’a pas achevé sa *Scelta de’ migliori opuscoli*, censée avoir vingt volumes. Il a par contre pris part à une querelle d’amour qui a déterminé le reste de ses jours. En 1756 il a enlevé Agnès, comtesse de Panzutti, que son mari avait enfermée pour infidélité dans un des monastères de Naples, et s’est enfui avec elle à Berne en Suisse. Le manque d’argent a contraint les fugitifs à retourner en Italie: la comtesse s’est retrouvée dans un cloître de Naples, et de Félice, par décision du tribunal pénitentiaire, dans un monastère d’Alvernia en Toscane. N’étant pas en état de supporter les rigueurs de la vie au monastère – surtout après une carrière universitaire si bien commencée et brusquement interrompue, liée à une activité intellectuelle intense – de Felice a entre-

¹ Jean Daniel Candaux, *Felice Fortunato de*, (in) *Dictionnaire de la presse 2: Dictionnaire des Journalistes (1600–1789)*, sous la dir. de Jean Sgard, vol. 1, Oxford 1999, p. 389–390; *Id.*, *Felice Fortunato Bartolomeo de (1723–1789)*, (in) *Historisches Lexikon der Schweiz*, hrsg. von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), chefredaktor Marco Jorio, vol. 4, Basel 2005, p. 462.

² F. B. de Felice, *Scelta de’ migliori opuscoli, tanto di quelli che vanno volanti, quanto di quelli che inseriti ritrovansi negli atti delle principali accademie d’Europa concernenti le scienze e le arti che la vita umana interessano, tradotti in italiana favella, commentati, illustrati, accresciuti*, Napoli 1755, p. 3–93 [*Discorso accademico del sign. di Maupertuis sul progresso delle scienze*], p. 95–263 [*Dissertazione del sig. Renato Des-Cartes sul metodo di ben condurre la sua ragione e di cercare la verità nelle scienze*], p. 269–368 [*Discorso storico-critico del chiarissimo Vincenzo Viviani sulla vita e i ritrovati del sig. Galileo Galilei*].

pris au printemps 1757 une autre évasion, cette fois solitaire. Il a obtenu d'un médecin renommé rencontré à Padoue, Jean Baptiste Morgagni (1682–1771), une lettre de recommandation adressée à Albert de Haller (1708–1777), et après un voyage périlleux à travers les Alpes il est arrivé à Berne sous le faux nom de Matteo Ughi.

À Berne il a soutenu une dissertation préparée en latin, commentaire à la physique de Newton, en 1757 il a adopté la foi protestante, en 1758 il a fondé la Société Typographique, financée par Vincent Bernhard Tschärner (1728–1778). Il tenait aussi un café littéraire, genre de club, où à l'époque se rencontraient les éminents intellectuels de Berne. En 1761 on lui a refusé la chaire de philosophie de l'Académie de Lausanne, il pouvait cependant enseigner à Berne. En 1762 il a déménagé à Yverdon, où il a fondé une pension pour jeunes et une maison d'édition dont la renommée à très vite dépassé les frontières de la Suisse. Dans les années 1758–1762 il a publié: *l'Excerptum totius Italicae nec non Helveticae Litteraturae* (16 volumes); l'édition de *l'Estratto della letteratura europea* (36 volumes) marque les années 1758–1766, alors que dans les années 1779, 1782 et 1783 est paru le *Tableau raisonné de l'histoire littéraire du dix-huitième siècle* (36 volumes). Les autres œuvres significatives de cet auteurs sont: *Lettre aux désœuvrés* (Yverdon 1766), le *Tableau philosophique de la religion chrétienne* (Yverdon 1779), *Le Développement de la raison* (Yverdon 1789). L'entreprise la plus ambitieuse de sa vie était l'*Encyclopédie* d'Yverdon, dont il a finalisé l'édition en 58 volumes in quarto dans les années 1770–1780³.

Une définition de neuf pages du mot analogie, dont l'auteur est de Felice, écrivant sous le cryptonyme D.[e] F.[elice]⁴, est parue dans le deuxième volume de l'*Encyclopédie, ou dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines*, publié en 1770 à Yverdon en Suisse. L'analyse du contenu de l'article *Analogie* de Felice provenant de *Encyclopédie* d'Yverdon sera précédée par un rappel du contenu de l'article *Analogie* de l'*Encyclopédie* de Paris, pour qu'on puisse ainsi relever les éventuelles similitudes et différences.

II.

Les auteurs de l'article *Analogie*⁵ paru dans le premier volume de l'*Encyclopédie* de Paris sont César Chesneau Dumarsais (1676–1756)⁶ et Claude Yvon (1714–1791)⁷.

³ Etienne Hofmann, *Encyclopédie d'Yverdon*, (in) *Historisches Lexikon...*, vol. 1, Basel 2002, p. 197–198.

⁴ F. B. de Felice, *Analogie*, (in) *Encyclopédie, ou dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines*, mis en ordre par M. de Felice, vol. 2, Yverdon 1770, p. 483–491.

⁵ César Chesneau Dumarsais et Claude Yvon, *Analogie*, (in) *Encyclopédie, ou Dictionnaire des sciences, des arts et des métiers, par une société de gens de lettres*, mis en ordre et publié par M. Diderot et M. D'Alembert, vol. 1, Paris 1751, p. 399–400.

⁶ *Dictionnaire des lettres française. Le XVIII^e siècle*, publié sous la direction du Cardinal Georges Grente, édition revue et mis à jour sous la direction de François Moureau, Paris 1995, p. 431–432 [article: *Dumarsais César Chesneau*].

⁷ *Ibid.*, p. 1367–1368 [article: *Yvon Claude*].

Le premier était un grammairien et philosophe, collaborateur de l'*Encyclopédie* de Paris, pour laquelle il préparait des articles de grammaire et de pédagogie. Ses œuvres les plus connues sont: *Des tropes ou des différents sens dans lesquels on peut prendre un même mot dans une même langue* (Paris 1730), *Traité des tropes pour servir d'introduction à la rhétorique et à la logique* (Leipzig 1757), *Exposition de la doctrine de l'Eglise gallicane par rapport aux prétentions de la Cour de Rome* (Genève 1757)⁸.

Le second „[...] écrivit pour l'*Encyclopédie*, notamment les articles *Ame*, *Athée*, *Dieu* qui furent considérés comme matérialistes et athées, parce qu'il y faisait appel surtout à des arguments d'ordre philosophique"⁹. Parmi les ouvrages qu'il a laissés nous avons: *La liberté de conscience resserrée dans des bornes légitimes* (Londres 1754–1755), *Abrégé de l'Histoire ecclésiastique* (Amsterdam 1768), *Histoire philosophique de la religion* (Liège 1779)¹⁰.

L'Article *Analogie* élaboré par Dumarsais et Yvon dans l'*Encyclopédie* de Paris ne dépasse que de peu l'espace d'une colonne et concerne une notion d'analogie largement conçue. Penchons-nous sur le contenu de cet article, en commençant par des explications étymologiques, des précisions de la définition et des façons de comprendre l'analogie dans les différents champs d'activité de l'esprit humain. Du point de vue étymologique le terme analogie vient de *αναλογία* grec. Son équivalent latin est le terme *comparatio*¹¹. „Analogie signifie donc la relation, le rapport ou la proportion que plusieurs choses ont les unes avec les autres, quoique d'ailleurs différentes par des qualités qui leur sont propres. Ainsi le pié d'une montagne a quelque chose d'analogue avec celui d'un animal, quoique ce soient deux choses très différentes. Il y a de l'*analogie* entre les êtres qui ont entre eux certains rapports de ressemblances, par exemple, entre les animaux et les plantes, mais l'*analogie* est bien plus grande entre les espèces de certains animaux avec d'autres espèces. Il y a aussi de l'*analogie* entre les métaux et les végétaux"¹².

Les scholastiques – rappellent Dumarsais et Yvon – définissaient l'analogie en tant que ressemblance jointe à quelque diversité. D'habitude ils distinguaient trois genres d'analogie. Le premier était fondé sur l'inégalité „[...] où la raison de la dénomination commune est la même en nature, mais non pas en degré ou en ordre; en ce sens, *animal* est *analogue* à l'*homme* et à la *brute*"¹³. Le second se basait sur l'attribution „[...] où quoique la raison du nom commun soit la même, il se trouve une différence dans son habitude ou rapport; en ce sens, *salutaire* est *analogue* tant à l'*homme* qu'à un *exercice du corps*"¹⁴. Enfin, le troisième se fondait sur la proportion „[...] où quoique les raisons du nom commun différent réellement, toutefois elles ont quelque propor-

⁸ *Ibid.*, p. 431–432.

⁹ *Ibid.*, p. 1368.

¹⁰ *Ibid.*

¹¹ C. Chesneau Dumarsais et C. Yvon, *Analogie*, (in) *Encyclopédie, ou Dictionnaire des sciences...*, vol. 1, Paris 1751, p. 399.

¹² *Ibid.*

¹³ *Ibid.*

¹⁴ *Ibid.*

tion entre elles; en ce sens, les *ouïes* des poissons sont dites êtres *analogues* aux *poumons* dans les animaux terrestres”¹⁵.

En se penchant sur les façons de comprendre l’analogie sur de différents champs d’activité de l’esprit humain, César Chesneau Dumarsais et Claude Yvon commencent par des questions liées à la matière du langage. „En matière de langage nous disons que les mots nouveaux sont formés par *analogie*, c’est-à-dire que des noms nouveaux sont donnés à des choses nouvelles, conformément aux noms déjà établis d’autres choses, qui sont de même nature et de même espèce. Les obscurités qui se trouvent dans le langage, doivent surtout être éclaircies par le secours de l’*analogie*”¹⁶.

En matière de foi on ne devrait pas raisonner par analogie. Il faut s’en tenir exactement à ce qui a été révélé et considérer tout le reste comme effet naturel d’un mécanisme universel dont nous ne concevons pas l’essence. „Dieu comme auteur de la nature, agit d’une manière uniforme. Ce qui arrive dans certaines circonstances, arrivera toujours de la même manière quand les circonstances seront les mêmes; et lorsque je ne vois que l’effet sans que je puisse découvrir la cause, je dois reconnaître ou que je suis ignorant, ou que je suis trompé, plutôt que de me tirer de l’ordre naturel”¹⁷.

À la fin de l’article consacré à l’*Analogie* ses auteurs ont situé le contexte grammatical. „En grammaire l’*analogie* est un rapport de ressemblance ou d’approximation qu’il y a entre une lettre et une autre lettre, ou bien entre un mot et un autre mot, ou enfin une expression, un tour, une phrase, et un autre pareil. Par exemple, [...] il n’y a point d’*analogie* entre notre *on dit* et le *dicitur* des Latins, ou *si dice* des Italiens; ce sont là des façons de parler propres et particulières à chacune de ces langues. Mais il y a de l’*analogie* entre notre *on dit* et *man sagt* des Allemands: car notre *on* vient de *homo*, et *man sagt* signifie l’*homme dit*; *man kan*, l’*homme peut*. L’*analogie* est d’un grand usage en grammaire pour tirer des inductions touchant la déclinaison, le genre et les autres accidents des mots”¹⁸.

C’est ainsi que se présente le contenu de l’article *Analogie* dans le premier volume de l’*Encyclopédie* de Paris, élaboré par César Chesneau Dumarsais et Claude Yvon.

III.

L’article consacré à l’*Analogie*, qui comme nous l’avons mentionné comptait neuf pages et dont l’auteur était Fortunato Bartolomeo de Felice, paru dans le deuxième tome de l’*Encyclopédie, ou dictionnaire universel raisonné des connaissances* humaines, publié en 1770 à Yverdon en Suisse, contient dans son introduction des explications étymologiques et des précisions de définition qui ne diffèrent guère dans leur aspect formel et leur contenu de l’*Encyclopédie* de Paris. Rappelons que l’article mentionné a été marqué par une grande lettre „R”, ce qui signifie que son contenu a été rédigé à nouveau (articles refaits), ou était entièrement nouveau (articles nouveaux). En prati-

¹⁵ *Ibid.*

¹⁶ *Ibid.*

¹⁷ *Ibid.*, p. 400.

¹⁸ *Ibid.*

que cela signifie que l'auteur de l'article propose dans la suite de ses réflexions sa propre structure formelle et celle du contenu, en se concentrant sur la notion d'analogie conçue dans son aspect logique. Dans l'effet, voici la définition de l'analogie que nous donne de Felice: „Analogie [...] est cette preuve qui se tire de la comparaison des choses semblables, ou cette preuve par laquelle nous concluons qu'un attribut convient ou répugne à toute une espèce, de ce que nous voyons qu'ils convient ou répugne à un grand nombre d'individus de cette espèce qui nous sont connus”¹⁹.

Dès le début, de Felice indique le prosaïsme de cette façon de raisonner. Exempt le petit nombre de ceux qui recherchent les causes des choses – dit-il – les gens ont volontiers et souvent recours aux preuves par analogie. C'est pourquoi il souligne avec force: „Ne confondons pas l'analogie avec l'induction, quoiqu'il y ait entre elles quelque rapport, en ce que dans l'une et dans l'autre on conclut du particulier au général; mais elles diffèrent en ce que l'induction est complète; elle étudie tous les individus, sans exception; elle examine tous les cas possibles, sans en omettre un seul, et alors elle conclut avec une connaissance sûre et certaine. L'analogie est, si l'on veut, une induction incomplète, ou imparfaite; elle pousse la conclusion plus loin que les principes, et d'un nombre d'exemples observés, elle conclut généralement pour toute l'espèce”²⁰.

L'auteur de l'article constate que la tâche des philosophes devrait consister à présenter la nature de l'analogie, son indispensabilité et son utilité dans les sciences, mais aussi à démontrer la source de sa solidité. En raison de cela de Felice propose de se pencher sur des classes de sciences particulières, divisées en raison de leur objet. Les sciences qui considèrent leur objet en tant que nécessaire sont donc: la métaphysique, une partie importante de la logique, les mathématiques, la théologie naturelle, l'éthique; les sciences dont l'objet est contingent et existe uniquement par volonté de Dieu „[...] sont la science des esprits créés et celle des corps: leurs principes se tirent de l'expérience”²¹. Par contre les sciences dont l'objet est arbitraire sont la grammaire, la partie de la logique qui dépend des mots et signes de nos pensées, la partie de l'éthique et de la jurisprudence fondée sur les lois et les mœurs des peuples²².

Dans le cas des sciences dont l'objet est nécessaire et qui peuvent prouver leurs thèses, il est sûr que souvent l'induction s'y applique. De Felice cite ici en tant qu'exemple la métaphysique et les mathématiques, sciences dans lesquelles les premières règles, appelées axiomes, sont présupposées et d'habitude n'ont aucune autre preuve que celle venant de l'induction. „Demandez à un jeune enfant ou à un homme qui a vécu sans beaucoup réfléchir, si le tout est plus grand que sa partie, il vous répondra, sans hésiter, que oui. Feignez un moment d'en douter, il vous trouvera ridicule. Demandez-lui sur quoi fondé il admet ce principe? Ne voyez-vous pas, dira-t-il, que je suis plus gros que ma tête, que ma main est plus grande qu'un seul doigt, la maison qu'une chambre, une bibliothèque qu'un livre? [...] Je n'examinerai point ici si ces principes sont eux-mêmes susceptibles de démonstration, s'il n'est pas possible de les déduire tous des définitions.

¹⁹ F. B. de Felice, *Analogie*, (in) *Encyclopédie, ou dictionnaire universel...*, vol. 2, Yverdon 1770, p. 483.

²⁰ *Ibid.*, p. 483.

²¹ *Ibid.*, p. 484.

²² *Ibid.*

Il me suffit pour montrer l'importance de la preuve d'analogie, de remarquer qu'au moins la plupart, pour ne pas dire tous les hommes, parviennent à les connaître et à s'en tenir pour assurés par la voie de l'induction²³.

Selon de Felice, l'analogie s'applique encore plus dans le cas des sciences, dont l'objet est contingent, et dont l'existence dépend uniquement de la volonté de Dieu. Si donc, suivant toujours l'auteur, nous nous penchons sur le moyen qui nous mène à la connaissance des choses situées en dehors de nous-mêmes, nous pouvons nous convaincre que toutes les sciences à objet contingent ont été fondées sur l'analogie. Quelle preuve avons-nous de l'existence d'autres êtres humains, sinon l'analogie? „Je sens que je pense – argumente l'auteur de l'article – je vois que je suis étendu, je connais que l'étendue ne saurait penser, je conclus que je suis un composé de deux substances, le corps et l'âme. Ensuite je remarque hors de moi des corps semblables aux miens, je leur trouve les mêmes organes du sentiment et du mouvement qu'à moi-même. Je vis, ils vivent; je me meus, ils se meuvent; je parle, ils parlent: je conclus que ce sont des êtres composés d'âme et de corps, des hommes en un mot²⁴.

En tant que propagateur conséquent des théories de Newton, de Felice a situé à cet endroit de son article consacré à l'analogie l'information sur l'application de l'analogie en physique, en écrivant que particulièrement dans cette science toutes nos connaissances sont fondées sur l'analogie, et en citant les trois règles de Newton, appelées règles de philosophie naturelle, sur lesquelles se fonde la physique entière: „1. Il ne faut admettre dans l'explication des phénomènes, qu'autant de causes qu'il y en est besoin. 2. Les mêmes effets ont les mêmes causes. 3. Les qualités des corps, qui ne sont susceptibles ni d'augmentation, ni de diminution, et qui se trouvent dans tous les corps, sur lesquels on a pu en faire l'expérience, doivent être regardées comme des qualités universelles de tous les corps. 4. Dans la physique, les propositions fondées sur l'induction, doivent être regardées comme vraies, exactement ou à peu près, sans s'arrêter aux objections qu'on pourrait tirer de quelques hypothèses contraires; à moins qu'il ne survienne de nouvelles expériences qui restreignent ces propositions, ou les rendent plus exactes²⁵.

En commentant l'usage de l'analogie en physique, de Felice se penche aussi sur deux autres sciences importantes qui sont la botanique et la médecine. Ce n'est rien d'autre que l'analogie qui guide nos recherches sur les propriétés des plantes. En botanique, écrit de Felice, il existe un axiome: les plantes qui ont les mêmes fleurs et graines, ont les mêmes propriétés. L'axiome mentionné se fonde sur une longue expérience, dont résulte le fait que les plantes ayant la même odeur et le même goût ont aussi les mêmes propriétés et peuvent être utilisées avec plus ou moins de profit dans le même but. Il en est de même dans la médecine, où les règles des soins se fondent sur une expérience pratique basant sur l'analogie.

Et enfin l'usage de l'analogie se fait sentir encore plus fort dans les sciences qui dépendent uniquement de la volonté et de la législation humaine. De Félice pense ici en particulier à la grammaire et à la jurisprudence. „Dans la grammaire par exemple

²³ *Ibid.*, p. 484–485.

²⁴ *Ibid.*, p. 485.

²⁵ *Ibid.*

– écrit l'auteur de l'article – malgré la bizarrerie des langues, on remarque une grande analogie et nous sommes naturellement portés à la suivre²⁶. Par contre dans cette partie de la jurisprudence, qui a été en entier fondée sur les mœurs des peuples et des institutions libres de la société, nous voyons une énorme application de l'analogie. „Et ces questions sur lesquelles nous supposons la loi muette – demande de Felice – comment se décident-elles? Par l'analogie. La dépendance de ces corps les uns des autres, leurs prétentions réciproques, quand la loi se tait, ne peuvent non plus se décider que par l'analogie²⁷.

Dans la deuxième partie de l'article, de Felice passe à l'analyse de la probabilité résultant de l'analogie par rapport aux trois genres de sciences énumérés. La question qu'il pose au début des réflexions mentionnées est: si tout notre savoir repose uniquement sur la connaissance par analogie, qui ne donne pas la certitude, tout ce savoir ne se borne-t-il donc pas à la pure probabilité ?

Tentant de répondre à une question ainsi posée, de Felice commence l'analyse des trois classes de sciences énumérées par celle, dont l'objet est arbitraire, dépendant de la volonté des hommes. „Le principe de la preuve d'analogie dans les sciences [arbitraires – M.B.] est le goût que nous avons naturellement pour la beauté, qui consiste dans un heureux mélange de l'unité et de la variété. Or l'unité ou l'uniformité, car c'est ici la même chose, l'emporte l'analogie, qui n'est autre chose qu'une entière uniformité entre des choses déjà semblables à plusieurs égards. Or ce goût naturel pour l'analogie se découvre dans toutes les choses qui nous plaisent: l'esprit lui-même n'est qu'une heureuse facilité à remarquer les ressemblances, les analogies. L'architecture, la peinture, la sculpture, la musique, la poésie, que sont les arts dont l'objet est de plaire, ont toutes leurs règles fondées sur l'analogie²⁸.

De Felice se réfère ici à l'exemple de la grammaire, demandant avec insistance: ne devrait-on pas supposer que ceux, auxquels nous devons l'invention, puis le perfectionnement des langues, se laissent guider dans leurs actions par la règle de l'analogie? Dans quel étrange désordre les langues se retrouveraient-elles sans la règle de l'analogie? „Si chaque nom avait sa manière particulière de déclinaison; si chaque verbe se conjuguait d'une façon différente; si le régime et la syntaxe variaient sans règles générales, quelle imagination serait assez forte pour saisir toutes ces différences? quelle mémoire assez fidèle pour les retenir toutes?²⁹.

Puis l'auteur de l'article passe aux sciences dont l'objet est contingent, et dont l'existence dépend uniquement de la volonté de Dieu. Si ce n'est personne d'autre que Dieu qui nous a dotés de l'amour pour la beauté et l'analogie, sans doute se laissait-il guider par le désir d'embellir l'univers, pour que tout s'offre à nos yeux de la façon que nous considérons comme la meilleure, la plus belle et la plus parfaite. Grâce à sa volonté l'uniformité et l'analogie pouvaient être présentes partout par moyen de proportions, d'ordre et d'harmonie; ainsi tout a été ordonné par le Créateur par intermédiaire de lois générales, simples et en même temps universelles. „Mais ce n'est pas seulement pour

²⁶ *Ibid.*

²⁷ *Ibid.*

²⁸ *Ibid.*, p. 487.

²⁹ *Ibid.*

notre plaisir et pour satisfaire notre goût que Dieu a créé le monde harmonique et l'a réglé par les lois sages de l'analogie; c'est surtout pour notre utilité et notre conservation, qu'on ne saurait concevoir sans cela. Otez l'analogie; supposez qu'on ne puisse plus conclure par induction, ou que ce raisonnement soit frivole et trompeur, je dis que l'homme ne saurait plus vivre et qu'il n'aurait plus de règle de conduite. [...] Si je n'ose me fier à un ami, dont j'ai éprouvé en mille manières le caractère, parce que peut-être son caractère aura changé, sans cause apparente du soir au matin, comment se conduire dans le monde? Comment en agir avec les autres, si nous ne pouvons pas raisonnablement juger de leur naturel et de leurs inclinations, de leurs passions et de leurs mœurs, par leur vie passée³⁰.

Enfin, de Felice s'occupe de la démonstration de la probabilité résultant des sciences dont l'objet est nécessaire. „Ici la chose a plus de difficulté parce que les principes de beauté et de goût ne sont point admissibles. La vérité des propositions que les sciences renferment, ne dépend nullement d'une volonté libre, mais elle est fondé sur la nature des choses qui ne se plie pas à nos désirs. Convenons donc de bonne foi, que puisque ici la démonstration peut avoir lieu, c'est une faute ou du moins une faiblesse de chercher des preuves d'analogie, lorsqu'on peut en avoir de plus exactes. Mais en même temps convenons aussi que la preuve par induction n'est pas entièrement sans force et cherchons d'où elle peut venir³¹.

Finalement de Felice passe à l'introduction des conclusions finales, closant le contenu de l'article consacré à l'analogie qu'il a élaboré: „Il suit delà 1° que la preuve de l'analogie est d'autant plus certaine, que l'expérience est poussée plus loin, et qu'on l'applique à des choses plus différentes, car plus on répète l'expérience, plus on s'assure que la propriété examinée ne découle pas d'une qualité particulière au petit nombre de choses qu'on examine; et plus les choses sur lesquelles on fait l'expérience sont dissemblables, plus on a lieu de présumer qu'elles n'ont rien de commun que l'essence; si donc la propriété leur convient, il y a une très grande probabilité qu'elle dépend de l'essence et non de quelque qualité différente de l'essence. 2° que plus la propriété dont il s'agit est simple et plus l'induction est forte, supposant le même nombre d'expériences, moins il faut d'expériences pour donner à l'induction le même degré de force. Car une propriété simple doit naturellement découler d'une manière fort simple d'un principe fort simple. Or quoi de plus simple que l'essence d'une chose; surtout que l'essence générale d'un être universel et abstrait? Qu'on n'oublie pourtant jamais que l'induction ou l'analogie ne donne au fonds qu'un simple probabilité: on veut des démonstrations et en sont-elles susceptibles? Qu'une lâche paresse ne nous endorme donc point, ou que la facilité de la preuve de l'analogie ne nous séduise point. Je consens, je veux même qu'on s'en serve comme d'échelon pour découvrir la vérité, mais il ne faut pas bâtir sur un fondement si caduc, l'édifice des sciences qui peuvent s'en passer³².

³⁰ *Ibid.*, p. 488–489.

³¹ *Ibid.*, p. 489.

³² *Ibid.*, p. 490–491.

IV.

La comparaison de l'article *Analogie* paru dans l'*Encyclopédie* de Paris et de celui de l'*Encyclopédie* d'Yverdon mène aux conclusions suivantes:

1° L'Article *Analogie* dans l'*Encyclopédie* de Paris a été élaboré par César Chesneau Dumarsais et Claude Yvon de façon superficielle, comme si les auteurs signalaient la problématique des éventuelles réflexions sur de différents champs de recherches. Par contre Fortunato Bartolomeo de Felice présente dans son *Encyclopédie* d'Yverdon de façon détaillée et exhaustive sa propre conception de l'analogie, en se concentrant sur la question de l'analogie conçue dans son aspect logique.

2° De Felice effectue une analyse de la nature de l'analogie, de son indispensabilité et son utilité par rapport à trois classes de sciences, c'est-à-dire les sciences qui considèrent leur objet comme nécessaire, les sciences dont l'objet est contingent et celles dont l'objet est arbitraire.

3° En tant que propagateur conséquent des théories de Newton, de Felice a inclus dans son article l'information sur l'application de l'analogie en physique, soulignant que justement dans cette science tout notre savoir se fonde sur l'analogie et en citant les quatre règles de Newton, appelées règles de philosophie naturelle, sur lesquelles est fondée toute la physique.

4° Dans l'article consacré à l'analogie de Felice illustre les questions analysées par de multiples exemples puisés dans la vie quotidienne, soulignant l'énorme rôle de la Providence, ce qui indique l'approche chrétienne de l'auteur.

5° L'approche méthodologique adoptée par de Felice se caractérise par la systématisation, la clarté, la cohérence et la logique du discours. Par cela la question de l'analogie qu'il analyse devient pour le lecteur plus claire et lisible que dans l'*Encyclopédie* de Paris.

6° Je n'ai pas analysé sous cet angle toute l'*Encyclopédie* de Paris et l'*Encyclopédie* d'Yverdon, mais par rapport à l'article *Analogie* dans les deux ouvrages on peut, je le pense, sans hésitation citer l'opinion de Clorinda Donato, qui a écrit que: „[...] l'*Encyclopédie* d'Yverdon offre une vision du monde plus précise et scientifique. Alors que l'*Encyclopédie* de Paris apparaîtrait en quelque sorte comme un itinéraire guidé vers les connaissances, l'*Encyclopédie* d'Yverdon mènerait à ces mêmes connaissances d'une façon plus structurée. En même temps, pourtant, elle garde une ressemblance avec l'*Encyclopédie* de Paris dans la façon dont elle se présente aux lecteurs: l'arbre des connaissances et l'ordre alphabétique y sont conservés”³³.

³³ Clorinda Donato, *L'Encyclopédie d'Yverdon et l'Encyclopédie de Diderot et de D'Alembert: éléments pour une comparaison*, „Annales Benjamin Constant” 1993, n° 14, p. 82–83.

Abstract

Fortunato Bartolomeo de Felice and his concept of analogy in the *Encyclopedia* of Yverdon

Fortunato Bartolomeo de Felice (1723–1798) was an outstanding educator, journalist and publisher of the 18th century. Some of his well-known works are: *Lettre aux désœuvrés* (Yverdon 1766), *Tableau philosophique de la religion chrétienne* (Yverdon 1779), *Le Développement de la raison* (Yverdon 1789). However, the most ambitious project of his life was the *Encyclopedia* of Yverdon, whose edition in 58 volumes in-4° was closed in the years 1770–1780.

The entry that is dedicated to *Analogy*, which author was de Felice, who used to write under his pen name D.[e] F.[elice], is in the second volume published in 1770 in Yverdon, Switzerland – *Encyclopédie, ou dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines*. The aforementioned notion was given a large letter ‘R’, which meant that its content had been amended or was completely new. As de Felice’s publishing point of reference was the *Encyclopedia* by Diderot and D’Alembert, therefore, the analysis of the content of the entry *Analogies* in de Felice’s *Encyclopedia* of Yverdon, was preceded by a reminder of the content of the entry *Analogies* of the *Encyclopedia* by Diderot and D’Alembert, so that any similarities and differences could have been seen.

The authors of the entry *Analogies* included in the first volume of the *Encyclopedia of Paris* of 1751 are César Chesneau Dumarsais (1676–1756) and Claude Yvon (1714–1791).

The former was a grammarian and a philosopher, collaborator of the *Encyclopedia of Paris* for which he had prepared articles on grammar and pedagogy. His best known works include: *Des tropes ou des différents sens dans lesquels on peut prendre un même mot dans une même langue* (Paris 1730), *Traité des tropes pour servir d’introduction à la rhétorique et à la logique* (Leipzig 1757), *Exposition de la doctrine de l’Eglise gallicane par rapport aux prétentions de la Cour de Rome* (Genève 1757).

The latter had prepared articles on God, soul, and atheism for the *Encyclopedia of Paris*. Some of his works that he left: *La liberté de conscience resserrée dans des bornes légitimes* (Londres 1754–1755), *Abrégé de l’Histoire ecclésiastique* (Amsterdam 1768), *Histoire philosophique de la religion* (Liège 1779).

The entry *Analogies* elaborated by Dumarsais and Yvon in the *Encyclopedia of Paris* takes a little more than one column in size. The authors presented the etymological explanation, clarification of definitions and examined the ways of understanding *Analogies* at the level of the language, grammar and faith and as one of the motives our reasoning.

The entry devoted to *Analogy*, which is 9 pages long, prepared by de Felice, includes etymological explanations and clarification of definitions, which do not differ in terms of content and formal meaning from the *Encyclopedia of Paris*.

Later in the entry, however, there is a system of content proposed by de Felice, which makes the text significantly different from the traditional starting point of the Paris model. De Felice included reflections on the necessity of analogy in reference to three types of sciences: those that consider necessary subjects (metaphysics, mathematics, natural theology), those whose subject is accidental and exists only by the will of God (in this part of the discussion, the author presents the elements of physics by Newton), and finally those which are entirely human-dependent (e.g. grammar). In the next part of his reasoning, the author analyzes the probability resulting from the analogy in relation to the aforementioned three types of sciences. De Felice closed his work with some final conclusions associated with the use of analogy.

In the final part, there are conclusions drawn from a comparison of the entry *Analogy* in *the Encyclopedia of Paris* and *the Encyclopedia of Yverdon*.

Keywords

analogy, encyclopedia, enlightenment, Protestantism.

Emprunts romans en polonais – multiplicité d’origines

Chaque langue porte des traces de contacts avec des langues étrangères, qui résultent de la situation géographique, de faits historiques, d’influences culturelles. Le lexique polonais a assimilé, au cours de son histoire, plusieurs mots venus du latin et du grec, de l’allemand, de l’italien, du français, de l’anglais, pour n’évoquer que des emprunts des langues autres que slaves et non-indoeuropéennes¹. Ayant récemment étudié les mots d’origine française en polonais, nous avons constaté que l’attribution d’origine de ceux-ci pose des problèmes dus à l’effacement des traits formels permettant l’identification de la langue d’origine.

1. Mots français empruntés par le polonais

Il est intéressant de constater le nombre élevé de mots d’origine française, surtout si l’on tient compte de l’absence de frontières communes, donc de contacts directs et suivis entre les francophones et les polonophones, la cohabitation avec les Français sur le territoire polonais n’ayant pas eu lieu (contrairement à la présence des Allemands ou des Russes). Les faits historiques pourtant, ont favorisé les contacts avec le français et l’apport d’il y a plusieurs siècles reste vivant et bien assimilé dans le lexique polonais contemporain.

L’élaboration d’un dictionnaire des mots d’origine française en polonais (sous la réd. de Bochnakowa, 2012) nous a confrontés à une difficulté liée à l’établissement de l’étymologie de certains mots. Les dictionnaires du polonais contemporain (Szymczak, USJP et autres) indiquant la source des emprunts, que nous avons dépouillés avant de rédiger notre dictionnaire, signalent entre 3000 et 4000 mots d’origine française. Une analyse critique de la liste des gallicismes ainsi établie nous a permis de constater quelques attributions étymologiques erronées. Elle nous a surtout sensibilisés à la complexité de l’histoire d’emprunts accueillis par le polonais. Surtout l’interaction du latin et de l’italien dans le mécanisme d’intégration des mots français au polonais nous a frappés et nettement compliqué l’établissement définitif d’une liste des mots d’origine française réelle. Ainsi, avons-nous considérablement diminué le répertoire des gallicismes suggéré par les auteurs des dictionnaires qui nous ont servi de point de départ dans la composition de la nomenclature de notre dictionnaire. Ayant pris en compte l’histoire

¹ Une étude de Witaszek-Samborska (1993) présente des données détaillées concernant l’apport étranger dans le lexique polonais.

de la forme et du sens des mots passant pour des gallicismes, nous avons éliminé un grand nombre des mots pour lesquels il fallait considérer l'influence conjointe du latin, de l'italien et du français dans l'apparence et dans le fonctionnement du mot en polonais contemporain. Notre dictionnaire contient finalement plus de 1200 mots, retenus après l'élimination des items d'origine latine ou italienne auxquels les lexicographes avaient attribué la provenance française, en s'appuyant surtout sur leur forme.

À côté des mots tels que *beszamel* 'béchamel', *makijaż* 'maquillage', *pejzaż* 'paysage', *pralinka* 'praline' dont l'origine française est indubitable, confirmée aussi par les dictionnaires polonais antérieurs, nous avons à élucider plusieurs cas épineux. Il s'agissait, par exemple, des mots polonais *artysta* ('artiste'), *demonstracja* ('démonstration'), *ermitaż* ('ermitage'), *feston* ('feston'), *girlanda* ('guirlande'), *megalomania* ('mégalo-manie'), *optymista* ('optimiste'), *rewolucja* ('révolution'), présentés par certains dictionnaires comme des gallicismes. Nous étions pourtant souvent réticents par rapport à ces attributions et nous cherchions à trouver des arguments à l'appui de l'établissement d'une étymologie plausible.

2. Identification d'emprunt

Deroy (1980), dans son ouvrage complet portant sur l'emprunt indique des critères de l'identification d'un mot étranger dans une langue donnée. Il compare la recherche linguistique portant sur les emprunts au travail d'un policier des services des étrangers et d'un détective... Selon lui, pour repérer et identifier un emprunt :

On peut distinguer quatre sortes d'indices : historiques, phonétiques, morphologiques et sémantiques. Est-il besoin de dire que l'on ne dispose pas toujours de tous ces critères à la fois et qu'il n'est, dès lors, pas toujours possible de passer du probable au certain ? (Deroy, 1980 : 47).

Dans l'établissement de l'étymologie d'un mot étranger, deux attitudes de chercheurs se manifestent : les uns considèrent comme source d'emprunt la langue qui l'a fourni directement, ainsi par exemple le mot *look* en français est-il un emprunt à l'anglais, tout comme l'est *tabou*, mot d'origine polynésienne ; les autres remontent à l'origine première d'un mot transmis par l'intermédiaire d'une autre langue : le mot *chocolat*, passé en français de l'espagnol (et de l'italien au polonais) remonte finalement au nahuatl, langue des Aztèques.

Dans le cas des emprunts indirects, il arrive fréquemment qu'un mot provenant d'une langue et transmis dans la langue preneuse par l'intermédiaire d'une autre reçoive des traits morphologiques ou sémantiques absents dans la langue d'origine, mais propres à la langue de transmission. Le substantif polonais *blamaż* 'compromission' est d'origine française, il vient finalement de *blâme*, *blâmer*. La forme polonaise comporte le suffixe *-aż*, apparaissant dans les mots d'origine française, comme *makijaż*, *masaż*, *pasaż* venant de *maquillage*, *massage*, *passage* avec lesquels le suffixe français *-age* s'est assimilé en polonais. *Blamaż* pourtant est une forme polonisée de l'allemand *Blamage*, construit à partir de *sich blamieren* 'se rendre ridicule, compromis, indigne', par l'addition du suffixe emprunté du français. Non seulement la forme du

mot est créée en allemand (**blâmage* n'est pas français), mais aussi le sens 'action indigne, ridicule' est une innovation allemande, le mot français *blâmer* reste en rapport sémantique avec *reprimander*, *condamner*, dont le sens n'est plus noté pour le mot emprunté par l'allemand. Pour le polonais *blamaż*, nous admettons donc l'intermédiaire allemand dans l'emprunt du mot français, contrairement à ceux qui considèreraient ce mot comme un emprunt à l'allemand, et le français *chocolat* comme emprunté à l'espagnol.

3. Difficultés étymologiques

L'établissement de l'étymologie et des intermédiaires éventuels d'emprunts anciens en polonais demande la considération de plusieurs facteurs. L'assimilation phonétique et graphique, l'intégration dans le système flexionnel, la dérivation à partir des mots empruntés, l'évolution sémantique, tous ces procédés ont effacé, avec le temps, les traits facilitant l'identification des mots d'origine étrangère, et surtout de leur langue source. Et puisque le polonais a puisé au cours des siècles aussi bien dans le latin (fournissant en plus des internationalismes contemporains) que dans des langues qui en proviennent, nous devons considérer plusieurs hypothèses dans l'établissement de l'étymologie de certains mots.

3.1. Latin-français

Le polonais foisonne de mots pris au latin dès le début de son existence autonome parmi les langues slaves². Leur assimilation progressive en polonais a créé des mécanismes phonétiques, flexionnels, ainsi que ceux dans la formation des mots qui se sont fixés dans le lexique polonais. L'accueil d'emprunts de l'italien et du français venus respectivement au XVI^e et à partir du XVII^e siècle s'est donc opéré dans un contexte particulier, vu l'origine de ces deux langues. C'est pour cette raison que la recherche étymologique concernant les emprunts au français en polonais présente aujourd'hui des difficultés.

Il faut mentionner un phénomène auquel Stefan Kaufman (1987) a consacré une étude détaillée et qu'il appelle « relatinisation des mots d'emprunt français » (Kaufman, 1987 : 25). Il s'agit de l'influence formelle du latin, répandu dans l'usage en Pologne bien avant le contact renforcé avec le français. Ainsi, prétend l'auteur, l'assimilation des mots français resterait-elle influencée par les habitudes articulatoires apparaissant dans les mots ou les affixes venus du latin. Kaufman cite, entre autres, le pol. *nonsens*, prononcé avec la dénasalisation des voyelles, du français *non-sens*, avec la prononcia-

² Il faut y ajouter plusieurs formations modernes construites à partir de racines latines (ou grecques) en polonais ou, le plus souvent, dans une des langues occidentales et empruntées par le polonais. Witaszek-Samborska (1993 : 28) les appelle « emprunts artificiels ». Ils sont considérés comme des internationalismes dont la langue de diffusion est difficile, voire impossible à définir. Nous ne nous y attarderons pas.

tion : *e* ouvert + *n* d'après le latin *sensus* (Kaufman, 1987 : 28), *interesować* avec *i* + *n*, de *intéresser*, sous l'influence du latin *interesse* (Kaufman, 1987 : 30). La présence de [ts] dans les mots polonais tels que *decydować*, *centym* correspondant à [s] des mots français *décider* et *centime* s'explique, selon Kaufman (1987 : 28, 30), par la tradition de prononciation du latin en Pologne, où le *c* [k] latin devant *e*, *i* était prononcé [ts]. Les arguments de Kaufman nous paraissent plausibles, mais nous ne voulons pas sous-estimer le rôle de la graphie française dans l'emprunt, ce que Kaufman considère comme un facteur secondaire et renforçant l'action du latin (Kaufman, 1987 : 41). En tout état de cause, il est difficile, voire impossible de trancher sur la valeur possible desdits facteurs, il est pourtant autorisé, nous semble-t-il, de souligner la complexité d'influences agissant sur le procédé d'assimilation des mots français en polonais.

La question encore plus délicate surgit dans la considération de l'aspect sémantique de certains emprunts. Prenons le mot polonais *demonstracja*. Sa forme et la date de l'attestation en polonais (XVI^e) permettent d'accepter l'origine latine (*demonstratio*). Pourtant, le sens actuel de ce mot est bien plus large que celui du correspondant latin. *Demonstracja* dans le sens de 'fait de montrer, de démontrer, preuve, témoignage' noté par SXVI pour *demonstracyja* (encore dans ce sens dans Linde au début du XIX^e), aujourd'hui veut dire aussi 'manifestation publique, protestation'. Witaszek-Samborska (1993 : 21) et Ligara (1987 : 41) signalent, entre autres, *pasja*, emprunt du latin *passio* 'souffrance, martyre' avec la modification sémantique sous l'influence du français *passion* 'amour, sentiment intense et violent'. Ligara (1987 : 40) classe ce mot (à côté de *agitacja*, *dyspozycja*, *rewolucja*, etc.) parmi les « latinismes formés sémantiquement d'après le modèle français ». Le changement de sens survenu sous l'influence d'une langue étrangère est bien plus difficile à prouver parce que nous ne pouvons pas exclure une évolution sémantique d'un mot déjà emprunté (au latin, dans notre cas). Il faudrait ici encore admettre une influence étrangère mixte ou bien un emprunt double : au latin d'abord, et puis au français.

Le double emprunt peut se faire voir aussi dans le mot polonais *ermitaż*. Il peut être considéré comme une continuation du latin *eremitarium* (en polonais du XVI^e noté *eremitaryjum*, *eremitarz*, au début du XIX^e : *ermitarz*) sur lequel a interféré le français *ermitage*, d'où *ermitaż* dans la deuxième moitié du XIX^e (Karłowicz et al. 1900).

3.2. Italien-français

Une autre difficulté étymologique concerne des emprunts venant des langues apparentées, comme c'est le cas des mots d'origine italienne et française en polonais. Leur forme ne permet pas d'identifier avec certitude la langue-source. La situation est encore plus compliquée par le fait que les emprunts à l'italien, venus en polonais généralement au XVI^e siècle, ont pu se trouver en concurrence avec les mots français empruntés plus tard, au cours des XVII^e et XVIII^e siècles. Ainsi, le polonais contemporain *szarlatan* 'charlatan' semble-t-il venir du mot français, mais la forme *ciarlatan* du même sens, notée dans la première moitié du XVII^e (et encore dans la deuxième moitié XIX^e et cela à côté de *szarlatan*), porte les traits de prononciation italienne de

ce mot. Doit-on parler du ré-emprunt du mot ou bien de la substitution de l’initiale de l’ancien emprunt sous l’influence du mot français. Witaszek-Samborska (1993 : 21) signale *kawalkata* de l’italien et *kawalkada* du français, en suggérant que ce dernier a éliminé l’ancien mot du même sens, mais d’origine italienne. On pourrait aussi supposer que c’est seulement le suffixe d’origine italienne *-ata* ait été remplacé par *-ada* présent dans les emprunts au français comme par exemple *lemoniada*, *parada*. Faut-il donc, pour le polonais actuel *kawalkada* postuler uniquement l’origine française ou considérer ce mot comme ayant une origine mixte italo-française ?

3.3. Espagnol – français

L’apport direct de l’espagnol en polonais est très faible, mais il est non négligeable, si l’on considère le rôle du français qui, surtout aux XVIII^e et XIX^e siècles, a transmis au polonais plusieurs mots qu’il avait lui-même empruntés à l’espagnol (Bochnakowa 1988). Le mot polonais *toreador*, noté pour la première fois dans un dictionnaire de 1900 (Karłowicz et al.) n’est probablement pas passé directement de l’espagnol, car au moment possible de l’emprunt (XIX^e) il utilisait déjà le terme *torero*. Le mot polonais semble provenir du français *toréador* (emprunté à l’espagnol au XVII^e), remplacé lui-même, au XIX^e, par le nouvel emprunt *toréro*. Il faut admettre l’intermédiaire français aussi pour *espadryle* (‘espadrilles’), *sarabanda* (‘sarabande’), *wanilia* (‘vanille’) et autres. L’espagnol a servi de langue de transmission à plusieurs mots d’origine arabe ou amérindienne qui nous sont parvenus le plus souvent par l’intermédiaire du français : *alkowa* ‘alcôve’, *gazela* ‘gazelle’, *cygaro* ‘cigare’, *kakao* ‘cacao’. C’est donc conjointement, l’espagnol et le français qui sont, pour le polonais la source d’emprunt de ces mots.

3.4. Français – anglais

Une autre difficulté étymologique concerne l’établissement de l’origine de certains mots venus en polonais du français ou de l’anglais. Déjà, pour quelques mots empruntés au XIX^e siècle, il n’est pas simple d’indiquer l’origine directe. Le mot *jury* est aujourd’hui prononcé à la française, mais le dictionnaire de Zdanowicz (1861) a signalé la prononciation « *dżiury* » qui suggère l’origine anglaise de l’emprunt, lui-même d’origine française. L’emprunt à l’anglais *denim* (II^e moitié du XX^e siècle) renvoie à *de Nîmes*, pris au français et doté en anglais d’un sens nouveau ‘sorte de tissu solide’, dans lequel il est utilisé aussi en polonais (SZAn 2010 : 59) Il faut donc tenir compte aussi des aller-retour entre le français et l’anglais (*budget*, *gadget*, *tennis* et autres) qui autorisent à la prise en compte de l’origine mixte de certains mots empruntés par le polonais, comme par exemple : *budżet*, *denim*, *gadżet*, *tenis*.

Avec l’expansion de l’anglo-américain depuis le milieu du XX^e, on observe en polonais le phénomène de l’anglicisation d’anciens emprunts au français. Il s’agit surtout de la modification de la prononciation, et puis de la graphie, des mots tels que

image, manager (manageur) prononcés d'abord à la française et puis écrits en polonais avec l'imitation de cette prononciation : *imaż, menażer* et qui, depuis un certain temps prennent la sonorité et la graphie suivant la prononciation anglaise : *imidż, menedżer*. Aussi des noms de marque françaises : *Carrefour, Orange* (entrés en polonais après 1989), prononcés initialement à la française, sonnent-ils maintenant comme si c'étaient des mots empruntés à l'anglais. La mode, mais aussi la place de l'anglais dans l'enseignement polonais actuel, contribuent à cette conviction quasi générale de la source anglaise de la plupart des emprunts d'aujourd'hui. Faut-il considérer l'apparition de la nouvelle prononciation comme l'emprunt double (au français et à l'anglais) désignant le même référent, ou bien y voir uniquement l'action d'une langue ressentie comme plus prestigieuse sur les mots déjà assimilés ? De toute façon, pour les formes employées aujourd'hui, on peut parler de l'origine mixte, d'autant plus que plusieurs anglicismes récents sont en fait d'origine française.

4. Récapitulation

Les exemples cités ne constituent qu'une partie infime des mots polonais pour lesquels il faut admettre une origine complexe. Leur aspect formel ne permet pas d'indiquer une étymologie précise. L'interaction entre le latin, l'italien et le français ayant influencé successivement le lexique polonais aboutit à l'effacement de certains traits et à l'addition d'autres au cours de l'assimilation au polonais. La date de l'emprunt peut servir d'argument à l'attribution de l'origine probable. Le double emprunt, tout comme le remplacement d'un élément propre à une langue donneuse par celui caractéristique pour une autre langue étrangère rend la recherche étymologique plus compliquée. Il semble préférable d'admettre la multiplicité d'origines contribuant à la forme actuelle. L'aspect sémantique de plusieurs mots polonais est aussi touché par l'influence étrangère, ce qui élargit le champ de recherche étymologique. L'étude des mots d'origine française en polonais contemporain nous a fait découvrir leur histoire passionnante.

Références :

Dictionnaires :

- BOCHNAKOWA Anna (éd.) et P. Dębowski, M. Jakubczyk, J. Waniakowa, M. Węgiel, 2012, *Wyrazy francuskiego pochodzenia we współczesnym języku polskim*, Kraków, Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego.
- KARŁOWICZ Jan, KRYŃSKI Andrzej, NIEDŹWIEDZKI Władysław (éd.), 1900-, *Słownik języka polskiego*, t. I-VIII, Warszawa.
- LINDE Samuel Bogumił, 1807-14, *Słownik języka polskiego*, t. I-VI, Lwów.
- (SXVI) : BAŃ Stanisław. et al. (éd.), 1956-, *Słownik polszczyzny XVI wieku*, t. I-XXXV, Wrocław, Zakład Narodowy im. Ossolińskich – PAN.

- (SZAn) : Słownik zapożyczeń angielskich w polszczyźnie, 2010, Warszawa, PWN.
SZYMCZAK Mieczysław (réd.), 1978–1981, Słownik języka polskiego, t. I-III, Warszawa, PWN.
(USJP) : DUBISZ Stanisław (réd.), 2004, Uniwersalny słownik języka polskiego, Warszawa: version électronique (offline).
ZDANOWICZ Aleksander et al. (réd.), 1861, Słownik języka polskiego, t. I-II, Wilno.

Études :

- BOCHNAKOWA Anna, 1988, « Les emprunts espagnols en polonais », *Estudios Hispánicos*, I, p. 245–255.
DEROY Louis, 1980, *L'emprunt linguistique*, nouv. éd., Paris, Société d'Édition « Les Belles lettres ».
KAUFMAN Stefan, 1987, « Certains aspects du phénomène de relatinisation des mots d'emprunts français dans le lexique de la langue polonaise », *Romanica Wratislaviensia*, XXVII, p. 25–43.
LIGARA Bronisława, 1987, *Galicyzmy leksykalne w listach Zygmunta Krasieńskiego na tle wpływów francuskich w polszczyźnie XIX wieku. Studium bilingwizmu polsko-francuskiego*, Kraków, Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego.
WITASZEK-SAMBORSKA Małgorzata, 1993, *Zapożyczenia z różnych języków we współczesnej polszczyźnie (na podstawie słowników frekwencyjnych)*, Poznań, Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk.

Mots-clés :

étymologie – emprunts en polonaise – langues romanes- emprunts français en anglais

Streszczenie

W artykule omówiono trudności w ustaleniu ostatecznego i wiarygodnego (pewnego) etymonu dla wyrazów zapożyczonych przez język polski, których źródłem jest któryś z języków romańskich lub łacina. Wyrazy te mogły zostać przejęte bezpośrednio z łaciny lub z języków włoskiego, francuskiego i hiszpańskiego, a dotarcie do właściwego etymonu sprawia pewne trudności, zwłaszcza współcześnie, kiedy obserwujemy w polszczyźnie napływ anglicyzmów oraz amerykanizmów, dla których źródłem był niekiedy wyraz pochodzenia łacińskiego lub francuskiego.

Słowa klucze

etymologia – zapożyczenia w języku polskim – języki romańskie – zapożyczenia francuskie w języku angielskim

Abstract

Romance borrowings in Polish – multiplicity of origins

The article discusses the difficulties in establishing the final and reliable etymon for the words borrowed by the Polish language, the origin of which is Latin or one of the Romance languages. These words might have been adopted many ages ago directly from Latin or the Italian, French and Spanish languages, however, it is difficult to find the proper etymon, especially nowadays, since we can easily observe an inflow of anglicisms and americanisms to Polish language, the origin of which came at times from Latin or French.

Keywords

etymology – borrowed words in Polish – Romance Languages – French borrowings in English

Nonverbal fascination in the Gender Discourse

The article is an overview of basic nonverbal signs that communicators use to signal fascination. Nonverbal fascination can have more effect than actual words. In this context the nonverbal mode of female and male speech is rather powerful in interpersonal relationships.

Key words:

fascination, nonverbal fascination, nonverbal signs, gender, interpersonal relations.

How do we define fascination? Fascination is the power or action of attraction by a unique power, personal charm, charisma, unusual nature, or some other special quality. The aim of fascination is to arouse the interest or curiosity, to allure.

Fascination is nonverbal communication. Therefore it's possible to introduce a new notion into the theory of communication – nonverbal fascination. It's seen everyday in numerous different ways. It's able to draw attention of opposite sexes.

What, precisely, makes a fascinative woman or man?

The idea of applying scientific analytical methods to such questions may seem about as appropriate to better understanding their strong effects. Nevertheless, breaking down the aspects of fascination into their component parts and then subjecting them to rigorous scientific testing has provided answers to many of the basic questions about the judgements we make in the first few moments of meeting a person.

The psychological mechanisms underlying these judgements of fascination in humans have evolved with the primary purpose of finding a high quality mate. Animals display traits and receive multiple signals related to some basic physical quality or attribute and science shows humans are not very far removed from animals in these respects. According to psychological research three most desirable traits in a potential partner are ranked among men are good looks and facial attractiveness higher than women, while women prefer honesty, humour, kindness and dependability in their men. However, the latest research suggests men and women are completely unaware at a conscious level of what truly fascinates them. Women are also much more choosy about the type of man they are fascinated, while men are far less discriminating. This is in line with the Darwinian theory of mate selection, with choosy females and competitive males. It seems that people are closer to animals than they might care to admit, and they are also intrinsically unaware of what they actually find fascinative in a partner.

Attributes of nonverbal fascination are facial appearance, physical build, mannerisms and nonverbal behaviour (voice, facial expressions, smile, body language, proxemics, artefacts). These nonverbal means are important in creating the first impression.

What men find fascinating about women? First of all, pretty face. Studies have found that average, symmetrical faces are fascinating and it is thought they honestly signal good traits such as healthiness, including how well a person has adapted to the stresses of genetic and environmental development. Hence facial symmetry suggests “good genes”, in recent surveys, women with symmetrical faces are considered to have more feminine facial proportions and such feminine features are considered to be more fascinating. However, familiar or typical faces are also viewed as more fascinating, while more unusual and distinctive faces are rated less attractive. Furthermore, seeing faces more often increases their fascination rating. While facial symmetry is regarded as a fascination quality, most people don’t actually realise they are looking for symmetry. Once again, unconscious mechanisms come into play in determining face preferences.

Secondly, men are fascinated by women with higher pitched voices, even when artificially manipulated. A more recent report, however, indicates that men perceive raised pitch more fascinating only if the women are demonstrating an interest in them. Breathiness when speaking is also considered to be a feminine characteristic women approach to speech.

What women find fascinating about men? Facial fascination in men signals better genetic stock, greater genetic variability and higher testosterone levels. Very masculine facial characteristics larger jawbones and more prominent cheekbones suggest to women negative attributes relevant to relationships and paternal investment. The more masculine a face, the more the perceived dominance and negative behaviour aspects (such as coldness or dishonesty). Therefore women often prefer men with slightly more feminine faces. Men who possess the childlike features of large eyes, the mature features of prominent cheekbones and a large chin, the expressive feature of a big smile, and high-status clothing are seen as the most highly fascinating.

Let’s analyze nonverbal gender behaviour in the following fragment:

Nathaniel puts his fork down, still munching. For a few moments he just looks at me, his blue eyes crinkled with something – amusement, maybe. I can feel the tell-tale heat rising in my cheeks, and as I glance downwards I notice that my hands are resting on the table, palms up.

And I’m leaning forward, I realize in sudden horror. My pupils are probably half a mile wide, too. I could not be any more clearer if I wrote ‘I fancy you’ in felt-tip on my forehead.

I hastily move my hands to my lap, sit up straight and adopt a stony expression. I haven’t got over this morning’s mortification.

‘So-’ I begin, just as Nathaniel starts speaking too.

‘Go on.’ He gestures towards me and takes another bite of fish. ‘After you.’

‘Well.’ I clear my throat. ‘After our... conversation this morning, I was just going to say that you’re quite right about relationships. Obviously I’m not ready for anything new yet. Or even interested. At all.’

Nonverbal language is so revealing. It unmask what people are really thinking and feeling about a situation. Nathaniel puts his fork down, still munching. For a few moments he just looks at his interlocutor, his blue eyes crinkled with something – amuse-

ment. His partner can feel the tell-tale heat rising in her cheeks, and as she glances downwards she notices that her hands are resting on the table, palms up. And she is leaning forward. Her pupils are probably half a mile wide, too. She hastily moves her hands to her lap, sit up straight and adopt a stony expression. His gestures towards her and takes another bite of fish. She clears her throat.

In the process of our research we have determined the most significant, non-gender specific nonverbal behavior that shows fascination.

1. Mirroring

Mirroring is simply, and unwittingly, imitating someone else's body gestures and movements. The theory behind mirroring is that we are attracted to people who are like us. These are simple gestures such as taking a sip of a drink at the same time or leaning towards or back from each other.

2. The Triangle

When we are attracted to someone we look at him or her in a triangular movement. We start with brief eye contact, drop down to their mouth (or their lower or upper body) and then return for more lingering eye contact. Eye contact is one of the most intimate non-verbal gestures that we can make – we only make serious eye contact with someone when we are attracted to him or her or extremely angry with them.

3. Blinking

When we are attracted to someone our pupils clearly dilate which significantly increases our rate of blinking.

4. The Eyebrow Flash

It's only momentary – perhaps a fifth of a second, but when we meet someone that we are attracted to, our eyebrows rise and fall. It's a reaction common to all cultures – in fact it is probably the most instantly recognised sign of greeting used by humans.

5. Responsive Feet/Hands

The final significant gesture of attraction is that we point our feet, toes, arms or hands towards the other person. Conversely, we do the opposite when we don't find them attractive.

Female nonverbal fascination

- Women stroke the stem or the rim of a wine glass or even rub the length of a pen.
- Women push up their sleeves. This reveals the softer flesh on their wrists and inner arms.
- Women look at a man, look away for a moment, look up again and let their gaze settle on him.
- Women cross and uncross their legs slowly, usually ending up with their legs facing towards the man they like.
- Women look at his mouth.
- Women lick their lips or re-emphasise their lipstick by rubbing their lips together.
- Women let their shoe partly slip off and rub their feet on the table leg.
- Women let a strap fall off their shoulder.
- Women lean in towards or move closer to a man.
- Women move objects closer to a man: ashtrays, glasses, bags – anything that diminishes the distance between them.
- Women ‘accidentally’ brush a man’s arm.
- Women tilt their heads to one side.
- Women play with their hair – flicking and twirling it around their fingers.
- Women allow their skirt to creep up their legs without tugging it down again.
- Women touch their necks and play with necklaces.

Male nonverbal fascination

- Men run their fingers through their hair.
- Men preen. They smooth invisible creases on their clothes, rearrange their ties and fiddle with their cufflinks.
- Men’s lips part slightly when women make the initial eye contact.
- Men stand slightly apart from the group he is with or move into position nearer to a woman to ‘block’ other rivals.
- Men sit or stand with their legs apart.
- Men breathe in so their torso’s puff out and they stand up straight.
- Men stand with their hands on their hips.
- Men visibly check out a woman’s body letting her see him rest his eyes on those parts of her body where his hands or mouth would like to follow.
- Men stand with one or both thumbs tucked into their belt or belt loops.

Nonverbal signs that indicate there is little or no fascination

- They are not mirroring the other person’s body language.
- They are not maintaining eye contact or are avoiding eye contact altogether.
- They are looking at the floor more than they are looking at the other person.
- Their brow is relaxed and their pupils seem small.
- Their posture is sluggish rather than erect.

- They are exhibiting negative grooming gestures such as picking bobbles off their jumper or pushing back the cuticles on their fingernails.
- They are shrugging their shoulders a lot.
- They maybe smiling but it seems less spontaneous and more polite than sexy. Or their lips may be pursed and unsmiling.
- Their hands are closed and clenched rather than open.
- Their arms are folded.
- They are leaning away from you.
- They are fidgeting, seem distracted and are looking over your shoulder.
- They are rubbing their eyes or yawning.
- They are fiddling with props: a beer mat, a piece of jewellery or their cigarettes.
- They are tapping their foot or drumming their fingers.

To summarize, nonverbal fascination is extremely powerful. Moreover, women tend to be more expressive in their body language and are better than reading it than men. This may be because traditionally women have had less power than men and it is the role of the less powerful to pay more attention to those with more power. Women show display around 50 different postures and other non-verbal gestures in their repertoire, while men only have around 10 different signals in their repertoire.

LIST OF REFERENCES

- Burgoon J.K., Buller D.V., Woodall W.G. *Nonverbal Communication. The Unspoken Dialogue.* – The McGraw-Hill Companies, INC, 1996. – 522 p.
- Conway M., Vartanian L.R. *Status Account for Gender Stereotypes: beyond Commuality and Agency.* – N.Y.: Plenum Publishing Corporation, 2000. – 58 p.
- Knapp M.L., Hall J.A. *Nonverbal Communication in Human Interaction.* – Wadsworth. Thomson Learning, USA, 2002. – 482 p.
- LaFrance M., Mayo C. *A Review of Nonverbal Behaviors of Men and Women // Western Journal of Speech Communication.* – 1979. – № 43. – P. 96-108.
- Richmond V.P., McCroskey J.C. *Non-verbal Behavior in Interpersonal Relations.* – Boston: Pearson Education, Inc., 2004. – 350 p.

Edward Białek

(Uniwersytet Wrocławski – Instytut Filologii Germańskiej)

Der Anteil der Breslauer Gelehrten und Schriftsteller am literarischen Geschehen in Liegnitz nach dem Ersten Weltkrieg

Die vorliegende Untersuchung setzt sich zum Ziel, den Beitrag Breslauer Wissenschaftler und Schriftsteller zur literarischen Kultur der Stadt Liegnitz in den ersten Jahren nach der Beendigung des Ersten Weltkrieges in einem Überblick darzustellen. An den deskriptiven Teil schließen sich bio- und bibliographische Angaben zu den wichtigsten auswärtigen Akteuren des kulturellen Geschehens in der Katzbach-Stadt an. Das Hauptaugenmerk gilt den Aktivitäten des Breslauer Germanisten Dr. Hermann Jantzen, der dem anspruchsvollen Liegnitzer Publikum die Stellung Gerhart Hauptmanns im deutschen Schrifttum zu erklären suchte. Analysiert werden vor allem publizistische und wissenschaftliche Texte Breslauer Germanisten, die in einigen in Liegnitz erscheinenden Periodika abgedruckt wurden. Anhand der wenigen erhaltenen Quellen kann man die These wagen, dass sich die intellektuellen Eliten Niederschlesiens relativ früh von den traumatischen Erfahrungen des Krieges erholen und ihre enorme Tatkraft unter Beweis stellen konnten. Davon zeugt die Tatsache, dass bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1918 in mehreren Städten Schritte unternommen wurden, die auf Erneuerung des literarischen Lebens abzielten. Die Liegnitzer leisteten hier eine Pionierarbeit: nach einer mehrere Monate dauernden Vorbereitungsperiode, in der übrigens erste künstlerische Aktivitäten stattfanden, wurde während der Hauptversammlung am 30. Dezember die Satzung des Logaubundes Liegnitz (LBL), einer Vereinigung der Schriftsteller und bildenden Künstler angenommen. Die Initiative zur Gründung des Bundes kam von einer Gruppe Liegnitzer Intellektueller, die vom späteren ersten Vereinsvorsitzenden Dr. Johannes Hönig¹, einem Schüler des Breslauer Germanisten Max Koch, geleitet wurde. Seine Wahl zum Vorsitzenden musste recht überraschend erfolgt sein: sein namhafter Mitstreiter, Bruno Clemenz², gehörte nämlich zu den reichsweit bedeutendsten

¹ Geb. am 15. Januar 1889 in Tschiefer bei Freystadt, starb 19. April 1954 in Havelberg; katholischer Publizist, Essayist und Kulturhistoriker. Näheres in Agnieszka Włodarczak: *Johannes Hönig als Organisator des literarischen Lebens in Liegnitz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Dresden 2011.

² Geb. am 14. November 1873 in Liegnitz, starb 1935 daselbst; Volkskundler, Pädagoge, Publizist, Herausgeber der Zeitschrift „Niederschlesien“ (später „Schlesien“) und der Wochenzeitschrift „Mein Heimatland“ in Greiffenberg; verfasste u.a. *Blücher und die Schlacht an der Katzbach*. Breslau [1912], *Hans von Schweinichen, ein schlesischer Ritter. Kulturbilder aus dem 16. Jahrhundert*. Breslau [o.J.]; *Generalfeldmarschall von Woyrsch und seine Schlesier – Eigenhändige Auszüge aus*

Vertretern der konservativ orientierten deutschen Pädagogik. Dass sich der verhältnismäßig junge Katholik gegen den „Vater der Heimatschule“⁴³ durchzusetzen vermochte, konnte wohl nicht ohne Unterstützung der Breslauer gelehrten Welt erreicht worden sein. Clemenz, ebenfalls Vertreter der katholischen Minderheit, galt monatelang als der sichere Kandidat für den Posten des Bundesvorsitzenden. Im zeitgenössischen Liegnitzer Adressbuch findet man unter Logau-Bund – Verband zur Pflege von Dichtung und Kunst die folgende Notiz: „Obmann Bruno Clemenz. Zusammenkünfte finden jeden 3. Dienstag im Monat im Quartettthause, Burgstraße 66 statt. Freunde des Bundes (6 Mk. Halbjahresbeitrag) haben freien Zutritt zu allen öffentlichen Bundesveranstaltungen.“⁴⁴ Bis zur Drucklegung des Adressbuches war also die Überlegenheit von Clemenz gegenüber dem anderen Bewerber noch unbestreitbar.

Der neugegründete Bund, in dem viele promovierte Germanisten und Historiker mitwirkten, sollte sich bald als eine der vielen Gründungen seiner Zeit erweisen, die das Fortleben einer seit der Jahrhundertwende im kulturellen Leben Deutschlands populären Tendenz zur Glorifizierung des Ländlichen und Heimatlichen gewährleisteten. Die meisten Bünde und Vereine bekämpften mit ihren organisatorischen und künstlerischen Initiativen all das, was sich bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert abzuzeichnen begann und was als Verkörperung des Fortschritts galt: die Industrialisierung und die Entfaltung des pluralistischen Charakters der Gesellschaft, also jegliche Modernisierungstendenzen innerhalb der Wirtschaft und der Politik. „Gegen diese Welt, die nur sachgebundene Analyse und planender Kalkül bewältigen können, werden – gerade auch unter der Parole ‚Heimatkunst‘ – seit den neunziger Jahren Mächte irrationaler Provenienz ins Feld geführt, d.h. Mächte, deren Selbstrechtfertigung dem Befragen durch eine der Bewusstseinshöhe der Epoche entsprechende Rationalität nicht standzuhalten vermag. Lob des Bauerntums und der Schollengebundenheit kann sinnvoll nur sein in einer agrarisch-vorindustriellen Gesellschaft.“⁴⁵ Dass auch der Liegnitzer Bund im Zeichen der späten Phase der Heimatkunstabewegung steht, unterliegt keinem Zweifel: schon der Titel seines Organs, der Zeitschrift „Die Saat“, will auf eine der Idee des Heimatlichen untergeordnete Ausrichtung hinweisen. Auch die Mitwirkung von vielen auswärtigen Mitgliedern konnte den Aktivitäten des Logaubundes kein Gepräge der Modernität verleihen: Schriftsteller und Kritiker aus Berlin, Marburg, Halle oder Düsseldorf trugen eher zur Festigung der konservativen Tendenz seines Vortragsangebots bei. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass durch die Nähe Breslaus auch die akademische Germanistik im LBL stark vertreten sein konnte. Als Referenten kamen nach Liegnitz vorwiegend deutschnational gesinnte Literaturwissenschaftler, nicht zuletzt einstige Lehrer mehrerer in der Stadt an der Katzbach tätiger Philologen, die nach dem Ersten

seinem Kriegstagebuch. Berlin 1919; *Geschichte des schlesischen Bildungswesens im Mittelalter*. Liegnitz 1927.

³ Vgl. Hubert Unverricht: *Liegnitzer Lebensbilder des Stadt- und Landkreises*. Band 1: A–L. Hofheim/Taunus 2001, S. 94–97, hier S. 94.

⁴ *Adressbuch der Stadt Liegnitz 1919*, VI. Abteilung, S. 271.

⁵ Karl Otto Conrady: *Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich*. In: *Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17.–22. Oktober 1966*. Herausgegeben von Benno von Wiese und Rudolf Henß. Berlin 1967, S. 45–46.

Weltkrieg das örtliche literarische Geschehen wesentlich mitprägten. Beide Gruppen, die Meister und ihre Jünger, brachten eine Entwicklung in Gang, die eine weitgehende Verwerfung von literarischen Texten, die das Heimatliche und den Reichsgedanken nicht verherrlichten, zur Folge hatte. In diesem Sinne unterschied sich das Liegnitzer Kulturgschehen kaum von dem, was sich im übrigen Deutschland abspielte. Gemeint ist hier allen voran das Auftauchen von antimodernistischen Tendenzen, die im Bereich des Politischen in einem unverhüllt aggressiven Rechtsdrall mündeten. Karl Otto Conrady fasste diese Entwicklung wie folgt zusammen: „Es scheint, als habe die Sicht von der Warte des Bildungsbürgertums aus nicht ausgereicht, um die modernen Entwicklungen des Industriezeitalters und seiner Gesellschaft und Aufstieg und Bedeutung des vierten Standes abzuschätzen. Im Gegenteil war der Vorbehalt gegenüber den modernen Entwicklungen kennzeichnend. Das führte folgerichtig zur Abwertung oder zum Nichtverstehen der analytisch-desillusionierenden und die verkündeten Werte kritisch befragenden Literatur wie zur Abneigung gegenüber politisch linksgerichteten Autoren. Das Bauerntum als Kraftquell und das Landleben als zeitlos wahre Lebensform fanden germanistische Lobredner und wurden als der Zeit gemäße Rettung vor Materialismus und Liberalismus, westlichem Geist und zersetzendem Intellektualismus angeboten und Immermanns Hofschulzen meinte man von fern herübergrüßen zu sehen. [...] Auch der regionale Herkunfts- und Wirkungsbereich ist, was ideologische Komplikationen angeht, nicht ohne Bedeutung. Ich denke an Grenzgebiete, wo – Namen wie Sauer, Nadler, Cysarz beweisen es – historische Wissenschaften leicht in ein Zweck-Mittel-Verhältnis geraten angesichts der abgelehnten oder begrüßten politischen Wirklichkeit. Die Idee des Reiches fasziniert hier stärker als anderwärts.“⁶ Vieles, was Conrady hier konstatiert, trifft wohl auch auf die Aktivitäten des Liegnitzer Logaubundes zu. Seine Mitglieder wollten ja ihrem selbstauferlegten Auftrag, als Bewohner der Grenzmark das Reich vor möglichen Übergriffen der Polen zu beschützen, treu bleiben. Dass sich aber nicht alle seine Mitglieder von einem unkritischen deutschnationalen Gedanken tragen ließen, steht außer Frage: die Logaubündler entwickelten eine facettenreiche Tätigkeit, in der es auch Platz gab für kulturpolitische Initiativen, die von den Grundsätzen der Heimatkunstbewegung weit entfernt waren.

Hönig, liberaler Politiker, Schriftsteller und anerkannter Gregorovius-Forscher – von Kochs Autorität unterstützt – wurde zu einer integrierenden Persönlichkeit, die dem Verein den Charakter einer wenigstens zum Teil pluralistischen literarischen Institution sicherte. Er berichtet, dass in der Gründungsperiode, also seit dem Erscheinen des ersten Heftes des Bundesorgans, der Zeitschrift „Die Saat“ (Februar 1919) 21 geschlossene Sitzungen abgehalten wurden, in denen Programm- und Satzungsangelegenheiten besprochen und poetische Werke vorgestellt wurden. Andere Gründungsmitglieder des Logaubundes waren: Dr. Carl (auch: Karl) Seiffert, Lehrer am örtlichen Gymnasium, Konrad Urban, zum Zeitpunkt der Bundesgründung bereits ein bekannter Heimat-schriftsteller, und Hans Zuchhold⁷, promovierter Philologe und Historiker, Autor von Gedichten und Erzählungen. Gerade ihnen gelang es, innerhalb von einer kur-

⁶ Ebd., S. 51–52.

⁷ Näheres in Edward Białek: *Der Logaubund Liegnitz und die Zeitschrift „Die Saat“ in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg*. Dresden 2012.

zen Zeitspanne eine erhebliche Anzahl niederschlesischer Intellektueller, Dichter und Wissenschaftler im Logaubund zusammenzubringen. Mit der Zeit schlossen sich dem Bund Schriftsteller, Kritiker, Theaterleute, Musiker, bildende Künstler, Verleger und Buchhändler aus ganz Schlesien sowie aus anderen deutschen Provinzen und Städten wie etwa aus Berlin, Marburg, Halle und Düsseldorf an. In der Sitzung vom 18. Oktober 1920 wurde ein Beschluss über die Berufung einer Jugendgruppe des Logaubundes gefasst. Zu den Mitgliedern dieser Jugendgruppe gehörte ab 1921 auch der gerade aus Weimar von seinem kurzen Bauhaus-Aufenthalt zurückgekehrte siebzehnjährige Horst Lange⁸. Zuchhold war derjenige seiner Lehrer, der dem gescheiterten Flüchtling half, beim Abitur „einige Schwierigkeiten zu überwinden. Er erkannte das große Talent.“⁹

Die geschickte Einbeziehung geschätzter Autoritäten in gemeinsame Vorhaben ermöglichte es, örtliche und auswärtige Mitglieder, auch angehende Literaten in Marktprozesse einzuführen. Dadurch wurde auch ein Ziel erreicht, das in der 1922 erneut veränderten Vereinssatzung formuliert worden war: „Der Logaubund Liegnitz [...] setzt sich die Pflege der deutschen Dichtung und Kunst, insbesondere die Förderung seiner eigenen schaffenden Mitglieder zum Ziel.“

Nach der überaus regen Vereins- und Vortragstätigkeit in den ersten Jahren traten ab 1923 Ermüdungserscheinungen ein. Die literaturfördernden Aktivitäten der Logaubündler treten entschieden zurück, nur selten kommen nach Liegnitz Gäste aus Breslau, geschweige denn aus anderen Kulturzentren der Weimarer Republik. Selbst ein flüchtiger Vergleich mit den Veranstaltungsfolgen der vorangegangenen Jahre lässt einen erheblichen Rückgang feststellen. Im Herbst 1923 traf die Hauptversammlung des Bundes die Entscheidung über einen Zusammenschluss mit zwei anderen Vereinen: dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein und der Deutschkundlichen Arbeitsgemeinschaft. In einer Vorankündigung im letzten als Organ des Logaubundes herausgebrachten „Saat“-Heft heißt es über den Zusammenschluss: „Mit den genannten beiden Vereinen wird sich am 16. Dezember, 11 Uhr vorm.[ittag], im Vereinshausaale, Gartenstr. 9, die Verschmelzung zu einem Vereine vollziehen, wozu die Jahres-Hauptversammlung bejahenden Beschluss gefasst hatte. Gleichzeitig findet die Vorstandswahl statt. Alle Mitglieder werden gebeten, hieran teilzunehmen, handelt es sich doch um eine bedeutende Versammlung, die den Grundstein zu dem zukünftigen Schaffen legen soll. Durch diese Maßnahme erhoffen wir vor allem eine mächtigere Entfaltung der kulturellen Tätigkeit in der jetzt schweren Zeit. Auch unsere auswärtigen Mitglieder bitten wir, treu zu uns weiter zu stehen. Unsere Zeitschrift „Die Saat“ bleibt erhalten. Auch die Saatbücherei wird weiter ausgebaut werden.“¹⁰

Letztere Ankündigungen bestätigten sich nur teilweise. Als Organ einer neuen Organisation, des Vereins für deutsche Bildung, „verstummt“ die Zeitschrift „Die Saat“, nachdem das Doppelheft 5/6 Mitte 1924 erschienen war. Die erste Nummer der

⁸ Geb. am 6. Oktober 1904 in Liegnitz, starb am 6. Juli 1971 in München, Romancier und Lyriker.

⁹ Oda Schaefer: *Horst Lange. Ein Lebensbild*. In: Horst Lange: *Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg*. Herausgegeben und kommentiert von Hans Dieter Schäfer. Mit einem Lebensbild Horst Langes von Oda Schaefer. Mainz 1979, S. 271.

¹⁰ Ebd., S. 191.

neuen Folge, auch ein Doppelheft, ist vollständig dem Schaffen von Hermann Stehr gewidmet; somit wurde die Tradition der Sonderhefte fortgesetzt. In vier Heften, die unter dem Patronat des Vereins für deutsche Bildung herausgegeben wurden, tauchen mehrere bereits aus früheren Zeiten bekannte Namen von Kritikern und Dichtern auf, u.a. Curt Mirau, Georg Thiel, Alfred Gramsch, Helmut Wocke, Hans Zuchhold, Viktor Ludwig. In der letzten Nummer wurde ein Nachruf von Johannes Hönig auf den verstorbenen Breslauer Dichter Hermann Bauch veröffentlicht. Die meisten seiner Gründer und Hausautoren setzten also die Zusammenarbeit mit dem Blatt auch unter den veränderten Bedingungen fort.

Die Sitzung vom 16. Dezember 1923 leitete Konrad Urban, zu diesem Zeitpunkt stellvertretender Vorsitzender des Logaubundes. Die neue Satzung wurde angenommen, der Vorstand gewählt. Konrad Urban berichtete im letzten Jahresbericht des LBL: „Aus dem Vorstande schieden aus: Direktor Kramer infolge Verzugs, Architekt Bannes, der eine Wiederwahl ablehnte, und infolge Niederlegung des Vorsitzes Dr. Johannes Hönig. Dr. Hönig übernahm den Vorsitz des Bundes im September 1918. Seiner rastlosen Tätigkeit ist es in erster Linie gelungen, den Bund auf die Höhe zu bringen, zählt doch der Bund bei seinem Antritt etwa 30 Mitglieder, jetzt 230. Sein gediegenes literarisches Wissen, seine liebenswürdige Zuvorkommenheit und seine organisatorischen Fähigkeiten zogen weite Kreise heran und erzielten die hohe Einschätzung, deren sich der Bund jetzt erfreut. Den nicht geringen Schriftverkehr erledigte er meist selbst. Die großen Veranstaltungen führte er zum großen Teile selbst durch und hatte es immer und immer wieder verstanden, gute und hervorragende Kräfte in den Dienst unserer Sache zu stellen. Bedauerlich ist es drum, dass er aus verschiedenen Gründen den Vorsitz im September niederlegte. Als Bundesmitglied hat er erfreulicherweise auch seine weitere Mitarbeit versprochen. Unseres Dankes ist er für alle Zeiten sicher.“¹¹ In einem Brief Hönigs an seinen Jugendfreund Carl Müller ist nur eine lakonische Notiz zu finden, in der die Überarbeitung als der einzige Grund für die Aufgabe des Postens des Vorsitzenden angegeben wird: „Den Vorsitz des Logaubundes habe ich niedergelegt. Es war mir nicht mehr möglich, 3 Ehrenämter zu versehen, oder ich hätte meine eigene literarische Beschäftigung ganz aufstecken müssen.“¹² Zum Vorsitzenden des neuen Vereins wurde Dr. Theodor Schönborn¹³ gewählt; Konrad Urban musste sich mit dem Posten seines ersten Stellvertreters zufrieden geben. Zu der Tag darauf ver-

¹¹ Ebd., S. 190–191.

¹² Brief vom 25. Januar 1924. Abgedruckt in: Agnieszka Włodarczak: *Johannes Hönig als Organisator des literarischen Lebens in Liegnitz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Dresden 2011, S. 195. Im selben Brief beschwert sich Hönig über die politische Lage in der Region: „Dass die Verhältnisse im engeren Niederschlesien nicht günstig liegen, das empfindest Du freilich wohl selber. [...] Ja es ist, da sich die Verhältnisse örtlich beinahe kulturkampfmäßig zuspitzen, jetzt vielleicht noch schwerer als noch vor einigen Jahre.“ In: Ebd., S. 194.

¹³ Geb. 1876 in Wellersdorf im Kreis Sorau, starb 1946 in Gießen, studierte in Breslau Deutsch, Geschichte und Religion, promovierte 1910. Oberlehrer, Studienrat an der Auguste-Viktoria-Schule in Liegnitz, Vorsitzender des Vereins für deutsche Bildung (1923), ab 1932 Leiter der Städtischen Sammlungen. Schönborn gehörte nach 1933 zu denjenigen Wissenschaftlern, die dem neuen Regime gern ihre Reverenz erwiesen. Im Jubiläumsjahr 1942 wurde er mit der Herausgabe einer Festpublikation beauftragt: *Liegnitz. 700 Jahre eine Stadt deutschen Rechts*. Im Auftrage des Ge-

anstalteten Weihnachtsfeier im Logensaale wurden auch Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins und der Deutschkundlichen Arbeitsgemeinschaft eingeladen. Die Geschichte des Logaubundes, eines der aktivsten Vereine im Schlesien der Zwischenkriegszeit, ging somit zu Ende.

Der Logaubund weist Merkmale einer formellen Literaten- und Künstlervereinigung auf; als Vorbild konnte den Liegnitzern die Literarische Gesellschaft der Osten (die Breslauer Dichterschule) gedient haben. Ein System von Beitragszahlungen, Abonnements und Mitgliedskarten regelt die rechtlich verankerte und satzungsmäßige Mitgliedschaft. Einziges Ehrenmitglied und unbestrittene Autorität für alle Mitglieder der Gruppierung war Max Koch, Professor am Deutschen Institut der Universität in Breslau, Rektor dieser Hochschule (1918–1919), Germanist, bekannt für seine nationalkonservativen Ansichten. Er besuchte regelmäßig Liegnitz und beteiligte sich aktiv an zahlreichen literarhistorischen Veranstaltungen. In seinem Vortragsprogramm hielt er entschieden am Kanon fest (u.a. Vorträge über E.T.A. Hoffmann, Wagner und Dantes Rezeption in Deutschland), als Deutschnationaler befasste er sich aber auch mit vaterländischer Dichtung und schlesischer Heimatliteratur. Ganz geschickt konnte er also eine intellektuelle Gratwanderung betreiben: Urteile, die er über Goethe und Schiller oder über Fedor Sommer und Wilhelm Müller-Rüdersdorf fällte, schienen seinen Zeitgenossen gleichermaßen glaubwürdig zu sein.

Zu einem Pflichtritual wurde für die Logaubündler das Würdigen von Kochs wissenschaftlichen Leistungen: jede neue Publikation von ihm, z.B. das Erscheinen des dritten Bandes der monumentalen *Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*, in Zusammenarbeit mit Friedrich Vogt verfasst, wurde von den Mitgliedern des Logaubundes, vor allem aber von seinem prominenten Schüler Johannes Hönig, vermerkt. Auch die Liegnitzer Tageszeitungen verfolgten aufmerksam Kochs wissenschaftliche Aktivitäten: „In den letzten Monaten, die so viel Unglück über unser Vaterland gebracht haben, hat der bekannte Universitätslehrer Max Koch wiederholt in zündenden Ansprachen seiner deutschen Gesinnung Ausdruck verliehen. Ein schönes Bekenntnis zum Deutschtum ist auch die nunmehr im Druck vorliegende Rede, die er bei der Übernahme des Rektorats der Universität Breslau am 30. September 1918 gehalten hat. Das Fort- und Wiederaufleben der deutschen Vorzeit in unserer späteren Dichtung wird hier fesselnd und anregend geschildert. Um nur das allerwichtigste anzudeuten: Klopstocks Verdienste rückt Max Koch in helles Licht, er betrachtet Goethes Verhältnis zu den Nibelungen [...], würdigt Hebbels Drama, um schließlich bei Richard Wagner zu verweilen, dessen ganzer Lebensweg nur ein Kampf für ‚Wiedergeburt und Reinigung deutscher Art‘ gewesen ist.“¹⁴ Mitglieder und Gäste des Logaubundes waren auch andere Breslauer Wissenschaftler, u.a. die

schichts- und Altertumsvereins zu Liegnitz mit Unterstützung durch die Stadtverwaltung Liegnitz herausgegeben von Theodor Schönborn. Breslau 1942.

¹⁴ Dr. W.: *Literarisches*. In: Liegnitzer Zeitung, Nr. 146, Donnerstag, 26. Juni 1919 [Besprechung der Schrift: Max Koch, *Deutsche Vergangenheit in deutscher Dichtung*. Stuttgart 1919].

Germanisten Dr. Hans Heckel, Dr. Hermann Jantzen, Dr. Karl Drescher¹⁵ und der Philosophieprofessor Eugen Kühnemann¹⁶.

Das thematische Spektrum, das die Vortragsfolgen boten, war wirklich breit abgesteckt: es reichte von politischen Statements, etwa zur Abstimmung in Oberschlesien, über philosophische Ausführungen bis zur Literaturtheorie und -geschichte, wobei das heimatische Schrifttum aus Schlesien eindeutig den Schwerpunkt des Vortragsangebots bildete. Dafür sorgten vor allem die örtlichen Kritiker und Literaturwissenschaftler. Aber auch viele Gäste aus Breslau, Berlin und anderen Städten plädierten für das regionale Schrifttum. In kulturpolitischer Hinsicht kann man aber den meisten der eingeladenen Referenten vor allem das Bemühen attestieren, Arbeit am Kanon zu leisten, wobei der Terminus Kanon hier – wie oben bereits angedeutet – in zweierlei Bedeutung erscheinen muss: einerseits in seiner weltliterarischen Dimension (z.B. in der Darstellung des Schaffens von Goethe, Grillparzer, Mörike, Dostojewski, Rilke, Tagore, Raabe, Storm, Gottfried Keller und Schiller), andererseits in seiner lokalen Ausprägung (z.B. in den Präsentationen von provinzgebundenen Texten von Carl und Gerhart Hauptmann, Hermann Stehr, Hermann Bauch und Eberhard König). Im Unterschied zu anderen lokalen Anbietern, hielten sich aber die Logaubündler nicht nur an den Kanon, sondern erweiterten ihr Angebot um Namen, die es erst zu entdecken galt. So konnten sie einigen jüngeren Autoren aus Schlesien zu einem ersten Durchbruch verhelfen. Dass neben ästhetischen auch ideologische und politische Positionen bezogen wurden, versteht sich von selbst: die Folgen des immer noch nicht überwundenen Krieges wie etwa die Teilung Oberschlesiens und die rheinländische Frage, provozierten zu einschlägigen Stellungnahmen.

Breslauer Gelehrte und Schriftsteller waren im Vortragsprogramm des Logaubundes Liegnitz reich vertreten. Als ein der Förderung der Heimatkunst und -literatur verschriebener Verein nahm sich der Liegnitzer Bund auch der schlesischen Mundartdichtung an. Am 26. Februar 1920 z.B. wurde in der Oberrealschule ein ritualisierter Leseabend „Schlesische Mundart“ veranstaltet, an dem Gedichte von Hermann Bauch aus Breslau, einem ihrer bekanntesten Vertreter, mit musikalischer Umrahmung und einer Festrede von Hermann Jantzen zum Vortrag kamen. Bauch war Mitglied der Literarischen Gesellschaft der Osten, genannt auch Breslauer Dichterschule, zu der der LBL von

¹⁵ Karl Drescher, geb. 1864 in Frankfurt am Main, starb 1928 in Breslau; Geheimer Rat, Universitätsprofessor in Bonn und in Breslau, Herausgeber der Schriften von Hans Sachs und Martin Luther. Vgl. Wojciech Kunicki: *Germanistik in Breslau 1918–1945*. Dresden 2002, S. 50.

¹⁶ Prof. Dr. phil. Eugen Kühnemann, geb. 1868, starb 1946; Rektor der Königlichen Akademie in Posen, ab 1906 ordentlicher Professor für Philosophie an der Universität zu Breslau; verfasste u.a.: *Schiller*. München 1905 (6. Auflage 1920); *Vom Weltreich des deutschen Geistes. Reden und Aufsätze*. München 1914. Vgl. Waldemar von Grumbkow: *Eugen Kühnemann zum Gedächtnis*. In: Schlesien. Eine Vierteljahresschrift für Kunst, Wissenschaft und Volkstum, 1956, 1. Jahrgang, Heft IV, S. 303–304; Hans Herrmann: *Porträt eines Redners. Eugen Kühnemann zum 100. Geburtstag am 28. Juli 1968*. In: Schlesien. Eine Vierteljahresschrift für Kunst, Wissenschaft und Volkstum, 1968, Jahrgang XIII, Heft III, S. 135–138; Louis Ferdinand Helbig: *Gerhart Hauptmann und das „Weltreich des deutschen Geistes“ bei Eugen Kühnemann (1868–1946)*. In: „*Habt herzlichen Dank für Eure Freundschaft...*“ *Menschen um Gerhart Hauptmann*. Hrsg. von Klaus Hildebrandt, Krzysztof A. Kuczyński. Włocławek 2011, S. 117–133.

Anfang an rege Kontakte unterhielt. Einige Mitglieder der Breslauer Vereinigung gehörten auch dem Bund an, außer Bauch auch Waldemar von Grumbkow. Der letztere kam am 21. Februar 1921 nach Liegnitz und las aus seinen Texten. Bauch wurde in einer Folge von Veranstaltungen geehrt. Rezitationen aus seinen Texten begleiteten vor allem „gehobene“ Ereignisse, wie z.B. Weihnachtsfeiern der Vereinsmitglieder. Jeder Besuch des Altrektors Koch in Liegnitz wurde zu einem Fest hochstilisiert, was sich den zeitgenössischen Berichten entnehmen lässt. Am 27. Juni 1921 fand z.B. eine öffentliche Dantefeier im Gesellschaftshause statt. „Studienrat Dr. Michael und Seminarmusiklehrer Hantscho leiteten den Abend durch ein Händelsches Orgelkonzert, auf einem Seitenflügel vorgetragen, ein. Bundesmitglied, Geheimrat Prof. Dr. Max Koch von der Breslauer Universität, hielt den mit reichem Beifall aufgenommenen Festvortrag über Dante in Deutschland.“¹⁷

Nicht nur Germanisten, sondern auch Musiker und Künstler wurden in die Residenzhauptstadt eingeladen. Die überaus starke Präsenz Breslauer Intellektueller in der Stadt am Katzbach macht sich z.B. im Frühjahr 1922 bemerkbar: am 3. März im Gesellschaftshause hielt Otto Suchland¹⁸, Spielleiter und Dramaturg aus Breslau, einen Vortrag über August Strindberg. Diese Veranstaltung wurde in Zusammenarbeit mit der Reisner'schen Buchhandlung organisiert. Am 8. März dagegen las Eberhard König aus seinen Texten in der Aula des Städtischen Gymnasiums. Die Lesung moderierte Hans Heckel. Am 13. März dagegen sprach Prof. Eugen Kühnemann über Tagore.

Eine besondere Rolle spielte im literarischen Geschehen der Stadt Liegnitz Hermann Jantzen, der sich als ein Hauptmann-Kenner profilierte. Seine Interpretationen von Dramen und Prosatexten des Nobelpreisträgers konnte er dem Liegnitzer Publikum in Vorträgen und den in der Zeitschrift „Die Saat“ publizierten Aufsätzen präsentieren. Im folgenden sollen einige seiner Aussagen kurz besprochen werden. Im Juli 1922 wurde Liegnitz zum Schauplatz der Niederschlesischen Heimatwoche. Der Logaubund war einer der Mitveranstalter dieses groß angelegten Treffens. Die Aufgabe, den Gästen dieser Veranstaltung neueste Errungenschaften der deutschen Literatur in Schlesien zu präsentieren, wurde Jantzen übertragen. In seinem umfangreichen Vortrag, dem zahlreiche Liegnitzer und Gäste aus ganz Schlesien zuhörten, soll der Breslauer Germanist u.a. viel Platz dem Werk von Gerhart Hauptmann gewidmet haben. In einem zeitgenössischen Kommentar zu diesem Teil der Überlegungen des Breslauer Gelehrten können wir folgendes lesen: „Von besonderem Interesse für die Gegenwart waren Dr. Jantzens Ausführungen, soweit sie den größten unter den lebenden schlesischen Dichter, Gerhart Hauptmann, galten. Für diesen in ganz Deutschland und im Auslande hochgefeierten Dichter sei es bezeichnend, dass er seine Heimat und sein Schlesiertum nie vergessen oder verleugnet habe. Der in den *Webern* sich ausprägenden und erschütternden Kraft realistischer Darstellung könne nichts Gleichwertiges aus der zeitgenössischen Dichtung an die Seite gestellt werden. Dieses Drama sichert seinem Verfasser Weltruhm. Auch *Hanneles Himmelfahrt* würdigte Dr. Jantzen als eines der wertvollsten Werke schlesi-

¹⁷ *Mitteilungen des Logaubundes*. In: Die Saat, 3. Jahrgang, Nummer 8, 1921, S. 128.

¹⁸ 1883–1952; Schauspieler am Schauspielhaus in Potsdam, dann Dramaturg in Berlin und Breslau.

scher Heimatkunst. Weniger günstig wurden die jüngsten dramatischen und epischen Werke Hauptmanns beurteilt.¹⁹

Jantzens Vortrag wurde in der mit „Die Saat“ konkurrierenden Zeitschrift „Niederschlesien“ ohne größere Begeisterung aufgenommen; der anonyme Kommentator äußert seine Zweifel vor allem an dem Teil seiner Ausführungen, der sich auf den Schlesienbezug in Gerhart Hauptmanns Texten konzentriert: „Er [Jantzen, Anm. E.B.] bezeichnete ihn nämlich als eine poetische Erscheinung von höchster Bedeutung, der sein Schlesiertum nie vergessen habe. Doch konnte er die dichterische Bedeutung Hauptmanns nur durch den Hinweis auf die niederschmetternde Kraft der realistischen Darstellung in den *Webern* und auf *Hanneles Himmelfahrt* beweisen, während er als Folge des Übergangs Hauptmanns zum Symbolismus die in der *Versunkenen Glocke* und in *Pippa tanzt* begegnenden Unklarheiten bezeichnete. Das Festspiel von 1913 erwähnte Jantzen nur „mit Bedauern“, da der Dichter die damalige Stimmung des deutschen Volkes nicht getroffen habe. Seine beiden neuesten in exotischen Gegenden spielenden Dramen können den Redner ebenfalls nicht begeistern, zumal sie an unförmiger Breite litten. Hauptmanns Kraft schein vorläufig geknickt.“²⁰ Den Kern der versteckten Kritik des anonymen Verfassers an Hauptmanns Einstellung zum Deutschtum oder Schlesiertum enthält aber erst der Schlussteil seiner Äußerung: „Man hätte erwarten können, dass der Redner den Gegensatz zwischen Gerhart Hauptmann und Eberhard König, dem er sich alsdann zuwandte, und dem er nachrühmte, dass ihm deutsches Wesen und deutsche Art über alles gehe, schärfer hervorgehoben hatte.“²¹

Ein von Hermann Jantzen verfasster Aufsatz eröffnet ein Gerhart Hauptmann gewidmetes Heft der Zeitschrift „Die Saat“, das im November 1922, zum sechzigsten Geburtstag des Nobelpreisträgers herausgegeben wurde. Indem er an die Aufführung des Dramas *Indipohdi* anknüpft, die vom Staatstheater aus Dresden unter dem Titel *Das Opfer* für die Breslauer Gerhart Hauptmann-Festspiele²² vorbereitet wurde, teilt er den Lesern der Liegnitzer Zeitschrift seine Reflexionen über das damals letzte Stück Hauptmanns mit. Jantzen macht keinen Hehl aus seiner Begeisterung für das schauspielerische Talent von Paul Wiecke, der die Rolle des Prospero spielte, sowie für andere Darsteller. Gegen das Stück selbst äußert er allerdings schwere Vorwürfe, die sich grundsätzlich auf dessen vermeintliche Esoterik zurückführen lassen. „Es scheint mir fraglich, ob das Stück seine Feuerprobe als Kunstwerk wirklich bestanden hat, und ich glaube kaum, dass es sich dauernd auf der Bühne wird halten, dass es weitere Kreise lange wird fesseln können. Dazu ist es seiner ganzen Art nach zu sehr philosophische Dichtung, zu wenig packendes Bühnenwerk, nicht einfach und klar ge-

¹⁹ *Mitteilungen des Logaubundes*. In: Die Saat, 4. Jahrgang, September 1922, Nummer 9, S. 148.

²⁰ *Die erste niederschlesische Heimatwoche*. In: Niederschlesien. Zeitschrift für Heimatschutz und Heimatkultur, 2. Jahrgang, Liegnitz, den 1. August 1922, Heft 8, S. 266.

²¹ Ebd., S. 266.

²² Über die Reaktionen der Breslauer Literaturkritik auf die einzelnen Aufführungen vgl. Ludwika Gajek: *Die Breslauer Gerhart Hauptmann-Festspiele im Jahre 1922 in den Berichten der Breslauer Presse*. In: *Leben – Werk – Lebenswerk. Ein Gerhart Hauptmann-Gedenkbuch*. Herausgegeben von Edward Białek, Eugeniusz Tomiczek und Marek Zybura. Legnica 1997, S. 207–241.

nug in seiner Anlage und in seinem Gedankeninhalt.“²³ Die Dramen *Indipohdi* und *Der weiße Heiland* sind für Jantzen Beweise dafür, dass sich Hauptmann endgültig vom Naturalismus distanziert habe. Seine Flucht vor der Wirklichkeit in die mythische Vergangenheit, sein Hang zur vertieften philosophischen und religiösen Reflexion – das alles weise auf eine neue Phase im dramatischen Schaffen Gerhart Hauptmanns hin, so der Breslauer Gelehrte. Seine Diagnose ist äußerst einfach: Der Dramatiker aus Agnetendorf trete in ein ehrwürdiges Alter und der jugendliche Schwung seiner früheren Werke werde durch eine gewisse Trägheit ersetzt; ausgedehnte Dialoge verdrängten die Handlungsdynamik und die dramatische Spannung räume einer umfangreichen Reflexion den Vorzug ein. Jantzen scheint noch einen anderen Grund für Hauptmanns Verzicht auf die naturalistische Konzeption des Schauspiels zu sehen, und zwar den Weltkrieg und dessen tragische Folgen. „Die kraftvolle lebensfrische Gedrungenheit, die Hauptmanns Jugendwerke auszeichnet, ist ersetzt durch eine weit ausladende, episch redselige Breite, die nicht selten ermüdend wirkt, die Reflexion nimmt einen umfänglichen Raum ein, in beiden haben sichtlich die Wirkungen des Krieges und seiner zerstörenden Folgen ihren Einfluss geübt, in beiden ist das Heldentum des Leidens, das für Hauptmann immer ehrwürdiger und anziehender gewesen ist als das Heldentum der Tat, bis zur mehr oder minder freiwilligen Selbstvernichtung geführt.“²⁴ Im Drama *Indipohdi*, behauptet Jantzen, wolle sich Hauptmann mit den Besten messen; so lassen sich hier viele intertextuelle Bezüge zu Shakespeare und zu *Empedokles* von Hölderlin feststellen, die dieses Stück eklektisch machten. Um diese These zu bekräftigen, nennt Jantzen eine ganze Reihe von Handlungselementen, die wie „Fremdkörper“²⁵ wirkten. Auch die Vermischung der christlichen Erlösungsidee mit Elementen der griechischen Mythologie und der buddhistischen Kultur hält er für eigentümlich. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Breslauer Germanist, der einem eng verstandenen Regionalismus huldigt, Hauptmann nicht das Recht einräumen will, sich aus jenem herausreißen und über den engen Rahmen der schlesischen Kleinstädtereie hinausgehen zu dürfen. Diese Tendenz zur Verherrlichung des Provinziellen könnte man wohl auch anderen am Logaubund mitwirkenden Gelehrten von der Universität Breslau attestieren.

Bio- und bibliographische Daten

Dr. Hans Heckel (1890–1936)

Zu den Breslauer Akademikern, die im Rahmen der Aktivitäten des Logaubundes Liegnitz eine intensive Vortragstätigkeit betrieben, gehörte Dr. Hans Heckel. Er wurde am 14. August 1890 in Breslau geboren und starb daselbst am 13. März 1936. Er studierte in Breslau und München, nahm am Ersten Weltkrieg teil. Als Germanist am Deutschen Institut der Universität Breslau war er – zunächst als Privatdozent, dann als Universitätsprofessor – für die schlesische Literaturgeschichte zuständig. Dieser

²³ Hermann Jantzen: *Indipohdi*. In: Die Saat, 4. Jahrgang, November 1922, Nummer 11, S. 166.

²⁴ Ebd., S. 167.

²⁵ Ebd., S. 186.

Forschungsschwerpunkt fand aber keinen Niederschlag in dem von ihm geprägten Teil des Liegnitzer Vortragsprogramms: ihm oblag grundsätzlich die Arbeit am Kanon, die er u.a. mit seinen Vorträgen über Franz Schubert leistete.

In der Buchausgabe seiner Doktorarbeit gibt Heckel folgende biographische Daten an: „Am 14. August 1890 wurde ich zu Breslau geboren. Ich bin ein Sohn des Kaufmanns Robert Heckel und seiner Frau Marie geb. Großpietsch, bin katholischen Bekenntnisses und preußischer Staatsangehöriger. Ich besuchte das Königliche König-Wilhelm-Gymnasium zu Breslau und verließ es Ostern 1909 mit dem Zeugnis der Reife. Darauf studierte ich vier Semester in Breslau, zwei Semester in München und weitere fünf Semester in Breslau, deutsche Sprache und Literatur, neuere Geschichte und Philosophie. Meine Lehrer waren folgende Herren Dozenten:

In Breslau: Baumgartner, Cichorius, Hönigswald, Kampers, Kaufmann, Kinkeldey, Koch, Kühnemann, Meyer, Preuß †, Siebs, Schrader, Stern, v. Wenckstern †, Ziekursch.

In München: Grauert, v. Heigel †, Jansen, Kutscher, von der Leyen, Hans Meyer, Muncker, Otto, Hermann Paul, Unger, Vollmer, Weymann, Zucker.

Am 6. Mai 1914 bestand ich das examen rigorosum. Nach Ausbruch des Krieges trat ich als Kriegsfreiwilliger ein beim Feldartillerieregiment von Peucker (1. Schles.) Nr. 6.

Allen meinen Herren Lehrern fühle ich mich zu aufrichtigem Dank verpflichtet, insbesondere Herrn Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Koch in Breslau und Herrn Prof. Dr. Muncker in München, die mir bei Abfassung dieser Arbeit mit teilnehmender Förderung zur Seite standen.“²⁶

Publikationen (Auswahl):

Das Don Juan-Problem in der neueren Dichtung. Teildruck. Stuttgart 1915; *Die schlesischen Provinzialblätter in ihrer literaturgeschichtlichen Bedeutung.* Breslau 1921; *Bausteine. Festschrift. Max Koch zum 70. Geburtstage.* Herausgegeben von Ernst Boehlich und Hans Heckel. Breslau 1926; *Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien.* Erster Band: *Von den Anfängen bis zum Ausgange des Barock.* Breslau 1929; *Die Gestalt des Künstlers in der Romantik.* In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft.* In Verbindung mit Josef Nadler und Leo Wiese herausgegeben von Günther Müller. Zweiter Band. Freiburg im Breisgau 1927, S. 50–83.

Literatur:

Paul Merker: *In memoriam Hans Heckel.* In: *Nachrichten*, Heft 9, Juni 1936, S. 5; Wojciech Kunicki: *Germanistik in Breslau 1918–1945.* Dresden 2002, passim.

²⁶ Hans Heckel: *Das Don Juan-Problem in der neueren Dichtung.* Teildruck. Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Stuttgart 1915.

Dr. Hermann Jantzen (1874–1933)

Der geheime Regierungsrat und Oberschulrat galt als eine unbestrittene Autorität für die Logaubändler. Er kam mehrmals in die Stadt an der Katzbach als Referent, wobei der Schwerpunkt seiner Vorträge auf schlesischer Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts lag. Der versierte Literaturhistoriker und Herausgeber von mittelalterlichen Literaturzeugnissen war Schüler von Max Koch und Friedrich Vogt.

Hermann Jantzen wurde am 19. Februar 1874 in Breslau geboren und starb daselbst 1933. Er besuchte die Elementarschule in seiner Heimatstadt und ab 1883 das Gymnasium zu St. Maria-Magdalena. Als sein Vater, der Königliche Eisenbahn-Betriebsdirektor Paul Jantzen, 1885 nach Kattowitz versetzt wurde, besuchte Hermann das dortige Gymnasium. 1887 starb sein Vater; ein Jahr später kehrte er mit seiner Mutter Emma, geborene Silz, nach Breslau zurück. Er setzte seine Ausbildung am Maria-Magdalena-Gymnasium fort, das er 1893 mit der Reifeprüfung absolvierte. Im selben Jahr ließ er sich an der Breslauer Alma Mater immatrikulieren. Er studierte deutsche und englische Philologie sowie Geschichte als Nebenfach. 1896 erfolgte die Promotion mit einer Arbeit unter dem Titel *Geschichte des deutschen Streitgedichts im Mittelalter mit Berücksichtigung ähnlicher Erscheinungen in anderen Literaturen*. In einer internen Rezension zum Promotionsverfahren Jantzens lobt Professor Friedrich Vogt dessen Abhandlung als eine Pionierleistung im Bereich der älteren deutschen Literaturgeschichte: „Verf[asser] behandelt zum ersten Male die Geschichte einer Gattung der mittelhochdeutschen Dichtung, die in der Entwicklung unserer Literatur eine noch nicht genügend gewürdigte Rolle gespielt hat. Er hat mit sehr rühmlichem Fleiß und aner kennenswerter Umsicht die weit gestreute Literatur im wesentlichen vollständig zusammengetragen und zweckmäßig geordnet; so sind dann manche Denkmäler hier überhaupt zuerst wissenschaftlich verwertet, andere zum ersten Male in den reichen literarhistorischen Zusammenhang gerückt. Der Verfasser hat aber auch, wie es bei einer geschichtlichen Behandlung seiner Aufgabe unerlässlich war, die Entwicklung derselben Dichtungsgattung in den nächstverwandten Literaturen, der mittellateinischen, der französisch-provenzalischen, der angelsächsischen und altnordischen berücksichtigt und die Beziehungen der deutschen Antike zu diesen Erscheinungen angemessen erörtert.“²⁷

Publikationen (Auswahl);

Geschichte des deutschen Streitgedichts im Mittelalter mit Berücksichtigung ähnlicher Erscheinungen in anderen Literaturen. Breslau 1896; *Gotische Sprachdenkmäler*. Mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen von Hermann Jantzen. 2., verm. u. verb. Aufl. Leipzig 1900; *Schlesische Literatur. Ein geschichtlicher Überblick*. In: Deutsche Zeitschrift 3 (1900/01), H. 22, S. 719–725; *Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts*. Ausgewählt und erläutert von Hermann Jantzen. Leipzig 1903;

²⁷ Archiv der Universität Breslau: Philosophische Fakultät. Acta betreffend die Doctor-Promotionen pro 1895/96, Blatt 113.

Schlesische Dichter [= Festgabe für die 13. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins]. Breslau 1903; *Schlesische Volksspiele (Oster- und Weihnachtsspiele)*. In: *Schlesien – Ein Heimatbuch*. Herausgegeben von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Mit Zeichnungen von M. Klein-Hähnichen, L. Jaekel, W. Krain und A. Mirau. Leipzig (Friedrich Brandstetter) 1922, S. 43–50; Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Eine Auswahl mit Anmerkungen und Wörterbuch von Hermann Jantzen. Berlin 1925; *Friedrich Jaricks altdeutsche Studien*. In: *Bausteine. Festschrift zum 70. Geburtstag von Max Koch*. Herausgegeben von Ernst Boehlich und Hans Heckel. Breslau 1926, S. 223–253; *Fedor Sommer*. In: *Schlesische Lebensbilder*. Vierter Band: *Schlesier des 16. bis 19. Jahrhunderts*. Namens der Historischen Kommission für Schlesien herausgegeben von Friedrich Andrae, Erich Graber, Max Hippe. Breslau 1931, S. 430–436; *Max Koch gest.* In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie*, Band 75, Heft 1, 1932, S. 79–85.

Prof. Dr. Max Koch (1855–1931)

Der am 22. Dezember 1855 in München geborene und am 19. Dezember 1931 in Breslau verstorbene Literaturhistoriker wurde durch sein Charisma, seine wissenschaftlichen Leistungen und nicht zuletzt durch seine strenge deutschnationale Gesinnung zu einer Identifikationsfigur für die meisten schaffenden Mitglieder des Logaubundes. Er studierte Germanistik in München und Berlin. Er promovierte 1878 mit einer Dissertation über *Helferich Peter Sturz und die Schleswigschen Literaturbriefe*; nach der Promotion „setzte er seine Studien in Berlin und in London fort.“²⁸ Sein Habilitationsverfahren wurde 1880 in Marburg erfolgreich abgeschlossen; 1890 kam er nach Breslau und übernahm den Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturgeschichte. In den Jahren 1918–1919 war er Rektor der Universität Breslau, 1924 ging er in Pension. Er war Mitbegründer und Vorsitzender des Breslauer Richard-Wagner-Vereins. Wojciech Kunicki unterstreicht seine Verdienste um die Erforschung und Förderung der Literatur aus Schlesien, wobei seine nationalen Neigungen ihn stets in die Nähe der Heimatkunstabewegung brachten. „Seine Sympathien galten jenem Modell der Heimatkunst, das vom *Türmer* propagiert wurde. Er kannte mehrere schlesische (Heimat)dichter persönlich, vor allem Eberhard König und Fedor Sommer.“²⁹ Beste Beziehungen unterhielt er aber auch zu Liegnitzer Literaten, die ihn als ihre Bezugsfigur in diversen Verehrungsritualen würdigten.

Zu seinem 70. Geburtstag brachten seine Schüler, darunter der Liegnitzer Johannes Hömig, eine Festschrift heraus. Im Vorwort zu dieser Edition heißt es: „Auf ein Leben voll reicher und fruchtbarer Arbeit durften Sie am 22. Dezember 1925, Ihrem 70. Geburtstage, zurückblicken. Uns, die wir Ihnen freundschaftlich nahe stehen und zum großen Teil auch einst als Schüler zu Ihren Füßen gesessen haben, war es eine freudig übernommene Ehrenpflicht, unserer Hochschätzung und Verehrung auch einen sichtbaren Ausdruck zu geben. Gilt unser aller Bemühen dem verdienten Gelehrten, so wollen

²⁸ Wojciech Kunicki: *Germanistik in Breslau 1918–1945*. Dresden 2002, S. 41.

²⁹ Ebd., S. 44.

Ihre ehemaligen Schüler Ihnen zugleich ihre Dankbarkeit dafür bezeugen, durch Ihr Beispiel und Ihre Unterweisung den Geist echter Wissenschaftlichkeit und die Freude an literarischer Forschungsarbeit empfangen zu haben.³⁰

Publikationen (Auswahl):

Helferich Peter Sturz und die Schleswigschen Literaturbriefe. München 1879; *Über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrhundert*. Leipzig 1883; *Shakespeare*. Stuttgart 1885; *Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart* (Mitverfasser Friedrich Vogt). Zwei Bände. Leipzig und Wien ²1904; *Richard Wagner*. 3 Bände. Berlin 1907, 1913 und 1918; *Die deutsche Literatur im Zeitraum von dem Zusammenbruch bei Jena bis zum Beginn der Befreiungskriege, mit besonderer Berücksichtigung Schlesiens*. Breslau und Kattowitz 1908; *Joseph von Eichendorff und der deutsche Osten*. In: *Der Wächter*, Jahrgang 8, 1925, Heft 7, S. 316–329.

Literatur:

Johannes Hönig: *Max Koch. Ein Gedenkblatt zum siebenzigsten Geburtstag*. In: *Der Wächter*, Jahrgang 8, 1925/26, Heft 4, S. 189–193; Helmut Wocke: *Gedenken an Max Koch*. In: *Ostdeutsche Monatshefte*, Jahrgang 13, 1932, Heft 2, S. 118–121; Hermann Jantzen: *Max Koch gest.* In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie*, Band 75, Heft 1, 1932, S. 79–85; Hans-Joachim Schulz: *Max Koch*. In: *Neue Deutsche Biographie*, Band 12, Berlin 1980, S. 272–273; Wojciech Kunicki: *Modernisierung als Politisierung? Modernisierung versus Politisierung? Germanistische Forschung und Lehre an der Universität in Breslau 1877–1944*. In: Norbert Honsza (Hrsg.): *Germanistik 2000. Wrocław – Breslau*. Wrocław 2001, S. 40–43; Ders.: *Germanistik in Breslau 1918–1945*. Dresden 2002, S. 40–46; 141–148.

³⁰ *Bausteine. Festschrift*. Max Koch zum 70. Geburtstage dargebracht und in Verbindung mit Carl Appel, Karl Drescher, Oswald Floeck, Johannes Hönig, Hermann Jantzen, Joseph Klapper, Wilhelm Kosch, Karl Schumacher, Rudolf Unger, Theodor Siebs, Walter Steller herausgegeben von Ernst Boehlich und Hans Heckel. Breslau 1926 [unpaginiert].

Schlüsselwörter

Liegnitz, der Logaubund, Schriftstellervereinigungen, Max Koch, Hermann Jantzen, Hans Heckel

Abstract

Participation of researchers and writers from Breslau in literary life of Liegnitz after the World War I

Liegnitz was an important cultural centre after the World War I. Association of Writers and Visual Artists Logaubund was active there since December of 1918, and it set the tone for cultural events in the region. Among its member there were many researchers and writers from Breslau, who gave it a feature of a conservative cultural institution. A significant role in the history of the Association was played by professor Max Koch, a historian of literature and former president of the University of Breslau. Hans Heckel and Hermann Jantzen were other important members, who participated in group enterprises.

Keywords

Liegnitz, Logaubund, group of writers, Max Koch, Hermann Jantzen, Hans Heckel

Marcin Miodek

(Uniwersytet Wrocławski – Instytut Filologii Germańskiej)

Europa = Niemcy? Karta niemiecka w polskiej karykaturze prasowej o tematyce europejskiej w latach 1945-2012¹

Przystąpienia do Unii Europejskiej oczekiwano w Polsce z licznymi i różnorodnymi nadziejami, ale i obawami. W debacie publicznej dyskutowano, między innymi, o dopłatach dla rolników, o czasami dziwnych normach unijnych z przysłowiovym już „znormalizowanym ogórkiem” na czele, o otwarciu europejskich rynków pracy, wyrażano strach przed drastyczną podwyżką cen, utratą tożsamości narodowej czy zalewem niemoralności. Wymienione aspekty szczególnie widocznie zobrazowane zostały w karykaturach – czasem żartobliwych, czasem zupełnie poważnych, czasem szyderczych – opublikowanych w znacznej liczbie w polskiej prasie zarówno w okresie przedakcesyjnym, jak i już po maju 2004.

Integralnym składnikiem, ba – jednym z centralnych elementów debaty akcesyjnej – stało się także „niemieckie zagrożenie”. Dlaczego akurat ten temat wzbudził tak liczne kontrowersje? Dlaczego w Polsce obawiano się naszego natowskiego (od 1999 roku) sojusznika? Dlaczego w karykaturach pojawiły się pruskie i hitlerowskie hełmy oraz krzyże żelazne? Te pytania stały się punktem wyjścia analizy prasoznawczej, której wyniki opisuje niniejsze studium.

Wspomniana cezura roku 2004 i wcześniejsza debata akcesyjna nie stanowią bynajmniej początku szeroko pojętego „dyskursu europejskiego” w powojennej Polsce. Problematyka ta pojawia się zdecydowanie wcześniej, a mianowicie krótko po zakończeniu II wojny światowej – w zupełnie innych niż obecne realiach polityczno-społecznych. Z tego względu autor uważa za sensowne, by naszkicować te aspekty rzeczywistości lat czterdziestych czy pięćdziesiątych XX wieku – w szczególności paradygmaty polityki informacyjnej komunistycznej władzy ówczesnej Polski wobec „kwestii europejskiej” – które mogły pozostawić znaczące ślady w świadomości zbiorowej polskiego społeczeństwa, a tym samym determinować liczne późniejsze, nawet współczesne fenomeny związane z wyobrażeniami dotyczącymi integracji europejskiej.

Jak wiadomo, od końca II wojny światowej zaznacza się coraz wyraźniej różnica interesów pomiędzy niedawnymi sojusznikami z koalicji antyhitlerowskiej, czego

¹ Pierwotna wersja niniejszego tekstu ukazała się w tomie *Niemcy, Austria, Szwajcaria: wyzwania z przelomu XX/XXI wieku* / [Wydział Studiów Międzynarodowych i Politologicznych, Uniwersytet Łódzki, Katedra Badań Niemcoznawczych]. Pod red.: Ernesta Kuczyńskiego, Michała Tomczyka.

konsekwencją jest powstawanie dwubiegunowego układu sił: zdominowanego przez ZSRR komunistycznego Wschodu po jednej oraz kapitalistycznego Zachodu z USA na czele po drugiej stronie. W znajdującej się w orbicie wpływów sowieckich Polsce po pełni władzy sięgają stosunkowo mało popularni w społeczeństwie², ale wspierani wszelkimi środkami przez opiekunów z Moskwy komunistyczni uzurpatorzy. Konsolidacja „władzy ludowej” prowadzona jest w wielu płaszczyznach. Obok radykalnych, stosowanych głównie przez organy bezpieczeństwa państwowego metod neutralizacji bądź eliminacji prawdziwych lub wymaganych przeciwników polityczno-ideologicznych (fałszerstwa wyborcze, delegalizacja opozycji, aresztowania, pokazowe procesy zakończone wyrokami długoletniego więzienia lub wyrokami śmierci, tortury, obozy pracy, wywózki do ZSRR, mordy skrytobójcze, działania zbrojne przeciwko zorganizowanym grupom antykomunistycznego podziemia i in.), nowi władcy utrwalają swój stan posiadania za pomocą rozbudowanej maszyny propagandowej. Centralną rolę socjotechniczną pełnią oddziałujące na szerokie masy społeczne praktycznie zmonopolizowane media³, wśród których początkowo prym wiodzie z oczywistych technicznych względów prasa.

Wspomniane wymiary „utrwalania władzy ludowej” nie pozostają bez wpływu na kwestie europejskie w polskim dyskursie publicznym. Eliminacja legalnie działającej opozycji oznacza monopolizację i totalitaryzację życia społeczno-politycznego, a co za tym idzie prawie zupełne zglajchsztaltowanie debaty publicystycznej. Główną zasadą ówczesnych mediów jest zgodność z linią Polskiej Zjednoczonej Partii Robotniczej (do 1948 Polskiej Partii Robotniczej)⁴, która to linia z powodu pryncypiów ideologicznych odnosi się do najwcześniejszych projektów integracji europejskiej niechętnie lub wrogo: idea zjednoczonej, ściśle współpracującej z USA Europy ucieleśnia nienawidzony przez komunistów liberalno-demokratyczno-kapitalistyczny Zachód. Z tego względu kwestia integracji europejskiej szybko dołącza do motywów przewodnich głównej grupy strategii socjotechnicznych wymierzonych w „imperializm”.

Równocześnie dodać należy, że wspomniane zagadnienie zostaje wzmocnione najsilniejszą bronią ówczesnego arsenału propagandowego: kartą niemiecką, przyjmującą najczęściej formę niemieckiego straszaka. Taktyka ta – łącząca paradygmaty socjotechniczne ideologii komunistycznej i nacjonalistycznej – pojawia się w zasadzie równocześnie z pierwszymi doniesieniami na temat idei integracji (zachodnio) europejskiej, jeszcze w okresie podziału Niemiec na strefy okupacyjne. Natomiast

² Czego dowodem są chociażby szacowane wyniki sfałszowanego przez komunistów referendum z 1946 roku i wyborów do Sejmu z 1947 roku, w których opozycyjny PSL mógł zdobyć de facto nawet ok. 70% głosów (vide: Albert, A.: *Najnowsza historia Polski*, t.3 1945-1956, Londyn 1989, s. 515, 525 i nn., Davies N.: *Boże igrzysko*, Kraków 1991, s. 692 i nn., Doliesen, G.: *Polen unter kommunistischer Diktatur 1944-1956. Mit Vergleichen zur DDR*, Schwerin 2010, s. 28-32).

³ Rzadkimi wyjątkami od tej reguły były nieliczne – wprawdzie cenzurowane i szykanowane na różne sposoby – jednakże legalnie ukazujące się pisma katolickie, np. „Tygodnik Powszechny”.

⁴ Wojtasik, L.: *Agitacja polityczna. Poradnik dla agitatora*, Książka i Wiedza, Warszawa 1979, s. 13, Wojtasik, L.: *Psychologia propagandy politycznej*, PWN, Warszawa 1986, s. 93.

powstanie Republiki Federalnej Niemiec w roku 1949 – określanej w ówczesnej polskiej propagandzie m.in. mianem spadkobierczyni i kontynuatorki III Rzeszy, militarystycznych Prus i ekspansjonistycznego państwa Zakonu Krzyżackiego – i plany włączenia jej do różnorodnych projektów (zachodnio) europejskich nadaje tej taktyce ramy „formalno-instytucjonalne”.

*

Materiałem badawczym niniejszego studium są – jak wskazuje na to tytuł – publikowane w oficjalnej prasie karykatury⁵. Dodać należy, że zwłaszcza w okresie komunistycznym (w warunkach prawie pełnego monopolu informacyjnego) stanowią one reprezentatywną syntezę treści kilkudziesięciu, a nawet i kilkaset artykułów publikowanych równoległe w wielu tytułach prasowych w ramach określonej – w przypadku problematyki europejskiej mającej zasięg ogólnopolski – operacji czy kampanii propagandowej.

Już jesienią 1946 roku, po słynnym wystąpieniu W. Churchilla w Zurychu, w którym postuluje on utworzenie „Stanów Zjednoczonych Europy”, w oficjalnej propagandzie polskiej podkreśla się niemieckie komponenty tej idei. Wizualizacją tego jest widoczna obok (ilustr.1⁶), pochodząca ze „Szpilek”, jedna z pierwszych „europejskich” karykatur zatytułowana „Zürich zum Reich”. Elementy niemieckie (zaznaczone przez autora niniejszego studium strzałkami) to, oczywiście, sformułowana *expressis verbis* w opisie w górnej części dominacja Niemiec w przyszłej Paneuropie oraz gra słowna w tytule: Zürich – zurück⁷ „zum Reich”.

Bardziej wyrafinowaną metaforę odnaleźć można w kolejnej, rok młodszej karykaturze zamieszczonej również w „Szpilkach”⁸ (ilustr.2), odnoszącej się do poglądów tego samego brytyjskiego polityka. Podstawę stanowi odwołanie do pochodzącego z mitologii greckiej motywu porwania Europy. W porwaniu AD 1947 porywaczem nie jednak Zeus, ale byk-Hitler z charakterystycznym wąsikiem i zaczesanymi na bok włosami oraz – dodatkowo – w rogatym hełmie uchodzącym w karykaturze lat czterdziestych i pięćdziesiątych XX wieku za typowy atrybut germański. Twórcą malującym tę scenę jest, oczywiście, W. Churchill przedstawiony z nieodłącznym cygarem.

Postępy integracji europejskiej i coraz większy udział powstałej w 1949 roku Republiki Federalnej w tymże procesie dostarczają polskiej propagandzie – w tym karykaturze – z pierwszej połowy lat pięćdziesiątych nowych pól socjotechnicznego ataku. Ciekawym przykładem jest obraz zatytułowany „Czego się nie robi dla ‘idei’”⁹ (ilustr.3) przedstawiający hakenkreuz stworzony przez A. de Gasperiego, K. Adenauera,

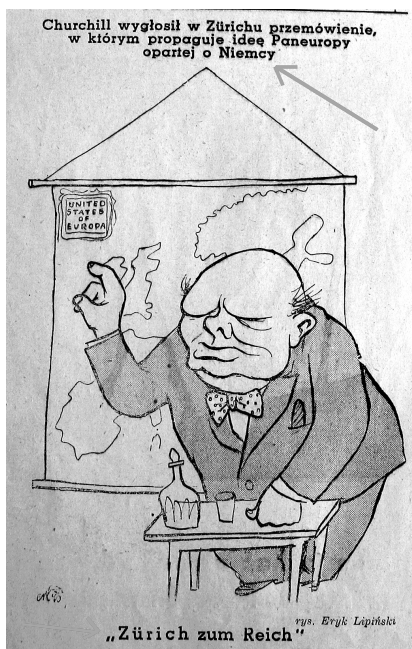
⁵ Najważniejszymi źródłami niniejszego studium są za lata 1945-1989 ogólnopolski tygodnik satyryczny „Szpilki” oraz najstarszy powojenny dziennik dolnośląski „Słowo Polskie”, natomiast po roku 1989 tygodniki ogólnopolskie „Wprost” i „Angora” (publikująca w każdym numerze liczne karykatury) oraz dzienniki ogólnopolskie „Gazeta Wyborcza” i „Nasz Dziennik”.

⁶ *Szpilki*, 1.10.1946, s. 2, rys. E. Lipiński.

⁷ Czyli „z powrotem”.

⁸ *Szpilki* 7.11.1947, s. 11, za czechosłowackim piśmie satyrycznym „Dikobraz”.

⁹ *Słowo Polskie* 7.4.1951, s. 3, rys. Z. Kiulin (?).



Ilustr. 1



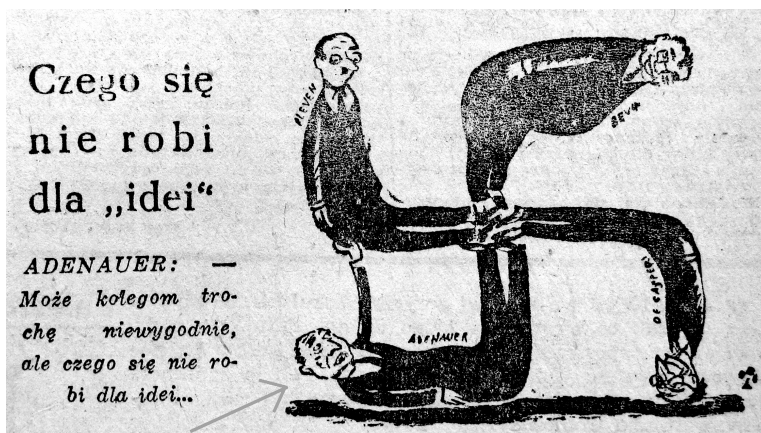
Ilustr. 2

R. Plevena i E. Bevina, a więc polityków uznawanych często za „ojców wspólnoty europejskiej”. Karykatura ta oddaje wyraźnie przypisywanie Niemcom w polskiej propagandzie coraz większej roli w powstających strukturach europejskich. Można wprawdzie dyskutować, czy w widocznej ekwilibrystycznej figurze pozycja Adenauera jest najkorzystniejsza – jednoznaczne jednak w kontekście dominacji Niemiec są słowa „może kolegom trochę niewygodnie, ale czego się nie robi dla [europejskiej-MM] idei...” – wypowiedziane przez kanclerza federalnego, a nie przez któregoś z pozostałych polityków. Inną istotną taktyką socjotechniczną wizualizowaną przez opisywaną karykaturę jest dyskredytacja genealogiczna idei europejskiej osiągnięta poprzez ukazanie jej rzekomych nazistowskich korzeni. Paradygmat ten – rozpowszechniony w propagandzie okresu komunistycznego¹⁰ – odnaleźć można także we współczesnym dyskursie medialnym¹¹.

Obok przywódczej roli Niemiec i narodowo-socjalistycznych korzeni Wspólnoty propagandyści Polski Ludowej piętnują we wczesnych latach 50. projekty utworzenia tzw. „armii europejskiej” i Europejskiej Wspólnoty Obronnej (EWO), które w kontekście włączenia w nie RFN są celem szczególnie atrakcyjnym i socjotechnicznie łatwym. Bez żadnych praktycznie ograniczeń stosować bowiem można wobec nich bogate doświadczenia prowadzonych już wcześniej kampanii przeciwko tzw. remilitaryzacji Niemiec Zachodnich. Szczególną rolę zajmują tu – co zrozumiale – reminiscencje wojenne. I tak w sferze nazewniczej powstająca Bundeswehra czy istniejące już oddziały

¹⁰ Przykładem mogą tu być m.in. teksty *Unia Europejska pod protektoratem Hitlera*, „Słowo Polskie” 25.8.1949, s. 2, „Gwarancje” i *gwarancja pokoju*, Jerzy Winnicki, „Słowo Polskie” 31.1-1.2.1954, s. 3. Więcej informacji na ten temat, vide: Miodek, Marcin: *Niemcy. Publicystyczny obraz w „Pionierze” / „Słowie Polskim” 1945-1989*, ATUT, Wrocław 2008, s. 597-602.

¹¹ Za przykład mogą posłużyć tu fora portali internetowych, np. salon.24.pl, wicipolskie.org, polishclub.org czy sygnowane imieniem i nazwiskiem autorów publikacje, m.in.: Bajda, Jerzy: *Fundament wspólnej Europy?*, <http://www.naszdziennik.pl/index.php?dat=20100312&typ=my-&id=my21.txt>, Wielomski, Adam: *120 lat Adolfa Hitlera*, <http://prawica.net/node/16454>.



Ilustr. 3



Ilustr. 4

paramilitarne określane są na ogół w polskiej prasie mianem „Wehrmachtu” – często z atrybutem „nowy” lub „boński”, a typowymi elementami fotomontaży czy karykatur związanych z tym zagadnieniem są mundury i wyposażenie wojskowe z okresu II wojny światowej i różnorakie hitlerowskie insygnia. Wszystkie te elementy znajdują zastosowanie w tematyce europejskiej; dodać także należy, że w połączeniu z wspomnianym już paradygmatem niemieckiej dominacji produktem finalnym okazuje się nie tylko udział Bundeswehry w armii europejskiej, ale jej hegemoniczna pozycja. Przykładem tego jest chociażby karykatura „Bez podpisu”¹² (ilustr.4), na której granice „Wspólnoty Europejskiej” oznacza drutem kolczastym żołnierz „Armii Europejskiej” z krzyżem żelaznym, opaską SS na rękawie, stielhandgranatem za cholewką i charakterystycznym hełmem – atrybutami niepozostawiającymi najmniejszej wątpliwości co do jego pro-

¹² Szpilki 22.11.1953, s. 3, rys. M. Pętkowski.



Ilustr. 5

weniencki. Integrująca się Europa Zachodnia – „dyktatura dolara” – jest zatem pilnowanym przez znany Polakom „stary-nowy Wehrmacht” więzieniem czy obozem. Podobny wizerunek Wspólnoty odnaleźć można zresztą i na wcześniejszych etapach procesów integracyjnych, na przykład w karykaturalnym obrazie „Unii Zachodniej” z roku 1950 (ilustr.5)¹³. Tu nieco bardziej widoczna jest sprawcza rola Amerykanów¹⁴, nie pojawiają się też z oczywistych względów ani „armia europejska”, ani EWO, ale rola niemieckiego strażnika wydaje się porównywalna do wcześniejszego obrazu.

Wspomniani Amerykanie obecni są – jak widać – w ówczesnym dyskursie europejskim odmiennie niż współcześnie. We wczesnych latach pięćdziesiątych – w szczytowym okresie zimnej wojny – Stany Zjednoczone postrzegane są jako *spiritus movens* integracji i równocześnie największy zwolennik jak najsilniejszej pozycji Niemiec Zachodnich we Wspólnocie. Jednocząca się Europa jest w oczach propagandy tamtego okresu swoistą zamorską kolonią USA, a nie – jak obecnie – partnerem, w dodatku mającym na wiele spraw odmienny pogląd.

¹³ *Szpilki* 28.5.1950, s. 5, rys. J. Zaruba.

¹⁴ Niemca wprowadza prawdopodobnie (wydatne brwi, wąsy) ówczesny sekretarz stanu USA – D. Acheson.

Ukazane powyżej przykłady legitymują tęzę, że w oficjalnym „dyskursie europejskim” w Polsce w pierwszej dekadzie powojennej prym wiodą czynniki geopolityczne związane z konfliktem Wschód-Zachód oraz zagrożenia związane z włączeniem „bońskich rewanżystów i militarystów” w procesy integracyjne.

Kwestie odnoszące się do szeroko pojętej wspólnotowej tożsamości pojawiają się w karykaturach co najwyżej w głębokim tle, a w ich interpretacji pomocna jest treść publikowanych w owym czasie artykułów prasowych. Rzeczona integracja jest tak na prawdę manewrem tzw. klas posiadających mającym na celu jeszcze większe wykorzystanie przeciętnego „człowieka pracy” w społeczeństwach zachodniej Europy, a wspólne ideały to de facto wspólnota obozu, obozu dozorowanego – co „naturalne” – przez Niemców.

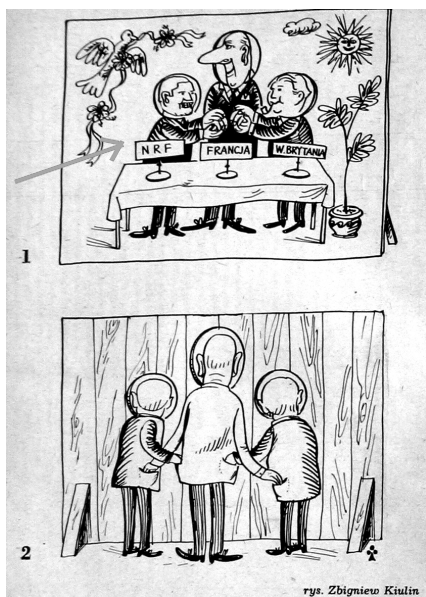


Ilustr. 6

Rok 1956 uchodzi za czas odejścia od stalinizmu w bloku wschodnim (choć proces ten przebiega w poszczególnych państwach w zróżnicowany sposób) i początek względnego odprężenia w stosunkach Wschód-Zachód. Nieco łagodniejszy kurs daje się zaobserwować stopniowo także w polskiej propagandzie, między innymi w odniesieniu do tematyki europejskiej. Fakt ten wynika w dużej mierze z koncentracji zainteresowania mediów sprawami wewnętrznymi Polski, ew. innych państw komunistycznych z ZSRR i Węgrami na czele. Inne czynniki to odejście od dominującej socjotechniki wojny światowej jako potencjalnej możliwości rozwiązania konfliktu Wschód-Zachód i przejście do doktryny pokojowego współistnienia socjalizmu i kapitalizmu oraz – stricte w kontekście europejskim – zaawansowanie i kierunek procesów integracji: są one tak daleko posunięte, że trudno znaleźć nowe, spektakularne cele socjotechnicznego ataku.

Jednym z ostatnich przykładów agresywnej propagandy starego stylu w karykaturze jest widoczny powyżej (ilustr.6) obraz „Mleczni bracia”¹⁵. Dyskredytuje on ideę powstania „Euratomu” (Europejskiej Wspólnoty Energii Atomowej) – będącego zdaniem karykaturzysty mlecznym bratem „Wehrmachtu” (wykarmionym na dodatek przez jeden z najczarniejszych charakterów w ówczesnej propagandzie, amerykańskiego sekretarza stanu J. F. Dullesa). Jak już zostało to jednak powiedziane wcześniej, przedstawiona karykatura należy do zanikającego od roku 1956, zimnowojennego paradygmatu przedstawiania „zagadnień europejskich” (z agresywnymi, militarystycznymi Niemcami Zachodnimi w jednej z głównych ról).

¹⁵ Szpilki 29.7.1956, s. 12, rys. J. Zaruba.



Ilustr. 7

stów (bo liczba karykatur jest w tego typu prasie zdecydowanie niższa). Także formalne środki propagandy są łagodniejsze, czego przykładem jest odchodzenie od asocjacji wojenno-militarnych.

Opisane powyżej złagodzenie paradygmatów nie oznacza, oczywiście, rezygnacji z krytyki integracji i formalnych struktur Europy Zachodniej na łamach polskiej prasy (a więc i karykaturze). Europejska Wspólnota Gospodarcza – choć jej formalne powstanie w roku 1958 przyjęte zostaje w oficjalnej propagandzie, paradoksalnie, bez rozgłosu charakterystycznego dla wcześniejszych etapów jednoczenia się kontynentu – to ciągle twór przeciwny wobec bloku wschodniego pod względem politycznym i gospodarczym, a co za tym idzie – twór „godny” krytyki. Nie jest on już jednak przedstawiany jako zagrożenie militarne, ale raczej jako antyprzykład właśnie w wymiarze polityczno-gospodarczym – jako arena ciągłych kryzysów, sprzeczności i walk wewnętrznych, ścierana się partykularnych interesów i narodowych egoizmów (a więc konfliktów rzekomo nieobecnych w komunistycznej RWPG). Dobitnie potwierdza to karykatura ze „Szpilek” z 1968 roku¹⁸ (ilustr. 7) ukazująca przedstawicieli RFN, Francji i Wielkiej Brytanii¹⁹ (wiele wskazuje na to, że są to K. Kiesinger, Ch. de

Rok 1956 stanowi dla propagandy związanej z zachodnioeuropejskimi procesami integracyjnymi cezurę nie tylko pod względem jakościowym, ale i ilościowym, co dostrzec można na przykładzie „Szpilek” – wówczas jednego z najważniejszych pism satyrycznych. O ile bowiem tylko w pierwszej połowie lat pięćdziesiątych XX wieku odnaleźć można na jego łamach około stu karykatur „europejskich”¹⁶, charakteryzujących się w sferze semantycznej licznymi konotacjami wojennymi, silnym nacechowaniem emocjonalnym (straszak niemiecki) i wysokim poziomem agresji, o tyle od roku 1956 do upadku systemu komunistycznego w Polsce w roku 1989 liczba obrazów poświęconych w badanym źródle rzeczonyj tematyce osiąga co najwyżej połowę pierwszej wartości¹⁷. Podobne prawidłowości zaobserwować można w gazetach codziennych na podstawie tek-

¹⁶ Dokładna liczba jest trudna do ustalenia ze względu na różne strategie interpretacyjne poszczególnych obrazów. Część z nich nie jest związana sensu stricto z tematyką europejską, ale – w zależności od interpretacji – można dopatrzeć się powiązań sensu largo.

¹⁷ A spora część z nich jest przedrukami z prasy zachodnio[!-MM]europejskiej, a nie rodzimą produkcją.

¹⁸ *Szpilki* 22-29.12.1968, s. 2, rys. Z. Książek.

¹⁹ Wprawdzie Wielka Brytania przystąpiła do EWG później (w roku 1973), ale jako kontynentalne mocarstwo i członek Europejskiego Stowarzyszenia Wolnego Handlu (EFTA) kooperowała



Ilustr. 8

Gaulle i H. Wilson) prowadzących rzekomo spójną i kompromisową politykę finansową, za prowizoryczną fasadą dbających jednak o własne interesy. Co ważne w kontekście tytułowego zagadnienia niniejszego studium – w widocznej trójce nie brakuje Niemiec Zachodnich, które okazują się być stałym elementem karykatury o tematyce europejskiej nie tylko w agresywnej propagandzie okresu stalinowskiego, ale i w fazie „dojrzałej” socjotechniki PRL końca lat 60. Wspólną cechą obu faz jest, oczywiście, paradygmat niemieckiej dominacji, straszak niemiecki nie jest jednak wybijającym się elementem przedstawionej powyżej karykatury.

Inny obraz – tym razem z roku 1984 (Ilustr. 8)²⁰ – ma wymowę podobną do poprzedniego: tak samo chodzi o bezradność i chaos w EWG po spotkaniu przedstawicieli Wspólnoty w obliczu przystąpienia do niej Hiszpanii i Portugalii. Oba kraje spoglądają z obawą na niestabilną konstrukcję europejską, którą każdy z dotychczasowych członków chce ułożyć według własnego pomysłu. Także i na tym obrazie widoczna jest istotna pozycja Niemiec – kanclerz federalny H. Kohl stoi na szczycie drabiny po prawej stronie.

Zdecydowanie inny charakter – nawiązujący nieco do karykatur z lat pięćdziesiątych, choć nieco łagodniejszy w doborze środków formalnych – ma zamieszczona obok (ilustr.9) karykatura z 1969 roku „Bońskie marzenie”²¹. Tu dominacja niemiecka jest motywem przewodnim, co implikuje już tytuł, a potwierdza obraz, na którym

także ze Wspólnotą. Wspomniana organizacja – EFTA – jest także elementem europejskich procesów integracyjnych, nie jest jednak uznawana za bezpośredniego poprzednika Unii Europejskiej i z tego względu nie jest dokładnie badana w ramach niniejszego studium. Dodać także należy, że organizacja ta rzadko jest obiektem propagandowych ataków w prasie PRL.

²⁰ Szpilki 26.4.1984, s. 7.

²¹ Szpilki 29.6.1969, s. 2, rys. S. Wielgus.

„Europa zjednoczona” dostaje się dosłownie pod skrzydła quasi-godła państwowego Niemiec – czarnego orła, opatrzonego dodatkowo wywołującym skojarzenia wojenne krzyżem.

Przedstawione powyżej przykłady związane z obecnością problematyki europejskiej w propagandzie komunistycznej w Polsce ukazują jej dość ściśle w czterdziestoletniej perspektywie powiązanie z kwestią niemiecką. Nie jest to zaskoczeniem, gdyż karta niemiecka stosowana jest w tym okresie intensywnie właściwie wobec wszystkich przeciwników polityczno-ideologicznych – dodać jednakże należy, że analizowana strategia socjotechniczna nie odchodzi (jak wiele innych paradygmatów propagandy komunistycznej) do lamusa wraz z upadkiem systemu. Od strony frekwencyjnej zwrócić należy uwagę na cezurę roku 1956, oznaczającą zarówno gwałtowny spadek liczby karykatur „europejskich”, jak i procentowego udziału w nich taktyki agresywnej „karty niemieckiej”.

Agonia bloku wschodniego i upadek systemu komunistycznego w Polsce w roku 1989 oznaczały dla państwa polskiego ogromne wyzwanie także w kwestii jego zmieniającej się pozycji i roli w Europie. Nowy rząd premiera T. Mazowieckiego stosunkowo szybko wyznaczył jako strategiczny cel polityki zagranicznej przystąpienie Polski do Wspólnoty²². Niemniej jednak – i to pomimo panującej jeszcze euforii przełomu – w przestrzeni publicznej wyraźnie rysowała się troska o to, czy młoda demokracja (obciążona anachroniczną, postpeerelowską strukturą gospodarczą i społeczno-polityczną oraz – o czym nie można zapominać – leżąca ciągle pomiędzy ZSRR a NRD) znajdzie wystarczająco dużo motywacji, aby spełnić trudne kryteria przystąpienia do Wspólnoty. Diametralnie inna sytuacja panuje także na rynku medialnym, od roku 1989 bez monopolu informacyjnego władzy, bez cenzury, z coraz większym pluralizmem mediów.

Wspomniane wątpliwości wyrażają liczne karykatury, w których EWG – przedstawiana jako symbol dobrobytu – skonfrontowana zostaje z polską „biedą” i zacołaniem. W kontekście pytania postawionego w tytule niniejszego studium stwierdzić należy, że tylko nieliczne z tych obrazów zawierają elementy niemieckie. Przykładem takim jest znana karykatura z „Wprost” z 1990 roku „Polska wraca do Europy”²³ (ilustr.10), w której – oprócz niezwykle bogactwa ówczesnych czynników politycznych, ekonomicznych i społecznych – pojawia się niemiecki but opóźniający „powrót Polski do Europy”. Zaznaczyć jednak należy, że nie ma tu mowy o tradycyjnym użyciu straszaka niemieckiego. Niemcy działają tu w swoim imieniu – nawet niejako przeciwko Wspólnocie – i nie stanowią propagandowo „tradycyjnego” zagrożenia dla niepodległości czy suwerenności Polski.

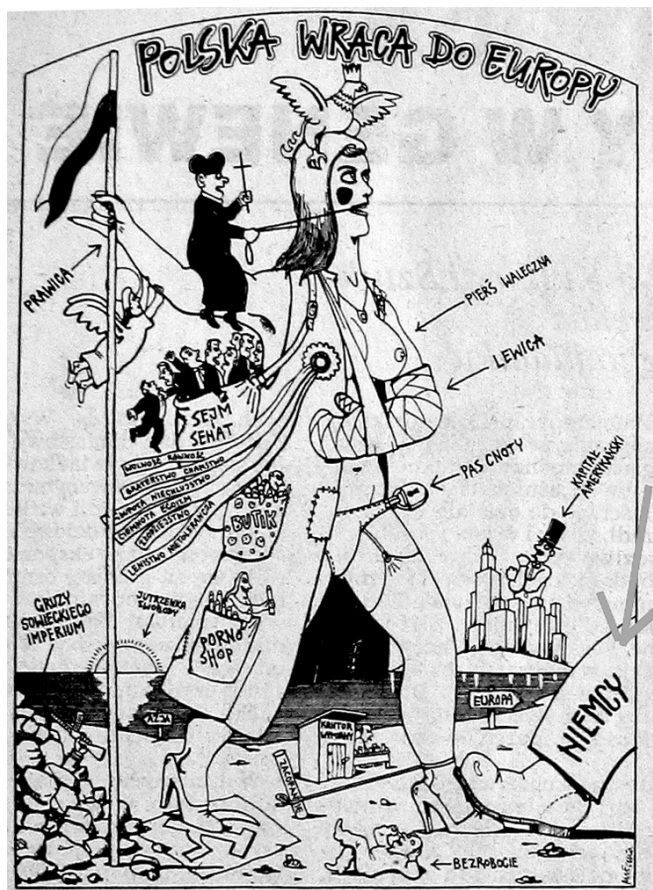
Straszak niemiecki pojawia się w karykaturze raczej od drugiej połowy lat dziewięćdziesiątych ub. wieku – wraz z konkretyzowaniem się pierwotnie dość idealistycznej i mglistej idei akcesji Polski do UE. Dodać także należy, że odnaleźć go można przeważnie w prasie orientacji politycznej, którą określić można w przybliżeniu

²² Wyrazem tych dążeń była umowa Polska-EWG w sprawie handlu oraz współpracy handlowej i gospodarczej z 19.9.1989 oraz finalizowany przez kolejne rządy RP Układ Europejski stwarzający Polskę z Wspólnotami Europejskimi z 16.12.1991.

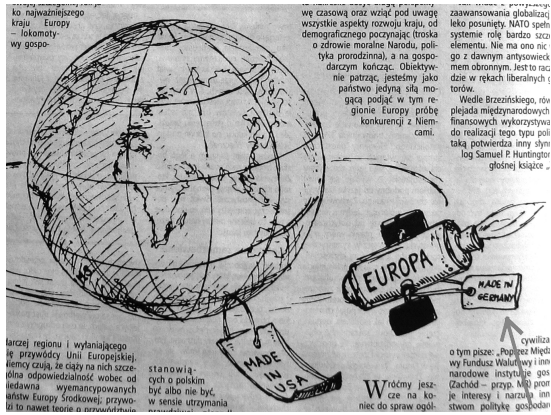
²³ *Wprost*, 23.12.1990, s. 29, rys. A. Mleczko.



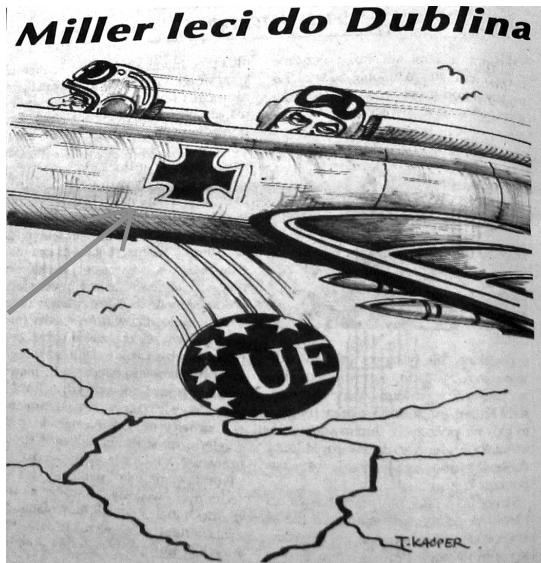
Ilustr. 9



Ilustr. 10



Ilustr. 11



Ilustr. 12



Ilustr. 13

mianem eurosceptycznej, narodowo-nacjonalistycznej, związanej z ludowym katolicyzmem (lub – czasami – z ruchami neopogańskimi, tzw. rodzimowierczymi), nastawionej prosocjalnie i popierającej dominującą pozycją władzy centralnej. Przykładem tego może być obraz z „Naszego Dziennika”²⁴ z 1999 roku (ilustr.11), na którym widać wyraźny układ sił w skali globalnej („Made in USA”) i kontynentalnej („Made in Germany”) – co jest, paradoksalnie, swoistym powtórzeniem wizji z karykatur z lat pięćdziesiątych XX wieku –, a towarzyszący tekst²⁵ wyraża obawy wobec ewentualnego przyszłego sąsiedztwa Polski i Niemiec we Wspólnocie. Liczba karykatur wizualizujących podobne odczucia wzrasta proporcjonalnie do zbliżania się referendum akcesyjnego i – będącego skutkiem tegoż – przystąpienia Polski do Unii Europejskiej w maju 2004 roku. Z tego okresu pochodzi m.in. wykorzystujący straszak niemiecki obraz „Miller leci do Dublina”²⁶ (ilustr.12), na którym Unia Europejska jest bombą zrzucona na Polskę z niemieckiego samolotu bojowego. Tuż po maju 2004 zobaczyć można natomiast w tym samym piśmie²⁷ „efekt” wejścia Polski do Unii (ilustr.13). Co ciekawe – obraz „Kancelerska kontrola rubieży europejskich” wykorzystuje atrybuty charakterystyczne dla karykatury z pierwszej połowy lat pięćdziesiątych: jasne odwołanie do negatywnych aspektów historii Polski, ew. sąsiedztwa polsko-niemieckiego i atrybuty o konotacji wojenno-militarnej. Na przedstawionym obrazku w swojski krajobraz z wierzbami płaczącymi wkracza na koniu (z literami UE na zadzie) jeździec w pruskiej pikielhaubie na głowie, z szablą u boku...

Zaprezentowane powyżej przykłady wykorzystujących straszak niemiecki karykatur z pism eurosceptycznej orientacji politycznej są istotnym elementem dyskusji medialnej na tematy europejskie. Dodać jednak należy, że nie pochodzą one z opinotwórczej prasy tzw. głównego nurtu, ale z pism o raczej hermetycznym i ściśle określonym kręgu odbiorców. Fakt ten nie oznacza bynajmniej braku elementów niemieckich w dyskursie europejskim na łamach prasy (a co za tym idzie – i w karykaturze) głównego nurtu. Mają one jednak zdecydowanie inny niż powyższe obrazy charakter – zarówno od strony formy, jak i treści. Ponadto stwierdzić należy, że w porównaniu do okresu komunistycznego, zwłaszcza jego pierwszej dekady – elementy niemieckie pojawiają się w zdecydowanie mniejszym odsetku prac rysowników.

Jak zatem obecna jest komponenta niemiecka w karykaturze „europejskiej” w prasie głównego nurtu? Wydaje się, że w ostatnich kilku latach dają się wyodrębnić trzy obszary, w których tytułowe zagadnienie niniejszej analizy pojawia się z pewną regularnością. Pierwszym z nich jest, co naturalne, bieżący dyskurs polityczny, w ramach którego ugrupowania polityczne ciągle grają kartą niemiecką i używają niemieckiego straszaka. Przykładem tego może być dyskusja z roku 2007 związana z przyjęciem przez Polskę europejskiej Karty Praw Podstawowych, a w szczególności używany przez przeciwników Karty argument rzekomego umożliwienia przez nią

²⁴ *Nasz Dziennik*, 6-7.3.1999, s. 14.

²⁵ Ryba, Mieczysław: „Globalizacja 2000”, j.w.

²⁶ *Nasza Polska*, 27.4.2004, s. 18, rys. T. Kacper.

²⁷ *Nasza Polska*, 1.6.2004, s. 20, rys. T. Kacper.



Ilustr. 14

roszczeń majątkowych ze strony tzw. wypędzonych²⁸. W przedstawionej karykaturze²⁹ (ilustr. 14) ukazana zostaje absurdalność sytuacji: domem, który mają zabrać Niemcy, jest... karton.

Innym przykładem opisywanej grupy jest obraz związany jest z kampanią do Parlamentu Europejskiego w roku 2009, podczas której jedna z ubiegających się o mandaty partii (PiS) tradycyjnie już³⁰ wykorzystwała kartę niemiecką, ukazując siebie jako obrońcę przed (dość mgliście zarysowanym) niemieckim zagrożeniem i piętnując rzekomy brak patriotyzmu przeciwnika politycznego. Sytuacja ta skarykaturowana została m.in. w „Gazecie Wyborczej”³¹ (ilustr. 15), na łamach której odnaleźć można uwspółcześniony europejskimi gwiazdkami znany „motyw Krzyżaka” – jednej z częstych i powszechnie rozpoznawalnych personifikacji Niemca w polskiej propagandzie.

Drugi z wymienionych powyżej, współczesnych obszarów występowania elementów niemieckich w karykaturze o tematyce europejskiej związany jest z pracą Polaków za granicą. Tematyka ta pojawia się już przed rokiem 2004, a prace rysowników na ogół ukazują pojawiającą się możliwość podjęcia (legalnej) pracy w krajach Unii, ewentualnie chęci Polaków do podjęcia takowej pracy. W karykaturach opisywanej grupy Niemcy stosunkowo rzadko występują samotnie – na ogół są ukazane jako jeden z kilku celów migracji zarobkowej, na przykład obok Anglii, Irlandii, Norwegii, Hiszpanii czy Francji. Podkreślić jednak należy, że ich pozycja jest w zasadzie niepodważalna. Karykatury niejako potwierdzają, że nasz zachodni sąsiad – pomimo fali wyjazdów na wyspy brytyjskie i przedłużenia przez rząd federalny okresu ograniczenia dostępu do rynku pracy – jest od lat tradycyjnym miejscem pracy Polaków.

Uwidaczniają to zarówno obrazy opublikowane przed rokiem 2004 (ilustr. 16 z roku 2002 ze „skokiem na Bramę Brandenburską”)³², jak i te z okresu członkostwa Polski w Unii (ilustr. 17 z roku 2006 z drogowskazem „Berlin”)³³.

²⁸ Nietrafność argumentów przeciwników Karty potwierdzają także późniejsze wydarzenia, m.in. orzeczenie Europejskiego Trybunału Sprawiedliwości, oraz – przede wszystkim – faktyczny brak niemieckich pozwów.

²⁹ *Angora*, 16.12.2007, s. 34, rys. P. Wakuła.

³⁰ Podobna sytuacja miała miejsce w ostatnich latach przy okazji wyborów parlamentarnych w Polsce (2007, 2011) czy wyborów prezydenckich (2005).

³¹ *Gazeta Wyborcza*, 27.5.2009, s. 2, rys. J. Gawłowski.

³² *Gazeta Wyborcza*, 27.12.2002, s. 13, rys. J. Gawłowski.

³³ *Angorka* (dodatek do *Angory*), 15.10.2006, s. 3, rys. P. Wakuła (?).



Ilustr. 15



Ilustr. 16



Ilustr. 17



Ilustr. 18



● Polacy zjadają o 50 procent mniej ryb niż mieszkańcy „starej” Unii.

Ilustr. 19



Ilustr. 20

Wspomniany wydłużony okres ochronny niemieckiego rynku pracy pojawia się kilkakrotnie jako oddzielny temat karykatury, a z powodu zakotwiczenia w umowach akcesyjnych nie jest zagadnieniem li tylko bilateralnych stosunków, ale także stosunków europejskich. Szczególnie ciekawym przełamaniem konwencji propagandowej – w tym wypadku związanej z wspomnianym już wcześniej motywem Krzyżaka – jest karykatura z „Angory” z 2007 roku (ilustr.18)³⁴. (Towarzyszy ona tekstowi postulującemu szybsze otwarcie rynku pracy za Odrą i Nysą Łużycką.) Na niej słowa przypisywane posłańcom zakonnym przed bitwą pod Grunwaldem włożone zostają po odpowiedniej modyfikacji („klucze” zamiast „mieczy”) w usta niemieckiego hydraulika szykującego się na konkurencję ze strony polskich kolegów po fachu.

Trzecia i ostatnia wyraźna grupa karykatur związanych z elementami niemieckimi w problematyce europejskiej da się scharakteryzować frazą „myślę Unia, mówię Niemcy”. W polskiej prasie publikuje się mianowicie od czasu do czasu obrazy ukazujące różnice, ew. podobieństwa pomiędzy Polską a „starą Unią”, czyli państwami, które należały do Wspólnoty przed rokiem 2004. Od strony formalnej tworzone są one według podobnego schematu: po jednej stronie stoi Polak (często z charakterystycznym atrybutem w stylu stroju krakowskiego), po drugiej – Europejczyk lub Europejczycy. Co najciekawsze – personifikacja Europejczyka ma na ogół atrybuty charakterystyczne dla wizerunku Niemca w karykaturze (kapelus z piórkiem, skórzane krótkie spodnie, kufel piwa). Taką metaforę pars pro toto odnaleźć można w kilkunastu pracach rysowników – co więcej, autorowi niniejszego studium nie udało się odnaleźć karykatury, w którym wyłączną rolę Europejczyka (jako kontrastu do Polaka) pełniłby „typowy” Francuz, Hiszpan czy Anglik. Treść obrazów opisywanej grupy jest różna. Na jednym zestawia się poziom konsumpcji ryb w Polsce i „starej” Unii (ilustr.19)³⁵, inna towarzyszy tekstowi przedstawiającemu sukcesy polskich eksporterów owoców (ilustr.20)³⁶, kolejna ilustruje informację o zasiłku dla dzieci rodziców pracujących na terenie UE (ilustr.21)³⁷, jeszcze inna komunikuje o możliwości korzystania ze świadczeń medycznych na terenie całej UE (ilustr.22)³⁸ – a także ukazuje pewne specyficzne cechy mentalności Polaków. Wprawdzie na ostatnim z przywołanych obrazów nie odnajdzie się kapelusika czy bawarskiego „trachtu”, ale flaga na biurku wskazuje jednoznacznie, w jakim państwie rysownik umieścił ilustrowaną sytuację.

Przedstawiony fenomen jest jednym z większych zaskoczeń wynikających z analizy polskich karykatur w okresie powojennym. Figura Niemca ma przecież bardzo często – co pokazują liczne przykłady nawet w ramach niniejszego, selektywnego studium – konotację negatywną. Nie dziwi więc zastosowane instrumentalnie w walce politycznej przez komunistów czy eurosceptyków zastąpienie jednoczącej się czy zjednoczonej Europy straszakiem niemieckim. Natomiast w powyższych przykładach nie ma mowy o jakimkolwiek niemieckim straszaku, bo sucha, statystyczna in-

³⁴ *Angora*, 2.9.2007, s. 68, rys. K. Zalepa.

³⁵ *Angorka* (dodatek do *Angory*) 26.6.2005, s. 3

³⁶ *Angorka* (dodatek do *Angory*) 25.7.2004, s. 2.

³⁷ *Angorka* (dodatek do *Angory*) 3.7.2005, s. 3, rys. K. Zalepa.

³⁸ *Angora*, 2.5.2004, s. 80, rys. P. Wakuła.



Ilustr. 21



LECZYMY SIĘ W UNII. W razie nagłego zachorowania możemy skorzystać z bezpłatnej opieki zdrowotnej w UE.
Rys. Paweł Wakuła

Ilustr. 22

formacja o średnim spożyciu ryb czy zasiłku rodzinnym nie wywołuje negatywnych skojarzeń. Skąd zatem tak liczne stosowanie metafory Europejczyk = Niemiec? Czy jest to przypadek, czy może rezultat bezpośredniego sąsiedztwa? A może racjonalna wizja pozycji Niemiec w Europie w wymiarze gospodarczym i politycznym, racjonalna wizja najważniejszego partnera gospodarczego Polski?

Przedstawione powyżej przykłady pojawiania się problematyki niemieckiej w publicznym „dyskursie europejskim” w Polsce po roku 1989 potwierdzają związek obu zakresów tematycznych, który ze względów polityczno-ideologicznych był tak silnie akcentowany propagandowo w okresie komunistycznym. Jak się okazuje, część paradygmatów socjotechnicznych minionego systemu przeniesiona została także w realia pluralizmu politycznego i medialnego – chodzi tu przede wszystkim o paradygmat niemieckiej dominacji w zjednoczonej Europie. Od strony frekwencyjnej po początkowym zdecydowanym niżu odnotować należy przyrost procentowego udziału zagadnień niemieckich w „dyskursie europejskim” osiągający najwyższe wartości w okresie przystąpienia Polski do UE w roku 2004 (kilkadziesiąt przykładów na łamach zaledwie ułamka wydawanych tytułów prasowych). Po tym okresie następuje obniżenie frekwencji, niemniej jednak badana tematyka pojawia się w karykaturze dość regularnie. Strona formalna obrazów jest oczywiście zdecydowanie łagodniejsza, niż w czasach PRL (zwłaszcza w latach pięćdziesiątych), niemniej jednak przekaz socjotechniczny niektórych prac rysowników – zagrożenie niemieckie tkwiące w zjednoczonej Europie – jest tożsamy. Karykatury te determinowane są wyraźnie określoną opcją polityczną pism, w których są zamieszczane (ich światopogląd autor studium próbował naszkicować we wcześniejszych ustępach niniejszej analizy) i mają z reguły ograniczony – choć nie mały – zasięg.

Zbliżone treści można odnaleźć także w karykaturze prasy „głównego nurtu”, z tym że chodzi tutaj o odnotowanie istnienia określonego poglądu pojawiającego się

w przestrzeni publicznej (np. w czasie kampanii wyborczej), a nie przedstawienie go jako poglądu własnego.

*

Ostatnie lata obecności tematyki niemieckiej w „dyskursie europejskim” mimo wszystko określić można mianem jej racjonalizacji, co jest nierozdzielnie związane ze zdecydowanie inną niż napiętą w okresie komunistycznym czy (w mniejszym stopniu) w latach 2005-2007 atmosferą samych stosunków polsko-niemieckich. Stosowanie straszaka niemieckiego – także w kontekście europejskim – powoli przestaje być jednym z najskuteczniejszych narzędzi walki politycznej w Polsce, między innymi z tego powodu, że wizualizowane w karykaturach zagrożenia nie znalazły potwierdzenia w rzeczywistości. Nie znaczy to jednak, że taktyki odwoływania się do resentymentów związanych z II wojną światową czy konfrontacyjną wizją historii stosunków polsko-niemieckich w sytuacjach kryzysowych, w ostrej walce politycznej nie będą – i w postaci karykatur – stosowane. Ostatnimi – bardzo ważnymi – czynnikami są także rozwój obserwowanej dokładnie w polskich mediach sytuacji politycznej w Niemczech oraz kierunki rozwoju Unii Europejskiej.

Słowa kluczowe:

propaganda antyeuropejska, propaganda PRL, karykatura prasowa, integracja europejska

◆ Bücher ◆

Books – Livres – Książki

Łukasz Musiał: *Kafka. W poszukiwaniu utraconej rzeczywistości*. Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, Wrocław 2011, 326 s.

Czytanie i odczytywanie dzieł Franza Kafki wydaje się być procesem niemającym końca. Potwierdza to w pełni opublikowana nakładem wrocławskiego ATUT'u – także zasłużonego dla polskiej germanistyki wydawnictwa – monografia poznańskiego germanisty, Łukasza Musiała. Stanowi ona – jak zauważa jej autor – zapis intelektualnych poszukiwań, które miały miejsce podczas prowadzonych przez Łukasza Musiała w latach 2007-2010 otwartych seminariów i wykładów zrealizowanych w ramach działalności Międzywydziałowej Pracowni Pytań Granicznych Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Poznaniu.

Fakt, że chodzi tutaj o kwestie graniczne bądź pograniczne, nie pozostaje bez wpływu na całość wywodu poznańskiego germanisty, który stara się umiejscowić utwory praskiego pisarza nie tylko w obszarze zainteresowań tradycyjnego literaturoznawstwa, lecz również spojrzeć na nie z perspektywy filozoficznej. Posiłkuje się przy tym tak znamienymi przedstawicielami europejskiej humanistyki jak Giorgio Agamben, Walter Benjamin, Jacques Derrida. I choć – jak trafnie zauważa Łukasz Musiał – półki uniwersyteckich bibliotek uginają się od książek, które są wynikiem panującej od lat wśród literaturoznawców „mody na Kafkę”, to nowe trendy interpretacyjne wyznaczali zasadniczo nie literaci, a właśnie filozofowie, którzy proponowali odczytanie dzieł Franza Kafki w sposób zdecydowanie wykraczający poza przyjęte do tej pory standardy ich lektury. Jak zauważa poznański germanista, w interpretacjach twórczości pi-

sarza z Pragi dominuje nadal – w szczególności w Polsce – optyka zaproponowana przez Alberta Camusa widzącego w tekstach Franza Kafki antycypację dwudziestowiecznych totalitaryzmów, w tym analizę procesu zniewolenia jednostki. Stąd też głównym zamierzeniem Łukasza Musiała jest ukazanie autora *Procesu* jako nie tylko owego „proroka” totalitarnych systemów, co możliwe jest to dzięki przesunięciu wspomnianej już perspektywy literaturoznawczej w kierunku ujęcia filozoficznego. Rozumiane jest ono, jak podkreśla poznański germanista, w szerokim znaczeniu, i to na tyle, na ile estetyczne doświadczenie utworu literackiego przyjmuje zarazem charakter także filozoficzny. Dzieje się tak przede wszystkim z tego powodu, że sama literatura jawi się poniekąd jako postać filozoficznego namysłu nad światem. Jest również wyrazem stosunku człowieka oraz zarazem czytelnika do otaczającego go świata. By sprawę jeszcze bardziej skomplikować, a wspomnianego tutaj czytelnika sprowokować, poznański badacz dzieł Franza Kafki stawia nieco wywrotową tezę twierdząc, że trudno jest jednoznacznie stwierdzić, czy dzieła te faktycznie cokolwiek orzekają o świecie bądź też czy zawierają jakąś „prawdę” o nim. Bo to, co możemy w owych dziełach doświadczyć, to ostatecznie my sami. W tak oto zarysowanych przez Łukasza Musiała stwierdzeniach trudno się nie pogubić. Na szczęście autor monografii proponuje dość przejrzysty przegląd zmieniających się na przestrzeni dekad prób interpretacji twórczości Franza Kafki, starając się nakreślić jej główne linie odczytywania, w tym także wpisywania bądź dopisywania do niej znaczeń, których w nich nie ma. Czyni tak choćby sam Maks Brod, przyjaciel i pierwszy wydawca utworów praskiego pisa-

rza będący postacią fundamentalną w budowaniu późniejszego dyskursu o Franzu Kafce.

Własna rama metodologiczna, do której odnosi się Łukasz Musiał, jest pewnego rodzaju kontaminacją różnych tendencji badawczych, począwszy od hermeneutyki i strukturalizmu, skończywszy na post-strukturalizmie i narratologii. Owa próba eklektycznego podejścia do dzieła praskiego pisarza wynika z faktu, iż – jak podkreśla poznański germanista – każda z metodologii odsłania ważny aspekt dość rozbudowanej recepcji utworów Franza Kafki, aczkolwiek traktując je tym samym w sposób wycinkowy. Dla Łukasza Musiała najważniejszym zadaniem badawczym w omawianej tutaj monografii jest analiza obrazów literackich, jakie pozostawił w swojej prozie autor *Procesu*. Oczywiście – co zostało już nadmienione – w kontekście filozoficznym. Pierwszej próby tak ujętej lektury podjął się Walter Benjamin, który zajął się refleksją nad rzeczywistością (z) gubioną przez sam język. Do niej odnosi się także tytuł przedłożonej przez poznańskiego germanistę monografii. To także Walter Benjamin jako jeden z pierwszych podjął się krytyki hagiograficznego stosunku Maksa Broda do Franza Kafki, przede wszystkim konstruowanej o nim w tym duchu narracji. Poczynione przez Waltera Benjamina spostrzeżenia stały się podstawą – jak zauważa Łukasz Musiał – późniejszych odczytań utworów praskiego pisarza, czy to przez Theodora W. Adorno, czy też młodszych filozofów jak Jacques Derrida i Giorgio Agamben.

Benjaminowska koncepcja obejmuje fundamentalną, w szczególności dla konstruowania literackich obrazów w XX wieku, kategorią reprezentacji uwzględniając jednocześnie tzw. nowoczesność, która jawi się poniekąd jako rozpad, czy też erozja uświęconych dotychczasową tradycją konwencji społecznych, norm zacho-

wań oraz samej estetyki. Pisarstwo Franza Kafki staje się w tym kontekście paradygmatyczne, zwłaszcza przez paraboliczność jego poszczególnych utworów bądź też aporetyczność ujętego w nich świata przedstawionego. Odkrycie Waltera Benjamina przez Theodora W. Adorno w latach 50. minionego wieku oraz wydanie jego pism z lat 30. otwarło nowy rozdział światowych badaniach nad twórczością pisarza z Pragi, inicjując tym samym nowe kierunki interpretacyjne. Słusznie też podkreśla Łukasz Musiał, iż ów fakt nie pozostał bez wpływu również na polskie literaturoznawstwo, które zajmuje się Franzem Kafką. Ostatecznie odczytywanie dzieł praskiego pisarza oscyloowało między podejściem pozytywistycznym a ich lekturą w ujęciu post-pozytywistycznym, wychodzącą poza drobiazgowo ustalenia biograficzno-faktograficzne dotyczące życia i dzieła Franza Kafki.

W post-pozytywistycznej optyce ważne są aspekty filozoficzne oraz światopoglądowe, które wydają się być wpisane w teksty Franza Kafki. Tym tropem zmierzają w swojej monografii Łukasz Musiał. Ale mimo wszystko jest on jednocześnie świadom tego, że zarówno spojrzenie pozytywistyczne i jemu przeciwne z post-obszaru muszą się niejako przecinać, gdyż trudno być „egzegetą” Franza Kafki nie uwzględniając poniekąd tzw. obiektywnych faktów z życia praskiego pisarza, a jedynie dostrzegać w nim wyrażającego się poprzez tekst literacki li tylko myśliciela bądź filozofa. Aczkolwiek – jak podkreśla poznański germanista – ów dychotomiczny podział staje coraz bardziej wyraźny. Paradygmatyczność owego prawie że antagonistycznego dyskursu zauważyć można w dwóch biografiiach, jakie ukazały się w ostatnich latach, autorstwa Reinera Stacha *Kafka. Die Jahre der Entscheidungen* z roku 2002 – jej kontynuacją jest książka z roku 2008 pt. *Kafka. Die Jahre der Erkenntnis* – oraz Petera André Alta *Franz Kafka. Der ewige Sohn*,

wydana w 2005 roku. I jak konkluduje tutaj Łukasz Musiał, Reiner Stach dostarcza przede wszystkim twarde fakty empiryczne, którym towarzyszą drobne próby analityczno-interpretacyjne utworów autora *Procesu*, zaś Peter-André Alt szuka podejścia w pewnej mierze ‘empatycznego’, wychodzącego poza zawężający schemat utartych już w literaturoznawstwie lektur dzieł praskiego pisarza. W owym interpretacyjnym rozchwianiu odczytań dzieł Franza Kafki jedni czytelnicy wydają się być zagubieni, natomiast drudzy wręcz odwrotnie widzą inspirację do ożywczej re-interpretacji dotychczasowych wykładni tekstów praskiego pisarza. W tę stronę zmierza także Łukasz Musiał opowiadając się za poniekąd filozoficznym i aktualizującym czytaniem prozy autora *Procesu*. Trudno tutaj nie widzieć jednocześnie woli literaturoznawczej innowacji w polskich badaniach nad życiem i twórczością Franza Kafki. A co istotniejsze, jego dzieła – i trudno się nie zgodzić w tym miejscu z tezą poznańskiego germanisty – nie są kwestią li tylko przeszłości, frapującym w historii literatury obiektem subtelnych dywagacji akademików, lecz nadal mogą być rozpatrywane w roli dostarczyciela osadzonych literacko argumentów w obecnych debatach nad kondycją epoki nowoczesnej. Stąd też odniesienie ze strony Łukasza Musiała do Giorgio Agambena, który to w pisarstwie Franza Kafki dostrzega drogowskazy, czy wręcz prorocstwa, w których można doszukiwać się najgłębszych źródeł leżących u podstaw ukrytej struktury współczesnej nam nowoczesności. I jak dodaje poznański badacz, pytać dziś o utwory Franza Kafki, o jego życie, to pytać tak naprawdę o nas samych, o nasze uwikłanie w dylematy współczesności, to pytać o nasze miejsce w rzeczywistości, której sens stale poddawany jest reinterpretacji. Z tak właśnie nakreślonej perspektywy odczytywane są w opubliko-

wanej przez Łukasza Musiała monografii dzieła praskiego autora.

Erudycyjne wywody poznańskiego germanisty, który nie tylko formułuje tezy, ale przede wszystkim stawia liczne pytania towarzyszące interpretacyjnej lekturze najbardziej znanych utworów Franza Kafki jak *Proces* i kluczowa dla niego legenda *Przed prawem*, czy też *Wyrok*, *Przemianę* bądź *Kolonię karną*. Również dwie dalsze powieści Franza Kafki, tj. *Ameryka/Zaginiony* oraz *Zamek*, znajdują swoje reinterpretacyjne odczytania, a także krótsze, nieco mniej znane utwory nie pozostają bez komentarza. Są to *Opis walki*, *Sprawozdanie dla Akademii*, czy też *Przygotowania do ślubu na wsi* bądź *Mysliwy Grakchus*. Łukasz Musiał zwraca uwagę z jednej strony na alegoryczny sposób budowania literackich obrazów w prozie praskiego pisarza, z drugiej zaś na przedziwną miejscami wręcz hiperrealistyczną narrację. W obu przypadkach ociera się ona raz to o groteskę, raz to o pastisz czy też wręcz ironię. Alegoryczność utworów Franza Kafki – i trudno się tutaj nie zgodzić z tezą autora monografii – stanowi ich podstawowy potencjał interpretacyjny, który umożliwia ich stałą aktualizację czyniąc z praskiego pisarza niejako człowieka naszych czasów, będącego reprezentantem nowoczesności. I kiedy Łukasz Musiał przytacza dwie próby odczytania tekstu legendy *Przed prawem* zaproponowanej z jednej strony przez Jacquesa Derridę, a z drugiej przez Giorgio Agambena, to dość wyraźnie pokazuje dwa sposoby postrzegania wspomnianej tutaj nowoczesności – która chcąc nie chcąc wpisana jest w ów krótki tekst Franza Kafki – wraz z immanentną jej dychotomią aporetyczności. I tak dla francuskiego filozofa jest to nowoczesność afirmująca swoje wewnętrzne sprzeczności, zaś dla włoskiego filozofa jest zaś nowoczesność, która poszukuje drogi wyjścia z owej aporetyczności, zatem nowo-

czesność dążąca do odnalezienia stabilnego fundamentu rzeczywistości. I to z korzyścią dla ludzkiego „ja”, które pogubiło się w gąszczu jakże często wykluczających się pojęć i znaczeń. Ale czyż pisarską odpowiedzialnością Franza Kafki na ów po-/splątany stan współczesności nie jest właśnie wspomniana już ironia bądź groteska, czy też pastisz? Bez wszelkiej wątpliwości był on – co potwierdzają trafne wywody poznańskiego germanisty – świadom erozji rzeczywistości, jej „odklejania się” od starającego się ją opisać języka. Czy też odpowiedzialnością na owe rozsypywanie się realnego świata nie jest właśnie fragmentaryczna forma literackiego zapisu własnej twórczości Franza Kafki oraz jej jakże częsty oniryczny charakter?

Owa wyraźnie utracona rzeczywistość, o której mówi (pod)tytuł monografii Łukasza Musiała, wydaje być się trudna do odzyskania, co najmniej w przestrzeni języka, który – nad czym rozwodził się wielokrotnie przytaczany w pracy poznańskiego germanisty Walter Benjamin – nie jest jej prostym odbiciem, a raczej jest wytworem werbalnej kreacji. Jak pisze poznański germanista: „słowo nie zawiera w sobie prostego odbicia rzeczywistości, lecz jej stworzony mocą aktu twórczego obraz”. Zatem słusznie spostrzega Łukasz Musiał, że owe całkowite zwątpienie w mimetyczną moc znaków językowych zbiegło się z pierwszymi próbami literackimi praskiego pisarza, któremu dość trudno jest „dać rzeczy odpowiednie słowo”. Franz Kafka nie pozostał, bo też w sumie nie mógł pozostać, obojętny wobec tego zarysowanego tutaj, a dość wyczerpująco omawianego przez poznańskiego germanistę w kolejnych rozdziałach jego pracy, stanu rzeczy. Rozpadający się świat języka, ale też ów świat indywidualny, osadzony z jednej strony w biografii autora *Procesu*, z drugiej zaś w kontekście historycznym czasu, w którym przyszło mu żyć, ma swoje odzwierciedlenie w kreacji

świata przedstawionego, jaki ukazują poszczególne utwory oraz ich literaccy bohaterowie, jawiący się raczej jako wyobcowanymi anty-bohaterowie, którzy najczęściej skazani są przez samego pisarza na wyrażoną życiową porażkę.

Franz Kafka – jak zauważa Łukasz Musiał – przyodziewa siebie niejako w ciała swoich literackich postaci, wierząc, że tylko w literaturze możliwa jest autentyczna kreacja jego twórczego Ja. Czyni to jednak w sposób wyraźnie zdeformowany, tj. w sposób zniekształcający bądź wręcz odkształcający swoich protagonistów oraz przestrzeń ich literackiej akcji. Co ciekawe – jak konkluduje poznański germanista odnosząc się do wspomnianego tutaj już Waltera Benjamina – ów proces odkształcania rzeczywistości, owego Benjaminowskiego ‘Entstellung’, jaki ma miejsce w utworach Franza Kafki, może ową rzeczywistość/realność, jaka zawarta jest w dziele sztuki, a która mimo wszystko koreluje ze światem realnym, tj. niefikcyjnym, uczynić jeszcze bardziej realnym. Tym samym rzeczywistość wyrażona w prozie praskiego pisarza staje się tak samo realnie rzeczywista, jak realna rzeczywistość świata prawdziwego, wpisanego w ludzką codzienność. Trudno też nie zauważyć, iż Franz Kafka podejmując ostatecznie ową grę z rzeczywistością nie tyle wydaje się poszerzać wiedzę o owej otaczającej współczesnego człowieka rzeczywistości, co raczej – to puenta wywodów poznańskiego germanisty – ją podważać, czyniąc jednocześnie iluzorycznym pozornie niezmiennie punkty odniesienia w teźże rzeczywistości. I to rzeczywistości, która wraz z nastaniem nowoczesności, zdążyła wejść w proces swego rozpadu. A ów proces jest niczym innym, jak pozbawianiem jednostki jej poniekąd stabilnego ‘zadomowienia’ w świecie. Dość wyraźne ukazanie przez Franza Kafkę w swoich dziełach iluzorycznego charakteru fundamentów rzeczywistości, w tym jej referencyj-

nego charakteru skutkuje niczym innym, jak jej jednoznacznym odczarowaniem. Odczarowanie to jest na tyle sugestywne, iż rzeczywistość światów, jakie ukazane są w utworach Franza Kafki, wydaje się być przestrzenią na tyle fascynująca, że staje się przestrzenią, z której – jak przewrotnie ujmuje to Łukasz Musiał – nie ma już powrotu. I choć ‘odnalezienie’ utraconej – realnej – rzeczywistości wydaje się być oddalone od swego celu zaledwie o krok, to ów krok nie jest jednakże niestety możliwy.

Ujęta w formę literaturoznawczego eseju monografia Łukasza Musiała wydaje się być pozycją, która w kontekście przedstawionego wyżej napięcia między rzeczywistością utraconą a rzeczywistością odzyskaną bądź też traconą i odzyskiwaną poddaje analizie dość sugestywną twórczość Franza Kafki, nabierając sama charakteru dość sugestywnej, poniekąd uwodzącej narracji, do której chce się po jej zamknięciu znów wrócić. I to po to, by ponownie móc oddać się nad wyraz pasjonującej przygodzie intelektualnej. Bo czyż nie warto w zmieniającej się rzeczywistości stale na nowo rekonstruować kontekstów interpretacyjnych tylko pozornie rozpoznanych znaczeń utworów Franza Kafki?

Sebastian Mrożek



Bernd Neumann: *Franz Kafka: Aporie asymilacji. Rekonstrukcja tryptyku powieściowego*. Tłum. z języka niemieckiego Sebastian Mrożek. Oficyna Wydawnicza ATUT-Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, Wrocław 2012 (= Seria Biblioteka Austriacka pod redakcją Edwarda Białka i Dalii Żmin-kowskiej, tom 42).

Na przestrzeni zaledwie kilku ostatnich lat można zauważyć zarówno na polskim jak i niemieckim rynku wydawniczym praw-

dziwy wysyp literatury o Franzu Kafce. Niesłabnące od lat zainteresowanie twórczością jednego z bodaj najbardziej oryginalnych niemieckojęzycznych pisarzy ubiegłego wieku wzmogło się zapewne jeszcze bardziej w związku z przypadającą w 2004 roku okrągłą dziewięćdziesiątą rocznicą śmierci a w 2008 roku 125 rocznicą urodzin autora z Pragi. W Niemczech głośnym echem odbiła się biografia Franza Kafki pióra Petera-André Alta (2005), uwagę czytelników przyciągnęły także dwie obszernie publikacje wydane przez zespół autorów pod redakcją Bettiny von Jagow i Olivera Jahrausa (2008) oraz Manfreda Engela i Berndta Auerochsa (2010) pod jednobrzmiącym tytułem „Kafka-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung” jak również tom “Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit“ (2007) pod redakcją Marka Nekuli, Ingrid Fleischmann i Alberta Greule.¹ Wśród wydanej w ostatnim czasie po polsku literatury o Franzu Kafce na szczególną uwagę zasługują publikacje Łukasza Musiała „Kafka. W poszukiwaniu utraconej rzeczywistości” (2011) oraz antologia „Nienasycenie. Filozofowie o Kafce” (2011) pod redakcją wspomnianego już Łukasza Musiała oraz Arkadiusza Żychlińskiego.²

¹ Por. Peter-André Alt: Franz Kafka. Der ewige Sohn. C. H. Beck Verlag: München 2005, Bettina von Jagow, Oliver Jahraus (Hgg.), Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2008, Manfred Engel, Bernd Auerochs (Hgg.), Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Metzler: Stuttgart, Weimar 2010, Marek Nekula, Ingrid Fleischmann, Albrecht Greule (Hgg.): Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. Sprache und nationale Identität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder. Böhlau: Köln, Weimar, Wien 2007.

² Por. Łukasz Musiał: Kafka. W poszukiwaniu utraconej rzeczywistości. Oficyna Wydawnicza ATUT: Wrocław 2011; Łukasz Musiał, Arkadiusz Żychliński (red.): Nie-

W ten szeroki kontekst różnorodnych analiz dotyczących biografii i twórczości F. Kafki wpisuje się również wydana najpierw po niemiecku³ a niedawno przetłumaczona także na język polski przez Sebastiana Mrożka książka Berndta Neumanna „Franz Kafka: aporie asymilacji. Rekonstrukcja tryptyku powieściowego”.

Bernd Neumann konstatując koniec dominacji „theory” i postmodernistycznej „filologii” (s. 9), sprzeciwia się grom z interpretacją twórczości Kafki – upatruje je przede wszystkim we wspomnianej biografii autorstwa P.A. Alta – dosyć odważnie twierdząc, iż „fajerwerki postmodernistycznej dowolności” (s. 11) oslepiły zamiast rozświetlać. Autor publikacji proponuje zatem, ażeby teksty Franza Kafki poddać obecnie rekonstrukcji, gdyż po latach analizowania ich w duchu dekonstrukcji „pozostało z nich właściwie tak niewiele, jak z naukowej reputacji samej dyscypliny” (s. 23). B. Neumann opowiada się dlatego po stronie „nowego historyzmu”, a dokładniej to ujmując pochodzącej od Stephena Greenblatta koncepcji „poetyki kultury”, i dąży do połączenia wyników badań interpretacyjnych z ówczesnymi dyskursami. Bernd Neumann, którego praca wyrosła – jak sam określa – z „nowej tęsknoty za rzeczywistością” (s. 24), podejmuje się więc próby rekonstrukcji dyskursów epoki. One to służą mu za punkt odniesienia przy interpretacji trzech wielkich powieści Franza Kafki „Ameryki”, „Procesu” i „Zamku”. Ramy interpretacyjne dla powieści Kafki tworzy zatem przede wszystkim niemieckojęzyczny dyskurs przełomu XIX i XX wieku, do którego głównych uczestników Neumann zalicza m.in. Maxa Broda, Hansa

Grossa, Hansa Blühera, Artura Holitschera, Roberta Klopstocka, Antona Kuh, Gersona Wolfa a także Wilhelma Goldbauma.

Szczególną uwagę poświęca B. Neumann rekonstrukcji głównego dyskursu traktującego o asymilacji Żydów w monarchii austro-węgierskiej, gdyż w dążeniu do asymilacji upatruje on podstawowy sens życia i twórczości autora z Pragi. Ta trafna teza – choć niezupełnie nowa⁴ – jest przez Neumanna realizowana z niesłychaną konsekwencją a nawet uporem. I tak: o ile np. w książce Arthura Holitschera „Amerika. Heute und Morgen. Reiseerlebnisse” (1912) opisującej drogę zasymilowanego węgierskiego Żyda do Ameryki odnajduje Neumann niewątpliwie istotny impuls dla tekstu „Palacz” otwierającego powieść F. Kafki „Ameryka”, to już w przypadku „Zamku” dla potwierdzenia swojej tezy wydaje się iść o krok za daleko, gdyż traktuje powieść jako „diagnoz[ę] (...) [nieudanej] żydowskiej asymilacji” (s. 270) i dostrzega w niej literacką polemikę pisarza z antysemitycznym przekazem zawartym w „Secessio Judaica” (1922) Hansa Blühera.

Wcześniejsze prace Hansa Blühera „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft” (1917), „In medias res” (1920) tworzą natomiast wraz z dziełem Otto Weininger „Geschlecht und Charakter” (1903) inny kontekst interpretacyjny w rozważaniach Berndta Neumanna traktujących o miłości i relacjach z kobietami (w tym także ich roli jako instrumentu w walce o asymilację) w „Zamku”. Na uwagę zasługuje rozdział poświęcony metaforze światła. B. Neumann sprawnie wskazuje na J. W. Goethego jako źródło inspiracji F. Kafki doświadczeniem światła i z niemałą elokwencją kreśli

nasycenie. Filozofowie o Kafce. Korporacja Ha'art: Kraków 2011.

³ Bernd Neumann: Franz Kafka: Aporien der Assimilation. Eine Rekonstruktion seines Romanwerks. Wilhelm Fink Verlag: München 2007.

⁴ Por. prace Ritchie Robertsona a w szczególności jego publikację: Ritchie Robertson: Kafka. Judentum, Gesellschaft, Literatur. Aus dem Englischen von Josef Billen, J.B. Metzler: Stuttgart 1988.

koncepcję prawa jako „boskiego światła” w twórczości praskiego pisarza.

Odtworzenie dyskursu osadzonego w przestrzeni historyczno-kulturowej pomogło B. Neumannowi również w rekonstrukcji „ja” Franza Kafki. Autor biografii walczy z utrwalonym dotychczas obrazem Kafki jako zdecydowanego antimilitarysty czy nawet pacyfisty. Próbuje nadto obalać utarte schematy interpretacyjne (np. często-kroć podkreśla, iż to informacje o wybuchu I wojny światowej a nie zerwanie zaręczyn z Felice Bauer były dla Franza Kafki impulsem do napisania powieści „Proces”).

W swojej książce Bernd Neumann przedstawia Kafkę nie tyle jako kluczowego autora ubiegłego stulecia, ale przede wszystkim jako jednego z ważniejszych uczestników ówczesnego dyskursu, którego pisarstwo daje świadectwo faktycznych problemów oraz tarć zachodzących zarówno w Pradze jak i całej monarchii naddunajskiej. Książka B. Neumanna jest więc również poniekąd głosem czasu, w którym ścieranie się żydowskich dążeń asymilacyjnych z poglądami syjonistycznymi oraz intensywne przemiany społeczne, polityczne, religijne i kulturowe wpływać musiały na kształt twórczości Franza Kafki. Rozprawa Bernda Neumanna poszerza bogatą już literaturę o Franzu Kafkę, pogłębiając ją o rozważania dotyczące dyskursu asymilacyjnego. Luźny, eseistyczny styl, w którym utrzymana jest publikacja z pewnością zachęci do sięgnięcia po lekturę także szersze grono czytelników zainteresowanych niemieckojęzyczną literaturą i kulturą barwnego okresu przełomu wieków XIX i XX.

Dorota Szczęśniak



Wynfrid Krieglleder: *Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Menschen – Bücher – Institutionen*. Wien: Praesens Verlag 2011, 600 S.

Weil die Literaturgeschichte Österreichs zum größten Teil deutschsprachiges Schrifttum betrifft, ist jeder Autor, der ein solches Projekt in Angriff nimmt, zunächst mit der Frage nach dem komplizierten Verhältnis der österreichischen und der deutschen Literatur konfrontiert. Die Art und Weise, wie man dieses Verhältnis versteht und definiert, wirkt sich zwangsläufig nicht nur auf die Perspektive aus, aus der der Gegenstand behandelt wird, sondern auch auf die darzustellenden Inhalte, weil damit gleichzeitig auch die Koordinaten bestimmt sind, nach denen man sich bei der Auswahl und Bewertung der untersuchten Autoren und Werke richtet. Diese Frage birgt in sich naturgemäß ideologische und politische Brisanz – sie erfordert nämlich, dass man Begriffe wie „deutsch“ und „österreichisch“ zu definieren und womöglich auch abzugrenzen hat, wobei man ohne bestimmte ideologische und politische Vorgaben nicht auskommen kann, Vorgaben, die sich auf solche fundamentalen Begriffe wie Staat, Nation, Geschichte und kollektive Identität beziehen und in die jeweils gebotene literarhistorische Narration miteinbezogen werden. Das war der Fall schon bei der vor mehr als einem Jahrhundert konzipierten *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte* von Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler, die für große Kontroversen sorgte, weil an deren „deutsch-österreichischer“ Perspektive sich nicht nur die literaturgeschichtlichen Geister schieden. Ebenso heftige Debatte entfachten die späteren Versuche der literarhistorischen Erfassung und Analyse der österreichischen Literatur, an die jeweils unterschiedliche interpretatorische Ansätze und ideologische Konstrukte herangezogen wurden. Man versuchte dem

Problem mit Hilfe eines barocken Rasters (J. Nadler), aus der Perspektive eines habsburgischen Mythos (C. Magris) oder auch unter Rückgriff auf ein an der multikulturellen Beschaffenheit Zentraleuropas orientiertes kommunikatives Modell (H. Zeman) beizukommen, aber all diese um begriffliche Klarheit, eindeutige Zuordnungen und die österreichische Eigenart bemühten Versuche waren immer der Gefahr einer reduktionistischen bzw. konstruierten Darstellung ausgesetzt.

Die nun von Wynfrid Kriegleder vorgelegte *Kurze Geschichte der Literatur in Österreich* versucht einen alternativen Zugang zum Thema. Der Autor löst das eingangs skizzierte Problem, indem er sich provokativ weigert, es zu lösen. Er verzichtet nämlich auf alle ideologischen und politischen Altlasten der germanistischen Literaturgeschichtsschreibung und konzentriert sich auf reine Faktizität des literarhistorischen Geschehens, dessen Tatsachen, Inhalte und Probleme mit sachlicher philologischer Akribie ermittelt und verzeichnet werden. Darauf weist schon der Untertitel unmissverständlich hin: *Menschen – Bücher – Institutionen*. Der auf der Umschlagseite des Buches klar erkennbaren „Strudlhofstiege“ – einer Treppenanlage im 9. Wiener Bezirk, die der Roman von Heimito von Doderer unter dem gleichlautenden Titel (erschienen 1951) zu einer literarischen Touristenattraktion Wiens machte – kommt in diesem Kontext eine besondere Bedeutung zu. Es handelt sich nicht nur um ein bildliches Signal, das an eine große Einzelleistung der österreichischen Literatur zu erinnern hat. Der Hinweis auf Doderer und seine *Strudlhofstiege* kann als eine Art programmatische Standortbestimmung der *Literaturgeschichte* von Kriegleder aufgefasst werden. Doderer war nämlich ein Autor, der nach ideologischen Verirrungen der 30er Jahre, die ihn zum Anhänger des Nationalsozialismus werden ließen, sich

dann nicht nur vom Nationalsozialismus, sondern auch von jeglichen ideologieverdächtigen Inhalten distanzierte und eine Ideologie der Ideologielosigkeit als Mittel gegen die totalitären Bedrohungen der modernen Gesellschaft postulierte. In seinen Romanen wollte er die gewohnten Denkmuster sowie die ritualisierten Mechanismen der Wahrnehmung der Welt aufbrechen, damit der Mensch in die Lage versetzt wird, der Wirklichkeit absolut vorurteilslos und offen zu begegnen. Es ging darum, über die Täuschungen und Illusionen der von Menschen konstruierten „zweiten Wirklichkeit“ hinweg zur Anschauung und Erfahrung der eigentlichen „ersten Wirklichkeit“ vorzustoßen. Diese von ihm als „Apperzeption“ bezeichnete Fähigkeit ist das Leitmotiv seines Schaffens, es ist auch ein zentrales Problem seines bekanntesten Romans – der *Strudlhofstiege*.

Der Autor der *Kurzen Geschichte der Literatur in Österreich* scheint diesem Dodererschen Apperzeptions-Prinzip zu folgen, das hier auf die Ebene des literarhistorischen Verfahrens übertragen wird. Er erzählt einfach über Menschen und die von ihnen entworfenen literarischen Welten, ohne sich vorher auf eine bestimmte Theorie oder ein Konzept der österreichischen Literatur festgelegt zu haben; er bricht zu einer langen Reise über das bewegte und im permanenten historischen Wandel begriffene Meer der österreichischen Literatur auf und hat dabei nicht die geringste Absicht, eine von vornherein feststehende Pointe anzusteuern. Durch diese „offene“ Vorgehensweise weicht der Wiener Germanist dem Druck aus, direkte Zusammenhänge und differenzierende Mechanismen aufzuzeigen, in denen die Eigenart und die Identität der österreichischen Literatur begründet werden könnten. Statt dessen werden wir mit einer beeindruckenden Fülle des Geschehens und der Ideen konfrontiert, in der jeder Leser die von Doderer oft thematisierte Umwegigkeit und

Indirektheit des (literarhistorischen) Lebens erkennen kann. Kriegleder ist hier gleichsam ein literarhistorischer „Apperzipierer“, der unter dem Deckmantel des einfachen und bescheidenen Erkenntnisanspruchs eine faszinierende Vision des intellektuellen und künstlerischen Reichtums präsentiert, der in der österreichischen Literaturtradition deponiert ist.

Der Begriff der österreichischen Literatur wird hier übrigens auf demselben Wege ausgearbeitet, auch wenn Kriegleder ihn eher vorsichtig benutzt. Das ergibt sich daraus, dass er die zentralen Kategorien ablehnt, nach denen die Struktur herkömmlicher Literaturgeschichten aufgebaut wurde: Volk, Nationalstaat und Nationalliteratur. Seine Narration orientiert sich an Realitäten, die nicht vorausgesetzt und nicht konstruiert werden, sondern gleichsam empirisch zu ermitteln sind. Er geht einfach von geographischen Prämissen aus und richtet seinen Blick auf das Gebiet der heutigen Republik Österreich, um literarische Leistungen der Autoren zu präsentieren, die auf diesem Gebiet gelebt und gewirkt haben. Dazu gehören natürlich auch die Umstände, unter denen ihr Schaffen zustande kam, und die Institutionen, die ihr Schaffen getragen haben, aber es wird keine Rücksicht auf die von ihnen benutzte Sprache und auf ihre ethnische Zugehörigkeit genommen. Das mag natürlich auf Einwände stoßen, weil die österreichische Literatur in der Vergangenheit einen viel größeren geographischen Raum beanspruchen konnte, aber jede Ausweitung der Perspektive würde den um die Ermittlung reiner Tatsachen bemühten Literaturhistoriker auf die begrifflichen Holzwege geführt haben – er hätte dann ohne feste politische und nationale Zuordnungen und damit verbundene ideologische Vereinnahmungen nicht auskommen können. Dieser an die Tradition des österreichischen Positivismus anknüpfende methodologische Ansatz des Autors geht

so weit, dass er nicht einmal versucht, den Begriff des Österreichischen eindeutig zu definieren. Er lässt es dabei bewenden, dass er gemäß dem sachlichen Untertitel seiner Arbeit „Menschen, Bücher und Institutionen“ beschreibt, die in dem heute als Österreich funktionierenden Raum das literarische Leben mitgetragen und mitgestaltet haben.

Das Ergebnis dieser Präsentation ist durchaus beeindruckend. Wynfrid Kriegleder schildert die Literatur Österreichs nicht als eine Variante oder einen Appendix der deutschen Literaturentwicklung, sondern als Ergebnis der in diesem Raum vorhandenen Voraussetzungen und der hier wirkenden Kräfte, als Summe der intellektuellen und künstlerischen Fähigkeiten der hier lebenden Menschen, die natürlich immer mit anderen politischen, kulturellen und sprachlichen Räumen vielfältig vernetzt waren, was sich auch in ihren literarischen Leistungen niederschlug. Sie drückten sich zunächst vor allem in der lateinischen Sprache aus, erst später setzte sich das Deutsche als Bildungs- und Literatursprache durch. Die sich vor allem in der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien, aber auch in anderen habsburgischen Residenzen entwickelnde Kultur der höfischen Repräsentation bediente sich allerdings lange auch des Italienischen. Ein beredtes Zeugnis davon gibt die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Umfeld des kaiserlichen Hofes funktionierende italienische Oper, deren letzte Blüte die hundert Jahre später entstandenen Werke von Mozart darstellen. Aus der Perspektive Kriegleders ist Lorenzo da Ponte kein Sonderfall in dem Literatur- und Theaterbetrieb der josephinischen Aufklärung, sondern ein in dem Wiener Kulturboden fest verwurzelter Vertreter der schreibenden Zunft, dessen Zugehörigkeit zur österreichischen Literaturtradition ebenso selbstverständlich ist wie die von Grillparzer oder Stifter.

Die spezifisch österreichische Perspektive der *Literaturgeschichte* Kriegleders macht sich auch in der Gliederung des besprochenen Materials bemerkbar. Der Autor verzichtet auf herkömmliche Epochenbezeichnungen und literarhistorische Periodisierungsschemata, so wie sie sich im Bereich der deutschen Literaturgeschichtsschreibung etabliert haben. Ausschlaggebend für die Strukturierung des Ganzen sind vielmehr Kriterien, die aus der politischen Geschichte Österreichs abgeleitet worden sind. Man findet zwar Kapitel bzw. Unterkapitel wie „Die Zeit des Barock“ oder „Österreichische Aufklärung und Vormärz“, aber ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wird das besprochene literarhistorische Geschehen nach österreichbezogenen staatspolitischen Prinzipien geordnet. Die entsprechenden Kapitelüberschriften lauten: „Kakanien: 1848 bis 1918“, „Die Erste Republik und das Dritte Reich: 1918 bis 1945“, „Die Zweite Republik.“ Diesem Zugriff auf den literarhistorischen Prozess entspricht die Art und Weise der Darstellung der jeweiligen Periode: bevor der Autor auf konkrete Werke und deren Problematik eingeht, schildert er in ziemlich kompakter und verständlicher Form die allgemeinen historischen und politischen Voraussetzungen der jeweiligen Zeit und die Bedingungen, unter denen sich der Literaturbetrieb entwickelte. Gleichzeitig wird der Leser ständig daran erinnert, dass Literatur von Menschen geschaffen wird, deren Schicksale und Lebensumstände herangezogen werden, um den ersten Einblick in die biographischen Hintergründe des jeweiligen Schaffens zu gewähren. Im nächsten Schritt wird in sachkundigen Kommentaren die Problematik der ausgewählten Werke kurz und bündig expliziert. Dabei kann natürlich nicht das ganze Spektrum ihrer künstlerischen und intellektuellen Anliegen erfasst werden, die Besprechungen erhellen allerdings immer deren wichtigste Aspekte und liefern damit einen guten Ausgangspunkt für die weiter-

gehende Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Text. Die Analysen vermitteln zugleich die Botschaft, dass die Beschäftigung mit der Literatur nicht unbedingt eine abstrakte Sprache und übertheoretisierte interpretatorische Verfahrensweisen erfordert, sondern auch Lust an der Lektüre sowie Freude an der Erschließung und Vermittlung fremder Gedankenwelten bedeuten kann. Literaturgeschichte, so wie es Wynfrid Kriegleder versteht und praktiziert, ist in erster Linie Begegnung mit Menschen, die im Medium der Literatur ihre Erfahrungen und Gedanken, ihren Dialog mit der Geschichte und ihren Zeitgenossen künstlerisch verarbeitet und gestaltet haben. Sein besonderes Verdienst ist es, dass er kein trockenes, sich auf abstrakte Modelle und ideologische Vorgaben stützendes literarhistorisches Wissen vermitteln will, sondern diese Begegnung als etwas Spannendes und Attraktives zu arrangieren weiß. Mit dem gleichen wissenschaftlichen Interesse werden die bekannten und die weniger bekannten Karten der österreichischen Literaturgeschichte verfolgt, so dass man Grundsätzliches sowohl über den Musilschen *Mann ohne Eigenschaften* als auch über Texte erfahren kann, die heute der Vergessenheit anheimgefallen sind, aber für Literaturhistoriker und fachinteressierte Leser nach wie vor von Bedeutung sind, weil oft gerade in ihnen die spezifisch österreichischen Inhalte und Probleme zur Sprache kommen. Das gilt z.B. für die Heimatkunstabewegung oder für die christliche Literatur an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Die im Umfeld der beiden Komplexe entstandenen Texte werden hier nicht mit dem herablassenden Gestus eines am deutschsprachigen Mainstream orientierten Forschers traktiert, sondern in ihren sozialen und ideengeschichtlichen Kontext eingeordnet und als Leistungen gewürdigt, denen man nur auf dem Wege einer um das Verstehen bemühten Auseinandersetzung

gerecht werden kann. Dasselbe kann man über das komische Epos der josephinischen Aufklärung oder über Autoren wie Caroline Pichler, Charles Sealsfield und Leopold von Sacher-Masoch sagen, Autoren, die nur schwer in den deutschlandzentrierten literarhistorischen Diskurs hineinpassen.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Arbeit von Wynfrid Kriegleder eine äußerst interessant konzipierte und neu erzählte „Geschichte des literarischen Geschehens“ in Österreich darstellt, ein informatives, übersichtlich strukturiertes unverzichtbares Standard-Nachschlagewerk für alle, die an Österreich und österreichischer Literatur interessiert sind. Jenseits aller begrifflichen Spitzfindigkeit, ideologischen Schlagworte und Bemühungen um die Definition des Österreichischen verfolgt es mit protokollarischer Akribie, aber auch mit Sinn für übergreifende Zusammenhänge Menschen, Bücher und Institutionen, die das literarische Leben in Österreich vom Mittelalter bis in die jüngste Gegenwart geprägt und getragen haben. Nach der Lektüre ist man versucht nach Goethe zu wiederholen: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum“. Ein Satz, den auch Heimito von Doderer hätte sagen können.

Lucjan Puchalski



Andrzej KaŃny / Katarzyna Lukas (Hrsg.): *Germanistik in Polen. Geschichte – Perspektiven – interdisziplinärer Dialog* (= *Danziger Beiträge zur Germanistik*, Band 39), 254 S.

Die Frage nach den Zukunftsperspektiven der Germanistik als akademisches Fach beschäftigt die Wissenschaft schon seit langem. Die Fülle an Literatur zu diesem Thema ist ein deutlicher Beweis. Auch unter Berücksichtigung der zum Teil unterschied-

lichen Ziele der binnendeutschen Philologie und der Auslandsgermanistik stehen beide vor derselben grundlegenden Entscheidung: Welchen Kurs sollen künftig Lehre und Forschung einschlagen? Dass sich das Fach in der Phase einer Neuorientierung und -positionierung befindet, lässt sich kaum bestreiten. Unter dem Einfluss benachbarter Disziplinen können sich jedoch durchaus neue Möglichkeiten für die heutige Philologie ergeben, die ebenso neue und innovative Erkenntnisinteressen generieren. Der kürzlich erschienene 39. Band der *Danziger Beiträge zur Germanistik*, der den Titel *Germanistik in Polen. Geschichte – Perspektiven – interdisziplinärer Dialog* trägt, hatte sich daher zum Ziel gesetzt, Fragen nach zukünftigen Entwicklung- und Veränderungsmöglichkeiten der Germanistik und des Germanistikstudiums nachzugehen.

In ihrem Vorwort (*Germanistik in Danzig und Gdańsk*) geben die beiden Herausgeber: Andrzej KaŃny und Katarzyna Lukas von der Universität Gdańsk zunächst einen kurzen Überblick über die Geschichte der Germanistik in der Stadt an der Mottlau und führen in Thematik und Schwerpunkte der Beiträge ein: interdisziplinäre und kulturwissenschaftliche Ansätze der heutigen polnischen Germanistik.

Es folgen nähere Ausführungen der Mitherausgeberin Katarzyna Lukas unter dem Titel *Kulturwissenschaft als Chance der Germanistik*. Im Rahmen ihres einleitenden Beitrages bewertet sie die kulturelle Wende als „insgesamt positiv“. Sie entziehe der Philologie nicht etwa ihre feste Basis, sondern weise ihr vielmehr neue, zukunftsreiche Wege (S. 15). Lukas versucht insgesamt, plausible Argumente für die Vorteile der kulturellen Wende für die Philologie zu finden und erläutert verschiedene Stellungnahmen zur Vernetzung der Germanistik mit der Kulturwissenschaft. Sie reflektiert über den Begriff „Kulturwissenschaft(en)“, um

schließlich Gründe für eine gegenseitige Beeinflussung zwischen Philologie und Kulturwissenschaft zu finden. Die Autorin plädiert u. A. für eine Aufwertung der Fremdhheitsforschung. Hier sieht sie ein mögliches Aufgabenfeld bei einer zukünftigen Integrierung von Kulturwissenschaft und Philologie. Geeignete Forschungsmethoden sieht sie in komparatistischen Ansätzen.

Die Beiträge des Bandes sind thematisch in drei Gruppen gegliedert: Geschichte der polnischen Germanistik, Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft. Jede dieser Gruppen ist mit fünf Texten vertreten. Am Ende des Bandes befindet sich ein alphabetisches Autorenverzeichnis mit biographischen Angaben (S. 249-252).

Die Autoren der Aufsätze in der ersten Themengruppe *Germanistik in Polen: Rück- und Ausblicke* (S. 31-86) unternehmen den Versuch einer Standortbestimmung der heutigen polnischen Germanistik innerhalb der sog. Auslandsgermanistik und haben dabei sowohl den bereits erlebten als auch den noch erforderlichen Wandel im Blickfeld. In seinem Beitrag *Germanistik in Mitteleuropa: Geschichte, Funktion und Aufgaben eines Faches. Überlegungen aus Anlass des 20-jährigen Jubiläums des Germanistikstudiums in Gdańsk / Danzig* (S. 31-51) schildert Jürgen Joachimsthaler die historische Entwicklung der Germanistik in Gdańsk. Den allgemeinen geschichtlichen Hintergrund und die geographischen Besonderheiten der Stadt stets im Auge behaltend, konzentriert sich der Autor auf die Darstellung der wissenschaftlichen Tätigkeit des Instituts. Einige der Forschungsschwerpunkte – wie die Danziger Literatur oder die Regionalliteratur im ehemaligen Ostpreußen – ergeben sich zwar aus der geographischen Lage, leiten sich aber erst aus der bewegten Geschichte der Stadt und einem wachsenden historischen Bewusstsein ab, wie der Autor nachweist. Heute jedoch sind auch andere Interessengebiete vertre-

ten, darunter die Rezeption der deutschen Literatur in Polen und auch der polnischen in Deutschland, die Theorie der literarischen Übersetzung und der Fachübersetzung, sowie Mehrsprachigkeitsforschung und Didaktik (speziell die Didaktik von Fachsprachen), um nur einige zu nennen. Als Fach habe die Danziger Germanistik, ähnlich wie die mitteleuropäische, nach der Wende sich umorganisieren und umorientieren sowie mit anderen Disziplinen in Verbindung treten müssen. Eine wichtige Ergänzung des Beitrags von Joachimsthaler stellt die Erfassung und Auflistung aller am Institut durchgeführten Forschungsprojekte und der Veröffentlichungen ihrer Mitarbeiter dar, was dem Leser das breite Spektrum der wissenschaftlichen Tätigkeit der Danziger Germanisten näher bringt.

Die Aufgaben und Herausforderungen, vor denen die Auslandsgermanistik heute steht, erläutert Stefan H. Kaszyński, der Begründer und Leiter der ersten autonomen Forschungsstätte für österreichische Literatur in Europa, in seinem Beitrag *Die Aufgaben der Auslandsgermanistik am Beispiel der Österreich-Forschungen an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań*. Am Beispiel der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań bespricht der Autor die Lage der germanistischen Literaturwissenschaft in Polen, die mit ihrem Österreich-Schwerpunkt nicht nur dort, sondern inzwischen auch auf der internationalen Ebene eine bedeutende Position belege und Teilnehmer an mehreren internationalen Projekten, darunter auch des von Wien gesteuerten zentralen Netzwerkes der „Austriaca“ geworden sei. Der Lehrstuhl in Poznań habe als Vorbild für die Gründung weiterer Lehrstühle für Österreichische Literatur und Kultur in Ungarn und Tschechien gedient. Ein weiterer sei in Rumänien geplant.

In seinem Artikel *Polnische Germanistik im Wandel: Von der traditionellen Philologie zur praxisorientierten Kulturwissenschaft*

präsentiert Marek Jaroszewski Ausführungen zum Wiederaufbau und Entwicklung der Germanistik an der Universität in Warszawa nach 1945. Der Autor, der selbst zu den ersten Nachkriegsabsolventen der Warschauer Germanistik zählt, beschreibt das damalige Studium als einerseits verschult, vor allem aber ideologisch belastet. Erst die politische Öffnung des Jahres 1989 änderte die Situation der polnischen Germanistik grundlegend. Die neugewonnene Freiheit in der Gestaltung der Studienprogramme wurde jedoch nach und nach durch die Schulreform von 1999 und durch den ebenfalls 1999 beschlossenen Bologna-Prozess eingeschränkt, was letztlich einer Absenkung des Unterrichtsniveaus gleichkam, wie Jaroszewski berichtet. Obwohl Deutsch de facto zur zweiten Fremdsprache degradiert wurde, versuchen sowohl die Studenten als auch die Wissenschaftler „im Rahmen des Möglichen“ das Beste aus der Situation zu machen (S. 73).

Auch Jan Papiór behandelt den Wandel der polnischen Germanistik. In seinem Beitrag *Die polnische Germanistik nach der Wende (im kulturpolitischen Kontext)* schildert er die kulturpolitischen Bedingungen, die von einer zunehmenden ökonomischen Globalisierung geschaffen wurden und ihren Geltungsbereich auch auf die staatlichen Forschungs- und Studienrichtungen im östlichen Mitteleuropa ausdehnten. In Polen machten sich zwei europäische Entwicklungstendenzen bemerkbar, die auch in der polnischen Germanistik spürbar seien. Zum einen handele es sich um eine Verschiebung der Prioritäten: (1.) Aufgrund besserer Berufschancen wählten immer mehr Abiturienten technisch-naturwissenschaftliche Fächer, und (2.) werde die Stellung der Anglistik als Fremdphilologie immer stärker. Hinzu komme die Tatsache, dass seit einigen Jahren geburtenschwache Jahrgänge das Studienalter erreichen. Papiór fordert eine „Trennung des Deutschunterrichts (als

Sprachunterricht verstanden) von einem kulturwissenschaftlich fundierten Studium der deutschen Sprache und Literatur“ (S. 84).

Vor einem Bankrott der Geisteswissenschaften warnt in seinem Text *Philologie als Anthropotechnik. Ein bescheidener Vorschlag* Arkadiusz Żychliński. Einen möglichen Ausweg aus der gegenwärtigen Lage sieht der Autor für die künftige Philologie in einer stärkeren Wahrnehmung der anthropotechnischen Dimension der Literatur: „Literatur gleicht nicht nur der Literaturgeschichte und Literaturtheorie, Literatur ist auch, mag es so einfach klingen, dass man es kaum auszusprechen wagt, Leben“ (S. 94). Für Żychliński ist Philologie auch eine Lebenswissenschaft, er versucht, die Rolle des Lehrers sowie des persönlichen Kontakts zwischen Lehrer, der gleichzeitig Wissenschaftler ist, und Student höher zu bewerten. Eine Kommunikation, wie Żychliński sie fordert, sei durch einen Kontakt via Internet nicht zu ersetzen.

Der zweite Abschnitt des Bandes unter dem Thema *Literatur und Medialität im Spannungsfeld der Kulturwissenschaften* (S. 101-144) wird mit dem Beitrag *Was sind Erinnerungsorte für den Literaturwissenschaftler?* von Robert Rduch eröffnet. Zunächst wird anhand von Definitionen der Begriffsinhalt des Wortes „Erinnerungsorte“ erläutert. Erst dann geht der Autor auf die Fragen nach der Stellung des Literaturwissenschaftlers in der Erforschung von Erinnerungsorten ein. Anhand eines Beispiels demonstriert Rduch die Abgrenzung des methodologischen Ansatzes zwischen Erinnerungsforschung und Rezeptionsforschung und zeigt die Grenzen des literaturwissenschaftlichen Forschungsfeldes auf.

Methodologische Probleme, die sich bei der Erforschung des Dialogs zwischen Philologie und anderen Disziplinen ergeben, stehen auch im Fokus des Textes *Beziehungen zwischen Literatur und Musik in der Erforschung polnischer Wissenschaftler*

von Lech Kolago. Der Autor setzt sich mit der Problematik der Wechselwirkungen und Verbindungslinien zwischen Text und Musik, Wort und Ton sowie Sprache und Musik auseinander und stellt dabei die berechtigte Frage, inwieweit sich der Literaturwissenschaftler Begriffe und Kategorien aus dem Bereich der Musikwissenschaft aneignen kann und ob er damit auch wirklich auskommt (S. 119). Die Entwicklung von präzise definierten Begriffen und Kategorien stehe in diesem Kontext noch aus.

Über die Besonderheiten der Filmübersetzung reflektiert Małgorzata Korycińska-Wegner in ihrem Beitrag *Am schlimmsten sind die Philologen. Zum interdisziplinären Dialog im Dienste des Kinoszauers*. Eine methodologische Anknüpfung an Übersetzungswissenschaft, Literaturwissenschaft, Filmwissenschaft und Sprachphilosophie erweise sich auf diesem Gebiet als unumgänglich und unbedingt gewinnbringend. Letztendlich falle jedoch die entscheidende Rolle dem Translator zu, der unter der Berücksichtigung aller technischen und wahrnehmungsbedingten Einschränkungen die endgültige Gestaltung der filmischen Dialoge kreiere.

Einen bis jetzt übersehenen Aspekt der neuen Master-Studiengänge an der Medienwissenschaftlichen Fakultät der Hochschule in Darmstadt verdeutlicht Ulrike Steierwald *„Ich bin nämlich eigentlich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu.“ Die Rolle der Gegenwartsliteratur in ausgewählten neuen Master-Studiengängen*, die auf die Entwicklung der Qualifikation für Führungs- und Leitungskompetenz als Ausbildungsziel hinweist. Literarische Texte, die in den Unterricht integriert werden, können somit zur Erweiterung kultureller und sozialer Fähigkeiten der angehenden Führungskräfte im Bereich Wirtschaft, Informatik, Marketing, usw. effektiv beitragen, wie Steierwald beweist.

Katarzyna Grzywka untersucht die Korrespondenz der Brüder Wilhelm und Oskar Kolberg, die – wie schon ihr Vater Juliusz Kolberg – viel zur Förderung und Entwicklung der polnischen Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft beigetragen haben. Der in *Zu Wilhelm Kolbergs Briefwechsel mit seinem Bruder Oskar* analysierte Briefwechsel dokumentiert nicht nur eine lebenslange Freundschaft zweier Brüder, sondern auch ihre beruflichen Kontakte.

Der einleitende Beitrag für die nächste Themengruppe *Sprachwissenschaft: Neuorientierungen und interdisziplinärer Dialog* (S. 157-248) stammt von dem Autorenkollektiv Werner Abraham, Peter Meihnsner, Jadwiga Piskorz und Kinga Piskorz. Mit 33 Seiten ist er gleichzeitig der längste des gesamten Buches. In einem empirisch angelegten Aufsatz untersuchen die Autoren die historische Entwicklung des gesprochenen Polnisch im Vergleich zur deutschen Sprache und liefern anhand mehrerer Beispiele Beweise für Tendenzen zur Herausbildung eines Modalverbparadigmas sowie eines bestimmten Artikels im aktuellen Polnisch.

Sambor Grucza rekonstruiert in seinem Text *Geschichte, Stand und Perspektiven der germanistischen Fachsprachenlinguistik in Polen* die Geschichte der polnischen Fachsprachenforschung, Entwicklung in der Terminologie sowie die Entstehung einer Fachsprachenlinguistik als einer wissenschaftlich fundierten Disziplin. In seinen Ausführungen verdeutlicht Grucza, dass die Fachsprachenlinguistik von den Fragen der Fachsprachen und der Facherkenntnis nicht zu trennen sei. Aus diesem Grund sei die kognitive Funktion von Fachsprachen für die Fachsprachenlinguistik von entscheidender Bedeutung.

Der folgende Text *Vom linguistic turn zum iconic turn. Szene einer Beziehung zwischen Bildwissenschaft und Fremdsprachendidaktik* von Magdalena Rozenberg geht zunächst von den Beziehungen

zwischen Kulturwissenschaft und Fremdsprachendidaktik aus. Erst dann wird der Begriff Bildwissenschaft eingeführt, von dem ausgehend die Autorin die Wende vom *linguistic turn* zum *iconic turn* ableitet. In Kooperation und Austausch zwischen diesen beiden Disziplinen bestehe eine Chance für den Deutschlerner, durch Vergleiche mit dem Eigenen und Vertrauten ein besseres Verständnis für das Fremde und Unbekannte zu gewinnen.

Joanna Golonka untersucht in ihrem Text *Multiplizierung der Wirkung. Syntaktische Mittel zum Ausdruck von Werten in der Werbung* die Appellativität von Werbetexten und führt anhand einiger Beispiele vor, wie eine gezielte Verbindung von Methoden der traditionellen Linguistik mit Methoden der Psychologie und Soziologie für die empirische Marktforschung eingesetzt werden kann. Golonka verdeutlicht, wie ein geschickter Einsatz von sprachlichen Mitteln die Wirkungskraft außersprachlicher Maßnahmen steigern kann. Diese Erkenntnisse ermöglichen darüber hinaus eine gezielte und effiziente Konsumentenansprache mit Veränderung der Wertemuster eines Kollektivs.

Czesława Schatte und Andrzej Kałny, Verfasser des abschließenden Beitrags *Zur Erstellung eines parömiologischen Minimums für die Zwecke der Mehrsprachigkeitsdidaktik im Lichte der Eurolinguistik*, beschäftigen sich mit dem Einsatz von Sprichwörtern im Fremdsprachenunterricht. Der durchgeführte Vergleich ausgewählter Sprichwörter in der Sprachenfolge Polnisch – Tschechisch – Slowakisch – Russisch – Deutsch – Englisch – Norwegisch verdeutlicht enge Beziehungen zwischen den Phraseologismen und weist auf ein gemeinsames Kulturerbe hin.

Der Band 39 der Reihe Danziger Beiträge zur Germanistik unter dem Titel *Germanistik in Polen. Geschichte – Perspektiven – interdisziplinärer Dialog* wurde mit großer Sorgfalt vorbereitet, seine Konstruktion ist

gründlich durchdacht. Angesichts der Fülle der dargebotenen Themen sowie der unterschiedlichen Perspektiven und Standpunkte der Autoren fällt das Urteil über diesen inhaltlich gut redigierten Band nicht schwer. Mit den vorliegenden Veröffentlichungen liefert er einen wichtigen Beitrag zur aktuellen Debatte über die Zukunft der polnischen Germanistik als akademische Disziplin und ihre Entwicklungsmöglichkeiten. Es wäre zu hoffen, dass es die verdiente Verbreitung erfährt, um seinem richtungweisenden Anspruch in einer notwendigen Grundsatzdebatte gerecht zu werden.

Janina Gesche



Miriam Kanne: *Andere Heimaten. Transformationen klassischer „Heimat“-Konzepte bei Autorinnen der Gegenwartsliteratur*. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag 2011, 480 S.

Die vorliegende Studie der Literatur- und Medienwissenschaftlerin Miriam Kanne schreibt sich auf eine bemerkenswerte Weise in die in vielen europäischen Literaturen derzeit aktuelle Debatte über diverse Heimatkonzepte und über Versuche der Re- resp. Neuformulierung des in verschiedenen Zeitperioden höchst brisanten Begriffes der Heimat ein. Auch wenn sich die Arbeit primär mit der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur von Frauen beschäftigt, eröffnet sie doch auch den Raum für weitere Diskussionen über den übergreifenden Charakter bestimmter Interpretationszugänge. Dies gilt nicht zuletzt für die hier gewählte Vorgehensweise der Konfrontation der herkömmlichen Heimatkonnotationen und -traditionen mit dem genuin weiblichen Standpunkt der Gegenwartsautorinnen.

Das einer kurzen Einleitung folgende erste Kapitel erörtert die im Hinblick auf die wechselvolle Geschichte des Konstruktes *Heimat* (wie etwa im deutschsprachigen Raum: Heimatliteratur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Blut-und-Boden-Dichtung des Dritten Reiches, Heimatverlust Erfahrung und -nostalgie der Nachkriegszeit oder die Anti-Heimatliteratur der 70er Jahre) erarbeitete methodische Herangehensweise, für die sich die Überschneidung des Heimat- und Geschlechterdiskurses als konstituierend erweist. Diese extensive, dem Analyseteil vorangestellte Erörterung der Heterogenität des Heimatbegriffes in der Literatur lässt die Entwicklung und die Unterschiede in den anvisierten Problemfeldern sehr gut nachvollziehen. Die das Textkorpus bildenden zehn Romane und Erzählungen – Marlen Haushofers *Die Wand* (1962), Ingeborg Bachmanns *Drei Wege zum See* (1972), Helga Maria Novaks Doppelwerk *Die Eisheiligen* (1979) und *Vogel Federlos* (1981), Waltraud Anna Mitgutschs *Die Züchtigung* (1985), Barbara Honigmanns *Eine Liebe aus nichts* (1991), Erica Pedrettis *Engste Heimat* (1995), Emine Sevgi Özdamars *Die Brücke zum Goldenen Horn* (1998), und Judith Kuckarts *Lenas Liebe* (2002) – werden dem Leser als veritable Beispiele für eine skeptische und gendersensible Auseinandersetzung mit den Heimatbildern präsentiert.

Die folgenden drei Kapitel bilden demgemäß den eigentlichen Kern der Arbeit und widmen sich der vergleichenden Analyse der gewählten Werke, stets unter einem besonderen Blickwinkel: *Heimat* und „das Weibliche“ (S. 96), die Zeit (S. 166) sowie der Raum (S. 260). Die Autorin strebt dabei eine Neuperspektivierung an, indem sie nicht nur einfach die Bilder von Weiblichkeit erforscht, sondern dezidiert die Geschichte von Frauen in den Heimatdiskurs implementiert. So werden traditionelle Verfahrensweisen, wie etwa die

Marginalisierung der Frau als Subjekt oder ihre Deutung als Verkörperung der Heimat suspendiert, dafür Dissonanzen transparent gemacht. Angesichts der Brüchigkeit der stereotypen Frauenrollen, werden diese neu definiert, das traditionell „als Symbiose paraphrasierte Gleichnis von *Heimat* und *Mutter*“ (S. 141) karikiert und demontiert, selbst der weibliche Körper erweist sich verräterisch als Ort der Entfremdung, Verunsicherung und Verwirrung. Das eigene Geschlecht bietet letztendlich kein Refugium, sondern wird vielmehr zum Austragungsort von Kämpfen und Differenzen unterschiedlicher Provenienz.

Geschlechtsspezifische Erinnerungen an Kindheit oder Vergangenheit, Verortung des Selbst im familiären Generationengeflecht, Vertreibung und Emigration sind weitere das eigene Heimatverständnis prägende Aspekte, die das Gefühl der Inadäquatheit steigern und die „Dialektik von Inklusion und Exklusion“ (S. 217) freilegen. Die Kategorie Geschlecht konstituiert die Grenzen der Erinnerung, verschiebt sie beliebig und konstruiert sie im Hinblick auf die Interessen der einzelnen Generationen immer wieder neu. Zeitbezogene, Natur, Arbeit und Essen betreffende Rituale – tradiert Markierungen von Geborgenheit und Selbstvergewisserung – werden in einem subversiven Kontext thematisiert, in entfremdende Macht- und Unterdrückungsinstrumente umgedeutet. Dasselbe gilt für die im Fokus des nächsten Kapitels stehenden Raumbilder und Räumlichkeitskonstruktionen. Das Eigene und das Fremde, die vertraute Nähe und die erst zu entdeckende Ferne erweisen sich als mitunter austauschbare Orientierungspunkte auf der Suche nach der eigenen Identität resp. bei den Versuchen, eine dislozierte Identität neu auszuhandeln. Sowohl Rückkehr- als auch Fluchtversuche führen zu Verlusten und Erschütterungen, das Raumgedächtnis wird zum „Schmerzgedächtnis“ (S. 337).

Die Funktion der Heimat als Schutz- und Kompensationsraum erweist sich für die Protagonistinnen als nicht mehr abrufbar, vielmehr erleben sie sich überall als Heimatlose und sehen sich der Verwirrung, Entfremdung und Isolation ausgesetzt. Der neue Zugang zur Heimat wird auf eine äußerst schwierige und schmerzhaft Weise erarbeitet, wobei überkommene Systeme hinterfragt und abgelehnt werden. Letztendlich konstituiert sich die Heimat für die Frauen als ein brüchiger Ort, dem das Fremde und Andere inhärent sind. Für alle Protagonistinnen gilt die im Fazit aufgegriffene Feststellung Martina Ölkes über den Heimatbegriff der Annette von Droste-Hülshoff: „Das Fremde liegt nicht in der Ferne, sondern (auch) im heimatlichen Innenbereich“ (S. 343). Die bereits in den Einzelanalysen präsenten Überlegungen zur Handlungsstruktur, Figurenkonstellation und –gestaltung sowie Erzählergestaltung werden im Schlussteil kurz aufeinander bezogen, die Haltung der Gegenwartsautorinnen als kritische Zeitanalyse und Gegenentwurf verortet. Die Studie schließt mit einem Aufruf zur Lektüre anderer Texte im Hinblick auf den Konnex Heimat und Geschlecht und wird durch eine umfangreiche und den neuesten Forschungsstand berücksichtigende Bibliographie abgerundet.

Die Arbeit besticht durch die klare Herausarbeitung der Thesen, deren gründliche Belegung sowie überzeugend fundierte Entschlüsselung der einzelnen Symbole. Die in der Einleitung formulierte methodische Herangehensweise wird konsequent eingehalten und die Einzelanalysen sind klar und nachvollziehbar. Eine gewisse Verwirrung stiften allerdings die komplizierten Fußnoten: Neben bibliographischen Hinweisen im laufenden Text enthält das Buch einen fast 100 Seiten umfassenden Anhang mit Anmerkungen. Einerseits erscheint so eine Vorgehensweise im Hinblick auf die Stringenz der Arbeit als durchaus

plausibel, andererseits läuft der Leser angesichts der größtenteils sehr umfangreichen Fußnoten Gefahr, vom Eigentlichen abgelenkt zu werden und die Argumentationskette aus den Augen zu verlieren.

Die rezensierte Studie ist vor allem Fachkreisen zu empfehlen, der durchschnittliche Leser kann mit ihrem wissenschaftlichen und an Fremdwörtern mitunter überreichen Stil seine Schwierigkeiten bekommen. Dessen ungeachtet wird das Buch von Miriam Kanne bestimmt einem interessierten Forscher oder Studenten von großem Nutzen sein und ihn zu weiteren Forschungen auf behandeltem Gebiet – wie etwa eine ähnlich fokussierte Analyse der Werke aus anderen Epochen – anregen.

Monika Mańczyk-Krygiel



Sigrid Grün: *'Fremd in einzelnen Dingen'. Fremdheit und Alterität bei Herta Müller*, Stuttgart: *ibidem*-Verlag 2010, 128 S.

Das nicht besonders umfangreiche Buch von Sigrid Grün, einer jungen Germanistin und Kulturwissenschaftlerin, die sich unter anderem auch der Fragen der Migrationsliteratur und dem zeitgenössischen Theater annimmt, lässt sich als einen recht guten Einstieg in das literarische Prosa- und Essaywerk der neusten deutschen Nobelpreisträgerin – Herta Müller – wahrnehmen. Allerdings ist es eine profilierte Einführung, in der sich deren Verfasserin bemüht, das literarische Schaffen der aus Rumänien stammenden und Deutsch schreibenden Schriftstellerin, die nun seit mehreren Jahren in Berlin wohnt, aus der Perspektive der in ihren Romanen stets präsenten Fremdheit anzugehen und diese neben der in ihnen ebenfalls vorhandenen Formen der Andersartigkeit als literarische Strategie aufzuzeigen. Sie dient der rumänisch-deutschen Autorin, wie Sigrid Grün

plausibel überzeugt, belastende, nicht selten repressive (Macht-)Ordnungen in Frage zu stellen oder gar zu sprengen. Möglich ist es durch die Anwendung der schon in der Tradition der literarischen Moderne bewährten Montage-und-Collage-Technik. Was nun die Verfasserin interessiert, sind jedoch nicht nur die poetologischen Fragestellungen im Prosawerk Herta Müllers, sondern auch dessen thematische Schwerpunkte, die wegen des begrenzten Umfangs der Monographie eher schlaglichtartig präsentiert werden. Nichtsdestotrotz bekommt man einen guten Überblick über die im literarischen Schaffen der Nobelpreisträgerin immer wieder vorkommenden Themenkreise wie Fremdheit und Sprache, Ethnozentrismus, Geschlechterordnungen, Migrationserfahrungen und nicht zuletzt Verfremdung der Existenz oder auch existenzielle Fremdheit in einem totalitären System bzw. Staat. Bereits diese Auflistung der thematischen Schwerpunkte, die im Prosa- und Essaywerk von Herta Müller zu finden sind, mag nach wie vor die zentrale Stellung der Erfahrung von Fremdheit und Alterität in deren Texten bestätigen. Diese Erfahrung auch aufzuspüren, d.h. sie in erster Linie zu analysieren und dann zu interpretieren, ist schließlich das grundlegende Ziel der Monographie von Sigrid Grün.

Die Verfasserin formuliert eine klare These, dass das Fremde und das Andere konstitutive Bestandteile der Literatur Herta Müllers seien. Und diese Behauptung verortet sie in einen theoretischen Rahmen, der sozial- und geisteswissenschaftliche Theorieansätze integriert, um optimal die Kategorien der Fremdheit und Andersartigkeit zu untersuchen. Beachtet werden hier soziologische Zugänge (Georg Simmel und Alfred Schütz aber auch Niklas Luhmann), psychologische Sichtweisen (allen voran Sigmund Freud und Jacques Lacan sowie Julia Kristeva) und philosophische Ansätze (Edmund Husserl, Emmanuel

Levinas wie auch Bernhard Waldenfels). Allerdings liefert die Verfasserin an dieser Stelle keine umfangreiche oder auch ausführliche Diskussion der von ihr gewählten Theorien, sondern eher einen orientierenden Streifzug durch die Möglichkeiten einer späteren – sicherlich noch zu vertiefenden – Beleuchtung der Prosa Herta Müllers im Rückgriff auf die bereits genannten theoretischen Ansätze. Für Sigrid Grün scheint trotz dieser theoretischen Oberflächlichkeit jedoch wichtig zu sein, auf die breite Palette der potentiellen Betrachtungsmöglichkeiten von Fremd- und Andersartigkeit hinzuweisen, zumal sie sich dann in den weiteren Kapiteln ihrer Studie auf die jeweiligen von ihr eingangs signalisierten Theorieansätze bezieht. Nach wie vor hat es aber nur einen – wie schon erwähnt – Signalcharakter.

Neben den sozial- und geisteswissenschaftlichen Fragestellungen geht die Verfasserin ebenfalls auf poetologische Aspekte ein, um auch kurz erörtern zu können, inwiefern es sich im Falle von Prosa- und Essaytexten Herta Müllers von einem autobiografischen Schreiben sprechen lässt oder aber würde es sich hier vielmehr um die so genannte Autofiktionalität handeln. Die biografische Parallelisierung der aus der Feder Herta Müllers stammenden Literatur ist eines der Kennzeichen ihres Schaffens, denn – wie die Verfasserin der Monographie bemerkt – die Bewältigung des selbst Erlebten im literarischen Schreiben gilt für die rumänisch-deutsche Nobelpreisträgerin als eine der Möglichkeiten der schriftstellerischen Tätigkeit. Allerdings sieht sie ihr eigenes Prosawerk im Kontext der Autofiktionalität, in der sie – in Anlehnung an das ästhetische Konzept Georges-Arthur Goldschmidts – die erinnerte Wirklichkeit als eine literarisch erfundene auslegt. Von daher positioniert sich Herta Müller eindeutig gegen eine autobiografisch angelegte und dadurch auch vereinfachende Lesart ihrer Literaturtexte. Ihr Gegenvorschlag und zu-

gleich ein ästhetischer Entwurf ist nun das Konzept einer erfundenen Wahrnehmung, das von Sigrid Grün auch eingehend kommentiert wird, die darin eine Strategie erkennt, der zufolge die Übersetzung der realen Wirklichkeit in poetische Bilder im Endeffekt eine eigene Welt erschafft und einen Zufluchtsort vor den Gefahren und Bedrohungen wie auch den daraus resultierenden Ängsten entstehen lässt. Solch eine Wahrnehmungserfindung kulminiert in einem verfremdenden oder auch fremden Blick, der jedoch – wie die Verfasserin zu Recht erkennt – einen eindeutigen Zustand des Alleinseins herbeiführt, in dem trotz eines gewissen Selbstbetrugs doch ein (relativ kleiner) Freiheitsraum möglich ist.

Der fremde Blick gilt zum einen als eines der wichtigsten literarischen Mittel in der Prosa und Essayistik Herta Müllers, zum anderen ist es eine reale Sichtweise, d.h. die Art und Weise, wie das die Welt betrachtende Subjekt diese auch wahrnimmt, und zwar als eine stets fremde Wirklichkeit. Diese fremde Perspektive ergibt sich – wie Sigrid Grün richtig bemerkt – aus der Erfahrung der Verfolgung und Überwachung in einem totalitären Staat, die zu einem maßgeblichen Teil des Lebens der aus Rumänien stammenden Nobelpreisträgerin wurde, zumal sie die kommunistische Diktatur von Nicolae Ceaușescu am eigenen Leibe recht deutlich spüren konnte. Im Endeffekt lässt sich an dieser Stelle eine beinahe präfigurierende Feststellung machen, dass diese fremde Realität, die durch den fremden Blick dann literarisch von Herta Müller fixiert und verarbeitet wird, Schritt für Schritt auch verfremdet, bis man selber zu einer oder einem Fremden wird. Die schon einleitend signalisierte Fremdheit, die in den Prosatexten der Nobelpreisträgerin so allgegenwärtig ist, hat in dieser hier bereits angedeuteten Konstellation ihren formalen (nun autobiographischen) Ursprung.

Sigrid Grün bemüht sich diesen Konstellationen der Fremdheit bzw. der Verfremdung auf die Spur zu kommen und sie sukzessive auch zu ergründen. Die richtet ihren Blick auf die jeweiligen Romane Herta Müllers, um sie zuerst thematisch zu erschließen und im zweiten Schritt interpretatorisch zu kommentieren. Zu den von der Verfasserin beleuchteten Themenfeldern in der Prosa sowie Essayistik der Nobelpreisträgerin gehören solche Aspekte wie die schon eingangs genannte Beziehung zwischen der Sprache und Fremdheit, allerdings in einem relevanten Spannungsverhältnis der deutschen Muttersprache, hier einer Minderheitensprache und der rumänischen Landessprache oder gar der offiziellen, dadurch auch ideologisch infizierten bzw. entstellten Staatssprache Rumäniens. Für Herta Müller ist es die Sprache der Lüge, in der man sehr schnell fremd wird, zumal sie die Realität massive verfälscht. Als eine Antwort darauf wählt Herta Müller in ihren Texten den bereits erwähnten befremdlichen Blick mit einer oft surrealen Beschreibungs- bzw. Schilderungsperspektive. Und die fremde Existenz innerhalb der engstirnigen Dorfgemeinschaft, der zugehören sich Herta Müller sowohl in ihrem realen Leben als auch in der Kreation ihrer literarischen Figuren weigert, ist ein weiteres Thema der Literatur von Herta Müller. Was sie beispielsweise auf gar keinen Fall überzeugt und auf sie fremd wirkt, sind es die Mythen der deutschen Heimat sowie das Gefühl der Überlegenheit der Banatdeutschen (mit ihrem Sinn für Fleiß und Sauberkeit) den Rumänen gegenüber. Das Eigene wird hier zu einer verbildlichen Norm, und alles, was dieser Norm nicht entspricht, im Endeffekt ausgeschlossen bzw. ausgesondert wird. Denn alles Fremde – wie es Sigrid Grün trefflich bemerkt – erweist sich als Bedrohung der dörflichen Ordnung und ruft in erster Linie Furcht und Angst hervor. Als einzige Möglichkeit der Existenz des

Fremden in der lokalen Gemeinschaft gilt die Anpassung. Die strenge Normierung des Alltags im Dorf beeinflusst nicht zuletzt die Geschlechterbeziehungen, die von klaren patriarchalen Machtverhältnissen geprägt sind. Dadurch neigt Herta Müller in ihren Romanen zu einer negativen Schilderung der Männerfiguren. Und schließlich ergibt sich dann aus der männlichen Dominanz – wie die Verfasserin feststellt – Passivität und Selbstunterwerfung der Frauen und dies sowohl in der banatschwäbischen Realität des Dorfes als auch in den literarisch kreierte Welten. Was die Schriftstellerin der Männerwelt zum Vorwurf macht, ist ihre Neigung zur Gewalt, insbesondere den Frauen gegenüber. Im Kontext der Sexualität, die bei Herta Müller nie einen Tabubereich darstellt, ist die männliche Gewalt ganz offensichtlich, zumal diese die Frauen zu Sexualobjekten degradiert, die primär der Lustbefriedigung der Männer dienen. Solch eine Fokussierung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern rückt das Schreiben Herta Müllers – die es von Sigrid Grün richtig bemerkt wird – in die Nähe der feministischen Schreibstrategien. Die männliche Gewalt in der Dorfgemeinschaft ist allerdings nicht die einzige, mit der Herta Müller und ihre Protagonisten konfrontiert werden. Sie wird gewissermaßen im totalitären Staat noch verlängert, in dem sie in der Diktatur zur staatlichen Gewalt wird. Und die brandmarkende Norm des Dorfes verwandelt sich in die Norm des diktatorischen Staates. Beiden gemeinsam ist der Hang zu Normsetzender Homogenität, die keine Differenz, somit Unangepasstheit duldet und das Unangepasste ausgrenzt. Demzufolge wird jede Abweichung von der geltenden Norm – so Sigrid Grün – zur Bedrohung der Macht. Das Fremde trägt diese Bedrohung in sich schlechthin. Allerdings lässt sich auf der anderen Seite dieses Fremdsein als Strategie der Selbstbehauptung auslegen, d.h. eine

Strategie des Widerstandes, die eine marginalisierte Existenz erlaubt, die jedoch nur ein Schein der Freiheit ist. Inwiefern das einen Selbstbetrug darstellt, mag hier dahingestellt bleiben. Klar steht aber die Tatsache, und diese beweist Herta Müller an mehreren Stellen ihrer Prosatexte, die dann ausgiebig von Sigrid Grün zitiert werden, dass diese scheinbare Freiheit durch die permanente Angst erkaufte wird. In einem totalitären Staat wie zu seiner Zeit im Rumänien der Ära Nicolae Ceaușescu war die Suche nach einer Nische der Freiheit nach wie vor recht vergeblich, zumal dem „Auge des Diktators“, die Herta Müller in ihren Prosatexten sinnbildlich für das (kommunistische) Regime gebraucht, schließlich nichts entgehen konnte. Allerlei Ventile haben – so Sigrid Grün in Anlehnung an die Meinung der Nobelpreisträgerin – eine kurzweilige Dauer, wogegen diese Angst stets da ist und folglich alles beherrscht.

Die Erfahrung der Fremdheit, die so grundlegend für das literarische Schaffen Herta Müllers ist, begleitet somit nicht nur sie als reale Person, sondern auch ihre Protagonisten. Es ist einerseits die Erfahrung ihres Heimatlandes, d.h. Rumäniens, andererseits auch ihrer Wahlheimat – der Bundesrepublik Deutschland. Denn auch wenn das Deutsche Herta Müllers Muttersprache ist und ihr auch die deutsche Mentalität ebenfalls vertraut ist, machen sie diese beiden Elemente immerhin fremd, zumal sich dieses Fremdsein aus dem Inneren der rumänisch-deutschen Schriftstellerin ergibt, und zwar aus dem Bereich des Erlebten und sie Stigmatisierenden. Die Erlebnisse aus der Zeit der kommunistischen Diktatur im Osten lassen sich keinesfalls im Handumdrehen vergessen, auch nicht im kapitalistischen Westen. Insbesondere die jahrzehntelang entzogene Konsumwelt, die nun in der Bundesrepublik auf Schritt und Tritt zugänglich ist, kann im Endeffekt nicht befriedigen oder das Geschehene, von dem

man schmerzlich betroffen bleibt, verdrängen bzw. tilgen. Sigrid Grün findet in ihrer Monographie allerdings wichtige Begriffe, die in diesem Kontext sowohl die literarisch kreierte Figuren in Herta Müllers Prosatexten als auch sie selbst sehr gut beschreiben. Zum einen ist es die Kategorie der in-tarsubjektiven Fremdheit und zum anderen die nomadische Subjektivität der transitorisch-hybriden Räume. Sicherlich können sie als interpretatorischer Schlüssel zum Prosa- und Essaywerk der Nobelpreisträgerin gelten. Wie sie von Sigrid Grün im Einzelnen gehandhabt werden, lässt sich ihrem durchaus lesenswerten Text entnehmen.

Sebastian Mrozek



Mirosław Ossowski: *Literatura powrotów – powrót literatury. Prusy Wschodnie w prozie niemieckiej po 1945 roku*. Gdańsk: Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego 2011, 374 S.

Für das heutige Interesse der Leser und der Wissenschaftler an der gegenwärtigen Literatur über Ostpreußen liefert das Buch *Literatura powrotów – powrót literatury. Prusy Wschodnie w prozie niemieckiej po 1945 roku* von Mirosław Ossowski den besten Beweis. Die politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte haben sicherlich das Interesse der deutschen Literaten und Publizisten an dieser Region beeinflusst, und die Repräsentanz der an diesem Thema interessierten Schriftsteller ist umfangreich. Neben solchen namhaften Autoren, die in Ostpreußen geboren wurden, wie Johannes Bobrowski, Hans Hellmut Kirst, Siegfried Lenz, Arno Surminski, nennt Mirosław Ossowski auch Publizisten sowie die Vertreter der jüngsten Generation der Schriftsteller, die nach dem Krieg geboren wurden und für die Ostpreußen ein Teil der

familiären Tradition bildet. Die Popularität dieser Thematik wurde vom Verfasser einerseits mit der Anwesenheit Ostpreußens in der nationalen Tradition der Deutschen und im Kulturgedächtnis, andererseits mit dem neuen Verhältnis zur Vergangenheit in den postmodernen Gesellschaften erklärt. In seinen Ausführungen greift Mirosław Ossowski nach der Problematik des kulturellen Gedächtnisses und bezieht sich auf die Forschung von Barbara Szacka und Aleida Assmann. Der Autor unterstreicht auch den Begriff der Erinnerungsorte und seine Relevanz für die ostpreußische Thematik.

Die Monografie des Danziger Literaturwissenschaftlers besteht aus sechs Hauptteilen, in denen er einzelne thematische Inhalte unter die Lupe bringt. Im ersten Abschnitt *Pierwsza wojna światowa. Historia i mity (Der erste Weltkrieg. Geschichte und Mythen)* geht der Autor von der These aus, dass sich das kulturelle Gedächtnis der Deutschen in Bezug auf den Ersten Weltkrieg eher auf die westliche Front konzentrierte, und dass die Erfahrungen der östlichen Front in der deutschen Literatur kaum vorhanden sind. Wenn die Hauptmotive der Literatur über den Ersten Weltkrieg um die Vertreibungen, die Flucht und grenzlose Leiden der Zivilgesellschaft kreisen, bestimmt auch der Mythos von Hindenburg viele Werke. Zu den bekanntesten Erinnerungsorten der Region gehören sicher Tannenberg und Grunwald. Die Kriegshöfe und die Kriegsgräber werden vom Verfasser nicht nur als ein literarisches Thema, sondern auch als Objekt der heutigen Sorge dargestellt. Der Abschnitt wurde mit einem Hinweis darauf abgeschlossen, dass der Erste Weltkrieg nicht nur im Roman *Die Jerominkinder* Ernst Wiecherts, sondern auch im Prosawerk von Siegfried Lenz thematisiert wurde.

Der zweite Abschnitt *Czas pokoju, czas wojny (Zeit des Friedens, Zeit des Kriegs)* beginnt mit einem Verweis auf die sozi-

ale und politische Situation in Deutschland in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts. Ostpreußen war zwar als eine kleine Provinz weit weg vom politischen Zentrum zu betrachten, aber es bedeutet nicht, dass der Nationalsozialismus dort seine Spuren nicht hinterlassen hat. Der Autor bringt ans Tageslicht solche Werke, in denen Hitlers Machtübernahme thematisiert und aus der Perspektive der Provinz beschrieben wurde. In diesem Abschnitt geht der Autor auf das Wertesystem der preußischen Kleinbeamten und der Adeligen, und das ganze Kapitel rundet er mit einem Fragment über das Attentat vom 20. Juli 1944 und der oppositionellen Arbeit von Marion von Dönhoff ab.

Im Abschnitt *Kraj przeklęty* (*Das verfluchte Land*) stehen vor allen solche Themen wie die Kriegsniederlage und die Flucht im Mittelpunkt des Interesses. In den einzelnen Fragmenten dieses Abschnitts werden die Niederlage Ostpreußens in den Tagebüchern der ostpreußischen Intellektuellen und die ersten Werke der Nachkriegszeit aufgegriffen. Einen besonderen Platz widmet der Autor dem Roman *Missa sine nomine* von Ernst Wiechert und deutet vor allem auf die Vielfalt der Interpretationen und auf die polnische Rezeption des Buches an, insbesondere auf die Abkürzungen des polnischen Übersetzers, der die Fragmente über die Gewalttaten der russischen Soldaten weggelassen hat. Wie der Autor es hervorbringt, haben sich viele bekannte deutsche Schriftsteller, wie Arno Surminski, Siegfried Lenz, Herbert Somplatzki oder Herbert Rejnoß mit dem Thema der Flucht beschäftigt.

Die territoriale Einheit und die ethnische Vielfalt Ostpreußens bilden den Hauptkern des vierten Abschnitts *Kraj błogosławiony* (*Das gesegnete Land*). In den ersten Fragmenten dieses Abschnitts lenkt der Autor die Aufmerksamkeit des Lesers auf Königsberg als Hauptstadt der Provinz, wobei die

Gegensätze zwischen Land und Stadt, Provinz und Metropole auffallend sind. Das litauische Grenzgebiet, der von Johannes Bobrowski oder Arno Surminski literarisiert wurde, bildet ein besonderes Thema in der deutschen gegenwärtigen Literatur. Für Ossowski gehören auch die imaginären Bilder der ermländischen Landschaft bei Eva Sirovatka, des masurischen Dorfes bei Ernst Wiechert oder Herbert Rejnoß, der Adelsgüter bei Marion von Dönhoff und von Lehndorff – sowie die des Kleinstädtchens bei Wiechert oder Koeppen zum Repertoire des Kulturgedächtnisses der Region.

Im Kapitel *Mazury – przestrzeń tożsamości* (*Masuren – Raum der Identität*) deutet der Verfasser darauf hin, dass Masuren schon seit Langem einen festen Platz in der deutschen literarischen Tradition hat, und solche Namen, wie Fritz und Richard Skowronnek bekannt sind. Masuren behandelt Ossowski unter einigen Aspekten: Erstens gehört dieses Gebiet zum Topos des verlorenen Paradieses. Es ist ein Land der unbeschränkten Möglichkeiten, es ist „ein klassisches Beispiel des literarischen Mikrokosmos, im dem sich alle Probleme der großen Welt widerspiegeln“ (S. 215). So scheint auch die Darstellung der masurischen Lebenswelt zu sein, dessen Abbild sich in den Romanen von Lenz und Surminski befindet. Den Blick des Autors ergänzen die Ausführungen über die Religiosität der Masuren, dabei wird eine kleine Gemeinschaft der Gebetsleute berücksichtigt. Die masurische Landschaft darf keinesfalls außer Acht gelassen werden, so behandelt der Autor die Landschaft anhand der Romane von Herbert Somplatzki oder Horst Michalowski.

Die sentimentalen Reisen in das verlorene Gebiet oder sogar die Entdeckung der Region von den deutschen Schriftstellern und Publizisten nach dem zweiten Weltkrieg sowie die autobiografischen Schriften des ostpreußischen Adels und der Literaten bilden den letzten Abschnitt *Podróże, wspomnienia,*

powroty (Reisen, Erinnerungen, Rückkehr). Der Autor verfährt chronologisch und präsentiert zunächst die ersten Reportagen aus den 50er und 60er Jahren, dann die Memoiren des Adels und die Erinnerungen der Literaten. Die gegenwärtigen Reisen von Rudolf Braunburg, Herbert Reinoß, Herbert Somplatzki und Arno Surminski werden auch von dem Autor aufgegriffen. Zum Schluss lenkt er seine Aufmerksamkeit auf die Wiederentdeckung von Königsberg in der deutschen Literatur und auf die in Polen aufgewachsene Generation der Schriftsteller, die in ihrem Schaffen eine Brücke zwischen der nationalen Tradition, der Migration und der Gegenwart schlagen.

Dem polnischen Germanisten Miroslaw Ossowski ist es eine neue Monografie zu verdanken, die das vergessene ostpreußische Thema zur Sprache bringt. Der Autor arbeitet mit einem äußerst umfangreichen Material, das dem heutigen Leser eine große Reihe von den sowohl bekannten, als auch vergessenen Autoren vor Augen führt. Der Verfasser griff nach den unterschiedlichen Texten, unter denen sich Romane, Erinnerungen, Memoiren und Reportagen befinden. Die breite Palette der besprochenen Themen geht nicht nur auf die bedeutenden politischen und sozialen Ereignisse in Ostpreußen nach 1945 zurück, sondern sie berücksichtigt auch die alten Topoi der ostpreußischen Literatur, wie z.B. die Landschaft oder Opposition zwischen Land und Stadt. Da das Buch auf Polnisch verfasst wurde, hatte der Autor vor allem den polnischen Leser im Blick, der nicht nur über die Popularität dieser Thematik in Deutschland erfährt, sondern auch die Autoren und ihre Prosawerke kennen lernt. Deshalb wäre die These begründet, dass das Buch nicht nur lesenswert ist, sondern auch einen festen Platz in der polnischen Ostpreußenforschung einnimmt.

Anna Gajdis

Lothar Pikulik: *Erzähltes Welttheater. Die Welt als Schauspiel in der Romantik*. Paderborn: mentis Verlag 2010, 196 S.; *Stoff und Form als Begriffe der Ästhetik. Am Beispiel von Drama und Theater*. Paderborn: mentis Verlag 2010, 177 S.

Lothar Pikulik legt weitere Abhandlungen zur klassisch-romantischen Zeit vor. Der Verfasser grundlegender Schriften zu dieser Epoche, erinnert sei hier an *Romantik als Ungenügen an der Normalität* oder *Frühromantik. Epoche – Werke – Wirkung*, schenkt diesmal sein Interesse der romantischen Spieltotalität am Beispiel des Theaters, denn die Romantik beruht in seinen Augen u.a. darauf, „dass sie das Weltganze mit einem Theaterblick anschaut. Dieser Blick ist sowohl Wahrnehmung wie Deutung.“

Erzähltes Welttheater liest sich als eine produktive, textanalytisch stark untermauerte Fortsetzung und Ergänzung von Pikuliks früherer Forschung. Die Abhandlung gliedert sich in zwei Teile. Der erste, als *Theatrale Dekonstruktion der Alltagsrealität* überschrieben, führt in die Begrifflichkeit und Thematik des romantischen Theaterspiels ein, er erläutert die Wesenheit und Bedeutung der Maske und Narrheit im romantischen Theaterkonzept. Einer detail- und kenntnisreichen Analyse werden Ursprünge, Beweggründe und Mechanismen unterzogen, die sich bei den Romantikern geltend machen, deren Ansätze jedoch bereits in der Antike oder im Barock auffindbar sind. Gegenstand des zweiten umfangreichen Teils ist dagegen die romantische Dekonstruktion verschiedener Motive, eine eigenartige ‚Neuinszenierung der Welt‘. Hier stößt der Leser auf eine gelungene Auseinandersetzung mit dem Konstrukt der Welt als Raum und Darstellungsweise unterschiedlicher Figurenarten; all die Thesen und Ideen werden anhand literarischer Texte präzise veranschaulicht.

Es ist von besonderem Interesse zu verfolgen, wie Lothar Pikulik die in romantischer Programmatik vorausgesetzte Universalität mit dem Anliegen, in der romantischen Theaterdichtung ein Weltpanorama zu entwerfen, in Verbindung bringt. Der Autor der Abhandlung zeigt auf, dass sich die Romantik nicht nur des Dramas als einer dafür vornehmlich geeigneten Form bemächtigt, sondern dass sie dazu alle Gattungen zu verwenden vermag. Auf diese These folgt gleich der literarische Beweis in Form eines Ausschnitts aus dem Roman Joseph von Eichendorffs *Ahnung und Gegenwart*, in dem die beiden Hauptprotagonisten Friedrich und Leontin die Betrachterrolle gegenüber einer Tanzgesellschaft spielen. Von einem Baum beobachten sie das fast schon karnevalisierte Schauspiel der Freude, das für sie ein Schauspiel des Lebens zu sein scheint, womit die beiden Sphären, die der Kunst und die des Alltags, ineinander gehen. „Als säßen die beiden Freunde im Theater, erscheinen ihnen die auftretenden Figuren als Spieler“, pointiert der Verfasser der Studie seine Reflexion und zieht noch mehrmals den Roman von Eichendorff als eine Illustration des romantischen Welttheaters zu Rate. Auch in der Dichtung Ludwig Tiecks nehmen die Protagonisten, gemäß der Technik des Theaters im Theater, sowohl die agierende als auch die betrachtende Rolle auf sich. Pikulik meint, dass „dem *Schauen* beim Akt der Inszenierung die entscheidende Funktion zukommt.“ Das romantische ‚Schauen‘ wird im Weiteren mit ‚Glauben‘ und ‚Schaffen‘ gleichgesetzt, was die Ähnlichkeit der Entstehung eines dichterischen Stückes mit der eines Naturschauspiels voraussetzt. Die Romantiker streben bekanntlich nach einem Theater, „das nicht das Abbild, sondern das Urbild der Welt zum Vorschein bringt“; selbst das Phantastische als Anschauungsmittel für die psychische Motivation der Ereignisse ist diesem Prinzip untergeordnet.

In seiner zweiten hier präsentierten Abhandlung stellt sich Lothar Pikulik dem Zusammenspiel von Stoff und Form im dramatisierten Text. Dieses ist laut dem Autor allemal reziprok und resultiert aus der Beschaffenheit eines Werkes, das sowohl als vollendete Form angesehen, als auch lediglich als vorgefertigter Stoff zur Erstellung eines neuen gebraucht werden kann. Laut Friedrich Schiller ist der Prozess der ‚Tilgung‘ des Stoffes durch die Form dem literarischen Werk immanent und immer wieder durchführbar.

Die Schrift *Stoff und Form als Begriffe der Ästhetik* ist in vier Abschnitte unterteilt. Der erste bringt eine minutiöse Darstellung der beiden Titelkategorien in deren geschichtlichem Wandel. Von der Aristotelischen Zeitkonzeption und der Auffassung her, dem Stoff sei – im Gegenteil zur Form – die Gestaltbarkeit eigen, geht der Autor zur Kantschen Idee der Welt als eines Spiegelbildes des Bewusstseins über. Ihr sendet er gleich die Erkenntnis Schopenhauers nach, Stoff und Form seien ein Modell der Welt- und Werkgestaltung, eine Art Umwandlung von Chaos in Kosmos. Die Eigenart der Wechselbeziehungen zwischen dem Drama und dem Theater lässt erkennen, dass das Drama sowohl als völlig autonome Kunstform als auch als Stoff für das Theater fungiert, was eine neue Formqualität zur Folge hat. Pikulik weist überdies darauf hin, dass der Stoff sich im Prozess des Formens entmaterialisiert, was schon bei Schiller als ‚Tilgung‘ bezeichnet wird. Der deutsche Klassiker meint nämlich, dass die dem Stoff immanente Schwere eben durch die Form als solche entlastet wird.

Die weiteren Teile der Abhandlung, *Dramatische Wortkunst* und *Theatrale Spielkunst*, behandeln im Wesentlichen – aus verschiedenen Blickwinkeln – gleiches Problem: die Wirksamkeit der Mittel der Darstellung im Drama und Theater. Lothar Pikulik weist auch darauf hin, dass

Gottscheds Reform, deren Ziel es war, der Wortkunst die theatrale Spielkunst unterzuordnen, die Entwicklung der beiden Kunstformen für lange geprägt hat. Diese moralisch motivierte Einstellung ist für Pikulik ein Grund der allmählichen Tilgung der Ästhetik im Drama und im Theater. Der Stoff im Drama ist hier auf den zeitlichen Verlauf ausgerichtet und der Zufall hat einen nur allzu wichtigen Rang. Die Sprache im Drama wird, anders als in der Epik, auf die Rede der Personen reduziert; der Nebentext ist, wie bei Shakespeare, kaum vorhanden. Edward Gordon Craig, ein bedeutender Reformator des Dramas und des Theaters, der das Theater als autonome Kunst ansieht, meint, eine solche Position sei für den dramatischen Text destruktiv. Der Dichter ist nämlich ein ‚Epitomator der Natur‘, und seine Aufgabe ist es, einen Teil der Wirklichkeit ins Drama mit einzubeziehen. Dabei erscheint hier als Ziel, die Handlung zu einer geschlossenen Einheit zu organisieren und die Figur im Drama zur Abbeviatur einer realen Person zu gestalten. Zugleich ist der sinnliche Aspekt der Darstellung, jedenfalls nach Thomas Mann, primär.

Die starke Position des Dramas hat eine Reaktion seitens des Theaters hervorgeufen. 1906 postulierte Craig in seinem Werk *kunst des theaters* dessen wesenseigene Unabhängigkeit vom Drama selbst. Die Reform ging soweit, dass sie den Text des Dramas als gänzlich entbehrlich für das Theater hielt; die ästhetische Funktion des letzteren erfolgt aus einer analogen Haltung des Inszenisators und des Zuschauers zur künstlerischen Illusion. Der wichtigste Stoff eines so konzipierten Theaters ist in Pikuliks Darstellung der Schauspieler, der auf der Bühne mittels seines Körpers und Geistes eine Figur, die er darstellt, erschafft. Zugleich wird er zum Subjekt und Objekt seiner Spielkunst, er selbst setzt sich im Dienste des Theaters in Szene. Da der Schauspieler sich seines menschlichen

Habitus nicht entledigen kann, postuliert Craig die Figur einer ‚übermarionette‘, die in keinen Zwiespalt zwischen Subjekt und Objekt gerät. Außerdem bestreitet er die Notwendigkeit der Regel der drei Einheiten, da deren Befolgung empirisch-pragmatisch und nicht ästhetisch motiviert ist.

Der vierte und letzte Teil der Abhandlung, als *Formkraft des Sehens* überschrieben, befasst sich mit der Frage, wie Wahrnehmung zur Formkraft wird, und bezieht sich auf die Wahrnehmungskonzeption Kants, der zufolge alles, was der Einzelmensch sieht, dessen Bewusstsein prägt. Die Bilder, die sich der Mensch von der Welt macht, sind nicht nur individuell, sondern auch zeitgeschichtlich bedingt; deshalb unterliegt das Theater einem ständigen Formwandel. Es hat durch seine im ‚theatrum mundi‘ verankerte Offenheit im Werden zu bleiben, um nicht dem Schicksal einer ‚toten‘ Bühne anheimzufallen.

Pikuliks neueste Schriften sind ein gewichtiger Beitrag zur Erkenntnis des Dramas und Theaters der klassisch-romantischen Zeit, sie weisen alle Qualitäten seiner früheren wissenschaftlichen Methode auf. Sein Diskurs gründet nämlich auf philologisch fundierter Textanalyse, präzise definierter Begrifflichkeit und ebenso klarer Gliederung des Ganzen.

Karolina Ceglarska



Joanna Godlewicz-Adamiec: *Miłość czy kontrakt? Koncepcja małżeństwa w niemieckiej i polskiej literaturze średniowiecza*. Instytut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego. Warszawa 2011, 552 ss.

Książka Joanny Godlewicz-Adamiec jest przykładem wielkiej determinacji naukowej w badaniach literackich średniowiecza. Autorka wnikliwie analizuje w niej koncepc-

cję rodziny w tej epoce, opierając swoje dociekania zarówno na tekstach źródłowych tzw. literatury pięknej, jak i fachowych opracowaniach późniejszych. Wykorzystuje w niej przykłady polskiego i niemieckiego piśmiennictwa średniowiecznego, literaturę przedmiotu z różnych dziedzin, (m.in.: z teorii oraz historii literatury, historii sztuki, historii, psychologii, socjologii), by na tej podstawie zrealizować niełatwe zadanie wykazania związków między polską i niemiecką kulturą wieków średnich. Praca ma zatem charakter interdyscyplinarny, a jej wielką zaletą jest zgromadzenie wiadomości na badany temat rozproszonych w różnorodnych źródłach oraz kompetentne stworzenie pewnego rodzaju syntezy.

Godlewicz-Adamiec podejmuje przede wszystkim projekt obecny w nowoczesnych badaniach kulturowych, wyrażony przede wszystkim przez Stephena Greenblatta w jego koncepcji nowego historycyzmu. Słowa Autorki zaczerpnięte ze wstępu jej pracy (I.1. Wprowadzenie i uwagi metodologiczne) w każdym razie bardzo silnie z ową koncepcją korespondują: „Przedstawiona analiza nie będzie ukazywała wszystkich wątków zawartych w utworach, lecz wyróżnione zostaną tylko te, które w istotny sposób charakteryzują obecne w nich modele małżeństwa i poszczególne aspekty zjawiska. Będzie to próba przedstawienia komunikatu (sic!) jaki mogli usłyszeć odbiorcy słuchający lub czytający te teksty. Będzie to próba odpowiedzi na pytanie, jaki obraz funkcjonował w społeczeństwie i jaki był promowany w tekstach literackich. Przedmiotem analizy będą zarówno koncepcje na temat małżeństwa, rodziny i miłości wyrażone przez autorów *expressis verbis*, jak również sceny i obrazy, które wskazują pośrednio na ówczesne przekonania na temat małżeństwa. [...] w każdym tekście poza warstwą informacji, która przekazywana jest w sposób zamierzony i świadomy istnieje także szereg komuni-

katów, które zawarte są nieświadomie i stanowią przejaw określonego światopoglądu, mentalności, przekonań lub osobowości autora” (s. 12). Autorka nie powołuje się wprawdzie wprost na twórcę wspomnianej powyżej teorii negocjacji i wymiany kulturowych/społecznych energii, jednak jej tok rozumowania jednoznacznie się do niej odwołuje, wskazując na nieuchronną słuszność owej teorii i zarazem jej tym większą doniosłość.

W rozprawie *Miłość czy kontrakt?* tak postawione ambitne zadanie wieloaspektowego rozpatrywania kwestii małżeństwa zrealizowane zostało z podziwu godną konsekwencją. Ograniczenia czasowe nie pozwalają na szczegółowe omówienie wszystkich – bardzo zróżnicowanych – elementów podejmowanych w pracy; (Autorka koncentruje swoje zainteresowanie na wielu formach związków damsko-męskich opierających się na bogatej średniowiecznej wyobraźni i w wielu przypadkach się do niej redukujących, m.in.: związkach przedmałżeńskich, różnych formach bezżeństwa czy celibatu, dziewictwie, tzw. małżeństwach białych, miłości dworskiej, a także wielorakich strategiach pozyskiwania partnerów/partnerek, sposobach zawierania i rozwiązywania małżeństwa, rodzajach małżeństw oraz ich relewantnych cechach).

Ze względu na istniejącą w powszechnym wyobrażeniu legendarność czy mitologię średniowiecza, a więc jego literackość *par excellence* uwagę warto zatrzymać na części drugiej książki *Koncepcja małżeństw w polskiej i niemieckiej literaturze średniowiecza*, podpunkt 2.3.9. zatytułowany *Małżeństwo człowieka z istotą pozaziemską*. Zaprezentowano tu przykłady niemieckiej i polskiej literatury oscylującej wokół tematu oraz ich europejskie, a nawet pozaeuropejskie wzorce. Godlewicz-Adamiec sięgnęła w tym miejscu również po opinie znanych badaczy średniowiecza, np. Jacquesa Le Goffa, Arona

Guriewicza, skorzystała z badań polskich uczonych i popularyzatorów wiedzy, m.in. Juliana Krzyżanowskiego, Władysława Kopalińskiego, z analiz autorów szwajcarskich takich, jak np.: Walter Haug oraz wskazówek encyklopedycznych, wiedzy *stricte* historycznej czy z dziedziny historii literatury. Sprawnie nakreśliła przekonanie społeczeństw średniowiecznych o możliwości współżycia człowieka z różnymi rodzajami demonów, czartów, upiórów, stworów leśnych etc., pokazując fantazje literackie na ten temat obecne w piśmiennictwie polskim i niemieckim, wskazując na ich mitologiczne źródła oraz śledząc transformację konkretnych toposów w literaturze europejskiej. Czytamy tu m.in.: „W literaturze wieków średnich istnieje grupa tekstów literackich, które opisują związek małżeński człowieka i istoty pozaziemskiej”. Tu Autorka odnosi się do kilku prawdopodobnie pierwotnych spisanych wersji historii o Meluzynie i kontynuuje, podkreślając: „Meluzyna nie była po prostu tworem wyobraźni Jeana d’Arras, lecz podjął on uniwersalny temat ludowy, określane jako ‘meluzyński’, w którym istota nadprzyrodzona zakochuje się w człowieku i poślubia go pod warunkiem podporządkowania się jakiemuś zakazowi, który zostaje złamany, wobec czego istota pozaziemska znika, pozostawiając potomstwo. Najwcześniejsze przykłady tego tematu znaleźć można w tekstach indyjskich, w mitologii grecko-rzymskiej ten sam temat powraca w micie o Erosie i Psyche, chociaż role są w nim odwrócone. W wersji Jeana d’Arras Meluzyna jest rusalką o postaci węża, która zamieniona w piękną kobietę zgadza się na ślub z hrabią pod warunkiem, że nie będzie jej oglądał w soboty. Mimo, iż Meluzyna daje mu bogactwo, szczęście i synów, hrabia łamie zakaz zgubiony ciekawością (sic!). Przekłady niemiecki z roku 1455 i polski Marcina Siennika z roku 1569 stały się ulubionymi książkami dla ludu, popularnymi jeszcze w XX wieku...” (s. 475).

Analiza toposu miłości człowieka z istotą pozaziemską staje się w tym przypadku równocześnie poszukiwaniem kulturowych interferencji zaznaczanych w słowie pisanym. W podobny sposób skonstruowano całą pracę i w tej metodzie należałoby upatrywać jej podstawowego waloru.

Autorka wykazuje się ogromną erudycją: wiedzą historyczną oraz znajomością kultury europejskiej, prowadzi wartką narrację, a analizy dzieł literackich wzbogaca wiadomościami antropologicznymi, refleksjami nad historią, sztuką i mentalnością średniowiecza. Zarówno omawiany powyżej fragment, jak też pozostałe składowe części rozprawy, podsumowuje wnioskami cząstkowymi, co niezwykle ułatwia rekapitulowanie kolejno przeczytanych treści. W rozdziale III. zatytułowanym Wnioski powraca do wcześniejszych konkluzji i rozważnie je podsumowuje, wykazując podobieństwa oraz różnice koncepcji małżeństwa w niemieckiej i polskiej literaturze średniowiecza. Wywód rozumiany jako analiza porównawcza tych obszarów potwierdza tezę, iż literatura polska i niemiecka ukazują różnorodne aspekty zjawiska małżeństwa, przy czym literatura polska częściej promuje dobrowolne dziewictwo, białe małżeństwo, podczas gdy literatura niemiecka przedstawia często miłość i małżeństwo jako zjawiska współistniejące w różnorodny sposób.

Jak każda działalność człowieka, również praca Joanny Godlewicz-Adamiec nie ustrzegła się drobnych błędów natury formalnej, które częściowo zaznaczyliśmy w powyższym tekście. Są to zazwyczaj niewielkie uchybienia stylistyczne oraz interpunkcyjne. Przy tak bogatym materiale empirycznym i wielości cytowanych autorów rozprawie przydałby się również indeks osobowy, który z pewnością usprawniłby nawigację po tekście w przypadku ponownej lektury. Te niedociągnięcia nie umniejszają jednakże ogólnie dużej wartości merytorycznej książki, stanowiącej do-

bry przykład badań komparatystycznych i interdyscyplinarnych.

Anna Warakomska



Bodo Kirchoff: *Die Liebe in groben Zügen*. Frankfurt a. M.: Frankfurter Verlagsanstalt, 2012; Rainald Goetz: *Johann Holtrop. Abriss der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2012.

Beide Romane befanden sich auf der sogenannten Longlist des Deutschen Buchpreises, der im Jahr 2012 letztlich an Ursula Krechel ging. Die Autorin wurde für den Roman *Landgericht* ausgezeichnet, in dem sie die Geschichte eines aus Nazideutschland vertriebenen Richters erzählt. Die Romane von Kirchoff (geb. 1948) und Goetz (geb. 1954) – so unterschiedlich sie sind – haben eine Gemeinsamkeit: Sie handeln auch von sehr aktuellen und in der Öffentlichkeit viel diskutierten Themen. Die Autoren wagen sich an Stoffe heran, die in der Gegenwart liegen, wagen eine Aussage zu Themen, die jetzt bewegen.

Bodo Kirchoffs Roman *Die Liebe in groben Zügen* ist ein Eheroman. Goethes *Wahlverwandschaften* sind als literarischer Bezug deutlich erkennbar. Die weibliche Hauptfigur, Vila, feiert ihren Geburtstag am 28. August (Goethes Geburtstag). Für die Komposition des Romans ist der ausgiebig gefeierte Geburtstag Vilas einer der Drehpunkte der Handlung. Die Ehe von Vila und Renz – sie Anfang 50, er Mitte 60 – erfährt eine tiefe Krise. Die Anziehung, die von einem anderen Paar ausgeht, scheint die durch Zeit und Alter geschwächte Ehe zu zerstören. Wie in Goethes *Wahlverwandschaften* wird darüber nachgedacht, wie stark ist das, was verbindet, wie stark das, was trennt. In dieser Schwebe und Spannung wird der Leser vom Anfang bis zum Ende des Romans gehalten.

Der Roman ist lang, fast 700 Seiten, aber nur an wenigen Stellen würde man ihn gerne kürzen. Die Länge des Romans und die Zeit, die man als Leser mit diesem Buch verbringt, steigert die Einfühlung in das Leben der Romanfiguren. Der Autor beschreibt das Umfeld der Figuren so detailliert – Freundeskreis, Lebensweise, Gewohnheiten, Domizile, Speisen, Landschaften –, dass der Leser sich in der Welt der Romanfiguren heimisch fühlt. Der Erzähler ist bei Kirchoff allwissend, was auch negative Konsequenzen hat. Vor allem stört das genaue Benennen der genossenen Weine und Speisen in jenen Momenten der Handlung, in denen es nicht zur Kennzeichnung der Figuren beiträgt. Es erweckt einen ungewollten komischen Effekt, als ob der Erzähler eine obsessive Neigung entwickelt hätte. Prinzipiell sind die Beschreibungen aber eine Stärke von Kirchoffs Prosa.

Vila und Renz sind Fernsehautoren. Sie moderiert eine Kultursendung – „Die Mitternachtstipps“ –, er ist ein gefragter Autor von Drehbüchern für die Vorabendserien. Beide „hassen das Fernsehen“, wie es an einigen Stellen im Buch heißt, und leben in finanzieller Hinsicht sehr gut davon. Gehobene Frankfurter Gesellschaft, schicke Altbauwohnungen in bester Lage, teure Markenwagen, Vorliebe für feines Essen – es ist das Umfeld von Vila und Renz und sie gehören in jeder Hinsicht dazu. Bis das andere Paar in Erscheinung tritt. Bühl – ein Lateinlehrer, der einen Roman über den Heiligen Franziskus von Assisi schreibt, und Marlies, eine hübsche, noch junge, aber bereits schwer kranke Fernsehproduzentin. Die Krise des Paares beginnt mit dem Schwangerschaftsabbruch, den die studierende Tochter, Katrin, durchführen lässt. Vila reist ihr nach Kuba nach, Renz beginnt im gemeinsamen Sommerhaus in Italien eine Affäre mit der Produzentin. Der Mieter im Haus des Paares am Gardasee, Bühl, reist Vila nach und unterstützt sie.

So beginnt die leidenschaftliche Liebe von Vila und Bühl. Orte wechseln oft im Roman und werden sehr anschaulich beschrieben. Die Handlung spielt am Gardasee, in Assisi, auf Kuba, Jamaica, Sizilien, in Frankfurt. Oft ist es die Schönheit der beschriebenen Landschaften, die das Lesen zu einem ästhetischen Vergnügen macht. Die Wassersymbolik spielt, wie in Goethes *Wahlverwandschaften*, eine hervorgehobene Rolle. Das Wasser als Symbol des Lebens, des Vergehens und der Sexualität ist ein Leitmotiv des Romans. Im Grunde handelt er von den Formen der Liebe. Durchgespielt wird die Liebe zwischen Mann und Frau in verschiedenen Phasen und Abstufungen: Verliebtheit, Sex, Gewohnheit, Streit, Kampf, Versöhnung. Zeiten der Nähe und Zeiten der Fremdheit. Liebe über Jahre hinweg, von der Jugend bis ins Alter. Der Tod als Ende der Liebe, das Altern als Ende der Liebesmöglichkeiten. Für Vila ist die an Wahnsinn grenzende Verliebtheit in Bühl ein Fluchtversuch, die letzte Chance einer Veränderung, bevor der sichere Abstieg beginnt. Für Renz ist die Liebe zu Marlies ebenso ein letzter Versuch, vielleicht weniger egoistisch als bisher zu lieben? Vielleicht treibt ihn auch eine Art Neugier an, wie der Tod aus der Nähe aussieht? Die andere Art, Liebe zu leben, verkörpert Bühl. Für ihn ist Liebe ein leidenschaftliches Mysterium. Er entzieht sich allen oberflächlichen Formen der Beziehungen, bricht aus seinem geregelten Leben aus, ergründet das Leben des Heiligen Franziskus – den Gott Liebenden. Der Franziskus-Roman unterbricht in Folgen die Handlung der Ehegeschichte. Es ist der schwächste Teil des Buches. Gerade das Mystische der Gottesliebe wird ohne überzeugende Begründung als unmöglich dargestellt. Bühl konzentriert sich in seinem Roman auf die Liebe von Franziskus und Klara und konstruiert eine, später von Franziskus verdrängte, körperliche Beziehung. Literarisch

sind diese Textfragmente deutlich schwächer als die Ehegeschichte. Dadurch verliert die Figur Bühls an Überzeugungskraft. Die aktuelle öffentliche Debatte kommt mit der Jugendgeschichte Bühls zur Sprache. Er ist ein Opfer des sexuellen Missbrauchs im Internat. Der Autor selbst meldete sich 2010 im Spiegel als Opfer zu Wort (Bodo Kirchoff, *Sprachloses Kind*, <http://www.spiegel.de/spiegel/a-683572-2.html> (30.11.2012)).

Der Roman von Rainald Goetz *Johann Holtrop. Abriss der Gesellschaft* ist ein sehr aktueller Wirtschaftsroman. Johann Holtrop – die Hauptfigur des Romans – ist ein deutscher Manager in Zeiten der letzten Banken- und Wirtschaftskrise. Im Grunde ein Wahnsinniger, der dank der Kombination Wirtschaftsstudium, Familienhintergrund, Größenwahn und Psychopharmaka die Höhen des Managements erklimmt. Auch dieser Roman hat Stärken und Schwächen. Die Schwäche liegt im Stoff selbst. Bevor die Handlung wirklich beginnt, wird der Leser durch komplizierte geschäftliche Abläufe des Konzerns Assperg Medien AG geführt. Eine Vielzahl von Figuren, die meisten erscheinen nur am Rand, werden in die Handlung eingeführt. Es ist einerseits notwendig, um die verwickelten Geschäfte Holtrops und seine große Verachtung dem kleinen Mann gegenüber zu schildern, andererseits wird es für den Leser anstrengend und etwas langweilig. Die Pressebesprechungen sehen in Goetz' Buch einen Schlüsselroman. Die Porträtierten seinen der weltweit operierende Medienkonzern Bertelsmann und sein einstiger Vorstandsvorsitzender, Thomas Middlehoff. Auch andere Persönlichkeiten aus der Wirtschaft, Politik (z. B. Gerhard Schröder) und den Medien werden im Buch geschildert. Die wahnwitzigsten Details der Geschäfte Holtrops – etwa der Kauf einer überbeuerten Riesenyacht – erweisen sich nach Recherchen als auf Fakten basierend. Am meisten ist Goetz die Hauptfigur gelun-

gen. Der Autor liefert ein Psychogramm des Managers der neuesten Zeit. Die Handlung beginnt 2001 und endet im Jahr 2010. Holtrop baut ein globales Medienimperium auf. Egomane, wie er ist, missachtet er die Anzeichen der ersten Turbulenzen auf den Märkten. Er fällt, landet in der Psychiatrie, rafft sich aber wieder auf, erreicht noch einmal die Spitze, führt ein Unternehmen in den Ruin und verliert am Ende zwar nicht sein Geld, aber doch seinen Ruf. Goetz lässt Holtrop am Schluss unter den Rädern eines Zuges sterben. Es ist kein Selbstmord: Holtrop hat etwas zu lange mit dem Risiko des Überfahrenwerdens gespielt. Den Roman nur als Anklage des Kapitalismus zu lesen, fasst zu kurz. Der Autor zeigt nämlich auch die korrupten Verstrickungen von Markt und Staat. Der Erzähler ist bei Goetz auktorial und er kommentiert. Er ist wütend auf die Verhältnisse. Der Roman erhebt einen moralischen Anspruch. Die unmoralischen, gierigen, überheblichen, lieblosen Individuen sind es, die – vom System begünstigt – die Schuld an der letzten Krise tragen.

Ewa Matkowska



Zofia Chłopek: *Nabywanie języków trzecich i kolejnych oraz wielojęzyczność. Aspekty psycholingwistyczne (i inne)*. Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, Wrocław 2011, 390 ss.

Zofia Chłopek w pozycji *Nabywanie języków trzecich i kolejnych oraz wielojęzyczność* przedstawia wyniki co najmniej kilkuset eksperymentów i badań nad wielojęzycznością dostępnych w anglojęzycznej literaturze przedmiotu, w tym też badań własnych. W tych ostatnich grupy eksperymentalne tworzą najczęściej studenci germanistyki Uniwersytetu Wrocławskiego, na których kompetencje językowe składa-

ją się: język polski jako L1, język niemiecki jako L2 oraz angielski jako L3. Sama autorka posiada – oprócz kompetencji języka polskiego jako L1 – kompetencję w zakresie języka angielskiego jako L2 oraz w nie mniejszym stopniu także języka niemieckiego jako L3. Poruszane w swojej książce zagadnienia zna więc także z autopsji.

Na początku publikacji autorka zabiera głos w sprawie kluczowych kwestii związanych z wielojęzycznością, m. in. aspektami neurolingwistycznymi oraz językowym obrazem świata, którego istnienie i ważność naukową potwierdza. Liczba przytoczonych w książce wyników eksperymentów jest wprost imponująca. Dotyczą one najczęściej pewnych określonych sprawności umysłowych – np. rozwiązywania zadań matematycznych, zdolności koncentracji, itp. – z którymi o wiele lepiej radzą sobie grupy eksperymentalne złożone z osób ze znajomością co najmniej trzech języków, a gorzej grupy kontrolne ze znajomością jedynie jednego lub dwóch języków. Odnajdujemy tu wyniki eksperymentów neurologicznych, które m. in. potwierdzają spowodowaną wielojęzycznością możliwość tworzenia się w ludzkim mózgu nowych neuronów czy też lepsze zdolności hamowania informacji nieistotnych w opozycji do elementów ważnych – pośród badanych z grup eksperymentalnych. Tą ostatnią kwestią autorka zajmuje się również szerzej w dalszych rozdziałach pracy. Jednak do licznych wyników eksperymentów przemawiających na korzyść osób wielojęzycznych dodana została także przysłowiowa „łyżka dziegciu”: do przejawów wpływów międzyjęzycznych należy także „zbyt wysoka lub zbyt niska produkcja (...) niektórych elementów językowych, trudności w odszukaniu właściwego wyrazu w pamięci (...), spowolnienie czasu reakcji (...), unikanie języka (...), zacieranie się (...), a nawet utrata języka (...), a także prędkość i efektywność nabywania języka” (str. 142).

W dalszej części pracy autorka porusza cały szereg zagadnień związanych z nabywaniem języków trzecich oraz kolejnych, takich jak: transfer międzyjęzykowy, psychotypologia, zapożyczenia, poziom aktywacji poszczególnych języków, kolejność nabywania języków i pełnione przez nie funkcje, podatność poszczególnych podsystemów języka na wpływy międzyjęzykowe i wiele innych – każdorazowo popierając wygłoszone tezy szeregiem eksperymentów. Z kolei zajmuje się leksykonem mentalnym, również od strony neurolingwistycznej, stosując przy tym specjalistyczną terminologię, jak np. ‘węzły leksykalne’ czy ‘dobór leksykalny’ – w miejsce tradycyjnej terminologii związanej z polami semantycznymi. Tu Zofia Chłopek szczegółowo opisuje procesy zachodzące w mózgu podczas akwizycji języka obcego w oparciu o najnowsze modele opisu dostępne w anglojęzycznej literaturze przedmiotu. M. in. w tym opisie tkwi wielka zasługa autorki, która w prosty i bardzo przejrzysty sposób udostępnia Polakom wyniki eksperymentów wyekscypowanych ze źródeł anglojęzycznych. Wartość przytoczonych modeli zwiększa fakt, że mamy tu do czynienia z badaniami eksperymentalnymi, a nie jedynie z trafnymi intuicjami badaczy. Wróży to szybki rozwój neurolingwistyki i powstających w oparciu o nią modeli kognitywnych, które – podczas gdy do tej pory były jedynie trudnymi do weryfikacji modelami teoretycznymi – obecnie coraz częściej będą mogły nosić status badań empirycznych – a to w dużej mierze dzięki ogromnemu wkładowi pracy Zofii Chłopek w przybliżenie polskiemu czytelnikowi poruszanej w omawianej pracy dziedziny wiedzy.

Książkę Zofii Chłopek czyta się dobrze: autorka w sposób niezwykle sprawny udostępnia czytelnikowi ogrom materiału zgromadzonego przez poszczególnych badaczy, do których dołącza badania wła-

sne. Studiując *Nabywanie języków obcych* czytelnik ma poczucie, że w kwestii wielojęzyczności dla autorki nie ma tajemnic. Referatowi poszczególnych modeli towarzyszy niezwykle znawstwo autorki, która swoje doświadczenia z dziedziny lingwodydaktyki gromadziła przez wiele lat. Dzięki temu *Nabywanie języków obcych* jest jak najbardziej godne polecenia nie tylko badaczom, ale i wszystkim nauczycielom języków obcych.

Janusz Stopyra



Aldona Sopata (2009): *Erwerbstheoretische und glottodidaktische Aspekte des frühen Zweitspracherwerbs. Sprachentwicklung der Kinder im natürlichen und schulischen Kontext*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM. ISBN: 978-83-232-2095-4

Mit dieser Monographie legt die Autorin ihre Habilitationsschrift vor. Das primäre Anliegen der Verfasserin ist es, einen Einblick in die Entwicklung der Lerner Sprache bei den Kindern zu bieten, die Deutsch als ihre zweite Sprache unter natürlichen Bedingungen und in institutionellen Kontexten erwerben. Die Untersuchung der Entwicklung der Kompetenz in der Zweitsprache (L2) in unterschiedlichen Lernkontexten konzentriert sich auf die Erforschung der Dynamik der Spracherwerbprozesse bei Kindern in der frühen Kindheit und im frühen Schulalter.

Den empirischen Untersuchungen, denen viel Platz eingeräumt wird, gehen theoretische Überlegungen voraus. Im theoretischen Teil, dem die ersten fünf Kapitel zugewiesen wurden, wird ein umfassender Überblick zu Forschungsbereichen geboten, die für die empirischen Untersuchungen relevant sind.

Im 1. Kapitel, das eine Einführung in die Fragestellung der Arbeit ausmacht, erfährt der Leser alles Wissenswerte über den Begriff „Sprache“, Spracherwerb, die den Spracherwerb untersuchenden Disziplinen sowie ihre Wechselbeziehungen.

Das 2. Kapitel ist einer kritischen Diskussion der Erstspracherwerbstheorien und -hypothesen gewidmet. Dem Überblick zu den Hauptansätzen der aktuellen Forschung zum Erwerb der Syntax der Erstsprache folgt eine Darstellung der theoretischen Grundlagen eines dieser Ansätze, nämlich der generativen Spracherwerbstheorie, da sich aus ihm die meisten Vorschläge zum Syntaxerwerb in der Erst- und Zweitsprache herleiten lassen. Im weiteren Teil dieses Kapitels werden verschiedene Erstspracherwerbshypothesen einer kritischen Diskussion unterzogen. Die Autorin stellt dabei fest, dass sich der Erstspracherwerb am überzeugendsten mit der Strukturaufbauhypothese erklären lässt, die einen allmählichen Strukturaufbau annimmt, im Gegensatz zu den Hypothesen, im Rahmen deren argumentiert wird, dass dem Kind von Beginn an die gesamte syntaktische Struktur mit allen Merkmalen zur Verfügung steht. Deswegen fungieren die Annahmen der Strukturaufbauhypothese als Vergleichsdaten bei der Interpretation der in weiteren Kapiteln referierten Zweitspracherwerbsdaten.

Gegenstand des 3. Kapitels sind Grundsätze des Zweitspracherwerbs. Nach der Darstellung der Unterschiede zwischen dem Erst- und Zweitspracherwerb wendet sich die Autorin den den Zweitspracherwerb determinierenden Faktoren zu. Auf Grund dessen, dass der Forschungsbereich der Publikation die Problematik des frühen Zweit- und Fremdspracherwerbs betrifft, gilt ihr Interesse dem Zusammenspiel zweier Faktoren: des Alters der Zweitsprachler und des Lernkontextes, in dem die Zweitsprache erlernt bzw. erworben wird. Im wei-

teren Teil des Kapitels werden theoretische Grundlagen der Zweitspracherwerbsforschung dargestellt. Dabei beschränkt sich die Autorin auf die Beschreibung von zwei Ansätzen der Zweitspracherwerbsforschung, nämlich des generativen Ansatzes und der *Processability Theory* (PT), da sie einander ergänzen und über die Entwicklung der Lernaltersreihe und insbesondere über die Erwerbsreihenfolge der Finitheit Aufschluss zu geben versuchen, was das Hauptforschungsziel der in Kapitel 6 und 7 vorgestellten empirischen Untersuchung ist. Somit sind die beiden Ansätze der Zweitspracherwerbsforschung bei weiteren Ausführungen zum kindlichen Zweitspracherwerb und vor allem bei der Ableitung der Fragestellung zu den empirischen Daten in der Arbeit sowie deren Diskussion von tragender Bedeutung.

Das 4. Kapitel setzt sich mit dem kindlichen Zweitspracherwerb auseinander, der in Anbetracht der seit mehreren Jahren zu beobachtenden Herabsetzung der Altersgrenze beim Fremdsprachenunterricht in ganz Europa zu einem wichtigen Forschungsgegenstand wurde. Dabei wird kritisch angemerkt, dass dieser Spracherwerbstyp noch zu wenig erforscht wurde. Es mangelt an empirischen Studien, die die Entwicklung der L2 bei Kindern dokumentieren würden. Dies bezieht sich vor allem auf Untersuchungen zum kindlichen Zweitspracherwerb unter schulischen Bedingungen. Aus den wenigen verfügbaren Daten lässt sich deswegen nicht auf den detaillierten Verlauf dieses Prozesses schließen. Im einführenden Unterkapitel werden die in der Fachliteratur vorgeschlagenen Zeitspannen diskutiert, die für den Zweitspracherwerb besonders günstig sein sollen. Daraufhin wird der Versuch unternommen, eine zeitliche Grenze zwischen den verschiedenen Spracherwerbstypen, d.h. zwischen dem Erstspracherwerb, dem kindlichen Zweitspracherwerb und dem Zweitspracherwerb von Erwachse-

nen festzulegen. Das zentrale Anliegen dieses Kapitels ist es allerdings, den kindlichen Zweitspracherwerb als einen Prozess darzustellen, für den eine charakteristische Eigendynamik charakteristisch ist. Auf Grund der Gegenüberstellung des kindlichen Zweitspracherwerbs und des Erstspracherwerbs einerseits und des kindlichen Zweitspracherwerbs und des Zweitspracherwerbs von Erwachsenen andererseits kommt die Autorin zum Schluss, dass der kindliche Zweitspracherwerb Ähnlichkeiten sowohl zum Erstspracherwerb als auch zum Zweitspracherwerb von Erwachsenen aufweist.

Da das primäre Ziel der von der Autorin im Rahmen dieser Arbeit vorgestellten empirischen Studie es ist, den Erwerb der morphologischen Finitheit und ihrer syntaktischen Aspekte, d.h. vor allem der Verbeugung, beim kindlichen Erwerb des Deutschen als Zweitsprache zu erforschen, ist das ganze 5. Kapitel der Finitheit gewidmet. Hervorzuheben ist dabei, dass der Erwerb der Finitheit im kindlichen L2-Erwerb des Deutschen noch ein wenig erforschtes Gebiet ist. Es fehlt vor allem an empirischen Untersuchungen dieses Problembereiches unter schulischen Bedingungen. Die Verfasserin setzt sich zunächst mit dem Erwerb der Finitheit im Deutschen und der generativen Analyse der deutschen Satzstruktur auseinander. Den Untersuchungen zum Verlauf des Erwerbs der Finitheit im kindlichen Zweitspracherwerb des Deutschen geht die Darstellung des Erwerbs der morphologischen Finitheit und ihrer syntaktischen Aspekte im Erwerb des Deutschen als Erst- und Zweitsprache voraus, um diesen Prozess als Variante des L1- oder L2-Erwerbs einstufen zu können. Auf Grund der Tatsache, dass in der einschlägigen Literatur der Einfluss der Muttersprache auf den Verlauf des Zweitspracherwerbs auch im Kindesalter angenommen wird, wird im nachhinein auch der Erwerb der Finitheit im Polnischen beschrieben, das die Mutterspra-

che aller in der vorliegenden Studie untersuchten Kinder ist.

Der Schwerpunkt des 6. und 7. Kapitels ist die Darlegung einer empirischen Studie zum kindlichen Zweitspracherwerb. Im 6. Kapitel wird die Untersuchung des kindlichen Zweitspracherwerbs im Hinblick auf die Erforschung des Aufbaus der Struktur der Zweitsprache im natürlichen Kontext dargestellt. Einer Analyse werden Spontansprachdaten von fünf Kindern unterzogen, die im verschiedenen Alter (2;6 / 3;8 / 4;0 / 4;7 / 9;2) mit dem Erwerb des Deutschen als ihre Zweitsprache begonnen haben und deren Sprachentwicklung ca. ein Jahr lang beobachtet wurde. Das 7. Kapitel ist der Darlegung der Untersuchung des Prozesses über den Strukturaufbau der Zweitsprache bei Kindern, die Deutsch als ihre Zweitsprache unter schulischen Bedingungen erlernen. Die in die Untersuchung einbezogenen Grundschulkinder (22 Kinder) wurden 4 Gruppen zugewiesen, je nach der Dauer ihres Kontakts mit dem Deutschen zum Zeitpunkt der ersten Datenerhebung (Die Spontansprachdaten der Kinder, die sich an den beiden empirischen Untersuchungen beteiligt haben, wurden an Hand von monatlichen Sprachaufnahmen registriert): Gruppe A: Kontakt > 10 Kontaktmonate (Alter bei Erwerbsbeginn ca. 7) Gruppe B: Kontakt > 20 Kontaktmonate (Alter bei Erwerbsbeginn ca. 7) Gruppe C: Kontakt > 30 Kontaktmonate (Alter bei Erwerbsbeginn ca. 7) Gruppe D: Kontakt > 40 Kontaktmonate (Alter bei Erwerbsbeginn ca. 7) Gruppe E: Kontakt > 30 Kontaktmonate (Alter bei Erwerbsbeginn ca. 9)

Aus der in den vorausgehenden Kapiteln dargestellten Forschungslage leitet die Verfasserin eine für die vorgestellte empirische Untersuchung relevante Fragestellung ab, inwieweit der Erwerbsverlauf der morphologischen Finitheit und der mit ihr verbundenen syntaktischen Aspekte bei Kindern,

die Deutsch als ihre Zweitsprache im natürlichen und schulischen Kontext erwerben, dem Verlauf des Erstspracherwerbs und des Zweitspracherwerbs von Erwachsenen in diesem Bereich ähnlich ist. Die an Hand der Untersuchung des kindlichen Zweitspracherwerbs im schulischen Kontext gewonnenen Daten werden überdies daraufhin analysiert, inwieweit sie Ähnlichkeiten in der Entwicklung der Struktur der Zweitsprache mit den Spontansprachdaten der Kinder zeigen, die L2-Deutsch im natürlichen Kontext erwerben. Als Vergleichsbasis werden zu diesem Zweck die in Kapitel 6 gewonnenen Daten herangezogen.

Im Folgenden werden die wichtigsten Ergebnisse des kindlichen Zweitspracherwerbs im natürlichen Lernkontext kurz festgehalten:

- Der Faktor des Alters hat einen großen Einfluss auf den kindlichen Zweitspracherwerb. Der L2-Erwerb des jüngsten Kindes (Alter bei Erwerbsbeginn = 2;6) zeigt deutlich mehr Ähnlichkeiten zum (bilingualen) L1-Erwerb als der L2-Erwerb bei den Kindern, die dem Erwerb der zweiten Sprache zu einem späteren Zeitraum ausgesetzt worden waren. Somit wird der Schluss gezogen, dass der kritische Punkt für die untersuchten Kinder um das Alter von ca. 3 Jahren festgelegt werden kann.
- Der L2-Erwerb des jüngsten Kindes, das im Alter von 2;6 mit dem Erwerb seiner zweiten Sprache begonnen hat, hält sich im Rahmen des bilingualen L1-Erwerbs. Hervorzuheben ist, dass bei diesem Kind der Erwerb der morphologischen Finitheit (Erwerb der Subjekt-Verb-Kongruenz) mit dem syntaktischen Fortschritt korreliert, was für L1-Erwerb typisch ist.
- Es fällt auf, dass die Unterschiede im Erwerbsverlauf zwischen dem jüngsten Kind und den anderen Kindern im morphologischen Bereich (Erwerb der Subjekt-Verb-Kongruenz) kleiner als im syn-

taktischen Bereich sind. Zu den wichtigsten Abweichungen im Erwerbsverlauf der L2 bei allen älteren Kindern vom (bilingualen) L1-Erwerb und von dem Sprachprofil des jüngsten Kindes gehören die fehlende Dominanz der Infinitive in der Endstellung und die Platzierung der Infinitive in Zweitstellung nach dem Erwerb der Subjekt-Verb-Kongruenz.

- Die Sprachentwicklung im morphologischen Bereich verläuft bei den meisten Kindern schnell und linear, was für den L1-Erwerb charakteristisch ist.

Aus den in Kapitel 7 zusammengestellten Ergebnissen des kindlichen Zweitspracherwerbs im schulischen Lernkontext werden hierbei die wichtigsten zusammengefasst:

- Die Sprachentwicklung der Kinder, die eine Zweitsprache unter schulischen Bedingungen erlernen, weist weder Merkmale, die für den Erstspracherwerb charakteristisch sind, noch diejenigen Merkmale, die aus dem kindlichen L2-Erwerb im natürlichen Kontext bekannt sind. Der Zweitspracherwerb der untersuchten Kinder weist dagegen mehrere Eigenschaften des Zweitspracherwerbs der Erwachsenen auf.
- Der Fortschritt des Fremdspracherwerbs geht mit der Länge des Fremdsprachenunterrichts einher.
- Die Phasen der Entwicklung der morphologischen Finitheit, die im L1-Erwerb belegt worden sind, treten beim Zweitspracherwerb im schulischen Kontext nicht auf. Darüber hinaus verläuft die Entwicklung der morphologischen Finitheit bei den untersuchten Kindern nicht schnell und linear, was auf die Nähe zum L2-Erwerb der Erwachsenen hinweist. Überdies wird dieser Erwerbstyp von mehreren auffälligen Übergeneralisierungen begleitet.
- Auch im syntaktischen Bereich unterscheidet sich der Erwerbsverlauf im

schulischen Kontext deutlich vom L1- und kindlichen L2-Erwerb im natürlichen Kontext, worauf u.a. die Dominanz der Infinitive in der Endstellung über die Infinitive in der V1/V2-Stellung hinweist. Überdies korreliert der Fortschritt im morphologischen Bereich nicht mit dem Erwerb der Regeln der Verbstellung des Deutschen im schulischen kindlichen L2-Erwerb. Im natürlichen kindlichen L2-Erwerb tritt zwar die Korrelation des Erwerbs dieser Phänomene auch nicht gleichzeitig (ausgenommen das jüngste Kind) auf, aber sie ist subtiler Natur, d.h. stellt sich in einem Abstand von einigen wenigen Monaten ein.

- Gravierende Unterschiede im Verlauf des Zweitspracherwerbs im schulischen Kontext im Vergleich mit dem Erwerbsverlauf im natürlichen Kontext machen es nicht möglich, diesen Erwerbstyp dem kindlichen Zweitspracherwerb zuzuordnen.
- Das Alter der Kinder (7 vs. 9 Jahre), in dem sie das Erlernen des L2-Deutschen begonnen haben, ist kein bedeutender Faktor im schulischen Lernkontext.

In dem das 8. Kapitel einführenden Teil wird auf Grund der in der empirischen Untersuchung gewonnenen Daten ein Modell der Dynamik der Spracherwerbsprozesse bei Kindern erstellt. Die Befunde der vorliegenden Studie deuten darauf hin, dass die für den Syntaxerwerb relevanten sensiblen Phasen schon im Alter zwischen 2;6 und 3;8 (3-4) Jahren auszuklingen beginnen. Der Ausklang der sensiblen Phasen geschieht jedoch nicht abrupt, sondern über einen längeren Zeitraum. Die Verfasserin untersteicht mehrmals die Tatsache, dass die Kinder, die im schulischen Kontext Deutsch als L2 erwerben, nicht davon profitieren können, dass sie noch im Zentrum des Ausklangs der sensiblen Phase anzusiedeln sind. Dies lässt sich u.a. auf einen eingeschränkten In-

put zurückführen, dem diese Kinder ausgesetzt waren. In diesem Kapitel werden auch die wichtigsten Ergebnisse der empirischen Untersuchung daraufhin analysiert, inwieweit sie mit den Ergebnissen der Spracherwerbsforschung aus der Perspektive des generativen Ansatzes und der *Processability Theory* im Einklang stehen.

Dem abschließenden Kapitel, in dem u.a. neue Impulse für weitere Forschungsarbeiten im Bereich des kindlichen Zweitspracherwerbs gesetzt werden, geht das 9. Kapitel voraus, das der Ausarbeitung glottodidaktischer Implikationen aus den Ergebnissen der empirischen Studie gewidmet ist. Die Verfasserin äußert darin auch ihren Wunsch nach Folgeuntersuchungen, welche die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit an einer statistisch signifikanten Population auf ihre Wiederholbarkeit hin überprüfen könnten.

Die vorliegende Monographie leistet einen großen Beitrag zum Verstehen des Aufbaus der Struktur des Deutschen als Zweitsprache im kindlichen Zweitspracherwerb, um so mehr, als nach Wissen der Autorin dieses Phänomen im schulischen Kontext noch nicht erforscht wurde. Durchaus begrüßenswert ist die Tatsache, dass die empirischen Daten in Form von Longitudinalstudien erhoben wurden, was einen Einblick in die Dynamik der Sprachentwicklung gewährt. Hervorzuheben ist auch, dass die verschiedenen Schritte der empirischen Untersuchung, Forschungshypothesen ebenso wie das methodische Vorgehen präzise dargestellt und nachvollziehbar sowie theorie-neutral interpretiert werden.

Jolanta Gładysz



Eugeniusz Rajnik: *Wortbildung des Substantivs im Dänischen – explizite und implizite Derivation*. Wydawnictwo Naukowe UAM, Poznań 2011, 185 S.

In seinem Buch *Wortbildung des Substantivs im Dänischen – explizite und implizite Derivation* behandelt Eugeniusz Rajnik die substantivische Suffixderivation des Dänischen. Der Ansatz wird strukturalistisch gehalten mit Gebrauch von traditionellen Termini einschließlich Morphemterminus. Der Autor stellt in den ersten Kapiteln seines Buches die Gesamtheit der bisher erschienenen Werke aus dem behandelten Bereich dar, richtet sein eigenes Werk aber nach dem streng strukturorientierten Buch von Fleischer / Barz (Fleischer, Wolfgang / Barz, Irmhild: *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen 1995) sowie nach Donalies (Donalies, Elke: *Die Wortbildung des Deutschen*. Tübingen 2005), die, mit einer mehr funktionellen Sehweise, auch dem Werk von Fleischer / Barz folgt. Von Donalies (2005) übernimmt der Autor u. a. die Bezeichnung der Affixe als Determinatum vs. Determinans sowie die Sehweise, nach welcher die Konversion als Unterklasse der Derivation untergeordnet ist. Wie in Fleischer / Barz (1995) wird auch zwischen Konversion und impliziter Derivation unterschieden.

Die streng strukturorientierte Sehweise des Autors in seinem ganzen Buch scheint für Dänisch, besonders Dänisch für Ausländerunterricht, die beste Lösung zu sein. Das in deutscher Sprache geschriebene Buch bringt nämlich dem des Deutschen kundigen Leser die Gesamtheit der zur Zeit im Dänischen mehr oder minder produktiven Wortbildungsmustern vor Augen, einschließlich Belege, die nur im gesprochenem Dänischen vorkommen, einem Bereich, der besonders im Anfängerunterricht die größten Schwierigkeiten bereitet. Dabei ist die Genauigkeit und die Kompetenz bei der

Behandlung einzelner, u. a. auch seltener Beispiele einfach nicht zu überschätzen. Der Autor schafft systematisch die Grundlagen der dänischen Wortbildung zusammen, was aus seinen jahrelangen Erfahrungen beim Unterricht der beschreibenden Grammatik des Dänischen an der UAM in Poznań resultiert. Er stützt sich zwar häufig an Aage Hansen (Hansen, Aage: *Moderne dansk I-II*. København 1967), der z. T. seltenere Belege zitiert, und an Christian Lisse (Lisse, Christian: *Nordisk og unordisk i ord dannelsen. Endelser og forstavelser i dansk*. In: M. Nissen (Red.): *Gør sproget frit. Ved dansk forening til nordisk sprogrøgt* (Vort nordiske modersmål IV). København 1948, S. 41-72), die meisten im Buch platzierten Regeln entstammen jedoch seiner eigener Unterrichtserfahrung. In dieser Hinsicht übersteigt das Buch an Genauigkeit und fachlichem Herangehen selbst die Werke der Dänen.

Die einzelnen Kapitel werden in der Art behandelt, wie es Fleischer / Barz (1995) für das Deutsche tun. Die Suffixe werden in alphabetischer Reihenfolge systematisch charakterisiert. Die typische Anordnung eines Kapitels, das jeweils einem bestimmten Suffix gewidmet ist, beginnt mit der Angabe der Motivation seitens einer bestimmten Wortart der entsprechenden Basis, einschließlich Spezifizierung der dazugehörigen morphologischen Informationen (Transitivität der Verben, ihre konjugationsmäßige Einteilung als stark-schwach usw.), Angaben zur Distribution, um anschließend weitere bedeutungsmäßige Spezifizierungen vorzunehmen. Dabei erscheinen u.a. Angaben zu betreffenden Synonymen und Antonymen, sowie Zugehörigkeit zu einem bestimmten semantischen Oberbegriff. Hier wendet der Autor die Zusammenstellung von semantischen Rollen von Nomina an, die jeweils mit bestimmten Affixen korrespondieren. Dazu wird, wie bereits gesagt, die wortartmäßige Motivation der entsprechen-

den Basen herangezogen, sowie auch die seitens der zugrunde liegenden syntaktischen Aktanten (vg. S. 172). Die Präfigierung behandelt der Autor, wie Fleischer / Barz (1995), als Modifikation, die sonstigen Wortbildungsstermini entstammen auch demselben Werk (1995). Wie Donalies (2005) weist der Autor auch auf die Tatsache hin, dass bestimmte Suffixe, besonders diejenigen, die Nomina agentis und instrumenti ausdrücken, semantisch-funktionell betreffenden Zweitgliedern von Komposita entsprechen (*bomber – bombefty*). Als semantische Oberkategorien werden besonders eingehend die Personenbezeichnungen behandelt, von den modifikationsmäßigen Erscheinungen dagegen die Movierung.

Wortbildung des Substantivs stellt eine feste Grundlage der dänischen Wortbildung dar. Die systematische Arbeit enthält auch viele Gebrauchsregeln, welche der eigenen Unterrichtserfahrung des Autors entstammen, und zwar sowohl positive Regeln, als auch die zur Blockierung. Am Anfang des Buches hat sich der Autor u. a. eine der schwierigsten Aufgaben zu Ziel gesetzt, die Grenzen der Ausdrucksmöglichkeiten des Dänischen für den behandelten Bereich zu setzen. Dank seiner ungeheuer großen Berufserfahrung schafft Eugeniusz Rajnik diese Aufgabe vollkommen, indem er die jeweils möglichen Wortbildungsprodukte einfach aufzählt. Dies bedeutet zwar natürlich nicht, dass Neubildungen unmöglich sind, indem die (sämtlichen?) gebräuchlichen Lexikalisierungen aus dem behandelten Bereich aber angegeben werden, dient dies als ein sehr guter Orientierungshinweis für das potentiell Mögliche. Dabei werden auch die neuesten Entwicklungstendenzen erfasst. Berücksichtigt wird der große Einfluss des Niederdeutschen, Hochdeutschen und Englischen auf den dänischen Wortschatz. Die einzelnen Affixe sind jeweils mit etymologischen Angaben versehen.

Wortbildung des Substantivs ist – wie es in der dänischen Fachliteratur üblich ist – praktisch und pragmatisch ausgerichtet. Das Buch stellt ein Set von praktischen Hinweisen zum Gebrauch einzelner Affixe und Konversionsmuster von einem sehr erfahrenen Lehrer dar. Als solches kann das Werk als ein fester Baustein der dänischen Wortbildungsbeschreibung angesehen werden, das logisch und folgerichtig ihre Grundlagen schafft. Während besonders jüngere dänische Forscher, u. a. dank ihren sehr guten Englischkenntnissen und der damit verbundenen Möglichkeit, die modernsten linguistischen Theorien zu exzerpieren, weit hinaus über die strukturalistischen Grundlagen der eigenen Sprache hinausschreiten, haben sie die Beschreibung letzterer in erster Linie Eugeniusz Rajnik zu verdanken.

Janusz Stopyra



Camilla Badstübner-Kizik (Hrsg.): *Linguistik anwenden* (= Posener Beiträge zur Angewandten Linguistik, Bd. 1). Frankfurt am Main: Peter Lang, 2011. 286 S.

Untersuchungen im Rahmen der angewandten Linguistik erfreuen sich seit eh und je einer großen Beliebtheit, und dies nicht nur seitens der Autoren solcher Studien, sondern auch bezüglich der Empfänger. Denn gerade die empirischen Analysen im Bereich der Sprache(n) liefern besonders interessante Einblicke in die Funktionsweise der Sprache(n) und eröffnen viele Perspektiven der Forschung.

In diese Tendenz reiht sich der Band „Linguistik anwenden“ ein, der bereits im Peter Lang-Verlag erschienen ist, und somit die neue Reihe: *Posener Beiträge zur Angewandten Linguistik* ins Leben ruft. Die Reihe „setzt sich zum Ziel, Mono-

graphien sowie thematische Sammel- und Konferenzbände aus dem weit verstandenen Gebiet der Angewandten Linguistik einer internationalen wissenschaftlichen Diskussion zugänglich zu machen“ (S. 9). Die Thematik der Serie konzentriert sich um folgende Bereiche: Fremdsprachen- und Mehrsprachigkeitsdidaktik, fremdsprachige Literatur-, Medien- und Kulturdidaktik, Interkulturalität, interkulturelle Kommunikation, Mediation, Translationswissenschaft und dies mit der Berücksichtigung der Grundlagenforschung der kontrastiven Sprachwissenschaft, der Pragma-, Sozio- und Psycholinguistik. Das Hauptanliegen ist somit „die Initiierung neuer wissenschaftlicher Kontakte im mitteleuropäischen Raum“ (S. 9).

Die Autorinnen und Autoren der Beiträge sind überwiegend jüngere Mitarbeiter des Posener Instituts für Angewandte Linguistik, in dessen Rahmen im Bereich der Glottodidaktik, Translorik und der interkulturellen Kommunikation geforscht wird. Das Wichtigste sei dabei, dass in den präsentierten Beiträgen derzeit laufende Projekte und deren Ergebnisse dargestellt werden.

Inhaltlich gliedert sich der Band in folgende Themenbereiche:

1. Translationswissenschaften

Der erste Teil beinhaltet 5 Texte, deren Schwerpunkt in der Übersetzungswissenschaft (= ÜW) liegt.

Anna Pieczyńska-Sulik befasst sich in ihrem Beitrag mit der Situierung der Ikonizität in der ÜW. Nach der kurzen Darstellung des Begriffs (Konzepte von Nöth, Peirce) erfolgt die Präsentation der bisherigen Forschung. Die Autorin plädiert für die ikonizitätsbezogene Übersetzerschulung, da in der Forschung immer häufiger der sog. „ikonische Charakter der Übersetzung“ behauptet wird“ (S. 17).

Izabela Prokop bespricht in ihrer Studie die für die Übersetzungswissenschaft relevante Problematik der Translation von Archaismen. Die Autorin stellt die Frage, ob archaisch markierte Texte sich übersetzen lassen, womit auch die Frage nach der Wiedergabe der Realien verbunden ist. Als Grundlage für die Ausführungen dient der Autorin die bekannte Romantrilogie von Henryk Sienkiewicz und deren Übersetzung ins Deutsche von Sonja Placzek aus dem Jahre 1906. Die Autorin widmet ihre Aufmerksamkeit folgenden potentiellen Übersetzungsschwierigkeiten: Anredeformen, Possessivpronomen, Realienbezeichnungen (Archaismen, Historismen). Der Ausgangstext ist auch an syntaktischen Archaismen besonders reich. Aus dem genauen Vergleich beider Texte zieht die Autorin den Schluss, dass in der deutschen Fassung der Originaltext wegen Übersetzungslücken auf etwa die Hälfte reduziert wurde.

Mit der Problematik der deutsch-polnischen Wortbildungsübersetzung im Bereich Adjektiv am Beispiel der Adjektivgradation befasst sich Joanna Kubaszczyk. Im ersten Teil ihres Beitrags bespricht die Autorin die theoretischen Grundlagen für ihre weiteren Ausführungen. Im Zentrum des Interesses steht die Frage, „inwieweit in der Übersetzung äquivalente morphologische Mittel eingesetzt werden und inwieweit Übersetzer auf syntaktische Paraphrasen ausweichen“ (S. 41). Dies wird am Beispiel der vergleichenden Analyse von literarischen Werken: „Die Rätin“ von Günther Grass, „Polka“ von Manuela Gretkowska und „Miniatura średniowieczna“ von Wisława Szymborka untersucht. Nach der eingehenden Analyse gelangt die Autorin zu der Feststellung, dass die Übersetzer überwiegend zwei Übersetzungsstrategien angewendet haben: Auslassung der Gradation und starke Anlehnung an die ausgangssprachlichen Strukturen, welche ihren Niederschlag in den stilistischen Qualitäten des Zielsprache-Textes finden. Zum Schluss formuliert die Autorin

ein Postulat, die Kenntnisse über das muttersprachliche Wortbildungssystem zu vermitteln.

Das Problem der weiteren „harten Nuss“ in der Übersetzungspraxis behandelt Anna Urban. Es handelt sich um Idiome, die jedem Übersetzer große Schwierigkeiten bereiten. Die Wiedergabe der vollidiomatischen Phraseologismen wird an Hand des Jugendromans „Erebos“ von Ursula Poznanski analysiert. Die Autorin untersucht die Akzeptabilität der im zweisprachigen phraseologischen Wörterbuch angegebenen Äquivalente. In der Einführung wird die Problematik der Übersetzungsschwierigkeiten im Bereich der Idiome erläutert, zu denen u.a. gehören: Verlust an der Expressivität, Wiedergabe der AS-Idiome durch ZS-Paraphrasen trotz des Vorhandenseins der phraseologischen Entsprechungen. Danach erfolgt ein Überblick über die Übersetzungsmöglichkeiten und -strategien bei der Translation der Idiome. In dem untersuchten Jugendroman spielen die Idiome eine besondere Rolle: „sie verleihen der Sprache des Protagonisten Authentizität“ (S. 58). In dem Roman wurden insgesamt 181 Idiome verwendet, die mittels unterschiedlicher Strategien ins Polnische übersetzt wurden. Dazu gehören: Übersetzung des Idioms mit einem anderen bedeutungsäquivalenten Idiom, Substitution durch eine relativ sinnentsprechende Wendung, eine nicht-phraseologische Wiedergabe (Lexem, Umschreibung, Neuschöpfung). Dabei scheinen die Äquivalente in den zweisprachigen Wörterbüchern einen eher Systemcharakter zu haben und sollen sehr kritisch als Hilfe bei der Übersetzung herangezogen werden.

Eine Darstellung im Bereich der Didaktik des Konsekutivdolmetschens (= KSD) liefern Hanna Błaszowska und Britta Stöckmann. Der Beitrag versteht sich als Reflexion der Erfahrungen „gemeinsamer Kursleitung im Konsekutivdolmetschen (...), die die Autorinnen (...) im Zeitraum 2006-

2011 am Institut für Angewandte Linguistik der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań gesammelt haben“ (S. 67). Die didaktischen Fragen der Vermittlung der Fertigkeit des KSD und die Suche nach Möglichkeiten einer Effizienzsteigerung stehen im Mittelpunkt der Analyse. Von besonderer Bedeutung scheinen dabei die Methoden zu sein, die sich aus der Sicht der Studierenden ergeben. Es werden dabei folgende Unterrichtsmethoden besprochen: unilaterales Dolmetschen von vorbereiteten Reden, unilaterales Dolmetschen mit Hilfe des Slide-Show-Karaoke, bilaterales Dolmetschen von Gruppendiskussionen, bilaterales Dolmetschen von nachgestellten Gesprächen, bilaterales Dolmetschen von authentischen Gesprächen.

2. Textlinguistik

Diesen thematischen Kreis eröffnet der Beitrag von Marcin Maciejewski. Der Autor greift ein heutzutage häufig angesprochenes aber immer noch relativ neues Thema auf. Es handelt sich um die kontrastive Analyse der Textsorten auf den Webseiten. Es werden zuerst die möglichen Analyseebenen bestimmt und dann die Problematik eines adäquaten *tertium comparationis* diskutiert. Das Hauptanliegen des Autors ist die Erarbeitung eines praxisbezogenen Analysemodells. Es wird zuerst darauf hingewiesen, dass die Analyse der Webseiten komplex durchgeführt werden und folgende drei Ebenen umfassen muss: die Ebene der selbständigen Hypertextsorte, die Ebene des Hypertextsortenknotens, die Ebene des Hypertextsortenmoduls. Das Ziel der Überlegungen ist zu überprüfen, „ob sich das Konzept des Texthandlungsmusters für die Beschreibung von Hypertexten aus verschiedenen Kulturen eignet“ (S. 87). Dies erfolgt auf Grund der Analyse der Hypertextsorte *Internetpräsentation einer Universität*.

Der Analyse ausgewählter lexikalischer Elemente des Online-Diskurses unter deutschen Jugendlichen ist der Beitrag von Paweł Rybszleger gewidmet. Im Zentrum des Interesses stehen jugendsprachliche Merkmale in einem Jugend-Chat. Die Grundlage der Analyse bildet der Chat für Jugendliche aus dem Jahre 2008, der 60 Seiten umfasst. Nach der kurzen Charakteristik der Jugendsprache und des Jugend-Chats erfolgt die lexikalische Analyse auf der Mikroebene. Der Autor verweist auf folgende Merkmale: Wortbildung und Wortschatz (Abkürzungen, Akronyme, Modifizierungen der Verben, Intensivierung und Bewertung), Anglizismen, Lautwörter. Zum Schluss gelangt der Verfasser zur Schlussfolgerung, dass im Chat eigentlich nicht die Informationsvermittlung sondern soziale Identifikation durch Worte und Bilder und das Herausbilden einer gemeinsamen Welt im Vordergrund stehen.

3. Kulturkontakt und Kulturvermittlung

Den Fragen zum Kulturkontakt und zur Kulturvermittlung ist der Text von Paweł Kubiak gewidmet. Der Beitrag reiht sich in die interkulturellen Studien ein und behandelt die Exemplifikationen von Gegenbildern des Eigenen auf der Grundlage der Beobachtungen von in Österreich lebenden Deutschen.

Anna Szczepaniak-Kozak behandelt ein zentrales Thema der interkulturellen Kommunikation. Auf der Grundlage einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Modell von Hofstede untersucht sie polnisch-schwedische Kontakte im Arbeitsumfeld. Im Zentrum der Analyse stehen die unterschiedlichen Kommunikationsstrategien.

Die Fragen zu den *Hot Spots* und *Hot Words* und deren entwicklungsfähigen Ansatz in der fremdsprachlichen Kulturvermittlung werfen in ihrer Studie Stephan und Monika Wolting auf. In dem Beitrag

werden die Ergebnisse einer Umfrage des Goethe-Instituts zum Kulturkanon diskutiert. In den Ausführungen der Autoren kommen folgende Begriffe wie Kulturthemen, Konzeption der Erinnerungsorte, Schlüsselbegriffe vor. Besonders hervorgehoben wird das Konzept der *Hot Spots* („heiße Stellen in der Kommunikation“, S. 139) – *Hot Words* (Wörter, „deren Bedeutung in einem Wörterbuch nachzuschlagen, wenig Sinn macht (...). Um diese Wörter zu verstehen, muss man in die Kultur der Sprache eintauchen“ (ebd.)). Die Verfasser plädieren dafür, landeskundliche Erkenntnisse in Richtung eines Kulturkanons stärker zu systematisieren, zu vernetzen.

Die Schnittstelle im Kontakt zwischen verschiedenen Kulturen räumt viel Platz für die Entstehung der Stereotype ein. Mit der Problematik der Vorurteile im interkulturellen Training befasst sich Cecylia Barłóg. Die Autorin weist darauf hin, dass heutzutage Kenntnisse im Bereich der interkulturellen Kompetenz immer mehr an Bedeutung gewinnen. Dazu werden immer häufiger Trainings angeboten, in denen das Thema der Stereotype und des Umgangs mit denen auch aufgegriffen wird. Die Grundlage für die Ausführungen bilden Ergebnisse einer empirischen Studie, die im Mai und November 2012 durchgeführt wurde. Die Untersuchung umfasste zwei zweitägige Trainings mit Studierenden der Angewandten Linguistik der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań. Die Autorin weist auf folgende Aspekte hin: Bedeutung und Reflexion, Verwendung von kategorialen Zuschreibungen, Bedeutung der Relativierung, Entwicklung multipler Perspektiven der Interpretation.

4. Fremdsprachendidaktik

Die Thematik von 10 Beiträgen konzentriert sich auf die Fragen der Glottodidaktik. Die Reihe eröffnet der Text von Aldona Sopata,

in dem sie sich mit der Dynamik des frühen Zweitspracherwerbs in der Schule befasst. Die Autorin setzt sich in ihrem Beitrag mit der Entwicklung eines grammatischen Phänomens – des Einsatzes der Nullsubjekte im Verlauf des frühen Zweitspracherwerbs auseinander. Dies erfolgt durch den Vergleich mit dem Zweitspracherwerb unter natürlichen Bedingungen und mit dem Erstspracherwerb.

Der Fremdspracherwerb in der Primarstufe wird auch im Beitrag von Luiza Ciepiewska-Kaczmarek thematisiert. Das Hauptinteresse gilt dem aktuellen Entwicklungsstand in Polen. Die Verfasserin hebt hervor, dass frühes Fremdsprachenlernen sehr wichtig ist, daher soll das Interesse an den Fremdsprachen so früh wie möglich bei den Kindern geweckt werden.

Nadja Zuzok setzt diese Thematik fort, indem sie in ihrem Text das Thema des Deutschlernens nach Englisch an polnischen Grundschulen behandelt. In dem Beitrag werden Konzepte des Tertiärunterrichts in Polen besprochen. Das Interesse der Autorin gilt überwiegend der Frage nach der Möglichkeit, an polnischen Grundschulen im Fremdsprachenunterricht eine inter- oder multikulturelle Kompetenz zu vermitteln. Die Grundlage für die Untersuchung stellen die Ergebnisse der Hospitationen in den Klassen 4-6 in Poznań.

Mit einer anderen Altersgruppe befasst sich Sylwia Adamczak-Krysztofowicz in ihrem Beitrag zu der Fremdsprachenandragogik. Die Autorin untersucht, inwieweit individuelle Faktoren wie Lebensalter, Lernfähigkeit, Motivation und Interessen, Lernstrategieinsatz und Lernpräferenzen sowie Lernschwierigkeiten das Fremdsprachenlernen bei Erwachsenen beeinflussen. Es werden folgende Aspekte aufgelistet, die bei der andragogisch orientierten Unterrichtsgestaltung wichtig sind: Berücksichtigung spezifischer Merkmale des Unterrichts mit Erwachsenen, Intensivierung

der Binnendifferenzierung zwecks der Überbrückung von Unterschieden zwischen den Kursteilnehmern, stärkere Teilnehmerfokussierung, stärkere Individualisierung des Lernprozesses, Förderung kooperativen Lernens durch unterschiedliche Sozialformen, schrittweise Intensivierung autonomen Lernens, altersgerechte Aufbereitung von Aufgaben, integriertes Lern- und Gedächtnistraining, Integration von Sprachfertigkeiten unter besonderer Berücksichtigung des Hörverstehens und des Sprechens, Einbeziehung des Lesens bei der Förderung des Hörverstehens, Schaffung eines entspannten Lernklimas, Änderung der Kursleiterrolle, Förderung längerfristiger Lernmotivation.

Für den Einsatz der interkulturellen Literatur im Fremdsprachenunterricht (= FSU) als Hilfe bei der Entwicklung der interkulturellen Kompetenz plädiert Marta Janachowska-Budyh. Die Autorin beginnt ihre Ausführungen mit der Begriffsbestimmung der „interkulturellen Literatur“. Es werden auch gewählte Modelle der interkulturellen Kompetenz präsentiert, was zur Formulierung bestimmter Voraussetzungen führt, die erfüllt werden sollen, damit bestimmte Texte zu den genannten Zwecken eingesetzt werden können. Die Autorin gelangt zu der Schlussfolgerung, dass die interkulturelle Literatur im FSU die Entwicklung der interkulturellen Kompetenz positiv und komplex beeinflussen kann.

Magdalena Aleksandrak befasst sich mit den Problemen der Sprech-Didaktik auf hohem Sprachniveau im Bereich des Englischen. Sie zeigt die Problematik der Sprachstandsfeststellung und thematisiert die Konsequenzen für Inhalte in den Lernprogrammen.

In dem nächsten Beitrag von Małgorzata Bielicka wird das Problem der Anpassung außersprachlicher Lerninhalte an Lernende im FSU besprochen. Die empirische Basis liefern der Autorin die Ergebnisse einer

Studie, die von der Autorin in den Jahren 2003–2006 unter polnischen Studierenden durchgeführt wurde. Es werden auch die von den polnischen Studierenden bevorzugten Themen aufgelistet, die sich auf den Fremdspracherwerb positiv auswirken können.

Wirtschaftsdeutsch für Linguisten steht im Mittelpunkt des Beitrags von Agnieszka Błażek und Joanna Kubaszczyk. Die Autorinnen gehen von der Bestimmung der Zielgruppe aus und stellen fest, dass fortgeschrittene Fremdsprachenkenntnisse dabei entscheidend sind. Danach erfolgt die Analyse der Fehlerursachen, die als fachdidaktisches Werkzeug bei der Effektivierung des Unterrichts in Wirtschaftsdeutsch für Linguisten gilt.

Danuta Wiśniewska widmet ihren Beitrag den forschungsmethodologischen Fragen. Die Autorin berichtet aus ihren Untersuchungen zur individuellen und gemeinschaftlichen Handlungsforschung.

Im letzten Beitrag von Augustyn Surdyk wird auf die Spieleforschung eingegangen. Der Autor präsentiert die Forschungsrichtung in diesem Bereich, die im Posener Institut für Angewandte Linguistik betrieben wird. Es werden dabei translatorische, textlinguistische, interkulturelle und sprachdidaktische Aspekte erleuchtet.

Der ganze Band liefert einen tiefen Einblick in die gegenwärtige linguistische Forschung der Posener Linguisten, die sich in die weit verstandene Angewandte Linguistik einreihet. Andererseits eröffnen die präsentierten Beiträge neue Forschungsperspektiven. Daher ist die Sammlung jedem zu empfehlen, der an der Entwicklung der Sprache und deren translatorischen, textlinguistischen und sprachdidaktischen Aspekten interessiert ist. Es bleibt nur zu hoffen, dass der zu besprechende Band zu einem Forum des Meinungsaustauschs zwischen Linguisten nicht nur aus Posen wird.

Joanna Szczyk

Petra Folkersma: *Emotionen im Spannungsfeld zwischen Körper und Kultur. Eine kognitiv-semantische Untersuchung von Aspekten der Motiviertheit körperbezogener phraseologischer Einheiten aus dem Denotatsbereich „Emotion“*. An Beispielen des idiomatischen Gefühlsausdrucks für *Wut, Angst und Liebe*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 2010. 302 S.

Wut, Angst und Liebe sind Gefühle, die einen jeden Tag begleiten. Da sie aber oft mit heftigen Reaktionen des Menschen verbunden sind, sucht man oft nach entsprechenden Mitteln, um diesen Emotionen Ausdruck zu verleihen. Die Idiomatik der jeweiligen Sprache, hier des Deutschen, leistet die erste Hilfe. Eine eingehende Analyse des deutschen Phraseolexikons in den erwähnten Bereichen liefert Petra Folkersma in ihrer Monographie *Emotionen im Spannungsfeld zwischen Körper und Kultur. Eine kognitiv-semantische Untersuchung von Aspekten der Motiviertheit körperbezogener phraseologischer Einheiten aus dem Denotatsbereich „Emotion“*. Es ist die Fortführung und erhebliche Erweiterung der Staatsexamensarbeit der Autorin.

Die Autorin geht in ihrer Untersuchung von den engen Beziehungen zwischen Kognition, Emotion und Sprache aus, die in der neueren Forschung einen wichtigen Platz verdient haben. Den Ausgangspunkt ihrer Ausführungen bildet die These, dass „phraseologische Einheiten primär menschliche Emotionen beschreiben“ (S. 15). Da es in manchen Fällen nicht einfach ist, eindeutig zu bestimmen, ob der jeweilige Phraseologismus auf die Emotionen zu beziehen ist, berücksichtigt die Autorin das Kriterium der phraseologischen Motiviertheit, da erst die Entstehungsgeschichte der sprachlichen Einheiten wichtige Informationen zu deren Semantik liefert.

Die Arbeit ist in fünf Teile gegliedert. Die empirische Basis bildet ein sehr um-

fangreiches Korpus, das aus den vorhandenen Wörterbüchern und Internetquellen exzerpiert wurde. Es handelt sich dabei um körperbezogene phraseologische Einheiten, die die Emotionen „Angst“, „Wut“, „Liebe“ ausdrücken. Diese bilden die Grundlage für die Diskussion der Theorien und Modelle aus dem kognitiv-linguistischen Bereich. Die Einheiten im Korpus stammen aus dem Deutschen, Englischen und Niederländischen.

Im ersten Kapitel werden Problemstellung und Zielsetzung der Arbeit, sowie ihr Aufbau und die Herangehensweise präsentiert.

Der zweite Teil liefert die theoretischen Grundlagen für die Analyse, angefangen mit dem Begriff der Motiviertheit in der Linguistik, über verschiedene Fragestellungen der Phraseologie und im Anschluss daran das kognitive Paradigma in der Linguistik. Es werden dabei die für die Arbeit relevanten Theorien und Modelle dargestellt, darunter auch die Grundlagen der kognitiven Metapherntheorie. Danach geht die Autorin zum Begriff des „Symbols“ über und erläutert ihn aus einer kultursemiotischen Perspektive.

Es wird dabei von der Motiviertheit ausgegangen, der in der zu besprechenden Monographie im Zentrum steht. Die Autorin weist darauf hin, dass der Begriff in der linguistischen Forschung sehr umstritten ist und oft diskutiert wird. Es wird dabei mit der Konzeption der Motiviertheit des sprachlichen Zeichens nach de Saussure angefangen, im Rahmen deren die Autorin zu der Schlussfolgerung gelangt, dass Zeichen diachron betrachtet wahrscheinlich ursprünglich motiviert waren. Und dies habe auch gewisse Folgen für die Phraseologismen, die zum größten Teil als unmotivierte sprachliche Einheiten gelten. Als Grundlage für diese Feststellung werden auch Möglichkeiten angeführt, wie eine phraseologische Einheit verstanden werden kann.

Im Weiteren werden relevante Aspekte aus dem Bereich der Phraseologie diskutiert, zu denen die Autorin in erster Hinsicht terminologische Probleme zählt. Sie sind mit der Beschaffenheit phraseologischer Einheiten verbunden, die mit bestimmten Kriterien für deren Abgrenzung von anderen sprachlichen Ausdrücken abhängen. Die Merkmale: Mehrwortcharakter, Stabilität, Idiomatizität, Einheitsstatus und Sprachüblichkeit werden im Lichte des gesammelten Korpus diskutiert. Als ein damit zusammenhängendes Problem wird die phraseologische Bedeutung besprochen und es werden zugleich einige Beispiele der Semanalyse angeführt.

Einen wichtigen Teil des ersten Kapitels bildet die Theorie der kognitiven Linguistik, die „Hinzuziehung nicht direkt beobachtbarer mentaler Kategorien zur Erklärung sprachlicher Sachverhalte fordert“ (S. 48). Des Weiteren werden folgende Fragen diskutiert: die Frage nach der Existenz einer metasprachlich, prototypisch organisierten Kategorie der Idiome an sich und die Frage nach der Art der Speicherung von phraseologischen Einheiten im Lexikon an sich sowie Frage nach der Motiviertheit der idiomatischen phraseologischen Einheiten. Im Zusammenhang mit der zweiten Frage werden Speicherungsmodelle thematisiert (Modell der lexikalischen Repräsentation, Konfigurationshypothese, Dekompositionshypothese). Im Bereich der Motiviertheit werden deren zwei Arten präsentiert: semantisch bedingte Motiviertheit und symbolisch bedingte Motiviertheit. Diese Ausführungen werden mit dem Kapitel zu den Aspekten aus den Bereichen der Psycholinguistik und der kognitiven Linguistik ergänzt. Die Autorin widmet hier ihre Aufmerksamkeit dem mentalen Lexikon, den Prozessen der Wortspeicherung und -verarbeitung und der Prototypentheorie. Es werden in diesem Zusammenhang die Konzeptionen von Rosch, Lakoff, Kleiber, Vater, Langacker,

Wertheimer, Lakoff/Johnson, Trier, Weinrich, Dornseiff u.a. Abgerundet werden diese Ausführungen mit den Grundlagen zur Kultursemiotik und der Erklärung des Symbol-Begriffs.

Der dritte Teil der Arbeit ist dem Verhältnis von Emotion und Sprache gewidmet. Die Autorin beginnt mit dem Versuch, das Phänomen der Emotion zu beschreiben. Sie geht dabei auf mentalitäts- und wissenschaftsgeschichtlich relevante Ideen und Konzepte und präsentiert unterschiedliche Zugänge zu diesem Phänomen: evolutions-theoretisch von Darwin, physiopsychologisch von James, psychotherapeutisch Freud, konzeptuell-kognitiv von Aristoteles sowie einschätzungstheoretisch-philosophisch von Descartes und Spinoza, literarisch von Eliot. Besondere Aufmerksamkeit schenkt sie der körperlichen Begleitsymptomatik der gewählten Emotionen.

Im Weiteren werden auch verschiedene beschreibungsarten von Emotionskonzepten diskutiert, angefangen mit der „Label-Theorie“ von Schachter/Singer, über die „Code-Meaning“-theorie von Kövercses bis hin zum Prototypenmodell.

Diese Ausführungen werden durch die Beschreibung des Verhältnisses von Emotion und sprachlichem Ausdruck ergänzt.

Die Untersuchung des gesammelten phraseologischen Materials enthält der vierte Teil der Monographie. Es werden hier folgende Fragen diskutiert: Metapher- und Metonymie-theorie anhand des Korpusmaterials, Fragen von Wissenspräsentationen, prozedurale und repräsentationale Aspekte der Bedeutungskonstituierung. Das Konzept „Wut“ wird in Anlehnung an die Theorie von Lakoff besprochen. Die Autorin unterscheidet hier folgende Metonymien: Erhöhung der Körpertemperatur, Innerer Druck, Röte im Gesicht und Nackenbereich, Aufregung/ körperliche Agitation, Störungen der Sinneswahrnehmung (S. 201ff).

Das Konzept „Angst“ wird im Lichte des Forschungsansatzes von Dobrovolskij/Piirainen präsentiert. Es werden folgende Begleiterscheinungen genannt: körperliche Erregung, beschleunigter Herzschlag, Aussetzen des Herzschlagens, Hautreaktion, Absinken der Körpertemperatur, Aufrichten der Kopf- und Körperbehaarung, übermäßige Aktivierung der Ausscheidungsorgane, Schweißausbrüche (S. 225ff).

Die Motiviertheit bei den Idiomen zum semantischen Feld „Liebe“ wird in Bezug auf die Konzepte von Fauconnier/Turner eingegangen. Die Autorin unterscheidet hier folgende konzeptuelle Metaphern: Liebe ist Feuer, Liebe ist Einheit, Liebe ist eine heiße Flüssigkeit in einem Gefäß, Liebe ist Verrücktheit, Liebe ist eine Naturgewalt, das Liebesobjekt ist eine Gottheit, körperliches Hitzegefühl steht für Liebe, erhöhte Pulsfrequenz steht für Liebe, Erröten steht für Liebe, Wahrnehmungsstörungen stehen für Liebe (S. 242ff).

Im fünften Teil werden die Ergebnisse der Analyse resümiert. Die Verfasserin geht auf ihre Untersuchungsziele zurück und unterstreicht, dass durch die Eingrenzung des Korpus auf die körperbezogenen Idiome die These bestätigt wurde, dass die sprachliche Bedeutung der Idiome körperlich verankert ist. Es wurde gezeigt, dass körperliche Symptome als „fassbares Erleben ein konstitutiver Teil der konzeptuellen Verankerung des notorisch schwer zu beschreibenden Phänomens der „Emotionen“ sind“ (S. 249).

Die Autorin gelangt auch zu der Feststellung, dass die Erklärung der phraseologischen Motiviertheit eines umfangreichen einzubeziehenden Wissens erfordert und in dieser Hinsicht ihre Arbeit nicht vollständig ist. Sie plädiert auch für die Neuformulierung des Motiviertheitsbegriffs in der kognitiven Phraseologie.

Die Monographie wird mit einer umfangreichen Literaturliste und dem Korpusmaterial abgeschlossen.

Die besprochene Monographie liefert viele Einblicke in die Mechanismen der Semantikbildung im Bereich der Idiome. Daher kann sie jedem empfohlen werden, der an der Suche nach den semantischen Wurzeln der sprachlichen Ausdrücke interessiert ist und gerne über die Spracherscheinungen reflektiert. In dem Werk werden auch wertvolle Schlüsse in Bezug auf die im Mittelpunkt der Analyse stehenden Emotionen gezogen. Es bleibt zu hoffen, dass auch andere Emotionen einer solchen eingehenden Analyse unterworfen werden.

Joanna Szczęk



Ryszard Lipczuk, Magdalena Lisiecka-Czop, Anna Sulikowska (red.): *Frazeologizmy w słownikach niemiecko-polskich i polsko-niemieckich na przykładzie Pons Duży słownik i Langenscheidt Słownik Partner*. Szczecin 2012, Wydawnictwo Zapol, 204 ss.

W słownikach bilingwalnych są zamieszczane nie tylko ekwiwalenty zestawianych w nich jednostek leksykalnych w innym języku, lecz także przykłady użycia poszczególnych leksemów w kontekście, w tym także frazeologizmy. Uwzględnienie stałych połączeń wyrazowych w ramach opisu haseł implikuje szereg trudności w ich prezentacji i charakterystyce, co zostało potwierdzone w przeprowadzonych ocenach słowników, wskazujących na brak jednolitych zasad w tym obszarze (m.in. Wiktorowicz 1986, Frączek/Lipczuk 2004, Kątny 2007, Komenda-Earle 2006, Misiek 2011, Nadobnik 2011).

Pracy badawczej poświęconej ww. tematyce podjął się zespół germanistów Zakładu Języka Niemieckiego Instytutu Filologii

Germańskiej Uniwersytetu Szczecińskiego, w składzie: Przemysław Jackowski, Barbara Komenda-Earle, Ryszard Lipczuk, Magdalena Lisiecka-Czop, Dorota Misiek, Krzysztof Nerlicki oraz Anna i Piotr Sulikowscy. W oparciu o dwa powszechnie używane słowniki dwujęzyczne: *Pons. Duży słownik niemiecko-polski, polsko-niemiecki* (2002) wydawnictwa LektorKlett i *Słownik Partner polsko-niemiecki, niemiecko-polski* (2006) wydawnictwa Langenscheidt uczestnicy projektu⁵ odnieśli się szczegółowo do zagadnień związanych ze sposobem zamieszczania i opisu jednostek frazeologicznych.

Efektom przeprowadzonych analiz jest monografia *Frazeologizmy w słownikach niemiecko-polskich i polsko-niemieckich na przykładzie Pons Duży słownik i Langenscheidt Słownik Partner* opracowana pod redakcją Ryszarda Lipczuka, Magdaleny Lisieckiej-Czop oraz Anny Sulikowskiej.

Pierwszy rozdział pracy, zatytułowany *Frazeologizm w badaniach germanistycznych: Geneza myśli frazeologicznej, propozycje ustaleń terminologicznych i klasyfikacja*, stanowi kompendium wiedzy o frazeologii jako dyscyplinie naukowej. Anna Sulikowska, Dorota Misiek i Piotr Sulikowski zawarli w nim najważniejsze informacje dot. historii germanistycznych badań frazeologicznych. Ze względu na różnorodność rozstrzygnięć terminologicznych w obrębie frazeologii autorzy zdefiniowali pojęcie frazeologizmu, przyjmując w tej kwestii stanowisko pośrednie w oparciu o założenia Ryszarda Lipczuka (2011b: 44). Zgodnie z przyjętą koncepcją spoza sze-

⁵ Zaplanowane przedsięwzięcie zostało zrealizowane w ramach grantu badawczego Ministerstwa Nauki i Szkolnictwa Wyższego: *Frazeologizmy w słownikach polsko-niemieckich i niemiecko-polskich. Elektroniczny bilingwalny słownik frazeologizmów jako baza danych MySQL*.

roko rozumianego podejścia w tym zakresie wyłączono kolokacje i frazeologizmy strukturalne oraz idiomy jednowyrazowe. Dopełnieniem powyższych treści jest propozycja klasyfikacji stałych związków wyrazowych w oparciu o wieloaspektowe kryteria różnicujące, ze wskazaniem na szczególnie klasę frazeologizmów specjalnych.

W drugiej części Ryszard Lipczuk zaprezentował wyniki badań nt. frazeologizmów w słownikach bilingwalnych relacji niemiecko-polskiej. Dokonana analiza jest uzupełnieniem bibliografii autora (Lipczuk 2011a, 2011b), zawierającej odniesienie do prac badawczych polskich germanistów w obszarze frazeologii i frazeografii. Opracowany materiał ilustruje szczegółowo zakres i rodzaj przeprowadzonych ostatnio prac (łącznie 62 tytuły) poświęconych stałym związkom wyrazowym w słownikach. Ich zestawienie znajduje się na końcu tej części pracy.

Kolejny rozdział monografii – autorstwa Ryszarda Lipczuka i Magdaleny Lisieckiej-Czop – zawiera opis słowników *Partner* i *Pons*. W przedstawionej charakterystyce obydwu prac leksykograficznych zostały zawarte informacje dot. ich autorów, przeznaczenia, zakresu lematyzacji oraz obszaru makro- i mikrostruktury. Opracowany materiał został wzbogacony licznymi przykładami zaczerpniętymi z badanych słowników, co pozwala na dokładne prześledzenie zawartych w nich treści i dokonanych opisów jednostek językowych. Na ich podstawie autorzy odnieśli się również do zastosowanych rozwiązań w zakresie warsztatu leksykograficznego.

W części poświęconej lematyzacji niemieckich frazeologizmów w słownikach *Partner* i *Pons* Przemysław Jackowski wskazał na brak ujednolicenia w sposobie uporządkowania materiału frazeologicznego w słownikach bilingwalnych, powołując się na szereg prac badawczych poświęconych temu zagadnieniu. Autor przy-

toczył propozycje przypisywania stałych związków wyrazowych w pracach leksykograficznych wg schematów opracowanych m.in. przez Burgera (1983)⁶, Wieganda (1988)⁷, Schemanna(1991)⁸ czy Korhonen (2001)⁹. Za najbardziej przydatne z perspektywy praktyki frazeograficznej Jackowski ocenił modele dwóch ostatnich autorów. Dokonana przez Niego analiza obydwu badanych słowników potwierdziła relatywnie dużą zgodność w zamieszczaniu frazeologizmów ze schematem Korhonen, ukazując jednocześnie szereg niekonsekwencji w tym zakresie.

Barbara Komenda-Earle w części odnoszącej się do sposobów oznaczania frazeologizmów w słownikach *Partner* i *Pons* przedstawiła opis bloków frazeologicznych, w ramach których są zamieszczane stałe związki wyrazowe. Autorka nawiązała również do optimum frazeologicznego języka niemieckiego, zestawiając je z frazeologizmami uwzględnionymi w badanych słownikach. W podsumowaniu tego fragmentu pracy zostały wyrażone postu-

⁶ Burger Harald: *Phraseologie in den Wörterbüchern des heutigen Deutsch*. W: Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie III, H. E. Wiegand (red.), Hildesheim 1983, s. 13-66.

⁷ Wiegand Herbert Ernst: „*Schanghei bei Nacht*”. *Auszüge aus einem metalexikographischen Tagebuch zur Arbeit beim Großen Deutsch-Chinesischen Wörterbuch*. W: Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie VI, t. 2, H. E. Wiegand (red.), Hildesheim 1988, s. 522-626.

⁸ Schemann Hans: *Die Phraseologie im zweisprachigen Wörterbuch*. W: Wörterbücher, Dictionaries, Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie, t. 2, F. Hausmann, J. O. Reichmann, H. E. Wiegand, L. Zgusta, Berlin, New York 1991, s. 2789-2796.

⁹ Korhonen Jarmo (red.): *Von der mono- zur bilingualen Lexikographie für das Deutsche*, Frankfurt a. Main 2001.

laty zaczerpnięte z literatury niemieckojęzycznej traktujące o problemie opisu stylistycznego i pragmatycznego stałych połączeń wyrazowych.

W kolejnym rozdziale monografii, opracowanym przez Magdalenę Lisiecką-Czop i Dorotę Misiek, została przedstawiona praktyka frazeograficzna w zakresie form prezentacji frazeologizmów w poddanych badaniu słownikach. W przeprowadzonej analizie uwzględniono m.in. szczegóły oznaczania właściwości syntagmatycznych, walencji czy też zmiennych w obrębie stałych grup wyrazowych. Na podstawie wyników badania autorki sformułowały istotne z perspektywy tworzenia prac leksykograficznych sugestie dotyczące np. wyboru form podstawowych frazeologizmów czy też jednoznacznego i konsekwentnego wyróżnienia obligatoryjnych, fakultatywnych i alternatywnych komponentów związków frazeologicznych.

Do roli glos w rozumieniu i poprawnym stosowaniu frazeologizmów niemieckich odniósł się Krzysztof Nerlicki. Autor przeprowadził analizę w zakresie doprecyzowania znaczeń (glosacji) frazeologizmów niemieckich zawartych w słownikach *Pons* i *Partner* na podstawie zaproponowanej klasyfikacji glos, w ramach której wyróżnił trzy główne kategorie: glosy pragmatyczne, semantyczne i kolokacyjne.

Pracę zamyka materiał Anny Sulikowskiej dot. frazeologizmów i ich ekwiwalentów w słownikach *Pons* i *Partner*. Na podstawie przytoczonych przykładów zostały zaprezentowane rodzaje błędów przy tłumaczeniu stałych związków wyrazowych w języku niemieckim na język polski. Autorka przedstawiła najczęściej pojawiające się niedociągnięcia w tym zakresie, wskazując na pięć typów uchybień przy odzwierciedlaniu płaszczyzny semantycznej frazeologizmów w słownikach.

Zaprezentowana monografia stanowi cenny wkład w badania nad polsko-niemiec-

ką frazeologią i frazeografią. Szczególnym walorem tej pracy jest wskazanie przez jej autorów propozycji rozwiązań wielu aspektów warsztatu leksykograficznego związanego z lematyzacją frazeologizmów w słownikach dwujęzycznych. Dzięki praktycznym wskazówkom – wypływającym również z doświadczenia autorów tego dzieła jako twórców słowników bilingwalnych relacji niemiecko-polskiej – będzie można w sposób bardziej przyjazny dla użytkownika kształtować obszar mikrostruktury opracowań leksykograficznych w ww. zakresie. Z wielu informacji, m.in. na temat minimum frazeologicznego, ekwiwalencji czy też glosacji mogą skorzystać również autorzy podręczników i innych materiałów dydaktycznych oraz nauczyciele uczestniczący w realizacji treści programowych w zakresie nauczania języka niemieckiego.

Renata Nadobnik



Mária Paponová/Ingrid Puchalová (Hg.): *Nemecké nárečia na Slovensku. Deutsche Mundarten in der Slowakei*. Košice: Filozofická fakulta, Univerzita Pavla Jozefa Šafárika. 2010. 148 S.

Die Zips – auf Slowakisch Spiš – ist eine ostslowakische Gegend, die sich seit Jahrhunderten als Speicherkammer der altertümlichen deutschen Mundarten bewährt hat. Dieses Faktum lässt slowakische und andere engagierte Germanisten nicht ruhen und motiviert zu diachronen und damit eng zusammenhängenden historischen, literarischen und soziologischen Sprachforschungen dieser Region.

Die vorliegende, zwar nicht umfangreiche, aber qualitativ hochwertige wissenschaftliche Monographie, die ich hier vorstelle, wurde vom Institut für Germanistik der Philologischen Fakultät der Pavol-Jozef-

Šafárik-Universität in Košice herausgegeben. Sie enthält sechs Kapitel zum zentralen Thema der Erforschung von deutschen Mundarten in der Slowakei. Kein anderes germanistisches Institut in der Slowakei betreibt die Sprachforschung in der deutschen Diaspora so intensiv wie es am oben genannten Institut der Fall ist. In den Rollen der Herausgeberinnen treten zwei Persönlichkeiten der slowakischen Germanistik auf: Die außerordentliche Professorin Mária Paponová, in den deutschsprachigen Ländern etablierte Expertin auf Erforschung der historischen Texte und die deutsche Sprachgeschichte, und Ingrid Puchalová, Institutsleiterin, sind zuverlässige Garantieträgerinnen für fachliche Fundiertheit der Monographie.

Das einleitende Thema Marek Havrilas *Die Zips – Zur Erforschung der deutschen Mundarten in der Slowakei* nimmt das wertvolle Sprachmaterial in ausländischen Sprachinseln unter die Lupe. In der Slowakei besteht immer noch die Möglichkeit, die dialektalen Untersuchungen, obwohl nun mehr an Relikten der deutschen Mundarten und bei älterer Generation durchzuführen. Die Sprachinseln dienen zugleich als Nachweisquellen für frühere Entwicklungsphasen der deutschen Sprache, welche im anderssprachigen Majoritätsmilieu konserviert wurden. Havrilas Ausführungen konzentrieren sich vor allem auf die Übersicht der historischen sowie der modernen Ansichten auf diese Mundarten bei diversen Sprachgeschichtsforschern.

Die Beiträge Armin. R. Bachmanns aus Regensburg unter dem Titel *Zur Mundart von Groß-Lomnitz/Vel'ká Lomnica* und Emília Orságová aus Košice *Zur linguistischen Charakterisierung des deutschen Dialekts von Stoß/Štós (Ostslowakei)* sind Bestandteile der linguistischen Rettungsvorhaben für bedrohte Sprachen bzw. Mundarten in der deutschen Sprachinsel der Ostslowakei. Auf Grund eigener empirischer

Forschungen bieten beide Autoren eine systematische Deskription der Dialekte der beiden aufgeführten Gemeinden. Bachmanns Untersuchungen fanden schon im 21. Jahrhundert statt, deswegen konnten sie wegen Defizit an autochthonen Informanten nur weniger komplex ausfallen. Orságová kann dagegen eine umfangreichere Dialektbeschreibung mit einem Fokus auf die phonetisch-phonologische Ebene anbieten, da sie ihre Untersuchungen bereits in den 1980er Jahren durchgeführt hat.

Mária Paponová verbindet in ihrer Studie *Aufgaben und Desiderata der Namenforschung in der Slowakei* das Thema der Sprache mit der Suche nach der Identität der slowakischen Nation im Kontext des Zusammenlebens mit den deutschen Kolonisten und anderen Minderheiten. Sie meidet die heiklen stereotypen Ansichten nicht, sucht nach deren Wurzeln und plädiert für einen aufgeschlosseneren, moderneren Ansatz bei der Auslegung der slowakischen Geschichte. Von den historischen Quellen übergeht die Autorin zur onomastischen Erforschung der deutschen *Propria* und ihrer Assimilation im slowakischen Sprachumfeld.

Die abschließenden Kapitel verbindet eine gemeinsame interkulturelle Dimension. Ingrid Puchalová signalisiert in ihrem Thema *Die Zëpsersche Lorelei oder die deutschsprachige Literatur aus der Slowakei aus der Sicht der Interkulturellen Literaturwissenschaft* die ungeahnten Möglichkeiten der Literaturwissenschaft bei der Erschließung der noch nicht bearbeiteten dichterischen Werke, die in den deutschen Diaspora-Mundarten verfasst wurden. Die Autorin wählt eine innovative interkulturelle Perspektive bei der Untersuchung der Dialektpoesie der Zips mit besonderer Berücksichtigung des satirischen Schaffens Fridrich Láms.

Michaela Kováčová schließt mit ihren soziologischen Ausführungen *Zu den*

interkulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und anderen Ethnien in der Zips im Mittelalter die breit gefächerte Themenpalette der Publikation. Sie setzt sich mit der historischen Separation und Integration der sog. deutschen Gäste in der Empfangsregion Oberungarns, also der jetzigen Slowakei auseinander, und argumentiert für damalige Multiethnizität dieser Region.

In der Monographie lässt sich ein multispektraler Fokus auf die deutsche Dialektologie in den Sprachinseln außerhalb des deutschsprachigen Raumes verzeichnen. Sie ist für Minderheiten- und Sprachgeschichtsforscher sowie interessierte Germanisten als Fachlektüre jedenfalls als besonders bereichernd zu empfehlen.

Zuzana Bohušová



Pół wieku tłumaczenia. Rozmowy z Karlem Dedeciusem 1959-2009. Wybór, wstęp i posłowie Ernest Kuczyński i Krzysztof A. Kuczyński, Płock 2011, ss. 373; Krzysztof A. Kuczyński, *Karl Dedecius. Szkice z życia i twórczości*, Płock 2011, 224 ss.

Dziewięćdziesiąta rocznica urodzin Karla Dedeciusa zbiegła się z dwudziestą rocznicą podpisania w Bonn polsko-niemieckiego Traktatu o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy. Zbieżność to niewątpliwie przypadkowa, jeśli chodzi o datę – nieprzypadkowa jednak, jeśli spojrzeć na Karla Dedeciusa, człowieka-instytucję, z perspektywy jego imponujących dokonań, stanowiących wyjątkowy przykład przyjaznej współpracy niemiecko-polskiej i przyczyniających się do stałego polepszania naszych sąsiedzkich relacji. Nie ma chyba człowieka, który w dziele zbliżania Niemców i Polaków (zwłaszcza na niwie kultury) uczyniłby więcej. Nie ma też człowieka, który cieszyłby się większym auto-

rytetem jako tłumacz literatury polskiej na język niemiecki.

Sędziwego Jubilata czci się na różne sposoby. Trwałym wkładem w ów uroczysty czas pozostaną bez wątpienia dwie książki, opublikowane w maju 2011 roku przez Wydawnictwo Państwowej Wyższej Szkoły Zawodowej w Płocku (Karl Dedecius jest Honorowym obywatelem tego miasta, ponadto Płock łączy umowa o partnerskiej współpracy z Darmstadt, gdzie ma siedzibę słynny Deutsches Polen-Institut, utworzony i przez wiele lat kierowany właśnie przez Dedeciusa). Książka pierwsza została zatytułowana *Pół wieku tłumaczenia. Rozmowy z Karlem Dedeciusem 1959-2009. Wybór, wstęp i posłowie Ernest Kuczyński i Krzysztof A. Kuczyński*. Rzecz druga nosi tytuł *Karl Dedecius. Szkice z życia i twórczości* i zawiera czternaście szkiców pióra Krzysztofa A. Kuczyńskiego, który dorobek twórczy Dedeciusa uczynił jednym z przewodnich wątków swej pracy badawczej i popularyzatorskiej działalności (K.A. Kuczyński jest między innymi autorem pierwszej w świecie monografii poświęconej Dedeciusowi i jego dziełu, monografii o jakże wymownym tytule – *Czarodziej z Darmstadt*). Obie rocznicowe publikacje znakomicie się uzupełniają: czytając pierwszą – poznajemy przede wszystkim człowieka; czytając drugą – mamy dostęp do spraw i Spraw, które z nim się łączą.

Z lektury rozmów, prowadzonych z Dedeciusem na przestrzeni półwiecza przez polskich dziennikarzy, pisarzy i naukowców, wyłania się obraz człowieka, wykorzystującego każdą niemal wolną chwilę (wolną od urzędniczej, zawodowej pracy) przybliżaniu literatury polskiej czytelnikowi niemieckiemu. Przekładanie piśmiennictwa polskiego (oraz wszystko, co się z ową szlachetną czynnością wiąże) – złożyło się na wielkie dzieło Karla Dedeciusa. Jeśli można górnolotnie powiedzieć (a z okazji takiego jubileuszu z pewnością można) – wybit-

ny tłumacz poświęcił swe życie „posłannictwu książek” (tak właśnie brzmi tytuł jednej z książek jego autorstwa).

Dociekliwość rozmówców nie ogranicza się, rzecz prosta, do kwestii literackich. Pytają chętnie o sprawy biograficzne: pochodzenie, dzieciństwo, młodość, wojnę i jej następstwa, trudne lata powojenne. Z odniesień biograficznych ciekawe zwłaszcza wydają się związki Karla Dedeciusa z Łodzią, w której ujrzał światło dzienne 21 maja 1921 roku. Maturę uzyskał w polskim gimnazjum o profilu humanistycznym. Szkołę tę wspominał z wdzięcznością. W jej to murach rozpoczął trwający dziesiątki lat „romans” ze sztuką tłumaczenia (od przekładów łacińskich utworów Jana Kochanowskiego na niemiecki). Zapożyczając się u patrona szkoły, Stefana Żeromskiego, Dedecius nazywa Łódź „ojczyzną duszy”. Trwały sentyment do miejsca urodzenia jest nie tylko wyrazem uczuć człowieka wspominającego dzieciństwo i młodość, ale również formą wdzięczności wobec miasta, które – jak to niejednokrotnie formułował – nauczyło go tolerancji i otwartości na świat (znamienny tytuł autobiografii: *Europejczyk z Łodzi!*). Napotkanego w świecie łodzianina Dedecius zwykł witać żartobliwym okrzykiem: „Łodzianie wszystkich krajów łączcie się!” (pod tym hasłem odbyło się kiedyś i nasze spotkanie). Rodzinne miasto doceniło swego wybitnego i Honorowego Obywatela: Uniwersytet Łódzki przyznał mu doktorat honoris causa, Gimnazjum nr 43 nosi imię Karla Dedeciusa, w Muzeum Historii Miasta znajduje się stała ekspozycja, przybliżająca współczesnym łodzianom sylwetkę wybitnego tłumacza.

Zrozumiałe, że polskich rozmówców Karla Dedeciusa interesuje przede wszystkim to, co dla Polaków w jego poczynaniach najważniejsze, a więc zainteresowania literackie, działalność przekładowa i edytorska, twórczość eseistyczna, zamierzenia or-

ganizacyjne, wreszcie – last not least – rola swoistego rzecznika polskiej kultury na gruncie niemieckim. Dedecius wypowiada się w sposób rzeczowy i dowcipny, mówi o odrębności niemieckiego rynku czytelniczego, wyjaśnia specyfikę niemieckiej mentalności, opowiada o kontaktach i przyjaźniach z polskimi twórcami i badaczami literatury. W antologii wywiadów dostrzegam autokomentarz do procesu powolnego acz systematycznego zbliżania skłóconych ongiś narodów, do przezwycięzania stereotypów i resentymentów. Antologia dokumentuje ogromny wysiłek intelektualny i organizacyjny propagatora i ambasadora kultury polskiej nad Renem. Zasadniczym elementem owego wysiłku jest niezmiennie książka. Jej rolę w dialogu polsko-niemieckim Karl Dedecius określa następująco:

„Książki, jakie przekładamy z języka polskiego, bądź też sami piszemy o Polsce, tworzą swoisty katalog dobrej woli, odpowiadają elementarnej potrzebie rozmowy, świadczą o chęci poinformowania i poznania się, jak również o gotowości do przyjrzenia się samemu sobie w zwierciadle obcej literatury [..]. Książka jest i pozostanie najszlachetniejszą formą rozmowy z samym sobą i innymi”.

Jako swego rodzaju dopełnienie zbioru wywiadów Karla Dedeciusa należy potraktować szkice Krzysztofa A. Kuczyńskiego. Posiadają one zróżnicowany charakter. Znany łódzki germanista zastanawia się między innymi nad fenomenem sztuki translatorskiej Dedeciusa, porównuje translatorskie umiejętności Karla Dedeciusa oraz Henryka Bereski, przybliża kontakty Dedeciusa z Hermannem Buddensiegiem – wydawcą „Mickiewicz-Blätter”, publikuje wybraną korespondencję Dedeciusa z polskimi i niemieckimi ludźmi pióra. Warto dodać, że profesor Kuczyński jest redaktorem naczelnym i współtwórcą „Rocznika Karla Dedeciusa”, noszącego podtytuł „Dedeciana – przekład – recepcja”. Periodyk ów ukazu-

je się od połowy 2008 roku. W interesującym szkicu redaktor naczelny przedstawia genezę i progres tego wyjątkowego rocznika. Trudno nie zgodzić się z redaktorem, gdy pisze: „Nowe pismo analizujące i dokumentujące dorobek Karla Dedeciusa jest potrzebne. W ten sposób spłacamy dług wielkiemu tłumaczowi, który od dziesięcioleci kongenialnie przekłada i promuje nasze piśmiennictwo w krajach niemieckiego obszaru językowego, a które stamtąd promieniuje na całą Europę i świat”. Z okazji jubileuszu warto więc również przypomnieć, że dzieło Karla Dedeciusa zostało docenione zarówno przez Polaków, jak i przez Niemców. Jeden i drugi naród od dawna spłaca dług wybitnemu humaniście (humaniście w renesansowym stylu), przyznając nagrody, doktoraty honoris causa i odznaczenia. Wśród tych ostatnich szczególną wagę posiadają odznaczenia najwyższe – polski Order Orła Białego i niemiecki Wielki Federalny Krzyż Zasługi z Gwiazdą.

Wypada tylko dodać, iż obie rocznikowe publikacje udanie włączają się w spłatę owego długu.

Tadeusz Błażejowski



Dedecius – Miłosz. Listy 1958 – 2000. Zebrał, przygotował do druku, opatrzył przypisami i wstępem Przemysław Chojnowski. Tłumaczenie listów Lothar Quinkenstein, Łódź: Śródmiejskie Forum Kultury 2011, 157 ss.

Udostępniona szerszej publiczności przez Przemysława Chojnowskiego korespondencja polskiego Noblisty oraz jednego z najznakomitszych tłumaczy polskiej literatury na język niemiecki, tj. Czesława Miłosza i Karla Dedeciusa, jest doskonałym przykładem procesu tzw. transferu kulturowego. Ponadto stanowi ona jednocześnie za-

pis twórczego dialogu, a poniekąd także przyjaźni dwóch koryfeuszów literatury, którzy w nad wyraz świadomy sposób reflektowali jej rozwój w XX wieku, kształtując zarazem jej recepcję poza granicami Polski. Karl Dedecius czynił to w Republice Federalnej Niemiec, zaś Czesław Miłosz w Stanach Zjednoczonych. W tym też kontekście omawiane tutaj *Listy* są po pierwsze dokumentem czasu minionego, a zarazem stanowią obraz współczesnej obecności literatury polskiej w Niemczech Zachodnich.

Zebrana w tomie korespondencja obejmuje w ujęciu chronologicznym niemal pół wieku kontaktów polskiego pisarza i jego niemieckiego tłumacza. Rozpoczyna je list Karla Dedeciusa skierowany w marcu roku 1958 do Czesława Miłosza, który dotyczy planowanego przez niego wydania antologii polskiej poezji współczesnej, a kończy odpowiedź sekretarki Noblisty, Agnieszki Kosińskiej, wysłany do Karla Dedeciusa w styczniu 2000 roku. I jak słusznie zauważa autor edycji – Przemysław Chojnowski – oscylują one pod względem treści z jednej strony wokół samej twórczości Czesława Miłosza i możliwości jej translacji – bądź i też nie – na język niemiecki, z drugiej natomiast odsłaniają kulisy translatorskich zamierzeń oraz projektów edytorskich samego Karla Dedeciusa, będącego w swoich staraniach nieustającym orędownikiem obecności polskiej literatury na scenie kulturalnej Republiki Federalnej. Warto podkreślić niezaprzeczalny tutaj fakt, że korespondencja Karla Dedeciusa do Czesława Miłosza i udzielane przez niego odpowiedzi unaoczniają także złożoność procesów wydawniczych, nadto zaznajamiają ze sposobem pracy samego tłumacza, w tym ukazują kryteria wyboru jak i doboru poszczególnych tekstów oraz ich późniejszą obecność w poszczególnych antologiach poezji polskiego Noblisty. Czesław Miłosz pełni w skierowanych do Karla Dedeciusa listach rolę doradcy w sprawach polskiej li-

teratury, ale przede wszystkim jawi się jako najlepszy ekspert swej osoby, który trafnie komentuje własną twórczość, wyjaśnia jej niuanse interpretacyjne, konteksty historyczne bądź ewentualne niejasności leksykalne tudzież powiązania intertekstualne, ze wszech miar istotne w procesie tłumaczenia. W odniesieniu do historii literatury polskiej, w szczególności tej dwudziestowiecznej odslony, Czesław Miłosz jest konsultantem Karla Dedeciusa, który poszukuje u polskiego Noblisty rady co do inspiracji translacyjnych, w tym wskazówek odnośnie wyboru adekwatnych pisarzy, których warto by było przybliżyć niemieckiemu odbiorcy. Czesław Miłosz, co potwierdza wiele jego listów, chętnie spieszy mu z pomocą, proponując przede wszystkim pisarzy reprezentujących przede wszystkim polską awangardę. W tym gronie umieszcza również samego siebie. I tak rekomenduje tutaj między innymi Juliana Przybosa, Juliana Tuwima, Antoniego Słonimskiego, Jarosława Iwaszkiewicza, Jana Lechonia, Marię Pawlikowską, a także debiutantów powojennych jak Tadeusz Różewicz oraz Gustaw Herling-Grudziński czy Zbigniew Herbert. W korespondencji wielokrotnie obecna jest także postać Jerzego Giedroycia, twórcy polskiego Instytutu Literackiego w Maisons-Lafitte pod Paryżem i jednocześnie wydawcy tamtejszej „Kultury”.

Czytelnik *Listów* Karla Dedeciusa i Czesława Miłosza dowie się również o dość zmiennej amplitudzie recepcji literatury polskiej w Niemczech Zachodnich, a przede wszystkim utworów samego noblisty. I tak oto okazuje się, że twórczość poetycka Czesława Miłosza – jak spostrzega Przemysław Chojnowski – przez długi czas pozostawała w krajach niemieckojęzycznych niemal zupełnie nieobecna w przeciwieństwie do jego prozy, która ukazywała się w Republice Federalnej prawie równolegle do jej polskich edycji wydawanych na emigracji. Przyczyną tego były trudności trans-

latorskie, które wynikały ze specyficznego – nawiązującego do stylu staropolskiego – sposobu pisania Czesława Miłosza, z którym dość odważnie zmierzył się właśnie Karl Dedecius. Sukcesywnie publikował on w swoich kolejnych antologiach współczesnej polskiej poezji wiersze Noblisty, przybliżając jego lirykę zachodnioniemieckiemu czytelnikowi. Były to między innymi dziś już kanoniczne utwory polskiego pisarza jak „Campo di Fiori” bądź „Biedny chrześcijanin patrzy na getto”. Odrębny tom poezji samego tylko Czesława Miłosza ukazał się po raz pierwszy w Republice Federalnej w roku 1966 w renomowanym wydawnictwie Kiepenheuer & Witsch w Kolonii, w którym to już w latach 50. XX wieku ukazały się teksty prozatorskie późniejszego Noblisty jak *Zniewolony umysł* oraz *Dolina Issy*. Należy w tym kontekście zwrócić uwagę na ważny fakt, który podkreśla Przemysław Chojnowski, iż Karl Dedecius pomimo trudności w sprzedaży pierwszego – wspomnianego tutaj – samodzielnego tomu poezji polskiego noblisty nie ustawał w dalszych staraniach promocji twórczości Czesława Miłosza, w tym tych dotyczących wydania kolejnej, poszerzonej już o nowe pozycje antologii wierszy polskiego Noblisty. Tym razem zdecydował się jednakże na inne, nie mniej uznane wydawnictwo zachodnioniemieckie, jakim jest oficyna Suhrkamp. Nowy tom poezji ukazał się ostatecznie w roku 1979. Przełom w recepcji poezji Czesława Miłosza nastąpił w 1980 roku, kiedy to otrzymał Literacką Nagrodę Nobla. W sposób oczywisty wzmogła ona sprzedaż dotychczasowych nakładów utworów poetyckich Czesława Miłosza, co pozwoliło na planowanie dalszych, już nowych wydań dzieł Noblisty, nad którymi zamierzał nadal pracować Karl Dedecius. Obecnie już jako dyrektor powołanego w Darmstadt Niemieckiego Instytutu Kultury Polskiej, tzw. Deutsches Polen-Institut. To w wydanej pod jego auspicjami serii „Polnische

Bibliothek” ukazał się następnie najnowszy wybór wierszy Czesława Miłosza zatytułowany *Gedichte 1933–1981*, który posłowiem opatrzył znakomity polonista, tj. Aleksander Fiut. Szczegóły samych zmagañ jak i zabiegów wydawniczych ilustrują bardzo wyraźnie zgromadzone w omawianym tutaj tomie kolejne listy.

Przedłożona przez Przemysława Chojnowskiego edycja korespondencji Czesława Miłosza i Karla Dedeciusa ma charakter – jak już zostało wspomniane – chronologiczny, przy czym autor uzupełnił brakujące miejscami daty bądź to na podstawie stempla pocztowego, bądź to samej ich treści. Niestety nie udało mu się odnaleźć wszystkich listów, a te zaprezentowane w omawianym tutaj tomie *Listów* pochodzą z otwartych zbiorów Beinecke Rare Book and Manuscript Library – Yale University oraz Archiwum Karla Dedeciusa afiliowanego przy Uniwersytecie Europejskim Viadrina – Europa-Universität Viadrina – we Frankfurcie nad Odrą a zdeponowanego w Collegium Polonicum Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Ślubicach. Rozpatrując niniejszą korespondencję pod względem formalnym należy zwrócić uwagę na to, iż autor uzupełnił w listach brakujące znaki interpunkcyjne przede wszystkim w tych miejscach, w których dzisiejsze ich użycie jest konieczne oznaczając zarazem swoją ingerencję w poszczególne teksty listów nawiasami kwadratowymi. W tej samej mierze z racji na czytelność listów Karla Dedeciusa naniósł również brakujące w nich znaki diakrytyczne, gdyż – jak wyjaśnia Przemysław Chojnowski – tłumacz przez ponad dwie dekady swojej korespondencji z Czesławem Miłoszem używał w tym celu niemieckiej maszyny do pisania. Ponadto autor pozwolił sobie także – zgodnie z obowiązującą obecnie pisownią w języku polskim – na korektę błędów literowych i ortograficznych. Zmiany dotyczą również ujednolicenia zapisu ty-

tułów pojawiających się w korespondencji utworów, których pisownia została przyjęta zgodnie z ich powszechną znajomością bądź też z ostatecznie przyjętą wersją. Dla lepszej orientacji czytelniczej autor opatrzył wiele listów przypisami, w których wyjaśnia korelacje zachodzące między pisarzami, krytykami i tłumaczami, aczkolwiek uczynił to na tyle, na ile miały one bezpośredni związek z twórczością Czesława Miłosza oraz zamierzeniami literackimi Karla Dedeciusa. Także umieszczenie na końcu *Listów* indeksu nazwisk jest znaczącym ukłonem w stronę czytelników, umożliwiając im ich sprawne przeszukanie pod kątem interesujących ich korelacji osobowych. Warto podkreślić również fakt, że omawianą tutaj edycję korespondencji wzbogaca wybór faksymile wybranych listów oraz to, iż wszystkie *Listy* pisane między polskim Noblistą a jego niemieckim tłumaczem w języku polskim zostały skrupulatnie przetłumaczona na język niemiecki przez Lothara Quinkensteina. Pozostaje mieć zatem nadzieję, że omawiana tutaj pozycja znajdzie grono swoich odbiorców również w Niemczech.

Sebastian Mrozek



Artur Dariusz Kubacki: *Tłumaczenie poświęcone. Status, kształcenie, warsztat i odpowiedzialność tłumacza przysięgłego*. Lex, Wolters Kluwer business, Warszawa 2012, 369 ss.

Publikacja Artura Dariusza Kubackiego pt. *Tłumaczenie poświęcone. Status, kształcenie, warsztat i odpowiedzialność tłumacza przysięgłego* jest pozycją długo oczekiwaną na naszym rynku wydawniczym, zwłaszcza w środowisku tłumaczy przysięgłych. Publikacja ujmuje całościowo wszystkie sprawy związane z zawodem tłumacza przysięgłego w Polsce, łącznie z porów-

naniem analogicznych funkcji pełnionych w krajach Unii Europejskiej. Książka pełni funkcję unifikującą i normatywną w zakresie całego warsztatu pracy tłumacza przysięgłego, a zwłaszcza dokumentów poświadczonych sporządzanych w Polsce wraz z porównaniem z sytuacją tłumaczy w krajach Unii Europejskiej.

W pierwszym rozdziale zamieszczono rys historyczny związany z zawodem tłumacza przysięgłego, który pojawia się na początku XX w, a zwłaszcza w 20-leciu międzywojennym. Co do statusu tłumacza, to jest on sprawą od dawna nie uregulowaną i nie zunifikowaną. Brak jest jednolitych norm związanych z tłumaczeniem dokumentów, ich formatowaniem, klauzulą uwierzytelniającą, opisywaniem pieczęci i z innymi elementami formalnymi tłumaczenia. Zunifikowanie formalnych zasad sporządzania dokumentów dla tłumaczy polskich jest niewątpliwą zasługą Autora, który jednocześnie postuluje ich ujednoczenie w całej Unii Europejskiej. Dalsze postulaty to podwyższenie wynagrodzeń dla tłumaczy, a także stosowna popularyzacja ich działalności w naszym społeczeństwie. Wnikliwej analizie dr Kubacki poddał także system kształcenia tłumaczy przysięgłych w Polsce.

Własny wkład Autora – który w przeważającej większości przypadków poruszania w książce kwestii naukowych jedynie przytacza najważniejsze elementy teorii tłumaczenia pojawiające się w literaturze – ma głównie charakter lapsologiczny. Wkład ten polega na analizie, klasyfikacji i ocenie najczęściej popełnianych przez tłumaczy błędów. Analizę swą dr Kubacki podsumowuje przytaczając przykłady kilku najczęściej pojawiających się na rynku dokumentów wraz z ich tłumaczeniem. Do wysuniętych przez Niego postulatów należy m. in. rozdzielenie funkcji tłumacza ustnego i pisemnego, zwiększenie wynagrodzeń dla tłumaczy, wprowadzenie pojęcia tłumaczenia poświadczonego (zamiast 'przysięgłego') czy

wręcz wprowadzenie odrębnego kierunku uniwersyteckiego związanego z kształceniem tłumaczy przysięgłych. Publikacją swą Autor wskazuje także na braki i niedociągnięcia związane z tłumaczeniem dokumentów, wyraźnie chcąc poprawić sytuację w tym zakresie. Jako pierwszy krok w tym kierunku w Polsce wymienia fakt uregulowania spraw związanych z egzaminem na tłumacza przysięgłego. Autorowi wyraźnie zależy na całościowym uregulowaniu wszystkich spraw związanych z przekładem specjalistycznym nie tylko na płaszczyźnie krajowej, lecz także europejskiej.

Publikacja ma charakter swoistego kompendium, vademecum, zawiera jednak również elementy interesujące z punktu widzenia naukowego, przytaczane za autorami polskimi i zagranicznymi. Pośród ważniejszych elementów translatoryki wskazanych przez dra Kubackiego jest np. zasada wspólnego minimum (polegająca na użyciu bardziej ogólnego pojęcia odsyłającego do pojęcia podrzędnego; str. 124), rozgraniczenie pomiędzy tłumaczeniem egzotyzującym (zorientowanym na język docelowy) a naturalizującym (zorientowanym na język wyjściowy; str. 146), specyfika tłumaczenia na sali sądowej (oraz wskazanie na związane z tego typu wystąpieniami uciążliwości i trudności, przede wszystkim jednak na niebezpieczeństwo spłylenia wywodów prokuratora i obrońcy; str. 159), pojęcie ekwiwalencji formalnej (gdy tłumaczenie jest najbardziej zbliżone do oryginału) i dynamicznej (postulującej wywołanie u odbiorcy tłumaczenia w L2 takiego samego wrażenia, jakie tekst wyjściowy wywołuje u użytkownika języka L1; str. 164), kwestia „trzymania się powierzchni tekstu” (gdy tłumacz nie posiada znajomości meritum tekstu tłumaczonego ani wiedzy „wokół” tłumaczonej kwestii) vs. tłumaczenia „przez treść” (gdy tłumacz zna sedno sprawy; str. 165-166), sprawa bezkrytycznego korzystania ze słowników i doboru niewła-

ściwych ekwiwalentów (słowniki zawierają najczęściej kilka odpowiedników w L2 hasła w L1, które są stosowne każdorazowo w innych sytuacjach komunikacyjnych; str. 215), postulat prostoty stylu (str. 222), wielokrotnie podnoszona przez Autora sprawa ugruntowania wiedzy o kulturze kraju języka źródłowego i docelowego (str. 237), sprawa definicji tłumaczenia (za K. Hejrowskim, który zalicza tu głównie znajomość tłumaczonego meritum wyrażoną za pomocą odpowiedniego zestawu struktur powierzchniowych i ram narracyjnych; str. 248), kwestia zakresu odpowiedzialności instytucji kształcących tłumaczy za ich późniejsze wykształcenie zawodowe (ośrodki uczelniane i szkoły kształcące tłumaczy nie mogą brać całkowitej odpowiedzialności za poziom kompetencji translatorskich własnych absolwentów, ponieważ odbyte studia są jedynie pierwszym etapem na ich drodze doskonalenia zawodowego; str. 249), kwestia powierzenia tłumaczenia specjalistom z danej dziedziny vs. filologowi – na korzyść tego ostatniego (łatwiej jest bowiem przyuczyć filologa określonej specjalności w zakresie tłumaczonego określonego meritum, niż specjalistę z danej dziedziny nauczyć języka; str. 250), profesjonalne podejście do tłumaczenia jako podstawa modelu dydaktycznego w kształceniu tłumaczy przysięgłych, a jako cel – kształcenie ludzi posiadających profesjonalną koncepcję translatorską z uwzględnieniem potrzeb rynku; str. 252), „interface” pomiędzy uniwersytetem a światem profesjonalnym, który powinien stanowić istotą dociekań metodycznych i metodologicznych (str. 254), kwestia wpływu przekładu na proces decyzyjny organów wymiaru sprawiedliwości (przekład posiada określone skutki prawne; str. 260) czy wreszcie treść Polskiej Normy EN 15038 (obejmującej kwestie kompetencji w zakresie tłumaczenia, kompetencji lingwistycznych i tekstowych w języku źródłowym i docelowym, a także kompetencji

badawczych, kulturowych i technicznych; str. 261), jak również poruszenie podstawowych kwestii warsztatowych (związanych z faktem, że polski tłumacz przysięgły nie jest w stanie utrzymać się ze swojej działalności, toteż tłumaczy jedynie „dorabiając”, na czym cierpi jakość tłumaczenia; str. 328). Książka zawiera także ostrzeżenie skierowane pod adresem tłumaczy w przypadku nienależytego wypełniania przez nich obowiązków, grożące daleko idącymi skutkami prawnymi w postaci błędnych wyroków sądowych – związane z poradami Autora w tym zakresie wynikającymi z jego bogatej wieloletniej praktyki w zawodzie (str. 165, 314).

Książka Artura D. Kubackiego jest ważna z punktu widzenia prawnego (związanego ze statusem tłumacza przysięgłego i ogółem wykonywanych przez niego obowiązków), napisana jasnym i precyzyjnym językiem i stanowi rodzaj całościowego, zorientowanego problemowo kompendium, ma jednak od początku do końca charakter silnie sformalizowany i zawiera dużą liczbę szczegółów, powtarzanych niejednokrotnie pod koniec publikacji (bez zachowania charakteru eliptycznego dzieła). Punktem ciężkości *Tłumaczeń poświadczonych* jest nie tyle rozprawa naukowa, lecz raczej swego rodzaju przesłanie związane z ogółem spraw dotyczących tłumaczy przysięgłych w kraju i na płaszczyźnie europejskiej. Najważniejszym faktem jest więc już samo pojawienie się na rynku omówionej pozycji.

Janusz Stopyra



Jonathan Gottschall: *The Rape of Troy. Evolution, Violence, and the World of Homer*. Cambridge University Press, New York 2008, 236 ss.

Uwieczniona w *Iliadzie* i *Odysei* starożytna Grecja niejednokrotnie stanowiła przedmiot dociekań naukowych. Kiedy wydawało się, że o Homerze i jego czasach powiedziano już wszystko, amerykański uczone Jonathan Gottschall w swojej książce *The Rape of Troy. Evolution, Violence, and the World of Homer (Gwałt na Troi. Ewolucja, przemoc i czasy Homera)* proponuje raz jeszcze na nowo przyjrzeć się homeryckiemu światu. Gottschall podejmując się analizy starożytnego świata, a w szczególności społeczeństwa homeryckiego, szuka odpowiedzi na podstawowe pytanie: Dlaczego mężczyźni walczą ze sobą? Amerykański literaturoznawca w założeniu polemizuje z tezą Johna Myersa, który twierdził, że nie da się już nic nowego powiedzieć o Homerze. Gottschall usiłuje zrozumieć genezę przemocy, której źródła upatruje w czynnikach ewolucyjno-antropologicznych.

Gottschall rozpoczyna swoje rozważania od krótkiego rysu wprowadzającego czytelnika w świat Homera, skupiając się przede wszystkim na dokładnej analizie starożytnego społeczeństwa pod kątem panujących w nim stosunków społecznych oraz relacji międzyludzkich. Sporo uwagi poświęca postaciom wojowników oraz stosunkom w społeczeństwie patriarchalnym. Część rozważań poświęca także kobietom, próbuje odnaleźć ich rzeczywiste miejsce i rolę w tamtejszym społeczeństwie, a także – częściowo w odpowiedzi na postawione wcześniej pytanie, w walce o kobiety naukowiec dostrzega decydujący i uniwersalny czynnik konfliktogenny.

Zawarta w *Iliadzie* historia wybuchu i przebiegu wojny trojańskiej jest powszechnie znana. Grecka mitologia tłumaczy ją fatum oraz wyrokami boskimi, na które zwy-

kli śmiertelnicy nie są w stanie nic poradzić pomimo wszelkich wysiłków. Od wieków pokutuje myśl, że porwanie pięknej Heleny zapoczątkowało dziesięcioletnie oblężenie Troi. Gottschall przytacza wypowiedzi większości komentatorów, którzy, opierając się na tekście epepei, przyczyn tak ohoczego zrywu zbrojnego upatrywali w potrzebie bronięcia męskiego honoru oraz pragnieniu zapewnienia sobie nieśmiertelności poprzez heroiczną śmierć i przetrwanie w pamięci dzięki pieśniom sławiącym bohaterskie czyny. Już pierwsze słowa Iliady są przecież niczym innym, jak inwokacją nie tyle samego Achillesa, co jego gniewu. Życie jest wprawdzie kruche, ale pamięć nieśmiertelna, zwłaszcza w odniesieniu do realiów homeryckich, w których jak wiadomo pamięć funkcjonowała inaczej niż obecnie.

Autor nie neguje tych argumentów, zauważa jednak, że same w sobie nie byłyby wystarczająco silne, aby wprawić w ruch maszynę przemocy. W swoich rozważaniach na temat społeczeństwa bierze pod uwagę nie tylko epepeje Homera, ale również dzieła Hezjoda oraz wiele innych źródeł pozaliterackich, m.in. archeologicznych i kulturowych.

Gottschall opiera swoje tezy na trzech głównych argumentach. Po pierwsze, upatruje przyczyn konfliktów w czynnikach o wiele bardziej prozaicznych niż tylko pragnienie, aby imię wojownika przetrwało sławione w bohaterskich pieśniach. Zdaniem naukowca mężczyźni z czasów Homera angażowali się w walkę z nadzieją na pozyskanie bogactw naturalnych, zdobycie cennych łupów oraz polepszenie swojego statusu społecznego, co nie było bez znaczenia w zhierarchizowanym społeczeństwie starożytnej Grecji. Zaznacza, że żaden z powyższych argumentów sam w sobie nie jest wystarczający, aby móc stać się jedyną przyczyną wybuchu wojny. Dorzuca tutaj jeszcze jeden – być może najważniejszy, argu-

ment, wokół którego *de facto* buduje swoją nowatorską teorię, a mianowicie rolę kobiet w konfliktach zbrojnych.

Gottschall genezy przemocy upatruje w czynnikach ewolucyjno-antropologicznych. Darwiński popęd reprodukcji życia, zapelnienia niszy ekologicznej i w konsekwencji przetrwanie gatunku nie są tutaj bez znaczenia. Zważywszy na fakt, że przemoc i wynikające z niej konflikty zbrojne istniały od zawsze, a od niepamiętnych czasów inicjowano wojny w celu pozyskania brakujących na danym terenie bogactw naturalnych albo z nadzieją awansu w hierarchii społecznej, badacz zastanawia się, z czego wynika tak wielkie ich natężenie wśród ludności zamieszkującej starożytne greckie polis.

W drugim, zdaniem samego naukowca kontrowersyjnym, argumente uczony jest zdania, że w społeczeństwo homeryckie naznaczone było głęboką dysproporcją liczby mężczyzn w stosunku do liczby kobiet. Zdaniem amerykańskiego badacza to właśnie ta drastyczna dysproporcja jest odpowiedzialna za konflikty zbrojne w starożytnym świecie śródziemnomorskim. Autor wskazuje ponadto na konkubinat i niewolnictwo, które potęgowały powyższą dysproporcję, w domach możnych i wpływowych obywateli na jednego mężczyznę przypadało wiele kobiet, podczas gdy w środowiskach o niższym statusie społecznym zwyczajnie ich brakowało. Powyższym argumentem uczony tłumaczy dużą częstotliwość występowania bratobójczych walk w starożytnej Grecji.

Po trzecie, autor twierdzi, że jego model rzuca światło na specyficzne cechy filozofii homeryckiej, tj. permanentne konflikty, których przyczyną tradycyjna interpretacja upatrywała dotychczas w fatalnej sile przeznaczenia, boskich wyrokach i zjawiskach nadprzyrodzonych.

Innowacyjność podejścia Gottschalla polega na odejściu od klasycznej analizy epepei Homera pod kątem historyczno- i teore-

tycznoliterackim. Badacz w swoim studium koncentruje się na aspekcie antropologicznym, poszukując genezy konfliktów w archetypowych popędach, leżących u podstaw każdej cywilizowanej (bądź nie) społeczności. Gottschall zdecydowanie dystansuje się od mitologii, dopatrując się w twórczości Homera wpływów działania czynników biologicznych. Tezę, że pierwiastek męski jest inicjatorem konfliktów, wysunął już Robert Wright, zaś amerykański naukowiec potwierdza ten ewolucyjny punkt widzenia.

Nowatorstwo Gottschalla polega na tym, że nie kwestionuje on słuszności innych teorii, tylko poszukuje nowych rozwiązań. Jak sam pisze we wstępie do książki, dwa i pół tysiąca lat studiów i refleksji nad światem wykreowanym przez Homera nie pozostawiają badaczom innego wyjścia, jak tylko oprzeć się na wynikach dotychczasowych badań – albo spróbować rzucić na obiekt rozważań zupełnie nowe, świeże światło.

Prezentowana teoria, choć miejscami kontrowersyjna, wiele wnosi do współczesnych badań nad szeroko pojętą humanistyką. Odwołuje się do niej Steven Pinker w głośnej książce *The Better Angels of Our Nature. Why Violence has declined* (2011), w której głosi tezę, że żyjemy obecnie w najbardziej pokojowych czasach. Wzorce zawarte w *Gwałcie na Troi* są zdaniem autora zgodne z innymi przykładami przemocy na świecie i mogą tym samym stanowić wzorzec uniwersalny, z powodzeniem odnoszący się do współczesności.

Innowacyjne podejście do pozornie wyczerpanego już tematu stanowi o wartości tej książki. *Gwałt na Troi* jest z jednej strony alternatywną interpretacją literacką, z drugiej zaś stanowi niezwykle ciekawe, interdyscyplinarne studium na temat uniwersalnej kondycji natury człowieka. Gottschall nie odkurza mitów, tylko pokazuje, że bogowie także mają ludzką twarz.

Joanna Małgorzata Banachowicz

Lieselotte Anderwald (Hrsg.): *Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit?* (= Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft Band 5). Frankfurt am Main: Peter Lang 2012, 235 S.

Die Unkenntnis bestimmter Fremdsprachen führt sehr oft dazu, dass man daran zu glauben beginnt, was über die jeweilige Sprache im Volk verbreitet wird. Beim Fremdsprachenlernen sind solche Stereotype auch unumgänglich und erst durch die eigenen Erfahrungen können sie mit der Wirklichkeit konfrontiert werden. „Deutsch ist sehr hart“, „Im Englischen wird nichts flektiert“ hört man oft und solche Urteile haben einen immer größeren Einfluss auf die Wahl der jeweiligen Fremdsprache.

Einen Versuch, diese und andere Mythen, die in Bezug auf Fremdsprachen verbreitet werden, mit dem wirklichen Stand zu konfrontieren, unternehmen die Autorinnen und Autoren der Beiträge, die neulich im Peter Lang Verlag im Sammelband „Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit?“ erschienen sind. Die Publikation ist eine Frucht der gleichnamigen Ringvorlesung, die 2010 an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel veranstaltet wurde. Die Autoren der Beiträge gehen von dem umgangssprachlichen Verstehen des Begriffs „Mythos“ aus und setzen sich u.a. mit folgenden Sprachmythen auseinander: der Turmbau zu Babel als Quelle der heutigen Vielfalt der Sprachen, Mythos vom Goldenen Zeitalter, Mythos von der klaren Abgrenzung und Charakterisierung der Sprachen.

Im ersten Beitrag diskutiert Peter Eisenberg den Mythos darüber, dass Deutsch langsam zu einer Freizeitsprache wird. Am Anfang wird der Begriff des Mythos ausführlich besprochen und dessen „Eigenschaften“ diskutiert. Es handelt sich dabei um folgende Merkmale (S. 2):

- Ein Mythos ist Ausdruck eines kollektiven Unbewussten.

- Der Mythos spricht eine Wahrheit aus, aber er ist nicht wahr.
- Solange ein Mythos lebendig bleibt, widersteht seine Wahrheit Veränderungen in der Zeit.
- Trotz seiner Dauer kann sich ein Mythos überleben.

Danach folgt eine Liste der Sachverhalte, die zu einem Mythos gehören, wie etwa: narrativ variiierende Vielfalt, fester Bildbestand, rituelle Abrufbarkeit, Immunisierung gegenüber rationaler Erkenntnis. Im Weiteren werden zwei Thesen besprochen, die mit der sinkenden Tendenz in der Verwendung des Deutschen innerhalb und der steigenden Tendenz in der Verwendung des Englischen außerhalb des deutschen Sprachgebiets verbunden sind. Von diesen werden folgende Nebenthesen abgeleitet:

- Das Deutsche wird nicht mehr als internationale Wissenschaftssprache verwendet.
- Das Deutsche ist keine Weltsprache mehr.
- Das Deutsche verkommt zur Freizeitsprache.
- Das Englische verdrängt das Deutsche.
- Das Deutsche ist heute nicht mehr so gut, wie es war.
- Das Deutsche wird von seinen Sprechern verachtet.

Der Beitrag endet mit dem Plädoyer des Autors, auf die Verbreitung der oben genannten Mythen in Bezug auf die deutsche Sprache zu verzichten, denn das führe nicht zur Verbesserung des Sprachgebrauchs.

Lars M. Blöhdorn fokussiert seine Studie auf die bekannte Wahrheit, dass Englisch angeblich keine Grammatik habe. Es ist eine althergebrachte Wahrheit, die immer als Argument für die Einfachheit des Englischen angeführt wird. Der Autor greift dabei auf die Meinungen über das Englische zurück, die in das 19. Jahrhundert zurückgehen und die im Titel formulierte These bestätigen las-

sen. Als Gegenargument werden verschiedene Konzepte des Begriffs ‚Grammatik‘ diskutiert. Der Autor beruft sich dabei auf die Auslegung dieses Begriffs von Chomsky und versteht darunter „Produkt der Schnittstelle zwischen Bedeutung und Satzbauregeln“ (S. 20). Im Hinblick darauf kann man demzufolge zweifelsohne feststellen, dass beide Bereiche für die englische Sprache relevant seien. Im Weiteren werden zwei Realisierungsformen der Sprache, nämlich die geschriebene und gesprochene Variante besprochen, deren grammatische Regeln sich voneinander unterscheiden. Zum Schluss gelangt der Verfasser zu der Feststellung, dass das Englische nicht weniger Grammatik als andere Sprachen besitzt, was sich in folgenden drei Bereichen beobachten lässt: Satzbauregeln, Bedeutung, Flexion, und formuliert eine interessante These, dass es sich vielleicht im Falle des Englischen eher um mehrere Grammatiken handelt.

Eine sehr wage These formuliert Peter Trudgill. Der Autor setzt sich mit einer Behauptung auseinander, dass Englisch vom Aussterben bedroht sei. Eine solche Feststellung im Lichte einer großen Invasion des Englischen, die seit Jahren beobachtet wird, scheint zumindest sehr kontrovers zu sein. Die Ursachen dafür werden im Gebrauch des Englischen von den Nicht-Muttersprachlern, im Einfluss anderer Sprachen, z.B. des Spanischen, gesehen. Im Weiteren werden Regionen genannt, in denen Englisch auszusterben droht. Zum Schluss formuliert der Autor die These, dass eher bestimmte Varianten des Englischen bedroht seien, aber nicht das Englische selbst.

Latein ist die nächste Sprache, in Bezug auf die verschiedene Mythen verbreitet werden. Es geht u.a. um den Mythos des logischen Lateins, mit dem sich Thomas Burkarad auseinandersetzt. Der Mythos ergibt sich aus der Tatsache, dass Latein oft zum obligatorischen Schul- und Studiumfach wird, da man annimmt, dass sich die Sprachbenutzer an

diesem Beispiel das logische Denken aneignen können. Die Folge dessen ist auch die Übertragung der Regeln des Lateinischen auf andere Sprachen. Im Weiteren werden Ursachen dafür besprochen, warum das Lateinische als das beste Beispiel für die Logik genannt wird. Der Autor unterscheidet dabei die Sprache von der Unterrichtsmethode, die im Falle des diskutierten Mythos oft verwechselt werden. Zum Schluss wird vorgeschlagen, andere Sprachen im Hinblick auf das Kriterium der ‚Logik‘ zu untersuchen.

Der nächste Beitrag von Helmut Lüdtkke ist dem Mythos des Vulgärlateins gewidmet. Der Verfasser diskutiert in der Studie die Ursachen und Gründe für die Entstehung der umgangssprachlichen Sprachvariante. Es werden einige Motivierungen des Vulgärlateins genannt und der Begriff der ‚toten Sprache‘ diskutiert. Zum Schluss führt der Autor eine neue Größe ein: ‚Kultursprache‘, die statt der Bezeichnung ‚Vulgärlatein‘ verwendet werden kann.

Auf die weit verbreitete Gewohnheit der Menschen, romanische Sprachen und Dialekte leichtfertig zuzuordnen geht Ulrich Hoinkes ein. Zur Einführung werden grundlegende Unsicherheiten bei der Bestimmung von Sprachen und Dialekten besprochen. Die populären Mythen in diesem Bereich haben laut Autor ihren Ursprung nicht nur in der Sprachwissenschaft. Danach folgt ein kurzer historischer Exkurs zum Ursprung und zur Geschichte der romanischen Sprachen. Der Autor berücksichtigt in seinen Erwägungen auch die Ansichten der Laien und dessen Beitrag zur Sprachwissenschaft. Zum Schluss plädiert er für eine sehr vorsichtige Behandlung der Sprachen und Dialekte in der Romania, um dadurch potentielle falsche Zuordnungen zu vermeiden.

Mit einem weiteren Sprachmythos setzt sich Michael Elmentaler auseinander. Es handelt sich nämlich um die Feststellung, dass in Hannover das beste Hochdeutsch

gesprochen werde. Es wird darauf hingewiesen, dass diese „Wahrheit“ seit etwa 200 Jahren verbreitet wird. Im Weiteren wird nach den Spuren dieses Mythos gesucht. Hierzu wird die Tatsache erwähnt, dass um 1800 sich die norddeutsche Aussprache des Hochdeutschen als Normvorbild durchgesetzt hat. Und die Quelle der heutzutage verbreiteten Auffassung über das beste hannoversche Hochdeutsch sei im Rückgang im Bereich regionaler Sprachnormen zu sehen.

Christina K. Anders bespricht die „coolsten“ und „uncoolsten“ Dialekte des Deutschen. Den Ausgangspunkt ihrer Erwägungen stellt die These dar, dass schon im Moment der Benennung des jeweiligen Dialekts gewisse (Un)Sympathien aktiviert werden, die dann auf den Dialekt übertragen werden. Mit Hilfe der Beispiele aus der Werbung für Dialekte zeigt die Autorin, dass es das kollektive Alltagswissen über regionale Sprechweisen des Deutschen gibt. Des Weiteren werden auch die Fragen der Wahrnehmung und der Geschichte besprochen. Die Verfasserin gelangt zum Schluss zu der Folgerung, dass es die Unterscheidung zwischen den „coolen“ und „uncoolen“ Dialekten gar nicht gibt.

Auf die Erfahrungen jedes Menschen mit der englischen Sprache geht Günter Rohdenburg ein. Der Beitrag präsentiert die Ergebnisse einer breit angelegten Studie zur geschriebenen Sprache, im Rahmen deren zwei Grammatiken einer Sprache: des britischen und amerikanischen Englisch miteinander verglichen wurden. Der Vergleich wird auf der Basis der britischen und amerikanischen Zeitungen durchgeführt. Das Ziel ist die Widerlegung der drei mythischen Hypothesen über das Englische. Die erste betraf die sog. Geringfügigkeit im Bereich der grammatischen Unterschiede, die zweite bezog sich auf gemeinsame Entwicklung der beiden Varianten des Englischen und die dritte handelt über die

Förmlichkeit. Im Folgenden werden die unbekannteren Unterschiede besprochen, die z.B. im Bereich der adverbialen Ausdrücke, des Artikelgebrauchs, der Präpositionen, der Gerundialkonstruktionen und der Syntax liegen.

Der nordfriesische Dual steht im Vordergrund des Beitrags von Jarich Hoekstra. Es ist nämlich eine germanische Sprache, in der der Dual im Gebrauch vorkommt. Im Beitrag wird zuerst ein Überblick über die gängigen Vorstellungen über den nordfriesischen Dual in der Literatur gegeben. Ergänzt werden diese Erwägungen mit der allgemeinen Darstellung dieses Phänomens und geprüft am Beispiel des Insel Sylt. Zugleich wird die Analyse der Entwicklung des Duals im Sörling durchgeführt.

Den Bezug auf die heutigen Tendenzen in der Sprachentwicklung nimmt Peter Schlobinski. Er spricht nämlich den Mythos von der Cybersprache und dem Sprachverfall an. Am Anfang wird die These aufgestellt, dass die Überzeugungen von dem Verfall der Sprache und von der raschen Entwicklung der Cybersprache eher den Vorurteilen nahe zu platzieren sind. Dem Verfasser nach liege die Ursache dafür v.a. in gewissen Ängsten. Im Beitrag werden folgende Meinungen über die deutsche Sprache mit der Wirklichkeit konfrontiert: *Die Menschen verstehen die Texte im Internet nicht! Das Internet führt zum Sprachverfall!, E-Mails und SMS führen zum Verlust der Ausdrucksfähigkeit!, Das Englische dominiert im Internet und verdrängt die eigene Muttersprache!, Umgangssprache verdrängt Schriftsprache!* Der Autor interpretiert diese Tendenzen jedoch als eine Umorientierung in der Sprache, deren Folge sprachliche Variation und Wandel der deutschen Sprache sind.

Oliver Niebuhr bespricht dagegen einen anderen Aspekt des Deutschen – die Satzintonation in der Identifikation standarddeutscher Deklarativfragen. Im Beitrag werden

zwei Wahrnehmungsexperimente beschrieben, deren Ziel war, die Frage-Aussage-Identifikation in deklarativen Sätzen zu überprüfen. Der Verfasser versteht seine Studie als einen neuen Ansatz in der Forschung, der darin besteht, die Korpusanalysen mit der Wahrnehmung verbindet. Aus dem Grunde plädiert er für multidimensionale phonetische Analysen.

Im letzten Beitrag von Jürgen Macha werden wiederum die sog. „Glaubensbestände“ bezüglich der Sprache thematisiert. Der Autor konfrontiert den Mythos deutscher Spracheinheit in der Frühen Neuzeit mit der Wirklichkeit. Es handelt sich v.a. um die Mythisierung des sprachhistorischen Lutherbildes. Zur Begründung dieses seit Langem bestehenden Mythos werden die Ansichten der bekannten Sprachhistoriker wie J. Grimm, W. Scherer, H. Rückert angeführt. Als Gegenpol werden die Meinungen z.B. von K. Burdach präsentiert, in denen dem Einheitsmythos widersprochen wird. Zum Schluss plädiert der Autor für die Entstehung einer linguistisch ausführlich kommentierten und nach den Kriterien Textsortenspezifik, Regionalität und Konfessionalität gegliederten Sammlung von Texten aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Die naive Vorstellung von der Sprache und deren Mechanismen führt zur Entstehung angeblicher Wahrheiten, die von dem durchschnittlichen Sprachbenutzer unreflektiert wiederholt werden. Sehr selten gibt man sich die Mühe, diese auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Es gelten hier dieselben Mechanismen, mit denen man es im Falle anderer Stereotypen zu tun hat. Das Umdenken ist in diesem Bereich nur schwer zu erzielen, deswegen sind solche Publikationen wie das besprochene Werk von besonderer Bedeutung. Der Sammelband liefert nicht nur interessante Studien zu den wichtigen Fragen der Sprachwissenschaft, sondern bewegt auch zum Nachdenken über gewisse Spracher-

scheinungen und deren Interpretation. Die Aufgabe, die sich die Verfasser der Studien gestellt haben, scheint nicht leicht, denn im Kampf gegen verfestigte Meinungen und Vorurteile gewinnt man sehr selten. Die präsentierten Ergebnisse wirken aber sehr überzeugend und können auch für Nicht-Sprachwissenschaftler interessant sein. Ob aber die Entmythisierung der besprochenen Mythen Früchte tragen wird, ist die Frage der Zeit. Ein großer Beitrag dazu wird mit dem Werk „Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit“ geleistet.

Joanna Szczęk



Erika Worbs (Hrsg.): *Neue Zeiten – neue Wörter – neue Wörterbücher. Beiträge zur Neologismenlexikografie und -lexikologie*. Peter Lang, Frankfurt am Main 2009, 217 S.

Das Thema der Neologismen ist erst in der zweiten Hälfte des 20. Jh. ins Blickfeld der deutschen und slawischen Sprachwissenschaftler gerückt. Die Neologismenforschung erfreut sich immer größerer Beliebtheit unter Linguisten, was mit der raschen Entwicklung in allen Lebensbereichen zusammenhängt. Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen sind ein Ansporn für sprachliche Neuerungen. Da alle diese Änderungen sich immer schneller vollziehen und ihren Niederschlag in der Sprache finden, können Neologismen nicht außer Acht gelassen werden.

Der Sammelband „*Neue Zeiten – neue Wörter – neue Wörterbücher. Beiträge zur Neologismenlexikografie und -lexikologie*“, der im Jahre 2009 von E. Worbs herausgegeben wurde, ist das Ergebnis eines im Dezember 2005 stattgefundenen Symposiums unter demselben Titel. Die in diesem Buch zusammengestellten Studien sind Verschriftlichungen der auf dieser Konferenz gehaltenen Vorträge. Die

Mehrheit der zwölf Beiträge basiert auf dem Wörterbuch „*Polnisch-deutsches Wörterbuch der Neologismen. Neuer polnischer Wortschatz nach 1989*“ von E. Worbs, A. Markowski, A. Meger und berührt eine der mit diesem Nachschlagewerk einhergehenden Fragen. Die einzelnen Studien lassen sich drei Themenbereichen zuordnen, und zwar der Lexikografie und der Lexikologie der Neologismen sowie der Entwicklung von Internetkorpora. Das Inhaltsverzeichnis wird jedoch nicht nach diesem thematischen Prinzip gegliedert.

Im ersten Aufsatz „*Das Polnisch-deutsche Wörterbuch der Neologismen – eine lexikografische Nachbetrachtung*“ stellt E. Worbs den Hintergrund der Entstehung des ersten polnisch-deutschen Wörterbuchs der Neologismen dar. Die Verfasserin betrachtet das erwähnte Wörterbuch als eine Ergänzung für Allgemeinwörterbücher, die nicht immer Anforderungen der Sprachnutzer genügen und der sich sehr schnell entwickelnden Lexik Rechnung tragen können. In diesem Beitrag wurde ausführlich beschrieben, was für eine Neologismendefinition dem Wörterbuch zugrunde liegt und welche Voraussetzungen eine lexikalische Innovation erfüllen musste, um in dieses Verzeichnis aufgenommen werden zu können. Dies scheint von besonderer Bedeutung zu sein, da die Auffassungen der Linguisten darüber, was ein Neologismus ist, gehen oft auseinander. In diesem Wörterbuch haben solche Neuerungen keinen Eingang gefunden, die nicht zur Allgemeinsprache gehören und nur textgebunden sind. Die Erwägungen münden in dem Fazit, dass es eine Lücke auf dem Markt gebe, die von Wörterbüchern der Neologismen geschlossen werden kann. Obwohl Allgemeinwörterbücher neu aufgelegt und um neue Wörter und Ausdrücke ergänzt werden, so dass sie stets aktuell sind, muss man den Herausgebern den Vorwurf machen, dass Neulexeme oder Neubedeutungen in Allgemeinwörterbüchern

ern nicht markiert sind und daher unterzugehen scheinen.

Im Artikel „*Der Stellenwert der Neosemantismen in der polysemischen Struktur des Wortes (auf der Grundlage der neuesten Neosemantismen der polnischen Sprache)*“ unterstreicht A. Markowski, dass keine definitiven Schwierigkeiten in Bezug auf Neosemantismen auftreten. Diese Anmerkung scheint insofern wichtig zu sein, weil Neologismen im Gegensatz zu Neosemantismen nicht einheitlich definiert werden. In diesem Zusammenhang bringt der Autor eine Reihe von Definitionen von Neosemantismen aus polnischen Nachschlagewerken vor. Für die Untersuchung von Neosemantismen ist vor allem die diachronische Perspektive nötig. Synchron lassen sie sich nicht untersuchen, weil man einen Überblick über die Änderungen im Lexikon braucht. Sie werden immer mit schon existierenden und in der Sprache etablierten Lexemen, sog. Paläosemantismen verglichen und in dieser Hinsicht analysiert. In diesem Beitrag wurde auch auf das Problem der lexikografischen Erfassung von Neosemantismen eingegangen. Der Autor meint, dass sie in Allgemeinwörterbüchern nicht richtig behandelt werden, weil sie nicht als neu markiert werden. Als Alternative zu Wörterbüchern des Allgemeinwortschatzes bieten sich hier wiederum Wörterbücher des neuen Wortschatzes an, bei denen Neubedeutungen als separate Einträge erscheinen. Den Kern dieses Artikels bildet das Kapitel „*Das Verhältnis zwischen den Bedeutungen von Paläosemantismen und Neosemantismen in Bezug auf den Grad ihrer Etabliertheit in der Sprache*“, in dem zehn Arten von Relationen zwischen Neubedeutungen und Paläosemantismen an Beispielen aus dem Polnischen erörtert werden. Aufgrund der Klassifikation der genannten Relationen wird versucht, die Position von Neubedeutungen in der Bedeutungsstruktur eines Wortes in verschiedenen Fällen aufzudecken.

In der Studie „*Das Polnisch-deutsche Wörterbuch der Neologismen – eine lexikalisch-semantische Charakteristik*“ von A. Meger wird der dem Wörterbuch entnommene Wortschatz in Gruppen nach dem Kriterium der Zugehörigkeit zu einer der Wortarten gegliedert. So ergeben sich Substantive, Adjektive und Verben. Analysiert werden auch Phraseologismen und Mehrwortlexeme. Eine besondere Aufmerksamkeit wird fachsprachlichen Ausdrücken gewidmet. Nach der Ansicht des Autors ist im Polnischen die Tendenz zur Nominalisierung und Internationalisierung sichtbar. Die Letztere findet ihren Niederschlag nicht nur in der Lexik, sondern auch in der Wortbildung.

R. Pawelec thematisiert in seinem Beitrag „*Der neue Computer- und Internetwortschatz aus lexikologischer und lexikografischer Sicht*“ die Lexik, die mit der Computer- und Internetwelt zusammenhängt. Diesem lexikalischen Bereich wird nach der Ansicht von R. Pawelec nicht genügend Augenmerk gewidmet. Der Autor weist auf die Unterschiede zwischen der Computerfachsprache und -umgangssprache hin. An Beispieltexten, die einerseits Beschreibungen von verschiedenen Produkten sind, andererseits Auszüge aus unterschiedlichen Internetforen darstellen, wird deutlich, dass sich die Lexik der erwähnten Textgrupperepräsentanten voneinander erheblich unterscheidet. Die erste Textsorte sollte allen Lesern zugänglich sein, während die zweite eher nur für „Insider“ verständlich ist. Den Verfasser beschäftigt auch die Frage von Entlehnungen und Wörtern polnischer Herkunft im Computer- und Internetwortschatz. Es werden Beispiele für Entlehnungen und Lehnübersetzungen angeführt. Nach der Auffassung des Verfassers zeichnet sich auch die Tendenz ab, vor allem Substantive zu entlehnen. Die Bezeichnungen für neue Gegenstände und technische Erfindungen drängen zusammen mit der Sache in die polnische Sprache ein. Die

Überlegungen lassen den Autor den Schluss ziehen, dass der Computerwortschatz, der reich an englischen Bezeichnungen ist, in Allgemeinwörterbüchern keine Aufnahme finden sollte. Stattdessen sollten Wörterbücher speziell für Internetnutzer herausgebracht werden. Von besonderem Interesse ist für den Autor aber die umgangssprachliche Variante des Computerwortschatzes.

Der nächste Beitrag wird auch der Umgangssprache gewidmet, aber er bezieht sich nicht auf den Computerwortschatz. E. Rudnicka nimmt in ihrer Studie „*Der Anteil der*

Umgangssprache in der jüngsten Lexik der polnischen Sprache“ Umgangssprache als besondere Sprachvarietät unter die Lupe. Die Autorin bespricht kurz die Stellung der Umgangssprache und stellt sich die Frage nach der Expansität der Umgangssprachlichkeit im untersuchten Neologismeninventar. Aus den Erwägungen geht hervor, dass trotz der Aufwertung der Umgangssprache diese keinen großen Anteil am Neologismenbestand, nämlich ungefähr 20% hat. Dieses Ergebnis lässt E. Rudnicka die Schlussfolgerung ziehen, dass die Rangänderung des Umgangssprachlichen einen qualitativen Charakter hat, d.h. sich in der höheren Frequenz des Gebrauchs von Kolloquialismen und nicht durch einen rasanten Anstieg ihrer Anzahl manifestiert. In diesem Beitrag wird die Aufmerksamkeit auch Fremdwörtern im Wortgut des Polnischen und deren Einfluss auf die heimische Lexik und Wortbildung gewidmet. Der gesammelte Neuwortschatz wurde nach dem Kriterium der Herkunft gegliedert, woraus sich sechs Gruppen von Neologismen ergeben: „heimische lexikalische Einheiten“ (S. 78), „vollständig assimilierte lexikalische Einheiten“ (S. 78), „heimisch-fremde Einheiten“ (S. 79). Die vierte, fünfte und sechste Gruppe machen „fremde lexikalische Einheiten“ aus, die erstens Fremdeinheiten, zweitens von fremden Basen stammende Derivate und

drittens „Mischprodukte“ aus heimischen und fremden oder fremden und fremden Lexikoneinheiten sind. Die umgangssprachlichen Neologismen werden in diesem Beitrag auch im Hinblick auf ihre Wertung sowie die Expressivität und den Humor analysiert. Im Anhang zu dieser Studie werden die untersuchten neuen Einheiten aufgelistet. Da der angefügte Index der Neologismen ziemlich umfangreich ist, kann sich der Leser einen guten Überblick über Neologismen mit umgangssprachlicher Färbung verschaffen.

Der nächste Artikel *„Die Ermittlung neuer Wörter im Korpus – computergestützt und manuell“* von M. Łaziński gehört dem dritten im Vorwort genannten Themenbereich an. Das Anliegen des Autors ist es zu zeigen, wie man sich durch den Einsatz von Computerprogrammen die Arbeit beim Auffinden von Neologismen erleichtern kann.

Im Text *„Die lexikografische Darstellung von Neologismen“* setzt sich T. Piotrowski mit dem Thema der Registrierung von Neologismen in Allgemeinwörterbüchern der polnischen Sprache auseinander. Der Verfasser weist darauf hin, dass die Existenz eines Neologismus durch das gesellschaftliche Prestige eines Sprechers, in dessen Idiolekt sich der Neologismus ausgeprägt hat, bedingt ist. Ist der Sprecher angesehen, so kann ein neues Wort oder ein neuer Ausdruck von seinem Umfeld aufgenommen und weiter verbreitet werden. Außerdem wird versucht, die Anforderungen, die an ein modernes Allgemeinwörterbuch gerichtet werden, zu beschreiben. Dargestellt wird auch der Aufnahmeprozess von neuen lexikalischen Einheiten. In diesem Beitrag wird auch verdeutlicht, dass in Versuchen, Wörterbücher aus verschiedenen Zeiten auf Neologismen zu prüfen, selten repräsentative Ergebnisse erzielt werden können, weil es an einer einheitlichen Vergleichsgrundlage fehlt. Die Wörterbücher legen verschiedene Maßstäbe an, so dass man sie nur schwer vergleichen kann.

Im Beitrag *„Prinzipien bei der Ermittlung und Verifizierung von Wortbildungsneologismen als Nachweis für Internationalisierungstendenzen in der modernen polnischen Sprache“* verweist K. Waszkowa darauf, dass als Internationalisierung nicht nur die Übernahme von Neulexikoneinheiten, sondern auch der Einsatz von fremden Wortbildungsmodellen verstanden wird. Als Grundlage für diese Untersuchung gilt grundsätzlich eine Sammlung von neuen Lexikoneinheiten *„Nowe słownictwo polskie. Badania rzeczowników“* von T. Smółkowa. In diesem Beitrag wird ein Verifikationsverfahren zur „Bereinigung“ des sprachlichen Materials vorgeschlagen, d.h. eine Kombination von Methoden, die angewendet werden, um die schon früher in anderen Nachschlagewerken oder Texten registrierten Einheiten aus der Analyse auszuklamern. Es hat sich als günstig erwiesen, weil viele der in der genannten Sammlung auftretenden Einheiten aus dieser Untersuchung ausgeschlossen werden konnten. Die schon erwähnten Schritte zur „Bereinigung“ der sprachlichen Basis wurden in diesem Artikel sehr ausführlich beschrieben, während Typen sprachlicher Erscheinungen, die von der Internationalisierung der polnischen Wortbildung zeugen, sehr knapp dargestellt wurden. Im Schlussteil werden die Tendenzen zur Internationalisierung lediglich stichwortartig dargelegt.

In der nächsten Studie *„Neologismen in Wörterbüchern verschiedenen Typs“* wird die Darstellungsweise und Handhabung von Neologismen in unterschiedlichen Wörterbüchern untersucht. R. Belentschikow weist darauf hin, dass die ungleiche Stellung des neuen Wortschatzes in verschiedenartigen Wörterbüchern vor allem auf die gewählte Definition des Begriffs ‚Neologismus‘ zurückzuführen ist. Die Autorin bespricht zuerst die Aufnahme- und Auswahlkriterien von Neologismen für Allgemeinwörterbücher. Es ist zu betonen, dass in diesem

Fall vor allem die „pragmatische Relevanz“ (S. 149) zu berücksichtigen ist, d.h. es werden vor allem solche sprachliche Innovationen in ein Allgemeinwörterbuch aufgenommen, die etwas Neues benennen. Neben der pragmatischen Relevanz kommt eine große Rolle auch der Usualisierung zu. Damit hängt auch die Wortbildungsaktivität eines Neologismus zusammen, was auch als Nebenkriterium herangezogen werden kann. Die Autorin verweist noch darauf, dass in der Mehrheit der Allgemeinwörterbücher kein spezielles System zur Hervorhebung oder Markierung von Neologismen gearbeitet wurde. Das 20. Jh. hat jedoch dazu geführt, dass sich eine spezielle Art von Wörterbüchern, und zwar Neologismenwörterbücher, entwickelt hat, wobei anzumerken ist, dass sie sich auch Verschiedenes zum Ziel setzen können, so dass ihre Mikro- und Makrostruktur je nach dem verfolgten Zweck variieren können. Es wird auch deutlich, dass Neologismenwörterbücher sowohl ein- als auch mehrsprachig sein sowie einen normativen oder nichtnormativen Charakter haben können. Der Beitrag mündet in der Aussage, dass Neologismenwörterbücher mit ihrer Differenziertheit in der Darstellung von Neologismen eine umfangreiche und wertvolle Basis für weitere sprachwissenschaftliche Untersuchungen ausmachen und einen breiten Leserkreis finden können. In diesem sehr interessanten Artikel werden viele Beispiele angeführt, in denen das deutsch-russische Sprachpaar unter die Lupe genommen wird.

D. Steffens, eine der Teilnehmerinnen des Projekts „Neologismen“ am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim geht in ihrem Beitrag „*Neue Wörter in einem neuen Medium. Das erste Neologismenwörterbuch für das Deutsche ist im Internet*“ auf das Thema der Präsentation von Neologismen im Internet mithilfe des speziell für diesen Zweck konzipierten Systems *ellexiko* ein. Die Autorin beginnt ihre Erwägungen damit,

den Begriff des Neologismus zu definieren, um den Lesern bewusst zu machen, welche Einheiten Eingang in dieses Wörterbuch finden können. Durch die in dieser Studie dargestellten Bildschirmansichten können die Leser genau verfolgen, welche Ergebnisse bei Suchanfragen erzielen und welche Informationen sie bekommen können.

„*Neue Veröffentlichungen der Tschechischen Akademie der Wissenschaften zum Thema Neologismen*“ ist der zweite Text von K. Waszkowa in dieser Sammlung, in dem zwei von der Autorin ausgewählte tschechische Neologismenpublikationen „*Nová slova v češtině*“ und „*Neologizmy v dnešní češtině*“ unter die Lupe genommen werden. Das Anliegen der Untersuchung ist es nicht, Kritik an den genannten Werken zu üben, sondern sie interessierten Lesern näher zu bringen. Sie werden aus verschiedenen Blickwinkeln dargestellt und von der Verfasserin als Inspiration für weitere Analysen angesehen.

M. Guławska-Gawkowska befasst sich in ihrer Studie „*Lexikalische, grammatische und kulturelle Lücken im Vergleich Deutsch-Polnisch und Polnisch-Deutsch*“ mit der Frage der sprachlichen sowie kulturellen Lücken, die am Beispiel des Deutschen und Polnischen dargelegt werden. Die Autorin geht von der Feststellung aus, dass jeder, der mehr als einer Sprache mächtig ist, damit konfrontiert wird, dass es in einer Fremdsprache kein richtiges Äquivalent zu geben scheint. Diese sprachlichen Lücken können lexikalischer oder grammatischer Art sein. Ein interessantes Thema, auf das im Rahmen dieses Beitrags eingegangen wird, sind aber auch kulturelle Lakunen, die im Lichte des Lakunen-Modells aus der Kulturwissenschaft dargestellt werden. So weist die Autorin auf die Berührungsstellen zwischen sprachlichen und kulturellen Lücken hin.

Der Band ist eine wertvolle Sammlung von Beiträgen vor allem zum Thema der

Lexikologie und Lexikografie der Neologismen. Die Untersuchungen werden an verschiedenen Sprachen durchgeführt, in erster Linie aber wird das Polnische dargestellt. Diese Veröffentlichung ist vor allem für solche Sprachnutzer empfehlenswert, die an Sprachwandlungsprozessen interessiert sind und sie bewusst wahrnehmen und verstehen wollen.

Marcelina Kalasznik



Joanna Szczek: *Auf der Suche nach der phraseologischen Motiviertheit im Deutschen (am lexikographischen Material)*. Neisse Verlag und Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, Dresden – Wrocław 2010, 420 S.

Joanna Szczek, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik an der Universität Wrocław, konzentriert sich in ihrer Forschung auf die Phraseologie des Deutschen und Polnischen und das sprachliche Weltbild dieser Sprachen. In ihrer Monographie „*Auf der Suche nach der phraseologischen Motiviertheit im Deutschen (am lexikographischen Material)*“ behandelt sie die Problematik der diachronen und synchronen Phraseologie in Anlehnung an die Ethno- und Soziolinguistik.

Joanna Szczek ist die erste Sprachwissenschaftlerin, die auf Inspirations- und Motivationsquellen der Phraseologismen eingeht. Ihre Monographie ist ein ernst zu nehmender Versuch in diesem Bereich. Die Verfasserin versucht zu erklären, auf welche Art und Weise Phraseologismen gebildet bzw. motiviert werden. Dabei vertritt sie die Meinung, dass die Phraseologie auch vom sprachlichen Weltbild der jeweiligen Sprachgemeinschaft abhängt.

Szczeks Monographie besteht aus zwei Teilen. Der theoretische Teil enthält defini-

torische Fragen, die in die phraseologische Thematik einführen. Der empirische Teil ist den Inspirations- und Motivationsquellen der Phraseologismen gewidmet. Das Buch besteht aus 10 Hauptkapiteln, die in mehrere Unterkapitel eingeteilt worden sind. Jedes Kapitel thematisiert die wichtigsten Schwerpunkte der Phraseologie.

Das erste Kapitel stellt Ziele dieser Monographie, ihre Materialbasis und Methode der Untersuchungen, einen Forschungsstand sowie den Aufbau der Arbeit dar. Das Hauptziel betrifft die Analyse und Synthese der Motivationsquellen der deutschen Phraseologismen. Die Basis für Szczeks Untersuchungen sind phraseologische Wörterbücher, die Aufschlüsse über die Etymologie dieser Phraseologismen enthalten. Bei manchen von ihnen ist ihre Herkunft aber schwer oder völlig unmöglich zu ermitteln.

Im zweiten Kapitel werden zuerst wesentliche phraseologische Termini, und dann die Merkmale der Phraseologismen aufgeführt. Die terminologische Verwirrung im Rahmen der Phraseologie wird auch in dieser Monographie bestätigt. Solche Ausdrücke wie phraseologische Einheit, Phrasmus, sprichwörtliche Redewendung oder Wortgruppenlexem zeugen vom terminologischen Wildwuchs in diesem Forschungsbereich. Zu Merkmalen der Phraseologismen werden unter anderem ihre Mehrgliedrigkeit, Idiomatizität, Stabilität, Lexikalisierung und Reproduzierbarkeit sowie Bildlichkeit bzw. Bildhaftigkeit gerechnet.

Kapitel 3 ist der Klassifikation der Phraseologismen gewidmet. Joanna Szczek stellt verschiedene Klassifikationsvorschläge bzw. Typologieveruche dar. Die Phraseologismen werden am häufigsten in Einwortphraseologismen, feste Phrasen, geflügelte Worte, Idiome, phraseologische Vergleiche, Sprichwörter, Wellerismen und Zwillingssformeln eingeteilt.

Im vierten Kapitel befasst sich die Verfasserin mit der Semantik der Phraseologismen. Dabei werden Unterschiede zwischen der freien und gebundenen Bedeutung sowie die Lesarten der Phraseologismen erläutert. Viel Platz wird der Äquivalenz, den Bedeutungsschichten der Phraseologismen, als auch den Typen und der Motiviertheit und Unmotiviertheit der phraseologischen Bedeutung gewidmet. Die Verfasserin unterscheidet nichtidiomatische Phraseologismen, die motiviert sind, teilidiomatische, die teilmotiviert sind und vollidiomatische, die unmotiviert sind.

Das fünfte Kapitel betrachtet außersprachliche Faktoren, die auch Entstehung der Phraseologismen beeinflussen. Geschichtliche, kulturelle und politische Aspekte spiegeln sich in der Sprache wider, was auch in der Phraseologie zu sehen ist. Außerdem werden Entwicklungstendenzen und Entlehnungen aus anderen Sprachen eingehender unter die Lupe genommen.

In Kapitel 6 wird die kulturelle Linguistik behandelt, die aus dem sprachlichen Weltbild eines Volks resultiert. Die Forscherin analysiert die vierdimensionale Relation: Sprache – Kultur – Mensch – Wirklichkeit. Ihrer Meinung nach lässt sich die Weltauffassung bzw. -betrachtung je nach der Sprachgemeinschaft differenzieren. Die Bedeutungen der jeweiligen Phraseologismen können von Kultur zu Kultur variieren. Daraus ergibt sich Tatsache, dass auch im europäischen Kulturkreis identische Phraseologismen ganz andere Bedeutungen tragen können: Zum Beispiel „ein Sonntagskind sein“ (im Deutschen: Ein Glückskind sein; im Polnischen: Faul sein). Es gibt auch solche, die nur mit der Geschichte des jeweiligen Landes verbunden sind: Im Deutschen: „Bei jemandem nach etwas auf den Busch klopfen“, und im Polnischen: „Wyjść jak Zabłocki na mydle“. Ein Gegenpol dazu bilden diejenigen, die auf gemeinsame europäische Quellen zurückführen wie Biblismen oder

Phraseologismen aus der antiken Kultur. Dieses Kapitel betrifft die ethno-linguistischen Aspekte in der europäischen Phraseologie.

Das siebte Kapitel enthält Vorbemerkungen zur Entstehung der Phraseologismen. Joanna Szczek achtet darauf, dass die Inspirations- und Motivationsquellen in den zugänglichen phraseologischen Monographien sehr oberflächlich angesprochen werden. Sie behandelt historische Prozesse, denen feste Wortverbindungen unterliegen: Phraseologisierung und Idiomatisierung. Dabei weist die Verfasserin nach, dass manche Phraseologismen im Laufe der Zeit neue Bedeutungen erhalten, und manche Wortverbindungen phraseologisiert werden.

Im achten Kapitel werden die Inspirations- und Motivationsquellen der europäischen und anderen Phraseologismen zusammengestellt. Hier werden solche Schwerpunkte der Phraseologie wie interkulturelle, sprachliche, kulturgeschichtliche, außersprachliche und innenkulturelle Quellen thematisiert. Zu interkulturellen gehören Internationalismen und phraseologische Universalien, die solche Aspekte wie etwa Geld, Körperteile, Naturerscheinungen, Tierwelt und Zeit einbeziehen. Zu den sprachlichen Quellen gehören die Bibel, die antike Kultur, Mythologie und Philosophie sowie Meisterwerken der Weltliteratur. Kulturgeschichtliche Aspekte beziehen sich auf die Geschichte und Kultur der jeweiligen Sprachgemeinschaft. Zu außersprachlichen Motivationsquellen werden Körperteile gerechnet. Mit ihrer Hilfe werden Somatismen gebildet, die nach der Verfasserin als Welt-Phraseologismen bezeichnet werden. Im Rahmen der innenkulturellen Quellen lassen sich drei Typen unterscheiden: Phraseologismen, die in vielen Sprachen gleiche Motivation aufweisen, nationale Varianten der festen Wortverbindungen sowie Phraseologismen, die nur kulturspezifisch sind. In diesem Kapitel werden die Inspirations- und Motivationsquellen der

Phraseologismen je nach verschiedenen Lebensbereichen klassifiziert und exemplarisch erklärt.

In Kapitel 9 werden Ursachen und Formen der Entlehnungen in der Phraseologie dargestellt. Analysiert werden dabei diejenigen Phraseologismen, die in einer Sprachgemeinschaft gebildet worden sind und dann in eine andere Sprache eingedrungen sind.

Das zehnte Kapitel ist ein Dreh- und Angelpunkt dieser Monographie. Es werden Inspirations- und Motivationsquellen der deutschen Phraseologismen untersucht, klassifiziert, charakterisiert und mit Beispielen belegt. Ihre Reihenfolge ist alphabetisch angeordnet. Die Verfasserin beginnt ihre

Analyse der phraseologischen Motiviertheit im Deutschen mit dem Aberglauben und endet mit der Zeit und Zeitbegriffen. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen werden schematisch, tabellarisch und nach Punkten dargestellt. Szczęks Analyse ist glaubwürdig, weil die Forscherin insgesamt 6190 Phraseologismen untersucht hat, die in 63 Gruppen der phraseologischen Motiviertheit eingeteilt worden sind.

Am Ende dieser Monographie befinden sich Zusammenfassung und Ausblick sowie Literaturverzeichnis.

Mariusz Frąckowiak

Inhalt

Contents – Sommaire – Spis treści

<i>Marek Bojarski</i> Professor Norbert Heisig – ein Mensch mit Charisma und Leidenschaft.....	5
<i>Gerhard Maximilian Oremek</i> Dem Paten der Universität Wrocław Prof. Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig zum 80. Geburtstag	7
<i>Aleksandra Kubicz</i> Professor Norbert Heisig – treuer und hochverdienter Freund der Universität Wrocław.....	11
<i>Christoph Wetzel</i> Für Professor Norbert Heisig (der die leeren Bild-Augen der Decke des Oratorium Marianum nicht ertragen konnte)	15
<i>Maciej Łagiewski</i> „Śląsk jest melodią mojego życia”. Szkic do portretu Norberta Heisiga	17
<i>Norbert Conrads</i> Die Anfänge des Konsularwesens im habsburgischen Breslau	21
<i>Anna Mańko-Matysiak</i> Medizinisches Wissen für Nichtmediziner – Martin Pansa und sein Beitrag zur Pestbekämpfung	33
<i>Marta Kopij-Weiß</i> Der Kult um den Fürsten Józef Poniatowski in den nationalen Mythologisierungen der deutschen und polnischen Romantik	45
<i>Joanna Zator-Peljan</i> Deutsch-polnische Nachbarschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts aus imagologischer und xenologischer Perspektive	53
<i>Ewa Jarosz-Sienkiewicz</i> In einer „verkehrten“ Welt. <i>Der Himmel war unten</i> von Hugo Hartung als literarisches Bild einer Frau in der Festung Breslau	75
<i>Gustav Landgren</i> „Beim Sterben sind wir so hilflos und nackt wie neugeborene Kinder.“ Ästhetik, Todesvorstellungen und Melancholie in Georg Büchners <i>Dantons Tod, Leonce und Lena</i> und <i>Lenz</i>	87

<i>Arletta Szmorhun</i> Sexualitäts- und Körperdiskurs in der neuesten deutschsprachigen Literatur	107
<i>Gennady Vassilyev</i> Roman und Romanheld in der Konzeption von Friedrich Vischer und Michail Bachtin	117
<i>Karsten Dahlmanns</i> Der „grüne“ George	131
<i>Tomasz Dziura</i> Gerhart Hauptmanns Reden im Zusammenhang mit der Volksabstimmung in Oberschlesien.....	149
<i>Katarzyna Grzywka</i> „(...) keine Melodie, sondern ein unendlich langsames, meditatives Abschreiten eines leeren Raumes, Ton für Ton“. Zur altjapanischen Musik im Roman <i>Liebesnähe</i> von Hanns-Josef Ortheil.....	173
<i>Aneta Jachimowicz</i> „Der Markt steht über den Menschen“. Peter Turrinis Stück <i>Die Minderleister</i> und seine literarischen Vorbilder	187
<i>Piotr Majcher</i> Die Bedeutung Kardinal Königs und Wiens für die Kontakte zwischen West- und Osteuropa.....	197
<i>Aneta Jachimowicz</i> „Ein Sänger des hohen C der Vitalität“. Otto Neurath, die Isotype und der Klassenkampf.....	207
<i>Sebastian Mrożek</i> Hans Werner Richter (1908–1993) als Zeitzeuge seiner Epoche. Einige biografische Anmerkungen anlässlich seines 20. Todesjahres	217
<i>Paweł Wałowski</i> Einige – wenn auch nicht bahnbrechende – Bemerkungen zum Wesen der Ironie	225
<i>Paweł Wałowski</i> Schema und Einfall. Zum literarischen Muster in Christoph Simons Romanen	237
<i>Bonifacy Miązek</i> Czesława Miłosza portret pytaniami.....	251
<i>Bonifacy Miązek</i> Uwagi o książce Joanny Godlewicz-Adamiec <i>Miłość czy kontrakt?</i> <i>Koncepcja małżeństwa w niemieckiej i polskiej literaturze średniowiecza</i>	263
<i>Grzegorz Kowal</i> Mityczny Bruno Schulz	269

<i>Sebastian Mrozek</i> Eseistyka Herty Müller jako wiwisekcja autorytarnej prze/mocy na przykładzie tekstów noblistki z tomów <i>Król kłania się i zabija</i> oraz <i>Głód i jedwab</i>	289
<i>Krzysztof A. Kuczyński</i> Felix A. Voigt i jego „Gerhart Hauptmann-Jahrbuch” w latach 1936, 1937, 1948	303
<i>Dorota Tomczuk</i> Film jako kontekst dzieła literackiego w dydaktyce nauczania literatury (na przykładzie adaptacji filmowej <i>Von morgens bis mitternachts</i>)	317
<i>Bartosz Swoboda</i> Między Nietzschem a Wyspiańskim: teoria dramatu Ostapa Ortwina	325
<i>Halina Uchto</i> Tematyka kulturalna w czasopiśmie przedmiotowym „Język Rosyjski”	339
<i>Marek Szalagiewicz</i> Co nas przeraża w maszynach? – O kulturowej antypatii i lęku przed techniką.....	351
<i>Anna Warakomska</i> <i>Himmelsreise</i> Necli Kelek jako przykład starań o kulturową integrację	365
„Muszę mieć poczucie, że książka jest warta mojego trudu.” Z Andrzejem Kopackim rozmawia Artur Robert Białachowski	377
<i>Joanna Małgorzata Banachowicz</i> O konferencji „Estetyczne metamorfozy Petera Turriniego”	385
<i>Marek Bratuń</i> Fortunato Bartolomeo de Felice et son idée de l’analogie dans l’ <i>Encyclopédie</i> d’Yverdon	387
<i>Anna Bochnakowa, Marcin Jakubczyk</i> Emprunts romans en polonais – multiplicité d’origines	399
<i>Liana Koziarevych</i> Nonverbal fascination in the Gender Discourse	407
<i>Edward Bialek</i> Der Anteil der Breslauer Gelehrten und Schriftsteller am literarischen Geschehen in Liegnitz nach dem Ersten Weltkrieg.....	413
<i>Marcin Miodek</i> Europa = Niemcy? Karta niemiecka w polskiej karykaturze prasowej o tematyce europejskiej w latach 1945-2012	429

Bücher

Books – Livres – Książki

Łukasz Musiał: *Kafka. W poszukiwaniu utraconej rzeczywistości* (Sebastian Mrożek) – 449; Bernd Neumann: *Franz Kafka: Aporie asymilacji. Rekonstrukcja tryptyku powieściowego* (Dorota Szczęśniak) – 453; Wynfrid Kriegleder: *Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Menschen – Bücher – Institutionen* (Lucjan Puchalski) – 455; Andrzej Kątny / Katarzyna Lukas (Hrsg.): *Germanistik in Polen. Geschichte – Perspektiven – interdisziplinärer Dialog* (Janina Gesche) – 459; Miriam Kanne: *Andere Heimaten. Transformationen klassischer „Heimat“-Konzepte bei Autorinnen der Gegenwartsliteratur* (Monika Mańczyk-Krygiel) – 463; Sigrid Grün: *‘Fremd in einzelnen Dingen’. Fremdheit und Alterität bei Herta Müller* (Sebastian Mrożek) – 465; Mirosław Ossowski: *Literatura powrotów – powrót literatury. Prusy Wschodnie w prozie niemieckiej po 1945 roku* (Anna Gajdis) – 469; Lothar Pikulik: *Erzähltes Welttheater. Die Welt als Schauspiel in der Romantik* (Karolina Ceglarska) – 471; Joanna Godlewicz-Adamiec: *Miłość czy kontrakt? Koncepcja małżeństwa w niemieckiej i polskiej literaturze średniowiecza* (Anna Warakomska) – 473; Bodo Kirchhoff: *Die Liebe in groben Zügen* (Ewa Matkowska) – 476; Zofia Chłopek: *Nabywanie języków trzecich i kolejnych oraz wielojęzyczność* (Janusz Stopyra) – 478; Aldona Sopata (2009): *Erwerbtheoretische und glottodidaktische Aspekte des frühen Zweitspracherwerbs. Sprachentwicklung der Kinder im natürlichen und schulischen Kontext* (Jolanta Gładysz) – 479; Eugeniusz Rajnik: *Wortbildung des Substantivs im Dänischen – explizite und implizite Derivation* (Janusz Stopyra) – 484; Camilla Badstübner-Kizik (Hrsg.): *Linguistik anwenden* (Joanna Szczęk) – 485; Petra Folkersma: *Emotionen im Spannungsfeld zwischen Körper und Kultur. Eine kognitiv-semantische Untersuchung von Aspekten der Motiviertheit körperbezogener phraseologischer Einheiten aus dem Denotatsbereich „Emotion“*. An Beispielen des idiomatischen Gefühlsausdrucks für Wut, Angst und Liebe (Joanna Szczęk) – 490; Ryszard Lipczuk, Magdalena Lisiecka-Czop, Anna Sulikowska (red.): *Frazeologizmy w słownikach niemiecko-polskich i polsko-niemieckich na przykładzie Pons Duży słownik i Langenscheidt Słownik Partner* (Renata Nadobnik) – 493; Mária Papsonová/Ingrid Puchalová (Hg.): *Nemecké nárečia na Slovensku. Deutsche Mundarten in der Slowakei* (Zuzana Bohušová) – 495; *Pół wieku tłumaczenia. Rozmowy z Karlem Dedeciem 1959-2009* (Tadeusz Błażejewski) – 497; *Dedecius – Miłosz. Listy 1958 – 2000*. (Sebastian Mrożek) – 499; Artur Dariusz Kubacki: *Tłumaczenie poświęcone. Status, kształcenie, warsztat i odpowiedzialność tłumacza przysięgłego* (Janusz Stopyra) – 501; Jonathan Gottschall: *The Rape of Troy. Evolution, Violence, and the World of Homer* (Joanna Małgorzata Banachowicz) – 504; Lieselotte Anderwald (Hrsg.): *Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit?* (Joanna Szczęk) – 506; Erika Worbs (Hrsg.): *Neue Zeiten – neue Wörter – neue Wörterbücher. Beiträge zur Neologismenlexikografie und -lexikologie* (Marcelina Kalasznik) – 509; Joanna Szczęk: *Auf der Suche nach der phraseologischen Motiviertheit im Deutschen* (Mariusz Frąckowiak) – 514.

